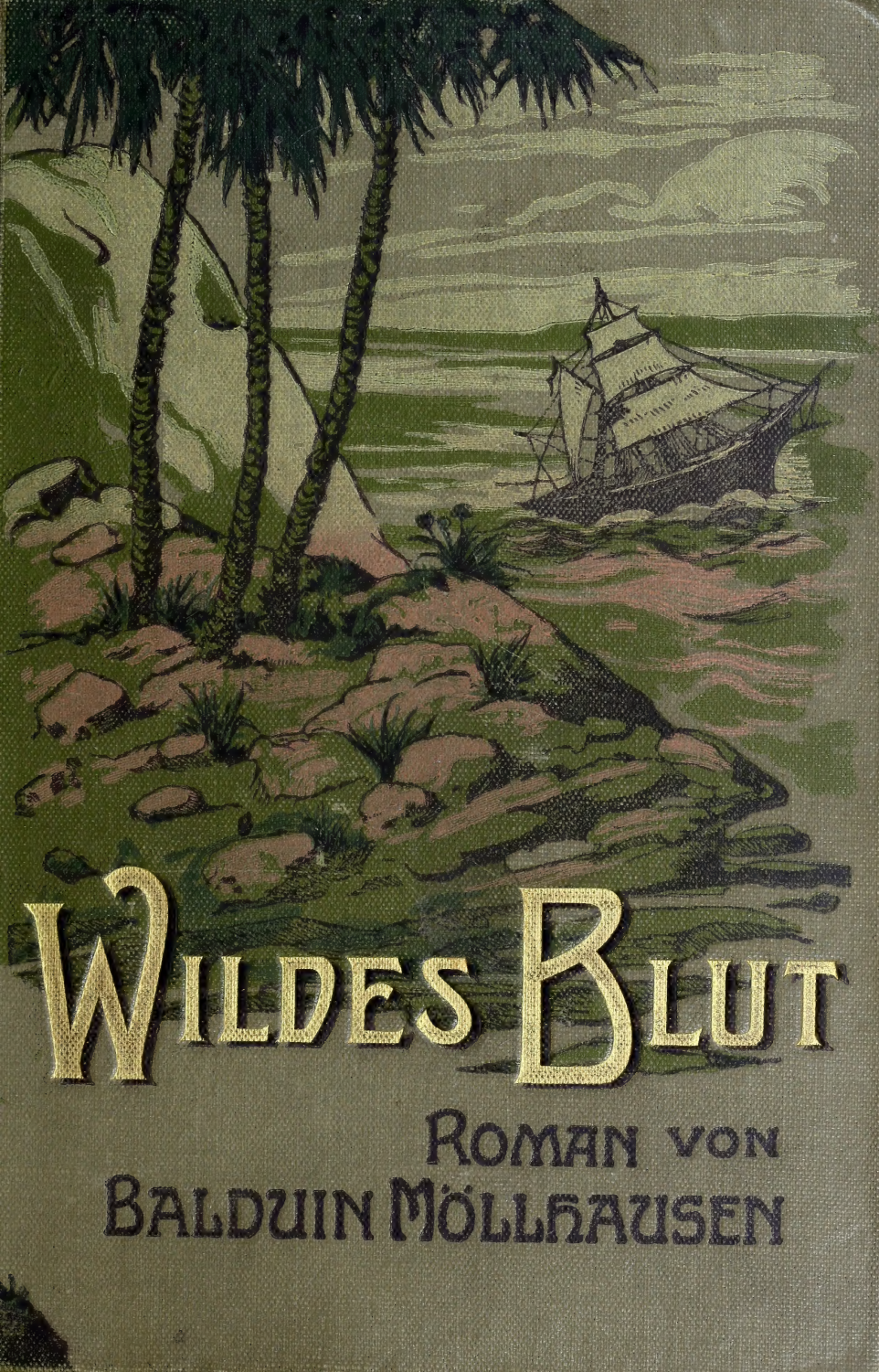


Wildes Blut

Roman von

Balduin Möllhausen

11 R5c

79 907

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/wildesblut01moll

Balduin Möllhausen

Illustrierte Romane

Dritte Serie

Erster Band

Wildes Blut

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Paul List

Wildes Blut

Erzählung

von

Balduin Möllhausen

Illustriert von H. Grobet

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Paul List

Publishe Januar 15. 1912
Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3, 1905 by PAUL LIST, LEIPZIG

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

RBR
Jantz
#1493

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1. Kapitel	Der weiße Flüchtling	7
2. „	Der schwarze Flüchtling	20
3. „	Auf norddeutschem Strande	31
4. „	In der Fischerhütte	45
5. „	Hanna Klasen	56
6. „	Der Schleichhändler	65
7. „	Junker Florentin	76
8. „	Auf dem Dorfwege	86
9. „	Bei dem Herrn Kontrolleur	92
10. „	Die Reliquien	103
11. „	Die Vorratskammer	119
12. „	Der Besuch im Gefängnis	130
13. „	Im Forsthause	147
14. „	Die Begegnung auf der Landstraße	162
15. „	Ein schwerer Gang	170
16. „	Der nächtliche Besuch	184
17. „	Eines Schleichhändlers Erfahrungen	191
18. „	Im letzten Augenblick	202
19. „	Zukunftspläne	213
20. „	Die Auseinandersetzung	221
21. „	Die Mutter der Haniks	232
22. „	Der Bienenkorb	251
23. „	Die Beratungsfahrt	261
24. „	Das Pfarrhaus	270
25. „	Die Prüfung	281

Seite
26. Kapitel Der nächtliche Ritt 294
27. „ Doktor Towaka Koti 299
28. „ Brauner Besuch im Bienenkorb 316
29. „ Graham 326
30. „ Ein schwerer Gang 338
31. „ Die böse Frau aus Neuorleans 345
32. „ Zwei starke Gegnerinnen 357
33. „ Ein tiefes Geheimnis 374
34. „ Eine Botschaft 381
35. „ Der Besuch bei dem Zauberer 385
36. „ Das unheimliche Kleeblatt 399
37. „ Der Familienrat 409
38. „ Freiheit und Gerechtigkeit 424
39. „ Die beiden Haniks 440
40. „ Eine unerwartete Wendung 455
41. „ Die Heimkehr 462
42. „ Auf dem Grabe des Häuptlings 470
43. „ In den Hafen der Ruhe 480
44. „ Schluß 492

Erstes Kapitel.

Der weiße Flüchtling.

Die Wunden, die dem nordamerikanischen Kontinent durch den furchtbaren Bürgerkrieg geschlagen worden waren, sind längst verharscht. Auf den blutgetränkten Feldern grünt und blüht das im Schoß der Erde verborgene Leben seit einer Reihe von Jahren wieder ebenso heiter dem warmen Lichte entgegen, wie in den dichtverschlungenen westlichen Waldungen, die nur selten der Fuß eines Weißen betrat, wie auf den unabsehbaren Ebenen, die noch heute der langbärtige Bison friedlich durchwandert. Im öffentlichen Verkehr wie in der Natur verwischten sich die Spuren des grauenhaften Ringens der beiden Kolosse. In der Geschichte mancher Familie machen sich indessen noch immer Einflüsse und Wirkungen geltend, zu denen in jener verhängnisvollen Vergangenheit die Keime gelegt wurden. Einzelne Tage in solchen Familiengeschichten sind blutrot angestrichen, andere schwarz, und werfen noch heute in den betreffenden Kreisen trübe Schatten.

Von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr waren die Kämpfe zwischen den beiden riesenhaften Gegnern erbitterter, schonungsloser geworden. In den siegreich vordringenden nordstaatlichen Armeen gelangten wohl allmählich mildere Gesinnungen zur Geltung, jedoch einem großen Teil der fanatisierten Streiter des Südens schien nur noch die Gier innezuwohnen, für die erlittenen Verluste sich an den Qualen langsam sterbender Kriegsgefangener zu weiden, mit teuflischer Bosheit die Pein zu erhöhen und zu verlängern.

In der Nachbarschaft der Stadt Andersonville war zur Unterbringung der nordstaatlichen Gefangenen ein Lager her-

gestellt worden. Dieses bestand aus einem dürftig bewässerten Waldgrundstück von etwa vierhundertfünfzig Schritten im Geviert. Parallel mit der den Platz begrenzenden Pfahlwand lief auf der Innenseite in der Entfernung von fünf Schritten eine niedrige Einfriedigung. Totenlinie wurde sie genannt, weil jedes Überschreiten derselben sofort mit dem Erschießen durch die in dem Gange patrouillierenden Schildwachen bestraft wurde. Ein dreißigtägiger Urlaub war als Lohn für jede auf solche Art vollstreckte Hinrichtung von dem Kommandanten des Lagers, einem geborenen Schweizer namens Heinrich Wirtz, ausgesetzt worden. Wenn dieser aber den nie zu stillenden Blutdurst eines Tigers entwickelte und in grauenerregender Weise mordete und wütete, so ließen seine Schergen sich keine Gelegenheit entschlüpfen, eine längere Befreiung vom Dienst für sich in Anspruch zu nehmen. Für den Fall jedoch, daß trotz aller Sicherheitsmaßregeln dem einen oder dem andern gelang, über die Plankenwand zu entkommen, hielt jener Teufel in Menschengestalt ein Rudel sorgfältig abgerichteter Schweißhunde in Bereitschaft, um sie auf die Spuren der Flüchtlinge zu hetzen und nach entsetzlicher Jagd die Unglücklichen den zur Wut gestachelten Bestien preiszugeben. Über dreizehntausend Gefangene sollen unter der Leitung dieses fluchbeladenen Scheusals, das schon in der Heimat den Stempel eines Verbrechers trug, ums Leben gekommen sein, und unter diesen wer weiß wie viele durch seine eigene Hand.

Ein heißer Augusttag neigte sich seinem Ende zu. Wie ein Pesthauch schwebte es über dem Lager, in dem mehr als zwölftausend Gefangene zusammengetrieben worden waren. Der Schatten des Todes ruhte auf den zu Skeletten abgemagerten älteren Bewohnern des Pferchs, unter denen Blödsinn und Raserei heimtückisch Umschau hielten und fortgesetzt nach neuer Beute spähten. Die erst kürzlich eingebrachten Opfer unterschieden sich wohl noch durch größere Lebenskraft, allein angesichts der sie umringenden Szenen des Entsetzens, in denen sich die eigene Zukunft spiegelte, und in dem Bewußtsein gänzlicher Hoffnungslosigkeit erlag ihr Geist um so schneller der Verzweiflung. Einer dieser letzteren, ein blutjunger Infanterist,

nach seinem Äußern zu schließen ein Deutscher, hatte sich bis in fast unmittelbare Nachbarschaft der Totenlinie zurückgezogen. Dort kauerte er, Kopf und Arme auf den emporgezogenen Knien rastend, den Rücken den Bildern des Schreckens und des Elends zugekehrt. Mit stumpfem Ausdruck starrte er vor sich nieder; aber in seinem Kopfe arbeitete es seit Tagen unablässig, um ein Mittel zur Flucht zu ersinnen. Auf Entkommen rechnete er zwar nicht; alle Verhältnisse erwägend, hatte er mit dem Leben abgeschlossen; dagegen war sein Verlangen, die grauenhafte Umgebung hinter sich zurückzulassen, so unwiderstehlich geworden, daß die eigentliche Rettung ihm mehr als Nebensache erschien. Nur fort wollte er, fort, gleichviel ob zur Freiheit oder in den Tod. Aber gerade dieser Gleichgültigkeit gegen das Leben verdankte er, daß er kaltblütig und entschlossen seine Lage erwog und vor nichts zurückschrak, was zu seiner Rettung beitragen konnte. Er kannte kein Mitleid mehr, weder mit andern noch mit sich selbst; fast wie ein Trost erschien ihm die Möglichkeit, vor seinem Dahinscheiden noch diesen oder jenen Feind mit in den Tod hinabzureißen.

Die Sonne neigte sich dem Untergange zu, als er die Blicke mechanisch auf einen Unglücksgefährten richtete, der dicht neben dem Zaun auf dem Rücken lag und eingeschlafen war. Ein Gefühl des Neides beschlich ihn, indem er sich vergegenwärtigte, daß jener wenigstens auf kurze Zeit allen Qualen entrückt sei. Sah er doch so bleich, so abgezehrt aus, daß man ihn, wäre sein Schlummer nicht unruhig gewesen, für eine Leiche halten konnte. Schwer hob und senkte sich seine Brust; seine Hände ballten sich krampfhaft, als wäre er von Albdrücken heimgesucht worden, und wie sich eines Phantoms zu erwehren, suchte er seinen Körper in eine andere Lage zu bringen. Unruhiger wurde er, so daß der junge Soldat die Neigung empfand, ihn zu wecken. Er überlegte noch, ob die Träume des Ärmsten wohl beängstigender sein könnten, als die gräßliche Wirklichkeit, als es diesem endlich gelang, sich herumzuwerfen. Der etwas abschüssige Boden kam ihm dabei zustatten und er wälzte sich gerade unter den untersten Zaunriegel, also nicht ganz über die Totenlinie hinweg. Kaum aber hatte er eine feste Lage

gewonnen, da krachte, begleitet von einer scheußlichen Lästerung, ein Schuß von der Plankeneinfriedigung herüber. Der schlummernde Gefangene streckte sich aus und schlief weiter, so ruhig und still, wie gewiß noch nie in seinem Leben. Die Kugel einer Schildwache war ihm durch die Brust gefahren und hatte ihn schmerzlos von allen Leiden befreit.

„Dreißig Tage Urlaub wären verdient!" höhnte der feige Mörder. Niemand achtete auf ihn; jeder war zu sehr an derartige Ereignisse gewöhnt, um dadurch aus dem dumpfen Brüten wachgerufen zu werden. Auch der junge Deutsche hatte seine Stellung nicht verändert. Mit ähnlichen Empfindungen, wie er früher vielleicht das Fallen dürrer Blätter beobachtet hatte, stierte er auf den blutigen Leichnam, und wiederum versetzte er sich im Geiste in dessen Lage. Plötzlich kreiste das Blut in seinen Adern, wie um ihm die Schläfen zu sprengen. Ängstlich betastete er den einen Stiefel, in dessen Schaft ein Bowiemesser verborgen war — das Erbstück eines an seiner Seite gestorbenen Kameraden —, dann aber arbeiteten seine Lebensgeister mit einer Regsamkeit, wie nur je zuvor in den glücklichsten, sorgenfreien Tagen. Worüber er bisher vergeblich gegrübelt hatte, jetzt lag es klar vor ihm. Er wußte, wie es ihm möglich wurde, die Einfriedigung zu verlassen; und befand er sich erst draußen, dann mochte kommen, was da wollte, wenn sich nur Gelegenheit bot, kämpfend zu sterben, anstatt wie ein schändliches Tier hinterrücks niedergeschossen zu werden.

Doch was sein Gehirn in Flammen setzen mochte: äußerlich blieb er so ruhig, als hätte nicht mehr Leben in ihm gewohnt, als in dem armen Leichnam, auf den er nunmehr seine ganze Hoffnung baute. Er kauerte noch auf seiner alten Stelle, nachdem die Sonne längst untergegangen war, so daß auch er, in seiner starren Stellung, zu den dem Tode Geweihten gezählt wurde, denn mehrfach vernahm er die mitleidige Bemerkung, daß Wahnsinn sich seiner bemächtigt habe und er wohl nicht lange mehr zu leiden brauche.

So kam die Mitternachtsstunde heran. Es war eine liebliche Sommernacht. Prachtvoll erhellten die Sterne die oberen Luftschichten, während nahe dem Erdboden alles mit dem

Schatten der Bäume zusammenfiel. Nur die Bahn zwischen der Totenlinie und dem Plankenzaun zeichnete sich noch matt aus. Die Schildwachen hatten sich hinter den letztern zurückgezogen, um gegen einen Überfall der verzweifelten Gefangenen gesichert zu sein und etwaige Flüchtlinge von dort aus mit größerer Bequemlichkeit niederschießen zu können. In Zwischenräumen von zwanzig bis dreißig Schritten sah man die Köpfe und geschulterten Musketen der Soldaten schattenähnlich über die Plankenwand emporragen. Langsam bewegten sie sich einher, aufmerksam nach der Totenlinie hinüberspähend.

Zoll um Zoll hatte der junge Soldat sich dem erschossenen Unglücksgefährten genähert und dicht neben ihn hingestreckt. Die Dunkelheit kam ihm dabei wohl zu statten, doch durfte er seine Bewegungen nur mit der größten Vorsicht ausführen. Denn wie seine eignen Augen, hatten auch die der Schildwachen sich an die unzureichende Beleuchtung gewöhnt, und das leiseste verdächtige Geräusch verursachte vielleicht, daß ihm eine Kugel in Begleitung eines halben Dutzend Rehposten zugeschickt wurde. Die Blicke unablässig auf den obern Rand des Plankenzaunes gerichtet, benutzte er jede sichere Minute, den Leichnam auf das Feld zurückzuziehen. Es war eine schwere Arbeit, zumal seine Kräfte schon erschöpft waren und er in der ungünstigen Lage nur den einen Arm gebrauchen konnte; trotzdem gelang sie ihm allmählich. Nach ungefähr einer Stunde ruhte der Erschossene innerhalb der Einfriedigung, ähnlich einem Schlafenden, mit einem zerfetzten Mantel bis an die Augen zugedeckt, wogegen er selber unterhalb des Riegels wie ein Toter auf dem Rücken lag.

Wiederum verrann eine lange Zeit. Dem jungen Deutschen erschien sie von ewiger Dauer; und dennoch erwies dieses Harren sich als ein Segen für ihn. Der kalte Tau erstarrte ihn fast, kühlte aber zugleich sein fieberisch wallendes Blut, daß er sich immer mehr mit seiner verzweifelten Lage vertraut machen und auf die kommenden Dinge vorbereiten konnte.

Endlich — der Tag graute bereits — drang das Poltern des Wagens zu ihm herüber, der an jedem Morgen zwischen der Totenlinie und der Plankenwand um das Feld herumfuhr

und dort zunächst die Bahn von erschossenen oder von den Mitgefangenen hinausgeschobenen verstorbenen Unionisten säuberte. Ein Schauder durchrieselte ihn. Doch nur wenige Minuten, und mit einer Kaltblütigkeit, die nur durch Verzweiflung erzeugt werden kann, merkte er, daß der Wagen neben ihm zum Stillstand gelangte.

„Der kommt auf meine Rechnung!" rief über die Plankenwand ein Soldat, der offenbar den Suchenden gefolgt war.

„Dann war's ein schlechter Schuß", antwortete einer von den Leichenbesorgern gleichmütig, „ein halbes Dutzend Stunden muß er mindestens noch gelebt haben, denn er ist noch nicht steif und Wärme sitzt auch noch drinnen."

Damit wurde die vermeintliche Leiche auf den Wagen geworfen und dieser nach der Einfriedigung gelenkt, von wo aus er dann in einen Waldweg einbog. Wohin man ihn schaffte, ahnte der Flüchtling nicht. Er war auf das Schrecklichste vorbereitet, und dennoch befiel ihn ein lähmender Schrecken, als nach viertelstündiger Fahrt der Wagen plötzlich anhielt und man ohne Säumen an's Werk ging, abzuladen. Zeit zum Nachdenken blieb ihm nicht. Schon in der nächsten Minute befanden sich zwei Männer auf dem Wagen, die mit wenig Umständen die Leichen da anfaßten, wo es ihnen am bequemsten, und sie bald seitwärts über die Räder fort, bald hinten hinunterstießen. Die Füße des Flüchtlings ragten etwas über das Wagenbrett hinaus. Einer der unten befindlichen Arbeiter packte sie und begann mit aller Kraft zu ziehen. Anfänglich blieb der Flüchtling seiner Rolle getreu; als aber nur noch seine Schultern auf dem Brett ruhten, gab er unbewußt dem jedem Menschen innewohnenden mächtigen Selbsterhaltungstrieb nach, und wie um sich gegen einen allzu schweren Fall und zu heftiges Aufschlagen mit dem Kopf zu schützen, spreizte er die nach unten hängenden Hände kaum merklich.

„Der Hund von einem Unionisten lebt noch!" rief der Mann, der ihn hielt, und von Grauen erfüllt ließ er die Füße fahren.

Dieser Ausruf aber und die unvorhergesehene Bewegung waren Ursache, daß der Flüchtling die so lange bewahrte Über-

legung verlor. Er schlug die Augen auf, was den verwirrenden Eindruck auf die umstehenden Leute noch erhöhte; zugleich gab er seinem Körper einen Schwung, daß er auf die Füße zu stehen kam, und die Hand blitzschnell unter seine Jacke schiebend, umklammerte er den Griff des dort seit Einbruch der Nacht versteckten Messers.

Einen einzigen Blick sandte er um sich, und den Vorteil der nächsten Sekunden nicht unterschätzend, stürzte er dahin, wo nur ein Mann bereit stand, ihm den Weg zu verlegen. Dieser hielt ihn für unbewaffnet oder glaubte, daß ein vom Scheintode Erwachter vor der leichtesten Berührung zusammenbrechen müsse, und streckte, um ihn zu hindern, die Arme nach ihm aus. Den Flüchtling dagegen durchströmte bei diesem Anblick ein Gefühl, als ob seine Kräfte sich verzehnfacht hätten. Mit einem gewaltigen Messerstoß warf er den nächsten Gegner zu Boden, und die blutige Waffe zur Verteidigung bereit, stürmte er davon, so schnell seine Füße ihn zu tragen vermochten. Ihm nachzusetzen fiel niemand ein; die Arbeiter trauten augenscheinlich ihren Sinnen nicht, als sie einen aus ihrer Mitte zu Boden stürzen und eine Leiche mit rasender Eile die Flucht ergreifen sahen. Nachdem sie aber ihr erstes Erstaunen überwunden hatten und von den Revolvern Gebrauch machten, befand der Flüchtling sich bereits außerhalb der sichern Schußweite. So viel Kugeln sie ihm nachsandten, er hörte sie wohl pfeifen, einzelne auch in seiner Nähe einschlagen, er selbst aber blieb unverletzt. Anfänglich befürchtete er, man würde die Pferde ausspannen und ihm auf diesen nachsetzen, zumal ein freies Feld vor ihm lag, doch bald genug erfuhr er, weshalb man sich diese Mühe nicht nahm.

„Laufe und sei verdammt!“ tönte eine gellende Stimme ihm nach. „Laufe; je größer der Vorsprung, um so lustiger die Jagd!“

Nur zu gut verstand er den Sinn der höhnischen Worte, und das Herz sank ihm in der Brust. Bei einer Verfolgung durch Menschen wäre ihm immer noch ein Entkommen oder wenigstens eine Verteidigung bis zum letzten Atemzuge möglich gewesen; vor den Zähnen wütender Schweißhunde konnte ihn dagegen nichts retten.

Um die Richtung hatte er sich nicht gekümmert. Zunächst trachtete er mit allen Kräften darnach, sich der Gewalt der Feinde zu entziehen, dann aber die in der Entfernung von etwa tausend Schritten sich weithin ausdehnende Waldung zu gewinnen. Es erfüllte ihn die trügerische Hoffnung, im Dickicht durch Schlagen von Winkeln die Hunde zu verwirren und auf falsche Fährte zu locken. Und so erreichte er, mit ungeschwächter Eile einherstürmend, den Waldessaum nach kurzer Zeit. Die Stätte, auf der die Toten täglich eingescharrt wurden, befand sich noch in seinem Gesichtskreise. Es war eine Reihe alter Sandgruben. Zwei Männer standen dort, offenbar seine Bewegungen überwachend. Die andern hatten mit dem Verwundeten auf dem entleerten Wagen Platz genommen und kehrten in größter Eile nach der Gefangenenstation zurück. Er konnte also zuversichtlich darauf rechnen, daß nach Ablauf einer Viertelstunde der Kommandant von allem in Kenntnis gesetzt worden war; eine halbe Stunde verrann höchstens, bis dieser selbst oder eine Anzahl seiner Untergebenen sich beritten gemacht und die Schweißhunde losgekoppelt hatten, und wieviel Zeit sie dann gebrauchten, um mit ihren frischen Kräften einen durch Hunger erschöpften, nur noch von Verzweiflung aufrecht erhaltenen Flüchtling einzuholen und niederzumachen, war leicht vorherzusehen.

Mit einem Gefühl gänzlicher Erschlaffung und Ratlosigkeit wartete er, bis der Wagen hinter Bäumen und Buschwerk verschwunden war. Einen Blick sandte er noch zur Sonne hinüber, deren Strahlen eben erst zu wirken begannen, und schwankenden Schrittes trat er in den Schatten des sich vor ihm ausdehnenden Waldes. Langsam, wie ein Berauschter, verfolgte er seinen hindernisreichen Weg. Der Mut der Verzweiflung, der ihn kurz zuvor noch beseelt hatte, war von ihm gewichen; die entsetzliche Spannung der letzten Stunden hatte ihn gelähmt. Im Geiste sah er bereits die wütenden Hunde auf seiner Fährte. Schwerfällig bewegte er sich einher. Ob die grimmigen Bestien ihn etwas früher oder später einholten, was war daran gelegen!

Kaum auf die Richtung seiner Schritte achtend, erreichte

er nach kurzer Zeit einen Bach, der sich am Rande einer Sumpfniederung hinschlängelte. Von Mattigkeit überwältigt, kniete er nieder, um den heißen Gaumen zu kühlen und aus der hohlen Hand zu trinken; aber als hätte er mit den ersten Tropfen neue Lebenskraft eingeschlürft, sprang er wieder empor. Er entsann sich, daß vor fließendem Wasser die Organe selbst des schärfsten Schweißhundes ihren Dienst versagten, und wie ein Blitz leuchtete es in seinem Geiste auf, daß ihm dadurch ein Mittel geboten sei, dennoch zu entkommen. Eine Weile hielt er sich noch auf dem Ufer des Baches, die Richtung stromabwärts verfolgend; dann stieg er in die klaren Fluten hinab, die ihm nur wenig über die Knie reichten, und so schnell, wie es der trügerische Boden gestattete, eilte er stromaufwärts.

Vorsichtig darauf achtend, daß er die über den Wasserspiegel emporragenden Schilfbüschel nicht streifte, hatte er die Flucht einige Hundert Schritte weit fortgesetzt, als er die Mündung eines natürlichen Kanals bemerkte, der von dem Sumpf her sich mit dem Bach vereinigte. Ohne sich zu besinnen, bog er in jenen ein. Doch wenn ihn dort die Strömung nicht mehr hinderte, so erschwerte es dafür seine Bewegungen, daß er bis an die Hüfte in schlammiges Erdreich einsank und oft unter großen Anstrengungen seine Füße wieder zu befreien vermochte. Dichtes Buschwerk und Rankengewirr hemmten seine Aussicht auf allen Seiten; der angrenzende Boden bestand dagegen aus Moraſt, dessen Moosnarbe gerade stark genug war, Sumpfvögel und leichtfüßige Kaninchen zu tragen. Mit dem Mute der Verzweiflung drang er indessen immer weiter vor, und bei den Windungen, die der Kanal beschrieb, war der eigentliche Wald noch nicht weit hinter ihm zurückgeblieben, als plötzlich aus der Ferne das eigentümliche Geheul herüberdrang, mit dem mehrere Schweißhunde die aufmunternden Zurufe ihrer jagdlustigen Herren beantworteten.

Bei dieser verhängnisvollen Mahnung drohten die Kräfte ihn abermals zu verlassen. Um sich vor dem Umsinken zu bewahren, ergriff er die in den Kanal hineinragenden Wurzeln einer gewaltigen Sumpfpappel. Ratlos spähte er um sich.

Er erwog, ob es nicht vorzuziehen sei, seine Kräfte zu schonen und, zwischen den Wurzeln sich festsetzend, mit dem Messer in der Faust die in dem Morast unbeholfeneren Feinde zu erwarten, als über ihm ein höhnisches Lachen sein Blut förmlich erstarren machte. Entsetzt sah er empor, und wie ein Schleier legte es sich vor seine Augen, als er einen halbnackten Neger von herkulischem Körperbau erblickte, der einen schweren, keulenartigen Knittel über dem Haupte schwang, unzweifelhaft in der Absicht, ihm den Kopf zu zerschmettern.

„Du mußt hier sterben in dem Sumpf wie ein verdammter Alligator," sprach der Neger grinsend, indem die wulstigen Lippen weit von dem elfenbeinähnlichen Gebiß zurückwichen und bei seiner Bewegung vier von einem um seine Hüften geschlungenen Strick niederhängende Revolver klirrend zusammenschlugen; „hier in diesem gesegneten Moor hat niemand etwas zu suchen, daher will ich dem Gentleman den Schädel entzweischlagen."

„Ich bin Unionist, ein Freund der befreiten Sklaven und selber erst vor einer Stunde entflohen," rief der junge Mann, seine Stimme dämpfend, zu dem furchtbaren Menschen empor, und er fühlte, wie er immer tiefer sank und die Fesseln des Morastes sich enger um seine Füße legten; „für die Freiheit der Farbigen habe ich gekämpft; da kann es Ihre Absicht nicht sein, daß ich von der Hand eines Farbigen sterbe."

„Exactly, Herr," erklärte der schwarze Riese mit einem wunderlichen, fast bedauernden Ausdruck, „du mußt jetzt sterben unter dieser erstaunlich schweren Keule, ob Unionist oder Sezessionist. Ohnehin nicht viel gelegen an solchem halbtoten Mann. Komm 'ne Kleinigkeit mehr nach dieser Seite herum, damit ich dich leichter treffe. Ich schieße nicht gern mit diesen Pistolen hier. Sie knallen und das ruft die verfluchten Rebellen diesen Weg."

„Seien Sie barmherzig," flehte der junge Soldat in seiner Todesangst, „Sie können die Rebellen nicht tiefer hassen, als ich es tue."

„Nichts da," erwiderte der Schwarze, doch senkte er die Keule ein wenig, „damit Sie aber nicht zur Hölle fahren und

Mit einem gewaltigen Messerstoß warf er den nächsten Gegner zu Boden, und die blutige Waffe zur Verteidigung bereit, stürmte er davon, so schnell seine Füße ihn zu tragen vermochten. (S. 13.)

denken, ich sei ein schlechter Nigger, sage ich Ihnen zuvor, daß ich ein erstaunlich ehrenwerter, feiner schwarzer Gentleman bin. Ich rettete ein weißes Menschenleben und wohne mit ihm schon seit einer Woche in diesem Sumpf, und bei allen sieben Himmeln hab ich geschworen, daß ich's in Sicherheit bringe, und Tiptoe (Zehenspitze) ist mein Name, und Tiptoe hält sein Wort. Schenke ich Ihnen das lumpige Leben, so folgen die Schurken mit den Hunden — hör' sie schon kommen — Ihnen und gehen diesen Weg und ich bin verraten. Darum Ihnen lieber den Schädel einschlagen; wenn dann die Hunde Sie finden und in Stücke reißen, laufen sie mit blutigen Nasen zu ihren Herren, gehen die zufrieden nach Hause. Seien Sie also vernünftig und treten Sie hier herum oder ich steige zu Ihnen ins Wasser. In einer oder zwei Sekunden ist alles abgemacht", und seine Stellung etwas ändernd, traf er Anstalt, seinen gräßlichen Vorsatz mit größter Gemütsruhe auszuführen.

Der junge Deutsche wich so weit zurück, wie er konnte, ohne seinen Halt zu verlieren.

„Haben Sie doch Erbarmen," flehte er, denn die Aussicht, förmlich geschlachtet zu werden, erschien ihm fast noch schrecklicher, als unter den Zähnen der grimmigen Hunde zu enden. „Sie sagen, daß Sie ein Menschenleben beschützen; warum wollen Sie nicht, daß ich Ihnen dabei zur Seite stehe? Zwei Männer sind stärker als einer. Sie haben da mehr Waffen, als Sie gebrauchen können; geben Sie mir einen Revolver, Sie würden es nie gereuen, so treu wollte ich zu Ihnen stehen."

Der Neger ließ die Keule niedersinken und kratzte sich hinter dem Ohr.

„Exactly so, Herr," versetzte er nachdenklich, „wenn ich nur wüßte, ob ich Ihnen trauen darf?"

Mit neu erwachenden Lebenshoffnungen erwiderte der Flüchtling hastig:

„Sollte ich mich als Verräter ausweisen, so stände es Ihnen immer noch frei, mich aus dem Wege zu räumen. Seien Sie also verständig, und hegen Sie Zweifel, so führen Sie mich zu Ihrem Schützling und fragen Sie ihn. Spricht der mir das Leben ab, dann will ich sterben ohne einen Laut der Klage."

Dieser Rat besiegte offenbar die letzten Bedenken des Negers, denn er stellte die Keule neben sich auf die Erde, worauf er dem Flüchtling die Hand reichte und ihn wie einen Federball neben sich auf die feste Uferstelle hob. Er lauschte auf die Hunde, die, nach dem Schall zu schließen, bereits in den Wald eingedrungen waren und jauchzend der vor ihnen liegenden Fährte folgten.

„Nur zwei," sprach er mit einer gewissen Befriedigung, „und zwei Hunde nicht sehr viel. Sie sind erstaunlich klug gewesen, das Wasser als Weg zu halten; jetzt finden sie uns nicht leicht. Kommen sie aber, so besorgen wir's ihnen. Verdammt, in diesem Sumpf wollt ich leben hundert Jahre und verfluchte Rebellen mich nicht aufspüren; alle zugrunde gehen und versinken. Ich allein kenne den Weg und weiß, wohin die Füße stellen."

Wiederum lauschte er. Das Jauchzen der Hunde, die mancherlei Kreise schlugen, befriedigte ihn sichtbar, denn er nickte beifällig. Dann forderte er den Gefährten auf, genau in seine Fußtapfen zu treten, und ohne das leiseste Mißtrauen gegen ihn drang er auf dem Ufer des Kanals tiefer in die Sumpfwaldung ein.

Zehn Minuten mochten sie ihren hindernisreichen Weg bald springend, bald watend, verfolgt haben, als sie einen gegen sechzehn Fuß breiten, mit Schilf dicht bewachsenen Graben erreichten, der ihnen das weitere Vordringen abzuschneiden schien.

Jedoch der Neger, beständig vor sich hinplaudernd, bog das Schilf auseinander, und auf eine schmale Planke zeigend, forderte er den Gefährten auf, den Graben zu überschreiten. Der hatte kaum das jenseitige Ufer erreicht, als das Heulen der Hunde einen gewissen triumphierenden Ausdruck erhielt und, begleitet von wildem Hussah, sich schnell näherte. Es war ersichtlich, man hatte die angewandte List des Flüchtlings durchschaut, und Männer wie Hunde folgten dem Bach in vollster Jagd stromaufwärts. Und ausgezeichnete Hunde waren es, die Wirtz zu seinen Menschenjagden brauchte, denn sie schossen nur eine kurze Strecke über die Mündung des Kanals hinaus

und setzten dann mit Wutgeheul über den Bach und den Kanal, auf dessen Ufer der Neger noch immer überlegend stand. Lautes Gejauchze verriet ihr Eintreffen auf dem Punkte, an dem die beiden Genossen sich vereinigt hatten. Gleich darauf befand der Neger sich an der Seite des neuen Freundes. Sein wildes Gesicht leuchtete vor Entzücken, und ihm den Strick mit den vier Revolvern einhändigend, forderte er ihn auf, eine solche Stellung einzunehmen, daß die Hunde, sobald sie vor der Planke eintrafen, einen vollen Anblick von ihm erhielten.

„Aber nicht schießen," schärfte er ihm dringend ein, „nur wenn ich winke, gehen Sie so weit vor, daß die Schurken meinen Freund nicht sehen. Ich denke nämlich, sie kehren nicht um, ohne ihre Nasen in diesen Sumpf hier gesteckt zu haben."

Er sprach noch, da stieg er schon wieder ins Wasser hinab. Dort tauchte er, kaum eine Elle weit von der Planke, so tief nieder, daß nur sein schwarzer Wollkopf sichtbar blieb, gegen die Blicke der Verfolger ihn dagegen das dichte Schilf schützte. Was er damit bezweckte, war dem jugendlichen Genossen unklar, doch leistete er den Ratschlägen pünktlich Folge, und kaum zwei Minuten hatte er vor einer offenen Stelle der Ufervegetation auf den Knien gelegen, als er die beiden Hunde entdeckte, die heulend auf der frischen Fährte einherwateten.

Zweites Kapitel.

Der schwarze Flüchtling.

„Faß' ihn! Hussah! Gebt's dem verdammten Nördlichen!" tönte es dumpf vom Walde herüber. Jauchzend antworteten die zur Wut gereizten Bestien. Nur noch ein Sprung trennte sie von dem Graben, als sie plötzlich die Köpfe emporwarfen und des Flüchtlings ansichtig wurden. Wie überrascht, ihre Beute nicht in voller Flucht zu sehen, schraken sie zu-

sammen; dann aber in ein durch Mark und Bein dringendes Geheul ausbrechend, stürzten sie blindlings auf die Planke zu, deren Anblick sie veranlaßte, anstatt sich dem Wasser anzuvertrauen, den bequemeren Weg zu wählen. Sie kamen nicht weit, kaum eine Elle über den Schilfstreifen hinaus; denn indem sie ihre Eile mäßigten, um auf dem schlüpfrigen Steg nicht auszugleiten, gewann Tiptoe Zeit, den vorderen mit Blitzesschnelligkeit an dem einen Hinterfuß zu ergreifen und unter Wasser zu ziehen. Ein Verfahren, das er ebenso gewandt wiederholte, sobald der andere in gleiche Höhe mit ihm trat.

„Fass' ihn!" tönte es vom Walde herüber, begleitet von nachgeahmten indianischen Gellen, denn aus dem plötzlichen Verstummen des Geheuls schloß man unzweifelhaft, daß nun der Flüchtling unter den Zähnen der wütenden Bestien sein Leben lasse. Auf dem Spiegel des Grabens war dagegen nichts sichtbar, als einige durcheinander wirbelnde Strudel, aus denen wie Schnüre großer Wasserperlen, platzende Luftblasen hervorquollen, zuweilen auch eine schnell verschwindende Pfote oder Nase, dann aber das teuflisch grinsende Gesicht des Negers, der bis unter's Kinn in dem sich schnell trübenden Wasser kauerte und gleichsam spielend die beiden Tiere ertränkte.

„Gebt ihm die Hölle!" gellten die Stimmen der Rebellen durch die Sumpfwaldung.

„Ja, gebt's ihm", höhnte der Neger mit geräuschlosem Lachen. Dann, nachdem er sich überzeugt hatte, daß seine Opfer unfähig zum Widerstande geworden, richtete er sich auf, wodurch seine breite Brust sichtbar wurde, und den einen Hund zwischen seine Knie klemmend, zog er mit der frei gewordenen Hand das noch unter Wasser befindliche Messer aus dem Gurt, worauf er mit größter Gemütsruhe den beiden Tieren die Kehlen durchschnitt und sie unter seine Füße trat.

Der Flüchtling war wieder an den Graben getreten. Obwohl freier aufatmend, starrte er mit einer Anwandlung von Grauen auf den Neger, der gespannt nach dem Walde hinüber lauschte. Das Hetzen und aufmunternde Geschrei waren verstummt. Statt dessen drangen scharfe Pfiffe herüber, mit denen die Hunde gelockt wurden. Das lange Schweigen der Tiere

beunruhigte die Verfolger offenbar, und die furchtbarsten Racheschwüre wurden laut für den Fall, daß die unersetzlichen Spürer im Kampfe mit ihrer Beute unterlegen sein sollten.

„Weit kann er nicht sein!" wurde mehrfach wiederholt; „Schußwaffen besitzt er nicht, und wohin seine Füße ihn trugen, finden auch andere Leute ihren Weg."

Bei diesen Worten kehrte Tiptoe dem Gefährten sein breites Antlitz zu. Ein hoher Grad von Verlegenheit war auf seinen schwarzen Zügen ausgeprägt.

„Die Schurken kommen hierher," sprach er gedämpft, „und über diesen Graben dürfen sie nicht, oder sie finden einen guten Weg, und dann hängen wir alle."

„Wir können sie hindern," erwiderte der Flüchtling ebenso vorsichtig, „zwei geladene Revolver kommen auf jeden von uns. Legen wir uns damit in den Hinterhalt, so können wir jeden bequem niederschießen, der in unsern Bereich tritt."

„Exactly, Herr," antwortete Tiptoe, und er machte eine Bewegung, als ob er sich in dem schlammigen Wasser unendlich wohl befunden habe, „aber ich kenne einen andern, erstaunlich feinen Plan. Das Schießen ruft mehr Rebellen herbei, und das wäre gefährlich. Ich nehme lieber keinen Revolver; dieses Messer tut's für mich. Aber merken Sie auf, was ich kalkuliere. Verstecken Sie sich da drüben, daß niemand Sie bemerkt, aber behalten Sie mich im Auge. Sind's der Rebellen zu viel für mich, so schießen Sie alle nieder; aber nicht vorher, nein, nicht vorher, zu erstaunlich Liebliches steht auf dem Spiel."

Der Flüchtling wagte keine Einwendungen zu erheben. Gefährlich, wie des Negers rätselhafter Plan ihm erscheinen mochte, so hatte jener doch untrügliche Beweise einer scharfsinnigen Berechnung geliefert. Er legte sich daher hinter einen Sassafrasstrauch so auf das feuchte Moos nieder, daß er zwischen den unten weniger belaubten Zweigen hindurch nicht nur den Steg und den Neger zu überwachen, sondern auch den auf den Graben stoßenden Kanal noch eine Strecke zu überblicken vermochte. Tiptoe nestelte sich dagegen tiefer in sein Schlammbad ein und zog zur Sicherheit die nächsten Halme des dicht bestandenen Schilfes über sein Haupt hin. Dann wurde es so still

ringsum, daß das Singen der zahllosen peinigenden Moskitos wie ein endloser feiner Akkord die dicke Sumpfatmosphäre erfüllte.

Minuten dauerte es noch, bis der Flüchtling einen Soldaten entdeckte, der, die schußfertige Büchse vor sich in den Händen, behutsam auf dem Ufer des Kanals einherwatete, zuweilen bis über die Knie in den Morast einsank und sich fluchend wieder emporarbeitete. Zwei andere Männer, ähnlich bewaffnet, tauchten ein wenig später im Hintergrunde auf, ihre Bewegungen genau nach denen des vorausschleichenden Kundschafters regelnd und über dessen Sicherheit wachend.

Schritt vor Schritt und mißtrauisch um sich lauschend, näherte letzterer sich dem Graben. Als er vor der Planke eintraf, prüfte er, bevor er ihr sein Gewicht anvertraute, dadurch lautes Plätschern erzeugend. Einige Schritte tat er nach vorn, dann blieb er wieder stehen, und nachdem er einen Blick auf den sich vor ihm ausdehnenden Wasserspiegel geworfen hatte, kehrte er sich mit einer Gebärde des Erstaunens den Genossen zu.

„Bei der ewigen Versöhnung," rief er aus, „jetzt ist mir alles klar! Blut und Schlamm im Wasser; hier hausen Alligators, und die haben den Burschen samt den Hunden —"

Weiter kam er nicht. Während er sprach, hatte sich neben der durch seine Last in's Wasser hinabgedrückten Planke und unter einem dichten Knäuel verworrener Schilfblätter hervor eine schwarze Hand leise aus den Fluten gehoben, dann aber blitzschnell seinen Fuß oberhalb des Knöchels umklammert und ihn mit einer unwiderstehlichen Kraft nach unten gerissen, daß er, im Falle das Gewehr abdrückend, der Länge nach ins Wasser schlug.

„Hilfe!" schrie er laut auf. Dann war nur noch das Brausen und Sprudeln vernehmbar, unter dem er sich den eisernen Fäusten des Negers zu entwinden suchte, deren eine sich mit unglaublicher Gewandtheit um seine Kehle gelegt hatte und ihn unter Wasser hielt.

Sobald die beiden andern Rebellen den Todesschrei des Genossen hörten und ihn stürzen sahen, blieben sie erschrocken

stehen. Erst nachdem sie, wie beratend, einige Worte miteinander gewechselt hatten, setzten sie ihren Weg, jedoch mit erhöhter Vorsicht, fort. Die Erwähnung der Alligators hatte ihnen offenbar Scheu eingeflößt; überall meinten sie die furchtbar bewaffneten Kiefer dieser Sumpfscheusale zu entdecken, und als sie endlich bis auf zehn Schritte an den Steg herangekommen waren, da hatte ihr Gefährte längst seinen letzten Atem aus dem Schlamm emporgesandt. Der Neger aber drückte ihn mit seinen Füßen in den Morast ein, sich selbst so tief hinabbeugend, daß nur noch ein schmaler Zwischenraum zwischen seinen gespreizten Nasenflügeln und dem Wasser blieb.

„Wahrhaftig, das ganze Wasser ist ein Blut," sprach der eine Rebelle, sich noch einen Schritt nach vorn bewegend, „ich hätte nicht geglaubt, daß auch in diesem Teile des Landes Alligators hausen."

„Geh näher heran," erwiderte der andere, „und wenn du's nicht glaubst, wirst du's erleben, wie bald sie dich herunterholen. Beim Satan, wär ich doch ein Esel, wollt' ich mich der Gefahr aussetzen, bei lebendigem Leibe verzehrt zu werden! Den verdammten Deutschen hat der Teufel geholt, die beiden besten Hunde und einen unverzagten Burschen obenein, ich dächte, das wäre genug für heute."

Sein Genosse reckte den Hals lang aus, um einen weiteren Überblick über den Graben zu gewinnen.

„Alles Blut," sprach er nachdenklich, „nirgend eine Spur von ihm. Die Bestien haben ihn unter Wasser gezogen, um ihn dort ungestört zu verspeisen. Der Wirtz wird sich freuen. Wir tragen aber keine Schuld. Verdammt, gegen Unionisten wollt' ich fechten und wären's ihrer zwanzig, allein hängen will ich, bringt mich einer dazu, mit einem Rudel Alligators anzubinden."

Vorsichtig kehrte er sich um, und argwöhnisch den Boden ringsum prüfend und das wunderbare Ereignis lebhaft verhandelnd, schlugen beide den Rückweg ein.

Erst nachdem die Stimmen der vereinigten Verfolger im Walde verhallt waren, kroch der Neger aus seinem nassen Versteck hervor. Sich dem jungen Soldaten zugesellend, beschwor

er mit allen erdenklichen Eiden und unter gedämpftem, triumphierendem Lachen, daß die Rebellen wohl keinen Hund mehr der Gefahr aussetzen würden, von den Alligators gefressen zu werden. Dann reinigte er sich am nächsten Wasser von Schlamm und Blut; auch sein neuer Freund mußte die Spuren der Flucht von Gesicht und Kleidern entfernen — von wegen des zarten weißen Lebens, wie Tiptoe meinte —, worauf sie ohne Säumen tiefer in die Sumpfwaldung eindrangen.

Nach längerer mühevoller Wanderung erreichten sie eine inselartige Bodenerhebung, auf der sie trockenen Fußes einherzuschreiten vermochten. Dann noch eine kurze Strecke, und vor ihnen lag eine von Zweigen hergestellte Laube, die jetzige Heimat Tiptoes. Den Gefährten durch Zeichen ermahnend, kein Geräusch zu erzeugen, führte er ihn vor den Eingang, und mit dem Finger in die Laube zeigend, flüsterte er geheimnisvoll:

„Ich trug sie einen langen, langen Weg. Vater und Mutter tot. Ich bringe das süße Herz nördlich zu seinen Verwandten. Armes kleines Ding, es ist so schrecklich unglücklich geworden und besitzt keinen Cent mehr. Ich liebe es aber erstaunlich, das arme süße Herz", und Tränen, so groß wie kleine Haselnüsse, rollten über des alten Burschen schwarze Wangen.

Wie gebannt war der Flüchtling stehengeblieben. Regungslos hingen seine Blicke an einem rührenden Bilde. Zwischen gedörrtem Schilfgras und umgeben von kleinen Vorräten von Lebensmitteln lag schlummernd ein Kind, ein liebliches Mädchen von sechs bis sieben Jahren. Süßer Friede ruhte auf dem freundlichen, von dichtem braunen Gelock umwallten Gesichtchen. Gesunder Schlaf hatte die vollen Wangen rosig gefärbt, und ein Lächeln prägte sich auf den weichen, runden Zügen aus.

Da störte Tiptoe den jungen Mann in seinen wehmütigen Betrachtungen. Leise ergriff er ihn am Arm, und ihn mit sich fortziehend, raunte er ihm zu:

„Sie muß noch schlafen. Niemand darf sie anstarren, sonst bringt's ihr schlechte Träume. Hab ihr wundervolle Geschichten erzählt bis nach Mitternacht. Dann wurde sie müde, und da wachte ich für sie bis zum Morgen. Ich selber nur des Tags ein Stündchen schlafen oder zwei, und sie wachen und mich

wecken, wenn Feinde kommen sollten. Aber sehr sicher hier die Umgebung. Nur der alte Tiptoe findet seinen Weg durch den Sumpf, um von gutem farbigen Volk Lebensmittel herbeizuschaffen und zu verabreden, wie ich mit dem armen süßen Ding von hier fortkomme. Hatte mich heute früh auf den Weg begeben, um einen Blick in's Freie hinauszuwerfen, und das war ein erstaunlicher Segen, weil's mich mit einem weißen Freunde zusammenbrachte. Einen weißen Freund kann ich aber gebrauchen; der soll bezeugen, daß ich ein schwarzer Gentleman und kein Kinderräuber bin, wenn unter den Nördlichen jemand danach fragen sollte. Doch setzen Sie sich. Ich will ein gutes Frühstück bereiten; wenn Grace die Augen aufschlägt, muß sie's fertig finden." Und vor einem Aschenhügel niederkniend, um den mehrere Blechgefäße standen, begann er alsbald die verborgen glimmenden Kohlen zu schüren und mittels trockenen Reisigs ein rauchloses Feuer zu erzeugen.

Der junge Soldat hatte sich auf den Rasen geworfen und beobachtete mit einem Gemisch von herzlicher Teilnahme und Erstaunen den schwarzen, bereits etwas ergrauten Riesen, der sich mit der Sorglichkeit einer Hausmutter ab und zu bewegte, Mehl, Kaffee und Fleisch herbeitrug und mit kundigen Händen die Bereitung des Mahles in Angriff nahm. Unbegreiflich erschien ihm, daß derselbe Mann, der jetzt mit rührendem Eifer die zartesten Fleischschnittchen für seinen Schützling absonderte und harmlos das Sieden des Wassers und das Bräunen der auf glimmenden Kohlen röstenden Mehlkuchen überwachte, erst vor kurzem kaltblütig in grauenerregender Weise einen Menschen hingeopfert hatte. Und so dauerte es längere Zeit, bevor er ein neues Gespräch mit Tiptoe eröffnete und ihn nach den näheren Umständen fragte, unter denen er seine Flucht mit dem Kinde ausgeführt habe.

Tiptoe hatte sein Tonpfeifchen angezündet und ebenfalls vor dem Feuer Platz genommen.

„Exactly, Mann," sprach er, seine Stimme fortgesetzt dämpfend, „Umstände waren dabei, große, schreckliche Umstände. Das kleine süße Herz da drüben in der Laube hat nämlich eine Großmutter, und die ist eine böse Frau, ich kalkulier, die

böseste Frau in Neuorleans. Aber schön ist sie heute noch, und stolz, daß alle Menschen sich vor ihr fürchten. Ich kenne sie seit ihrer Kindheit, denn im Hause ihres Vaters sind wir zusammen aufgewachsen, sie eine feine Lady und ich ein armer Teufel von einem Sklaven, der mehr Peitschenhiebe aufgezählt erhielt, als ihm lieb war. Diese böse Frau war also zuerst eine Miß und heiratete einen Mann aus den Nordstaaten, einen Herrn Barnard, und der war ein ganzer Gentleman. Der hatte nur gute Worte für alle seine Leute und verdiente erstaunlich viel Geld. Aber ich denke, sie waren nicht sehr glücklich miteinander. Sie hatten drei Kinder, ein Mädchen, das war das älteste und hieß Grace, exactly so wie das süße kleine Ding da drüben in der Laube, und zwei Jungen. Die Frau Barnard wollte nämlich echte Südliche aus den Kindern machen, der Herr Barnard dagegen Nördliche, und da gab's Unfrieden. Mit dem Mädchen setzte es der Vater durch; er hätte es auch mit den beiden Knaben zuwege gebracht, aber er starb, und da machte es seine Frau, wie sie wollte. Die arme Grace mußte einen Südlichen heiraten, und der war der Vater der kleinen Grace da drüben in dem Zelt. Der hatte eine Plantage in Georgia, und weil ich der armen Grace mit einer großen Liebe zugetan war und der treue Tiptoe ihr über alles ging, schenkte ihre Mutter mich ihr. Und das war gut, denn ich bediente sie, und oft sprachen wir von ihrem Vater, der ein so gutherziger und feiner Gentleman gewesen. Es dauerte denn auch nicht lange, da war die kleine Grace geboren, und die war mein Augapfel. Ich trug sie, ich spielte mit ihr, und da sagte die Mutter oft zu mir: ‚Tiptoe, in meiner Brust bohrt eine böse Krankheit; ich werd' wohl nicht leben, bis meine Tochter herangewachsen ist, und dann machen sie es mit ihr, wie mit mir geschah. Wenn ich also eines Tages sterben sollte, und es ist dir möglich, so nimm das Kind und trage es zu der Mutter meines Vaters. Die lebt aber am Missouri, und wird über mein Kind wachen. Du aber darfst dich von dem Kinde nicht trennen, so lange du lebst.' Ja, exactly, so sprach sie, und ich beschwor, nach ihrem Willen zu leben und redete ihr gut zu, daß sie selber noch erstaunlich alt werden würde."

„So gingen einige Jahre dahin, als der grausame Krieg ausbrach, und der war nach dem Sinne der bösen Frau in Neuorleans. Die opferte nämlich nicht nur ihr Geld, sondern schickte auch ihre beiden Söhne und den Schwiegersohn, ich meine den Mann der guten Grace, der hieß Wilson, in die Schlachten, wo einer nach dem andern totgeschossen wurde. Da brach das Herz der armen Grace vollends; denn ohne den harten Mann hätt's schon gegangen, aber obenein Hab und Gut zu verlieren — ihr Mann hatte alles für den Krieg hingegeben —, das war für die Witwe ein doppelter Schlag. Aber sie brauchte nicht lange zu sorgen und zu leiden. Bettlägerig war sie schon geworden, und da ging es schnell zu Ende mit ihr. Aber sie fühlte, daß ihre Stunde nicht mehr fern, ließ sie mich zu sich rufen. ‚Tiptoe,' redete sie mich an, und ich meinte, an den eigenen Tränen ersticken zu müssen, ‚ich gehe zu meinem Vater. Hier hast du einen Zettel, den darfst du nicht verlieren. Darauf steht der Name und die Wohnung meiner Großmutter, der Frau Libertas Barnard. Wenn ich gestorben und beerdigt bin, nimmst du meine Tochter und mit der fliehst du. Wie du es anstellst, weiß ich nicht; aber in meinem Grabe noch mach' ich dich verantwortlich dafür, daß das Kind nicht in die Hände meiner Mutter gerät. Meine Grace soll keine Südliche werden, und das zu verhüten ist deine Aufgabe.' Ja, exactly, so redete das arme Herz, und manchen guten Rat erteilte es mir, die Sache geheimzuhalten, damit ich nicht gehangen oder totgepeitscht werde wegen Kindesraubs."

„Ich versprach das beste und schwere Eide leistete ich darauf, und da ist meine gute Lady denn auch in Ruhe und Frieden gestorben."

Die böse alte Frau in Neuorleans hatte an den Doktor geschrieben, der Tiptoe sei ein zuverlässiger Mann, den möchte er mit dem Kinde zu ihr schicken, ihm auch einen Brief mitgeben, damit er nicht angehalten werde auf der Reise. So geschah's auch. Der Doktor selber brachte uns nach der Eisenbahn und bezahlte die Fahrt, und südlich dampfte die Maschine auf Neuorleans zu, daß ich glaubte, die Seiten müßten ihr bersten. Und alles schwirrte in den Wagen durcheinander;

Unordnung überall und Singen und Schreien. Ich aber lugte scharf aus, und als es Nacht war und die Maschine stoppte, da nahm ich die kleine Grace, das süße Herzchen, und ihren Koffer und verschwunden waren wir, wie der Rauch hier vor meinem Kalkstummel.

„Das mag jetzt vier Wochen her sein, und kamen wir nicht weiter, ist's kein Wunder. Überall Verrat, und Mühe kostete es obenein, Farbige auszukundschaften, die einem vorwärts halfen, für ein sicheres Versteck und Lebensmittel sorgten. Die böse Frau in Neuorleans mag denken, ich sei mit dem Kinde verloren gegangen. Mich kümmert's keinen Strohhalm, wenn ich nur die alte Frau Barnard finde. Noch 'n hart Stück Arbeit bis dahin; denke aber, liegt der Ohio erst hinter uns, hat's keine Gefahr mehr. Warte hier nämlich schon fünf Tage auf Nachricht von farbigem Volk, wohin ich meine Richtung nehmen kann, ohne gefangen zu werden. Mutmaßlich geht's leichter jetzt, weil jemand bei mir, der das Kind bewacht, wenn ich selber zum Kundschaften ausziehe."

„Jemand, auf dessen Treue Sie zuversichtlich bauen können," fiel der junge Mann ein, dem schwarzen Riesen die Hand reichend, „und der nicht von Ihrer Seite weicht, bis die junge Waise sich unter dem Schutz der Leute befindet, an die sie von ihrer sterbenden Mutter empfohlen wurde —"

„Tiptoe!" rief ein zartes Stimmchen von der Laube herüber.

Wie von einer Bogensehne geschnellt, sprang der Neger empor und langen Schrittes eilte er nach dem grünen Schutzdach hinüber, in dessen Eingang das liebliche Kind stand und mit seinen verschlafenen blauen Augen verwunderungsvoll nach dem Feuer hinüberblinzelte. Bereits gewohnt, vor allen Menschen auf der Hut zu sein, war die Kleine bei dem Anblick des fremden Mannes in der zerfetzten Uniform offenbar erschrocken, sie würde sonst nicht gesäumt haben, sich ihrem alten Freunde zuzugesellen. Beruhigend aber wirkte auf sie ein, daß Tiptoe ihr sorglos zulachte und den Ausdruck seiner Heiterkeit mit ebenso sorglosen Worten begleitete.

„Süße kleine Grace," rief er munter aus, „erster Klasse hast du geschlafen und geträumt! Unterdes ist ein Freund

eingetroffen, ein erstaunlich guter Freund; der wird helfen, daß wir bald aus diesem grausamen Kriege fortkommen."

„Mein schöner schwarzer Onkel Tiptoe," antwortete Grace zutraulich, die mächtige Faust, die kurz zuvor noch den Mordstahl geführt hatte, schmeichelnd zwischen ihre Händchen nehmend, „solch prächtiges Blätterhaus findet man nirgend. Ein Weilchen möchte ich noch hier wohnen bleiben."

„Noch einige Tage," versetzte Tiptoe, und er sandte einen triumphierenden Blick zu dem Gefährten hinüber, „noch einige wenige Tage, dann brechen wir auf, und ich trage die kleine Grace dahin, wo nichts mehr zu fürchten und nur gute Menschen wohnen."

„Soll ich ihm guten Morgen sagen?" fragte Grace, mit einem süßen Lächeln zu dem breitschultrigen Riesen emporschauend.

„Exactly, Miß Grace," antwortete dieser, „aber nicht sogleich. Der ist nämlich ein feiner Gentleman, und da müssen wir uns zuvor herausputzen wie eine vornehme Lady."

Und willig duldete Grace, daß er zunächst ihr liebes kleines Antlitz und die Hände mit einem feuchten Tuch abrieb, mittels eines in seiner Tasche verborgenen Kämmchens ihr wirres üppiges Gelock ordnete und an ihrer abgetragenen Bekleidung zupfte und klopfte. Mit Kennerblicken prüfte er sie noch einmal von allen Seiten, fortgesetzt beifällig nickend, und dann erst nahm er sie auf den Arm, um sie mit dem neuen Gefährten bekannt zu machen.

Gerührt hatte dieser das wunderliche Treiben des alten Burschen beobachtet. Er meinte sich nicht satt sehen zu können an dem freundlichen Bilde, das der schwarze Riese in seinem gleichsam mütterlichen Verkehr mit der holden Kleinen bot. Als diese ihm aber mit verschämtem Gruß die Hand reichte, da konnte er nicht anders, er drückte das liebliche Haupt an sich und küßte das seidenweiche Gelock, dabei lebte in seinem Herzen ein heiliges Gelöbnis auf, mit allen Kräften des Geistes und des Körpers über die Wohlfahrt der jungen Waise zu wachen.

Bald darauf saßen die drei Gefährten nebeneinander vor

dem Feuer, sich an dem einfachen, jedoch wohlschmeckenden Mahl erquickend. Blätter vertraten die Stelle von Tellern, eine Feldflasche diente den beiden Männern, eine Blechtasse dem Kinde als Trinkgefäß. Vom blauen Himmel strahlte die goldene Morgensonne nieder. Drosseln und Blauvögel sangen ihre lustigsten Lieder, heiteres Geplauder würzte das Mahl.

„Man lebt hier wie im Paradiese", meinte Tiptoe wohlgefällig.

Die kleine Grace pflichtete munter bei. Der junge Soldat enthielt sich einer Gegenbemerkung. Im Geiste durchlebte er noch einmal flüchtig die gräßlichen Szenen, deren Zeuge er seit dem ersten Grauen des Tages gewesen war.

Noch eine Woche verlebten die drei Gefährten in ihrem sichern Versteck. Dann waren unter Beihilfe befreundeter Farbiger des getreuen Tiptoe Vorbereitungen zur Fortsetzung der Flucht beendigt. Wohlbehalten erreichten sie den Ohio, wo es ihnen ermöglicht war, die bequemere Wasserstraße in einem von vier flüchtigen Sklaven geraubten Boote zu benutzen. Nachts wurde gereist, am Tage auf geeigneten Stellen gerastet, bis sie endlich sich frei und offen einherbewegen durften.

Bis an ihr Endziel begleitete der junge Soldat den Neger und ihren gemeinschaftlichen zarten Schützling. Er überzeugte sich, daß das Kind unter Tränen der Freude und der Wehmut willkommen geheißen wurde; er legte Zeugnis ab für den ehrlichen alten Tiptoe, dem ein Los in Aussicht stand, wie er sich ein solches vielleicht nie hatte träumen lassen, und mit neuen Kräften und neuem Mut kehrte er zu seinem Regiment zurück.

Drittes Kapitel.

Auf norddeutschem Strande.

Auf dem die norddeutsche Küste bespülenden Meere lag Nebel. Er verschleierte die Wolkendecke, hinter der die Sonne eines späten Herbstnachmittags sich dem Westen zuneigte. Nach oben sich verdichtend, gestattete er auf dem Wasser-

spiegel und nahe dem Erdboden eine etwas weitere Umschau. Der breite Strand war eine mäßige Strecke aufwärts und abwärts übersehbar. Die ihn begrenzenden schroffen Uferwände erhielten in der unbestimmten Beleuchtung den Charakter mächtiger von Eichen- und Buchenwaldungen gekrönter Wälle. Wo hier und da vereinzelte Tannenwipfel höher emporragten, da rief es den Eindruck hervor, als ob riesenhafte Wächter träumerisch in die Ferne spähten. Kein Lüftchen regte sich. Seit Tagen lag das Meer so ruhig, wie nur immer möglich bei Gewässern, die sich über verschiedene Wetterzonen erstrecken und von sturmbewegten Flächen aus allmählich ermattende Erschütterungen bis an die äußersten Grenzen entsenden. Langgestreckten Fischleibern ähnlich tauchten die Wellen in unregelmäßiger Folge unter dem Nebelschleier auf. Zischend glitt das Wasser einige Ellen weiter nach dem glatten Sandstreifen hinauf, um, zurückweichend, alsbald einer neuen Welle zu begegnen, in kurzem, gleichsam kosenden Kampfe sich mit ihr zu messen und zu unterliegen. Sonst herrschte Stille. Wohl ließen vereinzelte Drosseln ihre Stimmen erschallen, indem sie, des Waldesdickichts überdrüssig, zwischen den bloßgelegten Wurzeln auf dem Uferabhange lebhaft einherschlüpften; auch Krähen, hart am Wasserrande nach Beute spähend oder zwischen Höhe und Strand ab und zu fliegend, krächzten mürrisch, während auf der Seeseite, vom Nebel verborgen, Möven gelegentlich herüberschrillten; allein dies alles verstärkte nur noch den Eindruck geheimnisvoller Verödung.

Eines Tages aber ward auf dem Strande das Plätschern vernehmbar, mit dem der Bug eines Fahrzeuges die stillen Fluten furchte. Erst schattenhafte Umrisse gewannen bestimmtere Formen, bis endlich die Gestalten von vier Männern erkennbar wurden, deren zwei sich über die langen Riemen neigten, während ein dritter das Steuer führte und der vierte diesem müßig gegenüber saß. Junge frische Burschen, echte Salzwassererscheinungen waren die beiden Ruderer. Doppelt so viele Jahre mochte der Mann am Steuer zählen, dessen wetterzerrissenes, hageres Antlitz mit der glattgeschorenen Oberlippe, dem ergrauten Backen- und Kinnbart und den

tiefen, harten Falten um die gesenkten Mundwinkel an ein kunstvoll geschnitztes Gallion erinnerte, wie solche den Bug jedes nur einigermaßen den Rang einer Heringsschute überschreitenden Fahrzeugs schmücken.

Der vor ihm sitzende Mann, anscheinend ein Fünfunddreißiger, im Antlitz nicht minder wettergebräunt, war dem Seefahrtsgewerbe offenbar fremd. In seiner Haltung lag vielmehr etwas Militärisches, nicht zu gedenken des Ausdrucks einer selbstbewußten Ruhe, mit der seine ernsten, dunkelblauen Augen umherschweiften. Während seine Begleiter gegen die nebelfeuchte Luft mit dicken blauen Jacketts bekleidet waren, trug er einen Anzug von ähnlichem Schnitt, jedoch von hellbraunem Stoff, über den er einen grün- und schwarzgewürfelten Plaid geschlungen hatte.

Das Boot befand sich noch einige Hundert Ellen vom Strande, als der Fahrgast sich auf seiner Bank halb umdrehte und einen forschenden Blick nach dem allmählich deutlicher hervortretenden Ufer hinübersandte. Dann kehrte er sich dem Bootsführer wieder zu, und die Nebeltropfen aus seinem starken braunen Vollbart streichend, bemerkte er träumerisch:

„Es soll mich wundern, ob Sie mich wirklich in die Nachbarschaft meines Zieles gebracht haben. Bei Gott, Kapitän Haspel, Sie könnten mir ebensogut einreden, das da drüben sei die Küste von Florida oder Kalifornien!"

Der Kapitän lachte vor sich hin.

„Viel anders ergeht's mir selber nicht," sprach er gutmütig, „aber ich weiß meine Richtung. Sind wir erst an Land, so will ich Ihnen genau sagen, ob Sie westlich oder östlich zu gehen haben, um die Schlenke zu erreichen, wenn wir nicht grade davor anlegen sollten. Weit ab sind wir auf keinen Fall. Ich kenne nämlich jeden Stein hier herum auf dem Strande, jeden Pfad, der nach der Höhe hinaufführt."

Das Boot lief in diesem Augenblick auf. Die beiden langgestiefelten Ruderer sprangen über Bord, und von beiden Seiten den Bootsrand ergreifend, schleppten sie das erleichterte Fahrzeug so weit, daß der Fahrgast auf einer ausgelegten Planke trockenen Fußes den festen Sandboden zu erreichen

vermochte. Der Kapitän folgte ihm, um ihn noch eine Strecke zu begleiten.

„In dieser Richtung wandern Sie fünf, sechs Minuten, Herr Walkort," begann Haspel alsbald, „dabei lugen Sie ein wenig landwärts aus, und wenn Sie einen Einschnitt im Ufer bemerken, so rechnen Sie darauf, daß die Schlenke vor Ihnen liegt und damit der Weg nach dem Dorfe; Sie können nicht irren. Eine kurze Strecke hinter der Schlenke stoßen Sie auf eine Fischerhütte, da werden Sie wohl jemanden finden, der Ihren Koffer von hier abholt. Sagen Sie nur, um Mitternacht würde ich ihn bei der Bachmündung an Land bringen. Im übrigen, Herr Walkort, wünsch' ich Ihnen viel Glück; denn unwichtige Dinge können's unmöglich sein, die Sie aus der Ferne und auf diesem Wege hierher führten, und da ist ein guter Wunsch wohl am rechten Ort."

„Ob wichtig oder unwichtig, weiß ich selber noch nicht," antwortete Walkort nach kurzem Sinnen achselzuckend, „ich bin nämlich beauftragt, in hiesiger Gegend ein Grundstück zum Zweck des möglichen Ankaufs abzuschätzen. Dergleichen hängt ein vorsichtiger Geschäftsmann nicht gern an die große Glocke. Das ist auch der Grund, weshalb ich den kürzeren Landweg mied und Ihre gefällige Fahrgelegenheit benutzte. Von dieser Stelle aus kann ich leichter als Unbekannter mich von der Sachlage überzeugen und, je nachdem es mir scheint, unbeachtet wieder verschwinden. Wäre ich mit Extrapost gekommen, so hätte ich zuviel Aufsehen im Orte erregt."

„Wäre ich zur Hand, wollt' ich es mir zur Freude rechnen, Sie zur Rückfahrt wieder an Bord zu nehmen."

„Und mir nicht minder, Ihnen mich anzuvertrauen, allein das möchte seine Schwierigkeiten haben. Weiß ich doch nicht, wie lange ich in dieser Gegend verweile. Es hängt von Umständen ab, die ich nicht übersehen kann."

Nachdem sie einige Schritte schweigend zurückgelegt hatten, hob der Kapitän wieder an: „Sie könnten mir oder vielmehr dem einen Burschen drüben im Boot einen rechten Gefallen erweisen. Der hat nämlich einen Schatz in der Nachbarschaft und möchte ihm einen Gruß zuschicken."

„Was ich gern übernehme," erwiderte Walkort bereitwillig: „das heißt, wenn die junge Person aufzufinden ist."

„Ob Sie das Mädchen selbst finden, fragt sich," erklärte Haspel nachdenklich, „doch das hindert den Gruß nicht. Sagen Sie nur dem ersten besten bei der Fischerhütte, Sie hätten den Wilm gesehen, der kreuze draußen und sende der Hanna Klasen den schönsten Gruß. Wer das hört, bestellt's gern weiter. Im Grunde ist's lächerlich mit solchen Grüßen," fügte er mit einem gutmütig verschmitzten Lächeln hinzu, „aber man ist selber einmal jung gewesen, und da gönnt man den Leutchen die kleine Lust" — bei den letzten Worten war er stehengeblieben und nachdenklich betrachtete er einen Kreis von etwa zwanzig Ellen im Durchmesser, der dadurch erzeugt worden war, daß ein Reiter augenscheinlich mit Bedacht sein Pferd in die Runde gelenkt hatte. Sein nächster Blick galt der Fährte, die bis an den Kreis reichte und von dort aus wieder zurückstand.

„Hier scheint sich jemand mit Reitübungen vergnügt zu haben", bemerkte Walkort, dem die Aufmerksamkeit nicht entging, mit der Haspel die Spuren prüfte.

„Etwas mehr als Reitübungen," entgegnete dieser, wiederum verschmitzt lächelnd, „das ist nämlich die Spur eines Strandwächters, und der ist im Laufe des heutigen Nachmittags hier gewesen. Das Zeichen hat er im Sande ausgeritten, um seinen Kameraden, der aus der andern Richtung kommt, zu benachrichtigen, wieweit er selber die Gegend abpatrouilliert habe."

„Und der reitet dann zurück", bemerkte Walkort, das Gespräch gleichmütig weiterspinnend.

„Kehrt um und reitet dahin, woher er gekommen ist, wenn er nicht durch ein anderes Zeichen aufgefordert wird, dem Kameraden zu folgen."

„Welchen Zweck hat dieses Verfahren?"

„Die Leute sollen ausmachen, ob Fahrzeuge gestrandet, irgend etwas angetrieben oder die Dämme unterspült seien."

„Bei dem stillen Wetter?"

„Ob stilles Wetter oder böig: die Wächter müssen ihre Reviere abreiten," antwortete Haspel; er sann einige Sekunden

nach und fuhr dann fort: „Ist auf dem Strande alles in guter Ordnung, stimmt's zuweilen auf dem Wasser nicht. Da kreuzt nämlich mitunter eine Sorte von Fahrzeugen, deren schlaue Besitzer genau wissen, daß unverzollter Kaffee, Tabak und Wein im Binnenlande gegen bar Geld willigere Abnehmer finden, als die versteuerten Waren beim Kaufmann."

„Mit andern Worten, der Schmuggelhandel steht hier noch in Blüte?"

„Nicht mehr als in alten Zeiten. Es gibt freilich noch Leute, die in ihrer Dummheit meinen, der Zoll sei eine sträfliche Abgabe, und drum herumgehen möchten, allein die schweren Strafen, die auf's Schmuggeln gesetzt sind, und die scharfe Wachsamkeit der Offizianten machen das gesetzwidrige Handwerk zu schwierig. Besonders in dieser Gegend läßt jeder gern die Hand davon, seitdem vor mehreren Jahren ein gesunder, handfester Bursche dabei abgefaßt wurde, der heute noch sitzen soll."

Walkort betrachtete den alten Seemann verstohlen von der Seite. In seinem Antlitz prägte sich plötzliches Verständnis für dessen hohes Rechtlichkeitsgefühl aus. Doch scheuend, ihn in Verlegenheit zu setzen, bemerkte er gleichmütig:

„Außerdem ist den Abnehmern der Waren wohl nicht recht zu trauen?"

„Die Abnehmer fürchten den Verrat am meisten," erklärte Haspel zuversichtlich, „denn dies sind Leute, die ihr Brot im Schleichhandel finden. Nebenbei ist's kein leichtes Brot, ein paar Zentner Waren meilenweit durch den finstern Wald zu schleppen — doch da halte ich Sie mit meinem Erzählen auf," und er reichte Walkort die Hand zum Abschied, „und vor Ihnen liegt vielleicht noch ein weiter Weg. Denn finden Sie bei der Fischerhütte keinen, so müssen Sie nach dem Dorfe gehen, um von dort aus jemand nach dem Koffer zu schicken, und da mag die Mitternachtsstunde nicht zu früh sein."

Er säumte, bis Walkort seinen Abschiedsgruß erwidert hatte, dann bemerkte er, indem er sich zum Gehen anschickte:

„Sollte jemand fragen, wie Sie von seewärts hereingekommen sind, so sagen Sie nur, ich hätt's Ihnen zu Gefallen getan, daß ich ein paar Strich aus meinem Kurs gewichen sei.

Sie mögen auch hinzufügen, daß ich wieder losgemacht habe, sobald der erste Mundvoll Wind über's Wasser fegte. Es ist von wegen des Verdachtes, den man gegen einen rechtschaffenen Schiffer fassen könnte, und obenein bei dem Nebel", und sich kurz umkehrend, schritt er davon.

„Von wegen des Verdachtes gegen einen rechtschaffenen Schiffer," sprach Walkort belustigt vor sich hin, indem er sich ebenfalls in Bewegung setzte, „doch, mich soll's nicht kümmern, wo und wie du deine Waren an den Mann bringst, wenn du nur ungefährdet davonkommst." Er lachte wiederum, und unbewußt fuhr er vernehmlicher fort: „Wer hätte dem biedern alten Burschen dergleichen zugetraut? Nun, ich bin der letzte, der dich verraten möchte."

Mechanisch lauschte er dem von der See herüberdringenden Getöse, mit dem die beiden Ruderer das Boot davontrieben. Zugleich ergötzte er sich an den Krähen, die hin und wieder vor ihm aufflogen und, die Uferwaldung suchend, mit heisern Stimmen weidlich auf ihn niederschmälten.

So legte er eine Strecke auf dem vereinsamten Strande zurück, als seine Aufmerksamkeit durch einen vor ihm in dem Nebel auftauchenden Schatten gefesselt wurde. Bald darauf erkannte er einen Reiter in Mütze und Uniform, an der Seite einen Schleppsäbel. Grüßend wollte er vorübergehen, als jener sein Pferd anhielt und höflich fragte, ob er ihm Auskunft über das Boot geben könne, dessen Ruderschläge noch immer gedämpft herüberschallten.

„Gern tue ich das," antwortete Walkort bereitwillig und eingedenk der Ratschläge Haspels, „ich selbst kam in dem Boot. Geschäftsangelegenheiten erheischen meine Anwesenheit in dieser Gegend, und da ich ein großer Freund der See bin, so benutzte ich die Gelegenheit, in einem Küstenfahrer bis hierher mitgenommen zu werden. Es kostete mich wohl einige Überredung, den alten Schiffer zu einem kleinen Umwege zu bestimmen, allein schließlich einigten wir uns, und, wie ich glaube, zur beiderseitigen Zufriedenheit."

„Welcher Art ist das Schiff?" forschte der Strandwächter weiter.

„Ein zweimastiges von kleinem Umfange; es genauer zu bezeichnen, reicht meine Schiffskunde nicht aus", erklärte Walkort.

„Was für Ladung führt es?"

„Auch das anzugeben ist mir unmöglich, weil ich mich nicht darum kümmerte. Ich weiß nur, daß außer dem Kapitän sich vier Mann an Bord befinden."

„Erfuhren Sie den Namen des Kapitäns?"

„Er heißt Haspel."

„Haspel? Hm, kein fremder Name in dieser Gegend. Wohin mag er gehen?"

„Ich glaube nach Kolberg oder Königsberg."

„Eine weite Fahrt; fast zu weit, um so dicht unter Land zu segeln."

„Ich wiederhole, es geschah mir zuliebe, und dankbar bin ich dem alten Freunde für seine Gefälligkeit ebenfalls."

„Eine biedere, gutmütige Haut, dieser Haspel," bemerkte der Zollwächter mit einem Blick in den über dem Wasser lagernden Nebel hinein, „ich bin ihm schon mehrfach begegnet. Heute wird er wohl nicht mehr weit kommen. Die Luft ist still wie in einem Keller."

„Haspel meinte, um Mitternacht würde eine Brise aufspringen," versetzte Walkort bedachtsam, „und mit dem ersten Mundvoll Wind wolle er sich davonmachen."

Der Zollwächter spähte wieder seewärts. Andere Fragen schienen ihm auf den Lippen zu schweben, jedoch voraussehend, daß der Fremde ihm keine weitere Auskunft erteilen könne oder wolle, ritt er mit höflichem Gruß davon. Auch Walkort setzte seinen Weg fort. Es schwebte ihm wohl vor, durch seine Antworten möglichenfalls eine gesetzwidrige Handlung begünstigt zu haben, bald darauf aber war alles vergessen, und um die Mündung des Hohlweges, bekannt unter dem Namen Schlenke, nicht zu verfehlen, näherte er sich allmählich der schroffen Uferwand.

Endlich entdeckte er einen schwarzen Einschnitt und nach wenigen Schritten überzeugte er sich, daß ein schmaler Fußweg vor ihm lag, der mäßig ansteigend sich zwischen mit hundert-

jähriger Waldung und einer festen Grasnarbe bedeckten Dünen hinwand. Mächtige Buchen und Eichen wölbten sich über den Hohlweg hin und verwandelten ihn gewissermaßen in einen düstern Laubengang von eigentümlich geheimnisvollem Charakter. Farne, bereits herbstlich gebleicht, wucherten zu beiden Seiten auf den Abhängen; Strauchwerk krönte deren obere Ränder und vervollständigte das Bild ernster Waldeinsamkeit.

Da drang aus mäßiger Ferne ein Geräusch herüber, wie wenn an einem hohlklingenden Gegenstande gehämmert wurde. Durch dieses Merkmal von der Nähe eines Menschen aufgemuntert, beschleunigte Walkort seine Schritte. Er bog um die nächste kurze Windung herum, und die Blicke dahin gerichtet, von wo das Hämmern herüberschallte, daher nicht vor sich auf den Boden achtend, erschreckte ihn plötzlich eine Bewegung seitwärts im Grase. Ihr folgte spöttisches Lachen, als er im nächsten Augenblick gerade zwischen die beiden Tragbäume einer Handkarre hineinschritt.

„Zum Teufel, Junge, du hättest deine Karre wo anders hinfahren können, als mitten in den Fußpfad, wo ein ahnungsloser Wanderer Gefahr läuft, sich die Glieder zu brechen", redete er einen schlotterig bekleideten, etwa sechzehnjährigen Burschen an, dessen sonnenverbranntes Antlitz mit zwei listigen Augen unter einer bis auf die Ohren gestreiften, übermäßig großen Schirmmütze fast verschwand, und der nunmehr mit schadenfrohem Grinsen zu ihm emporsah.

„Die Karre ist nicht leicht, wenn der Herr sie zur Probe eine Strecke schieben wollen," antwortete der Bursche trotzig, ohne seine bequeme Stellung zu verändern, „daneben in dem tiefen, losen Sande möchten zwei Gäule sie nicht losmachen."

Walkort betrachtete den Jungen schärfer. Dessen selbstbewußtes Wesen belustigte ihn offenbar, denn er fragte nach kurzem Sinnen lächelnd:

„Was hast du denn geladen?"

„Sand, Herr," hieß es sorglos zurück, „schönen feinen Sand. Den holte ich von unten herauf für die Bauersleute, bei denen ich diene. Die streuen ihn auf den Fußboden."

„Du mußt schon eine halbe Stunde hier liegen oder ich hätte dich auf dem Strande bemerkt."

„Länger, Herr, zum wenigsten eine ganze Stunde."

„Eine lange Rast, nach der kurzen Strecke des Fahrens", meinte Walkort.

„Ich raste im voraus," erwiderte der Bursche grinsend, „denn zu Hause gibt's nicht viel Zeit dazu."

„Wo gehörst du zu Hause?"

„Im Dorf, und das ist eine ordentliche Strecke von hier."

„So kennst du vielleicht eine gewisse Hanna Klasen?"

Als habe die Nennung dieses Namens eine elektrische Wirkung auf den Burschen ausgeübt, richtete er sich in eine sitzende Stellung empor.

„Wer hier herum kennt nicht die Hanna?" antwortete er, mit dem Ausdruck eines jungen Fuchses in Walkorts Augen schauend. „Das ist das schönste Mädchen im ganzen Lande und klüger als unser Schulmeister! Doch was soll's mit der?"

„Ich möchte sie sprechen."

„Wer weiß, wo die steckt. Die hat ihre eigene Art; sie geht, wohin ihr der Kopf steht, und sagt niemand, wohin. Mit der ist nicht gut Kirschen essen."

„Einen Gruß habe ich an sie zu bestellen. Seh' ich sie nicht selber, so möchte ich ihn einer zuverlässigen Person übertragen."

„Von wem kommt er?"

„Von einem Seemann, einem gewissen Wilm."

Der Bursche schnellte auf die Füße empor, als wäre er von einem Peitschenhiebe getroffen worden.

„Der Wilm sitzt ja," rief er erstaunt aus, „der kann doch nicht ausgebrochen sein" — er stockte, besann sich einige Sekunden, und sich abkehrend, um dem forschenden Blick Walkorts auszuweichen, sprach er achselzuckend: „aber der Herr meinen den andern Wilm; da möcht' ich fragen, wo der Herr den getroffen haben."

„Draußen auf der See. Ich segelte in einem Küstenfahrer und ließ mich vor einer halben Stunde hier an Land setzen. Als ich mich von dem Kapitän verabschiedete, beauftragte er mich im Namen des einen Matrosen."

„Also draußen im Nebel?" versetzte der Bursche, und in seinen listigen, grauen Schlitzaugen gelangte ein wunderliches Verständnis zum Ausdruck, „nun, da wird die Hanna sich freuen, wenn die's hört," und den breiten Tragriemen über die Schultern werfend und dessen Schleifen über die Karrengriffe schiebend, schickte er sich an, mit seiner Last abzufahren.

„Legen Sie die Tasche auf den Sandsack," kehrte er sich Walkort lustig zu, „hat man so lange ausgeruht, kommt's auf 'n zwanzig, dreißig Pfund mehr oder weniger nicht an — immer zu, Herr; wenn's was gilt, karre ich meine drei Zentner mitten durch den Wald."

Walkort leistete der an ihn gerichteten Aufforderung Folge, indem er bemerkte:

„Ich möchte wissen, welche Art von Lasten du durch den Wald karrst."

Der Bursche schob an, als hätte er die Bemerkung nicht gehört, rief aber nach einigen Schritten über die Schulter zurück:

„Eicheln, Herr, Eicheln und Buchnüsse zum Schweinemästen. Hat man seine vier Scheffel zusammen, wird nicht viel an drei Zentnern fehlen", und weiter karrte er mit erhöhter Eile, daß Walkort ihm kaum zu folgen vermochte.

„Da scheine ich in ein rechtes Schmuggllerneſt hineingeraten und selber zum Helfershelfer auserkoren zu sein", sprach dieser in Gedanken, indem er den kräftigen jungen Strolch mit einer gewissen Teilnahme betrachtete; dann kehrte er seine Aufmerksamkeit wieder der Umgebung zu, deren üppiger Pflanzenwuchs und feuchte Dunstschleier auf den nach vieljähriger Abwesenheit aus fernen Landen Zurückkehrenden einen anheimelnden Reiz ausübte.

Endlich öffnete der Wald sich zu einer etwa zwei Morgen großen Wiesenfläche, die vereinzelte uralte Bäume beschatteten. Mehrere Fischerboote lagen kieloberst nicht weit vom Wege. Im Hintergrunde zeichnete sich notdürftig eine rohrgedeckte Hütte aus, die nur zur Aufbewahrung von Netzen und sonstigen Geräten errichtet zu sein schien oder zum gelegentlichen Obdach für spät heimkehrende Fischer. Die Haustür stand offen. Ein grauköpfiger Mann stand neben dem einen Boot und verdichtete

mittels teeriger Hanfsträhnen von aufgedrehten alten Tauen die Fugen zwischen den Planken. In der einen Hand einen stumpfen Meißel, in der andern einen hölzernen Hammer, schien er für nichts anderes Sinn zu haben, als für seine Arbeit. Sobald er sich in gleicher Höhe mit ihm befand, ließ der Bursche die Karre stehen, und zu jenem herantretend, rief er schon während des Gehens:

„Da kreuzt der Haspel draußen, Vater Kandel; der hat einen fremden Herrn gelandet. Der soll einen schönen Gruß von dem Wilm an die Hanna bestellen!"

Beim ersten Ton von des Burschen Stimme stellte der alte Mann das Hämmern ein. Sein verwittertes Antlitz erhebend, warf er einen verdrossenen Blick auf den Knaben und dann auf Walkort. Erst als er die Namen Wilm und Hanna hörte, belebten seine harten Züge sich ein wenig, und in seinen Augen leuchtete flüchtig frisches Jugendfeuer auf.

Walkort hatte das Gesicht des Greises scharf überwacht. Überraschte ihn schon, daß der Bursche den Namen Haspel aussprach, den er ihm bisher noch nicht mitgeteilt hatte, so befremdete ihn in erhöhtem Grade der wechselnde Ausdruck in den Zügen des Alten. Es machte sich sogar eine gewisse Unruhe in dessen Wesen geltend, indem er ohne voraufgegangenen Gruß fragte:

„Von dem Haspel kommt der Herr? Was den wohl bei dem Nebelwetter hierher geführt haben mag? Doch mich kümmert's nicht —"

„Mir zuliebe bequemte er sich zu dem Umwege," fiel Walkort ein, um Kandel das Verheimlichen seiner Gedanken zu erleichtern, „mich aber führen Geschäfte in diese Gegend, und da benutzte er die Gelegenheit zu einem Auftrage an die Hanna Klasen."

Der Alte fuhr mit der Hand über seine weißen Bartstoppeln, wie jemand, der von ernsten Zweifeln befangen ist; darauf sprach er, fortgesetzt Walkort verstohlen musternd:

„Die Hanna Klasen ist ein braves Mädchen, die verdient wohl, daß man ihr zu Gefallen lebt. Sie ist zwar nicht zur Hand, aber die Bestellung soll ausgerichtet werden. Wieweit und wohin gedenken der Herr heute noch zu gehen?"

„Mein Ziel ist das Dorf," antwortete Walkort, vermutend, daß der Alte ihn aus dem Wege zu haben wünsche, „ob ich's erreiche, ist eine andere Frage. Es wird früh dunkel bei dem Nebel; da möchte es mir schwer werden, mich zurechtzufinden."

„In drei Viertelstunden machen Sie's," versetzte Kandel noch immer zweifelnd, „auch könnte der Lude den Herrn führen", und wechselte einen Blick des Verständnisses mit dem Burschen.

„Wo bleiben Sie selber?" fragte Walkort. „Ich dächte, wo Sie die Nacht verbringen, fände sich auch ein Plätzchen für mich."

Der Alte kratzte sich mit beiden Händen hinter den Ohren und antwortete zögernd: „Meine alten Knochen liegen überall gut genug. Eigentlich wohne ich im Dorf; ist mir aber nicht nach Gehen zumute, so übernachte ich da in dem Hause auf einer Strohschütte. Die Nächte sind noch warm. Kehre ich abends nicht heim, so schickt meine Frau mir andern Morgens den Kaffee. Für den Abend bin ich ja versorgt."

„So nehme auch ich mit einer Strohschütte vorlieb," versetzte Walkort etwas entschiedener, „an Bord des Schiffes, mit dem ich kam, befinden sich meine Sachen, und die will der Kapitän Haspel um Mitternacht landen. Er meinte, daß ich bis dahin ein paar Leute gefunden haben möchte, den Koffer vom Strande heraufzuholen. Er nannte die Bachmündung als Punkt, wohin ich sie schicken sollte. Jetzt begreifen Sie wohl, weshalb ich mich nicht allzuweit von hier entfernen möchte. Jeder hat sein Eigentum lieb, und je eher ich mich im Besitz des meinigen weiß, um so besser."

„Aber wohin mit dem Koffer?" fragte Kandel anscheinend verdrossen, obwohl sein hartes Gesicht vor innerer Aufregung sich dunkler färbte, „Leute die es tragen, könnten zwar herbeigeschafft werden, aber wohin damit, lieber Herr?"

„Hierher," entschied Walkort gleichmütig, „und von hier aus finde ich morgen bei Tagesanbruch meinen Weg leicht weiter. Nebenbei können Sie mich etwas über die Nachbarschaft unterrichten, das wäre mir von großem Wert. Haben Sie ein Stückchen Brot und einen Trunk Wasser, so nehme ich's

mit Dank an. Ich werde dann schlafen, daß man Kanonen neben mir abfeuern könnte, ohne mich zu ermuntern."

Abermals sann der Alte nach, bevor er antwortete:

„Ein hartes Lager da drüben in dem Hause, aber die Angelegenheit mit dem Koffer ändert die Sache. Wenn ich nur wüßte, wer ihn abholen könnte. Hier herum gibt's niemand, und eine leichte Arbeit ist's auf dem Sandwege ebenfalls nicht" — wie von einem glücklichen Gedanken beseelt, kehrte er sich dem Burschen zu. „Lude", rief er aus, „du selbst kannst es übernehmen. Mach deinen Sandsack um die Hälfte leichter und karre, als ob dir der Kopf brennte. Gib ein paar Bekannten kund, daß um Mitternacht auf dem Strande ein Koffer abzuholen wäre, und das Kompliment bestellst du ebenfalls. Kehr' im Vorbeigehen in meinem Hause an und sag', ich hätt' einen Gast, der wollte mit einem schmackhaften Gericht verpflegt sein —"

„Und mit einem Trunk so gut, wie er im Dorfe aufzutreiben ist," schaltete Walkort ein, „und was den Kostenpunkt anbetrifft, so ordne ich den mit dem Vater Kandel."

Der Alte warf einen argwöhnischen Blick auf Walkort. Dieser hingegen, um ihn noch mehr über seine Person zu beruhigen, fuhr gleichmütig fort:

„Da traf ich einen Zollwächter auf dem Strande; den hätte ich ansprechen können, mir Leute zum Tragen der Sachen zu schicken, vielleicht selbst die Angelegenheit ein wenig zu überwachen, allein mit Beamten, die streng an ihre Pflicht gebunden sind, verkehre ich ungern geschäftlich. Es sieht aus, als möchte man sie zur Vernachlässigung ihres Dienstes bewegen."

„Lude," wendete der alte Mann sich nunmehr an den Burschen, der mit verschmitztem Grinsen dem Gespräch lauschte, „jetzt nimm deine Füße in die Hand, damit die Leute nicht zu spät kommen. Sie dürfen den Haspel nicht warten lassen."

Lude, wie um dadurch seine Bereitwilligkeit an den Tag zu legen, schlug zweimal hintereinander ein Rad, schüttelte sich wie ein nasser Pudel, um die schlottrigen Kleidungsstücke

wieder zu ordnen, legte die Reisetasche auf das Boot; dann spannte er sich in die Karre, und seine Bewegungen mit dem Absingen eines Gassenhauers begleitend, trabte er mit seiner Last davon. Gleich darauf war er in dem Nebel verschwunden.

Viertes Kapitel.

In der Fischerhütte.

„Der macht's um die Hälfte schneller, als jeder andere," brach der alte Mann das Schweigen, und dann an seine frühere Bemerkung anknüpfend, fuhr er fort: „Nein, Herr, um Ihren Koffer brauchen Sie nicht besorgt zu sein. Der steht morgen früh vor Ihrem Lager, noch bevor Sie die Augen aufgeschlagen haben, wenn Sie überhaupt ein Mann für einen gesunden Schlaf sind. Denn ehrlich und gewissenhaft sind die Leute hier herum. Sie sind auf dem blauen Wasser groß und alt geworden, bei rechtschaffener Arbeit lernten sie Rechtschaffenheit, und die ging schon von Alters her auf Kinder und Kindeskinder über. Aber nun kommen Sie, damit wir noch bei Tageslicht Ihr Lager einrichten, so gut es sich machen läßt", und Hammer, Meißel und Hanf unter das Boot werfend, schritt er auf die Hütte zu.

Walkort nahm die Reisetasche und folgte ihm. Sich hinter ihm haltend, bewunderte er die Sicherheit, mit der der fast zum Skelett abgemagerte Greis sich einherbewegte. Alles an ihm schien Sehne zu sein. Mochte er auch nicht mehr dazu taugen, im schwanken Fischerboot das Meer zu bekämpfen, so war ersichtlich, daß er im Rate der Alten noch immer seinen Mann stand und gewohnt war, seine Ratschläge befolgt zu sehen. Eine richtige Schmugglernatur: gottesfürchtig und ehrlich in allen Dingen, betrachtete er den Schleichhandel zwar als etwas Verbotenes, sah darin aber so lange keinen Fehl gegen Gesetz und öffentliche Ordnung, wie man in Ausübung

des gefährlichen Gewerbes nicht betroffen wurde. Dies begriff Walkort ebenso, wie daß Haspel seine Gesellschaft auf der Küstenfahrt besonders deshalb willkommen geheißen hatte, weil er ihn als unverdächtigen Boten zu benutzen gedachte.

Dem Fischer in die offene Hütte folgend, gewahrte er, daß diese durch eine Lehmwand in zwei Hälften geteilt wurde. Die vordere erschien mit dem kleinen Feuerherd, den alten Kisten und Blöcken, die offenbar die Stelle von Bänken vertraten, als Wohnungsraum, wogegen die andere, in die man durch eine offene Tür sah, durch zusammengerollte Segel und Netze, Riemen und Steuerruder und sonstige Fischereigeräte sich als eine Art Magazin verriet. Eine breite, viel benutzte Strohschütte zog sich in dem vordern Gemach an der einen Wand hin. Sonst war nichts vorhanden, was irgendwelche Bequemlichkeit geboten oder zur Erhöhung einer bescheidenen Annehmlichkeit beigetragen hätte. Die vier nackten Wände und eine notdürftige Feuergelegenheit genügten den abgehärteten Männern, die sturmgepeitscht von der See hereinkamen, für alle Fälle.

„Der Müde schläft überall," sprach der alte Schleichhändler, indem er nach Überschreiten der Schwelle Walkort an sich vorbeitreten ließ, „und für einen Fremden ist's obenein gemächlicher, als in dem Dorfkrug; da fragen Leute von allen Sorten einen bis auf's Blut aus. Um aber dem Herrn eine ruhige Nacht zu schaffen — es mögen nämlich noch Fischer eintreffen, um hier den Morgen zu erwarten —, will ich da drinnen in der Gerätkammer ein ordentliches Lager bereiten. Da liegt ein Haufen dürrer Blätter. Ein Segel darüber hingeworfen, ein ander Stück Linnen und der Umhang des Herrn zum Zudecken, und ich möchte sehen, wer Besseres bieten könnte —"

„Mehr als genügend für jemand, der einen ansehnlichen Teil seines Lebens im Freien verbrachte und sich manche liebe lange Nacht nur mit dem Himmel zudeckte", versetzte Walkort, um die letzte Verlegenheit zu verscheuchen, die sich noch in dem unstäten Wesen des alten Mannes verriet.

„Das klingt gut genug," erwiderte dieser, und dann zog

er aus einem holzgeflochtenen Kober auf dem Feuerherd eine Flasche, die er seinem Gaste darreichte. „Wer von solchen Erfahrungen zu reden weiß, der verschmäht nicht einen Schluck aus der Flasche eines ehrlichen Mannes und ein Stück Brot, so gut er's selber hat."

Walkort tat einen mäßigen Zug und nahm von dem Brot, worauf er bemerkte:

„Wir haben aus derselben Flasche getrunken, von demselben Brot gebrochen, das besiegelt die Freundschaft. Hoffentlich sorgt der Lude für neuen Vorrat; dann sind Sie mein Gast."

Der Alte nickte sichtbar befriedigt. Nachdem beide auf Holzblöcken so Platz genommen hatten, daß sie den Vorplatz der Hütte mit den Booten zu übersehen vermochten, zündeten sie ihre kurzen Pfeifen an, zu denen Walkort den Tabak lieferte, und ohne Säumen eröffnete dieser eine neue Unterhaltung:

„Vollkommen fremd in dieser Gegend und vielleicht auf längere Zeit an diese gebunden, hätte ich mir keine günstigere Gelegenheit wünschen können, Näheres über Land und Leute von jemand zu erfahren, der hier ein langes Leben geführt hat."

„Ja, alt geworden bin ich hier," ging Kandel bereitwillig auf das Gespräch ein, „sogar recht alt, und auf eine Stunde im Umkreis lebt kaum jemand, den ich nicht hätte heranwachsen sehen. Ich vermute, der Herr wollen in unserem Dorfe verweilen?"

„Wenn ich im Kruge ein erträgliches Unterkommen finde," gab Walkort zu. „Als ich meine Richtung auf hier mit guten Freunden vereinbarte, war auch von einem Ausbau die Rede und daß dessen Besitzer längst gestorben sei."

„Lange tot, Herr," bestätigte der alte Mann, und bei Erwähnung des Ausbaues betrachtete er seinen Gast wieder mit unverkennbarem Mißtrauen von der Seite, „ja, lange tot, und das Haus möchte ich ebenso nennen, denn da drinnen wohnen nur noch Ratten und Mäuse. Der Staub soll fußhoch drinnen liegen." Er zögerte, wie über irgend etwas nachsinnend, dann fragte er lauernd: „Der Herr gehen vielleicht mit dem Gedanken um, den Ausbau anzukaufen?"

Auch Walkort zögerte, bevor er antwortete: „Unmöglich wäre es nicht. Ansehen will ich mir das Grundstück auf alle Fälle."

„Das Haus ist in argem Verruf; wer's betritt, dem soll's Unglück bringen", meinte Kandel, in seiner Pfeife störend.

„Unsinn, Mann," erwiderte Walkort lachend; „wer setzt überhaupt solche lächerliche Gerüchte in Umlauf?"

„Nun, Herr, so etwas müssen doch wohl etliche ausfindig gemacht haben."

„Das würde mich am wenigsten hindern, mein Quartier in dem Unglückshause aufzuschlagen."

„Wenn's dem Herrn nur nicht leid würde. Da haben nämlich schon mehr Leute Absicht auf das Grundstück gehabt, und verkäuflich ist's ja, aber jedesmal, wenn's hieß, der Ausbau hat einen neuen Herrn, war der Kauf rückgängig gemacht worden, und niemand erfuhr eine andere Ursache dafür, als daß es nicht richtig in dem Hause sei."

„Ich wiederhole, derartiger Unsinn könnte mich nie bewegen, einem einmal gefaßten Entschluß untreu zu werden."

„So würden Sie schwerlich jemand finden, der Ihnen nach dem Ausbau folgte; und sich allein zu bedienen, möchte dem Herrn nicht anstehen."

„Worauf begründet sich denn der böse Ruf der Besitzung?" fragte Walkort, mit heimlicher Spannung den weiteren Mitteilungen entgegensehend.

„Darauf, daß die Menschen, die da wohnten, vom Schicksal arg verfolgt wurden," antwortete Kandel verdrossen, fuhr aber lebhafter fort: „Vor vielen Jahren kam ein Herr in unser Dorf. Dem gefiel die Umgegend, und da kaufte er ein gut Stück Acker, baute ein Haus d'rauf, legte einen großen Garten drum herum an, und da lebte er mit Frau und Kind — ein Sohn war's — und etlichen Dienstleuten so glücklich, wie's eben die Reichen nur können. Alles nahm seinen guten Verlauf für manches Jahr. Dann starben die beiden Alten kurz hintereinander und der Sohn trat die Erbschaft an. Dem aber mochte es zu einsam in dem Ausbau sein, denn er ging auf Reisen ins Ausland und kümmerte sich nicht um die alte Heimstätte. Erst

„Ja, alt geworden bin ich hier," ging Kandel bereitwillig auf das Gespräch ein, „sogar recht alt, und auf eine Stunde im Umkreis lebt kaum jemand, den ich nicht hätte heranwachsen sehen." (S. 47.)

nach langer Zeit kehrte er zurück mit einer jungen, schönen Frau, und die soll das Unglück mitgebracht haben."

„Wie hieß der Mann?" fragte Walkort, als Kandel eine kurze Pause eintreten ließ.

„Blenfeld," antwortete der Alte, „und ein gar guter, freundlicher und mildtätiger Herr war er obenein, mochte er in jungen Jahren immerhin ein lustiges Leben geführt haben."

Bei Nennung des Namens neigte Walkort sein Haupt zustimmend, worauf er fortfuhr:

„Die junge, schöne Frau soll also sein Unglück gewesen sein?"

„Ja, obwohl die beiden mit rechter Liebe aneinander hingen, aber das Unglück hatte sich doch mit ihr in den Ausbau eingeschlichen, und das war kein Wunder. Sie war nämlich nicht wie andere Menschen, sondern bräunlich im Gesicht, so ungefähr wie eine Nuß, die frisch aus der Hülse gefallen ist. Es hieß, daß in ihren Adern wildes Blut fließe; das sah ihr jeder auf den ersten Blick an. Aber trotz des wilden Blutes war sie sehr sanftmütig. Wenn sie lachte, hätte man glauben können, es müßten die hellen Tränen in den großen, schwarzen Augen zusammenrinnen. Ich vermute, es waren Ahnungen von ihrem Unglück, die sie so still und sanft dreinschauen machten; und das Unglück blieb auch nicht aus. Denn erst starben des jungen Herrn Blenfeld Eltern kurz hintereinander in ihren besten Jahren, danach traf's ihn selbst und seine bräunliche, junge Frau noch weit früher und schrecklicher. Da kam nämlich ein Seuche über's Land, und die raffte beide innerhalb einer Woche fort. Nur ein Töchterchen blieb zurück, und das zählte damals kaum fünf Jahre. Nun, sagen Sie selber, Herr, ob das nicht genug Unglück ist, um dem Ausbau weit aus dem Wege zu gehen, geschweige denn ihn anzukaufen und darauf zu wohnen", und wiederum machte sich in dem verstohlenen Seitenblick des Alten eine rätselhafte, ängstliche Spannung bemerklich.

„Die armen Menschen," versetzte Walkort ernst, „gewiß sind sie von einem schweren Verhängnis heimgesucht worden, allein Torheit wäre es, jenes Unglück als an dem Ausbau haftend zu bezeichnen."

„Warum getraut sich denn keiner mehr an das Grundstück heran? Und billig genug zu haben wär's sicher."

„Wer weiß, wie das zusammenhängt. Gefiele es mir, dann sollten die schrecklichsten Gerüchte mich nicht stören, es in meinen Besitz zu bringen. Hoffentlich ist für die kleine Waise gut gesorgt worden."

„Die kleine Waise ist ein schönes, großes Mädchen geworden," erklärte Kandel mit einem gewissen Wohlgefallen, „von der braunen Hautfarbe ihrer Mutter bemerkt man freilich nichts mehr in ihrem Angesicht, aber in ihrem Blut steckt so viel Wildheit, daß ein halbes Dutzend von ihrer Sorte übermäßig genug daran hätte."

„So ist ihre Erziehung vernachlässigt worden?" forschte Walkort teilnahmvoll.

„Behüte der Himmel," versetzte der Alte, „soviel ich davon verstehe, wurde sie erzogen wie eine vornehme Dame. Es soll erstaunlich sein, was die gelernt hat. Nach dem Tode ihrer Eltern und weil nirgend Verwandte der Verstorbenen aufzutreiben, schritt nämlich das Gericht ein; das ordnete die Erbschaftsangelegenheiten und übernahm zugleich die Sorge für das verwaiste Kind, nebenbei kein großes Kunststück, wenn Vermögen zur Hand ist. Da haben wir in unserm Dorf einen Steuerkontrolleur, der mag ebenso gedacht haben, denn auf seinen Antrag wurde ihm von Gerichts wegen das Kind zur Pflege und Erziehung zugesprochen, wofür er ein schönes Jahrgeld beziehen soll. Ein schlauer Kunde, dieser Ottke; wo's gilt, einen kleinen Profit zu machen, da greift er zu."

„Das klingt, als sei die Waise nicht sonderlich gut bei ihm aufgehoben?"

„Sogar sehr gut, denn für das schöne Jahrgeld tun die Ottkes gewiß alles, was sie dem Mädchen an den Augen absehen können. Um's nicht auf eine hohe Schule schicken zu müssen, nehmen sie ein gelehrtes Frauenzimmer in's Haus, ich glaube, eine Schwester des Kontrolleurs, und die ist heute noch da. Ob der Junker heute noch viel auf sie hört, weiß ich nicht."

„Was für ein Junker?"

„Nun ja, eigentlich heißt sie Florence; hier herum nennen wir sie aber Junker Florentin. Es klingt besser, und dann von wegen des wilden Blutes. Und ein lustiger Junker könnte nicht toller wirtschaften, als sie."

„Das spricht nicht sonderlich für die Erziehungsweise ihrer Pfleger", versetzte Walkort, um den alten Mann zu neuen Kundgebungen zu bewegen.

„Bei einem Mädchen, wie der Junker, soll man das Erziehen wohl bleiben lassen", erklärte Kandel schmunzelnd, als ergötzte die Erinnerung an die Streiche der Genannten ihn noch nachträglich, „weder mit Güte, noch mit Gewalt richtet man bei der etwas aus. Was sie tun will, tut sie, und erst recht, wenn jemand sie daran hindern möchte. Geld hat sie ebenfalls, und damit wirtschaftet sie, als ob sie's auf der Straße fände. Ja, ein Mordsjunker; aber jeder hat sie gern, und mit jedem redet sie wie mit ihresgleichen, und eine Art des Bittens und Befehlens, alles durcheinander, hat sie, daß man ihr zu Willen sein muß. Ihr Haar schnitt sie schon vor Jahren ab, und kostbares, langes, schwarzes Haar war es obenein; ich vermute, um keine große Mühe damit zu haben. Da sieht man, was wildes Blut bedeutet. Wenn andere Mädchen mit dem Strickstrumpf sitzen, vergnügt der Junker sich damit, im Garten Sperlinge zu schießen, daß den Nachbarn die Schrotkörner um die Ohren fliegen. Am lustigsten ist's, wenn der Ottke zu einem Patrouillenritt satteln will und der Gaul ist samt dem Junker Florentin verschwunden."

„Wenn alle Menschen ihr wohlwollen, kann sie unmöglich schlecht sein", meinte Walkort nachdenklich.

„Von Schlechtigkeit redete ich nicht," erwiderte der Alte lebhaft; „sie ist sogar sehr wohltätig, und ich hab's erlebt und andere mit mir, daß sie eine Handvoll Groschen und Dreier vor dem Schulhause unter die Kinder warf und vor Lust helle Tränen weinte, wenn alles übereinander kugelte."

„Das ist mehr Schadenfreude, als Wohltätigkeit, Vater Kandel."

„Mag sein, lieber Herr, aber mancher arme Kranke weiß davon zu erzählen, daß sie plötzlich neben seinem Bett stand und ihm einen Taler in die Hand drückte — die Ottkes selber geben

nämlich nichts — und dabei den Finger auf den Mund legte, damit's verschwiegen bleiben sollte."

„Das zeugt von einem sehr guten Herzen, Vater Kandel, und da mögen wir ihr die Junkerstreiche wohl verzeihen. Mit den Jahren wird sie ruhiger und verständiger werden."

„Wer mit achtzehn, neunzehn Jahren nicht verständig geworden ist, wird's in seinem ganzen Leben nicht."

„Sie wird heiraten, und findet sie einen guten Mann, bringt der sie bald genug zur Ordnung."

„Den Mann möcht' ich sehen, der sich an den Junker Florentin heranwagte. Nein, nein, die ist nicht zum Heiraten geschaffen; die würde zehn Männer unglücklich machen und wären sie sanftmütig, wie unser Herr Christus selber."

Hier folgte eine lange Pause des Schweigens. Der alte Fischer sah nachdenklich in seinen dampfenden Maserpfeifenkopf hinab, offenbar mit andern Dingen als den eben verhandelten beschäftigt. Walkort, unstreitig von geheimen Gründen zu den Nachforschungen bewegt, suchte sich dagegen die Verwaiste zu vergegenwärtigen. War sie ihm doch als eine so überaus exzentrische, junge Person geschildert worden, daß er nicht wußte, ob sie mehr freundliche Teilnahme oder Bedauern verdiente.

Endlich sah der alte Mann wieder empor. Hinter dem dichten Nebelvorhang stand die Sonne bereits tief. Unter dieser Doppelwirkung schlich graue Dämmerung durch den Wald, die Fernsicht noch mehr beschränkend.

„Es wird früh dunkel," brach er das Schweigen, „ich möchte daher raten, das letzte Tageslicht zur Herrichtung Ihres Bettes auszunutzen."

„Ein guter Gedanke," erklärte Walkort, wie aus einem Traume erwachend; „geb' ich auch nicht viel um Bequemlichkeit, so ist's doch besser, zu wissen, wo und wie ich mein Haupt niederlege, wenn die Zeit dazu da ist."

Dem Beispiel des greisen Gastfreundes folgend, erhob er sich. Bald darauf waren sie eifrig beschäftigt, in dem Nebenraum aus dürren Blättern, Heidekraut und alten Segeln ein erträgliches Lager herzustellen.

„Hier werde ich schlafen wie in Abrahams Schoß," beteuerte Walkort, als sie das Vorgemach wieder betraten, wo Kandel, um das schwindende Tageslicht zu ersetzen, mittels des zur Hand liegenden trockenen Holzes Feuer erzeugte; „ich hoffe, das Herbeischaffen meiner Habseligkeiten stößt nicht auf Schwierigkeiten. Erscheint's Ihnen aber ratsamer, daß ich selber mit hinuntergehe —"

„Nein, Herr," fiel Kandel höflich, jedoch entschieden ein, „legen Sie sich zur Ruhe und schlafen Sie ungestört bis an den hellen Morgen. Ich bürge dafür, sobald Sie sich ermuntern, fällt Ihr erster Blick auf den Koffer. "

Bevor Walkort etwas zu erwidern vermochte, wurden draußen schnelle Schritte vernehmbar. Gleich darauf erschien in der Tür ein großes schönes Mädchen in bäuerlicher Tracht, mit starkem, gelbblondem Haar, großen, ruhigen, blauen Augen, und die vollen Lippen des kleinen Mundes so anmutig geschweift, daß auch dann, wenn sie nicht sprach, die beiden oberen weißen Vorderzähne ein wenig sichtbar blieben.

„Guten Abend, Vater Kandel," sprach sie, indem sie über die Schwelle schritt, den Gruß wie beiläufig gegen Walkort wiederholend, „da bringe ich Lebensmittel genug, um drei Fremde zu befriedigen. Auch soll ich schön grüßen von Eurer Frau; sie läßt sagen, der Nebel sei ein böses Ding. Ihr möchtet recht auf der Hut sein, wenn er fiele; denn dabei könnte die Gesundheit des rüstigsten jungen Mannes Schaden leiden." An Walkort vorbeitretend, stellte sie einen gefüllten Korb auf den Feuerherd, wo sie sogleich mit den Auspacken begann.

Als Kandel die Ratschläge vernahm, die unzweifelhaft eine geheimnisvolle Bedeutung in sich bargen, spielte auf seinem tiefgefurchten Antlitz wieder ein Ausdruck von Besorgnis. Einen flüchtigen Blick warf er auf Walkort, um zu erfahren, inwieweit ihm die versteckte Warnung verständlich gewesen sei, dann bemerkte er, halb zu dem Mädchen gewendet:

„Mit dem Nebel bedeutet's nicht viel; der hält wenigstens bis morgen Mittag an. Um die Zeit verjagt ihn der Wind, das fühle ich in meinen Knochen, und die irren nicht. So stark wird er nicht, daß du für den Wilm zu fürchten brauchtest."

Bei dem in dem dunkeln Winkel unter Kandels Händen aufflackernden Feuer entdeckte Walkort, daß das Mädchen bei Nennung des Namens die Lippen fester aufeinander legte, dadurch dem Antlitz einen eigentümlich herben Ausdruck verleihend. Einige Sekunden sann sie nach, ehe sie scheinbar gleichmütig erklärte:

„Der Wilm hat schon eher einen Sturm durchgewettert. Ich möchte die Bö kennen lernen, die ihm jetzt noch etwas anhaben könnte." Sie lachte bitter, sogar feindselig, und gelassen fügte sie hinzu: „Bevor die nächsten zwölf Stunden um sind, ist er weit von hier."

Kandel nickte zustimmend.

„Hanna," hob er an, und er wies auf Walkort, der wieder Platz genommen hatte, „das ist der Herr, der den Gruß von Wilm brachte."

Hanna zuckte die Achseln, kehrte sich aber Walkort zu. Nachdem sie ihn mit einem ruhigen Blick geprüft hatte, sprach sie eintönig:

„So mag der Herr vielmals bedankt sein. Mit dem Wilm und mir ist's übrigens nicht so viel, wie die Leute draus machen. Wir sehen uns nur selten. Wer aber einmal in den Mäulern der Menschen ist, kommt nicht leicht wieder heraus."

Dann, wie um einer Erwiderung auszuweichen, kehrte sie sich dem Alten mit den Worten zu: „Der Lude wird seine Not haben, jemand zu finden, der um Mitternacht auf den Strand gehen möchte. Heute ist Sonnabend; da lieben die Männer im Krug einen Trunk zu nehmen und spät beisammen zu sitzen. Ich ging vorbei und sah in's Fenster. Der Herr Kontrolleur saß schon an seinem Tisch mit dem Schulzen. Er erzählte das Blaue vom Himmel herunter. Er hatte sich nicht einmal die Zeit genommen, die Montierung mit einem Hausrock zu vertauschen. Vielleicht wandelt's ihn an, spät über Land zu gehen."

Eintönig, wie Hanna erzählte, schienen ihre Mitteilungen dennoch einen tieferen Eindruck auf den alten Fischer auszuüben; denn während sie ernst auf ihre die Speisevorräte ordnenden Hände niedersah, wandte er keinen Blick von ihrem

Antlitz. Sobald sie aber schwieg, bemerkte er mit unverkennbar erheuchelter Sorglosigkeit:

„Wenn der Kontrolleur beim Glase mit dem Schulzen sitzt, haben beide gute Zeit und kümmern sich den Henker um andere Leute und andere Leute sich um sie. Der Lude ist ein schlauer Kopf; der findet ein Dutzend Hände für des Herrn Dienste. Wär's doch eine Schmach für unser Dorf, wollten wir einen Fremden in Ungelegenheiten geraten lassen." Zu Walkort gewandt, fuhr er fort: „Haben Sie keine Unruhe, Herr; Ihr Koffer steht vor Tau und Tage hier, und müßt ich ihn selber holen."

„Keinen Augenblick bezweifle ich das," erwiderte Walkort heiter, „und von dem Kapitän Haspel weiß ich, daß er nicht von dannen segelt, bevor er seine Fracht gelöscht hat."

Dabei betrachtete er mit heimlicher Bewunderung die Achtung gebietende Erscheinung, deren rätselhafte Kälte, sogar Bitterkeit wenig für die zartesten aller Herzensregungen zeugte.

„Nun, der Lude mag tun, was ihm obliegt," wandte sich diese an Kandel, indem sie den leeren Kober nahm und sich zum Gehen anschickte, „der hat nämlich Augen wie eine Nachteule und sieht im Dunkeln weiter, als mancher andere am hellen Tag. Ist sonst noch eine Bestellung auszurichten, Vater Kandel?"

„Nichts, Hanne; kannst meiner Frau sagen, sie möchte meine Sonntagskleider zurechtlegen."

„Gute Nacht, Vater Kandel; gute Nacht, Herr", floß es ruhig von Hannas Lippen, und festen Schrittes trat sie ins Freie hinaus.

Fünftes Kapitel.

Hanna Klasen.

„Das ist also die Hanna Klasen," hob Walkort an, sobald des Mädchens Schritte draußen verhallt waren, „eine stolze Erscheinung, und dem Wilm kann man Glück wünschen zu seiner Wahl."

Der Alte runzelte die buschigen Brauen, als hätte seines Gastes Bemerkung ihn peinlich berührt. Erst nach einigen Sekunden des Nachdenkens antwortete er zögernd:

„Gewiß kann man das, und wenn einer einen gottesfürchtigen Wunsch verdient, ist's der Wilm. Ein braves Mädel, die Hanna; sie redet nicht viel, denkt aber desto mehr, und einen Willen hat sie, der jedem Manne zur Ehre gereichte. Noch jung, hat sie doch schon ihr Päckchen zu tragen, und das macht sie böse dreinschauen. Sie hält zu mir und meiner Frau, und das ist dankenswert; denn seitdem unsere Kinder sich verheirateten, leben wir recht vereinsamt. Aber kommen Sie, Herr, der Kram, den sie brachte, ist schmackhafter als das, was ich Ihnen vorsetzte."

Er richtete zwei Holzblöcke vor dem niedrigen Herd auf, um diesen als Tisch und das Feuer als Leuchte zu benutzen, und die Rolle des Wirtes Walkort überlassend, sprach er gleich diesem den kalten Speisen und einigen Flaschen Bier nach Herzenslust zu.

„Die Hanna lebt wohl in Ihrer Familie?" nahm Walkort nach einer längeren Pause das Gespräch wieder auf.

„Eine bestimmte Heimstätte hat sie nicht," antwortete Kandel, „sie ist ohne Angehörige und wohnt bald bei diesem, bald bei jenem, wie sie gerade Arbeit findet. Früher diente sie um Lohn, das aber hat sie seit mehreren Jahren aufgegeben; ich glaube, sie steht sich besser dabei."

„Auf alle Fälle eine entschlossene Person", meinte Walkort.

„Das soll Gott wissen. Einen rechten Mannesmut besitzt sie" — erklärte Kandel, und wie befürchtend, zuviel gesagt zu haben, fügte er hinzu: „sonst aber ein stilles, rechtschaffenes Ding."

So plauderten die beiden weiter, während draußen die Dunkelheit sich verdichtete und der Nebel fortfuhr, Blätter und Halme mit seinen zu Tropfen zusammenrinnenden Bläschen zu beschweren. Schwarze Finsternis herrschte indessen nicht, indem der bereits aufgegangene Mond die oberen Luftschichten erhellte und den ihn von der Erde trennenden feuchten Schleier lichter färbte.

Es mochte gegen neun Uhr sein, als Walkort, die wachsende Unruhe des alten Mannes berücksichtigend, Müdigkeit vorschützte und die Absicht aussprach, sich zur Ruhe zu begeben. Bevor er sein Lager aufsuchte, trat er noch einmal in die Tür. Die Luft war vollkommen still. Wie das Geräusch von leichten Schritten, tönte es aus allen Richtungen herüber, indem die sich bildenden Tropfen ihren Weg niederwärts suchten. Bevor seine Augen sich an die unbestimmte Beleuchtung gewöhnten, trat er zurück.

„Eine schwarze Nacht," bemerkte er, an Kandels Seite dem Nebenraum zuschreitend, „auf dem Strande mag ein des Weges Kundiger sich zurechtfinden, allein im Walde kann sich sogar jemand verirren, der in demselben groß geworden."

„Wer hätte zur nachtschlafenden Zeit im Walde etwas zu suchen?" erwiderte Kandel grämlich. „Führte nicht ein breiter Weg nach dem Strande, möcht's mit Ihrem Koffer seine Schwierigkeiten haben."

Er wartete so lange, bis Walkort bei dem hereinfallenden matten Schein des Herdfeuers sich auf seinem Lager eingerichtet hatte, dann preßte er mit einem kurzen „Gute Nacht" die Tür in ihre Fugen, und deutlich unterschied Walkort, daß er selber sich zur Nachtruhe auf die Strohschütte warf. Obwohl Walkort sich vorgenommen hatte, auf die Schleichhändler nicht zu achten, hatten die jüngsten Erfahrungen, namentlich die Mitteilungen über den Junker Florentin und das Gespensterhaus ihn in einer Weise erregt, daß ihm der Schlaf fernblieb.

So verrann eine Stunde; und schon senkte Müdigkeit sich auf seine Augenlider, als in mäßiger Entfernung von der Hütte der Ruf einer Schleiereule ertönte. Gleich darauf hörte er, daß Kandel sich auf seiner Schütte rührte, dann aber die weitern Bewegungen so behutsam ausführte, daß er förmlich erschrak, als er dessen Stimme plötzlich hart neben der Tür vernahm.

„Schlafen der Herr?" fragte der alte Mann gedämpft herein, und als er keine Antwort erhielt, fuhr er etwas lauter fort: „Ich möchte mich selber auf den Weg machen, um nach Ihrem Koffer zu sehen."

Walkort antwortete immer noch nicht. Er wußte, daß man seine Zeugenschaft fürchtete, wohl gar das ganze Unternehmen der Schleichhändler scheiterte, wenn er sich als wachend meldete. Er rührte sich also nicht; dagegen lauschte er um so angestrengter auf die ferneren Bewegungen des Alten, der leise davonschlich. Bald darauf lichteten die nur noch schwer erkennbaren Ritzen und Fugen sich wieder, ein Zeichen, daß das Feuer geschürt wurde. Einem unwiderstehlichen Gefühl der Neugierde nachgebend, richtete Walkort sich auf und schlich nach der gegenüberliegenden Wand hinüber, wo er vor einer der breiteren Fugen niederkniete und in den Vorraum hineinspähte.

Das Feuer loderte hell. Bei dessen Schein beobachtete er den alten Mann, wie er einen glimmenden Brand vom Herd nahm und damit in die offene Tür trat. Dort schwang er ihn einige Male hin und her, wie um ihn durch den Luftzug in Flammen zu setzen, und behutsam schritt er an den Herd zurück. Er hatte eben wieder einige Reiser angelegt, als eine Gestalt in der Tür erschien, in der Walkort auf den ersten Blick Hanna Klasen erkannte. Zum Schutz gegen die Feuchtigkeit hatte sie ein Tuch über den Kopf gebunden und über dieses einen alten Filzhut gestreift. Ein langer, weiter Mannsrock, bis unters Kinn zugeknöpft, verbarg vollständig ihre kräftigen Körperformen. In der rechten Hand trug sie einen mit kurzen Leinen vereinigten hänfenen Gurt, offenbar dazu bestimmt, Lasten auf dem Rücken zu befestigen, in der Linken einen glatten dicken Stab, der wohl bestimmt war, über die eine Schulter hinweg die Lasten zu stützen. Ihre Haltung war noch immer dieselbe zuversichtliche, sogar würdevolle; dagegen war die überlegene Ruhe, die Walkort bei der ersten Begegnung wohltuend berührt hatte, aus ihren Zügen gewichen. Mit den kurzen, lebhaften Bewegungen des Hauptes erinnerte sie an jene vor der Rennbahn haltenden heißblütigen Pferde, die den Zeitpunkt nicht erwarten können, im Wettkampf ihre Kräfte zu erproben.

„Sind wir sicher?“ rief sie gedämpft nach dem Herd hinüber, jedoch laut genug, um von Walkort verstanden zu werden.

„Er schläft fest“, antwortete Kandel; „sollte er erwachen,

so sieht er nicht aus wie jemand, der sich viel um anderer Leute Angelegenheiten kümmert."

„Ich traue keinem mehr", entgegnete Hanna, kehrte sich aber auf der Türschwelle noch einmal um und winkte über den Vorplatz nach den Booten hinüber, worauf sie in den düster beleuchteten Raum eintrat und in der Nähe des Herdes sich auf eine leere Kiste niederließ.

Bevor sie ein neues Gespräch mit dem Alten anknüpfte, erschienen vier Männer in rauhen Schifferanzügen und langen Wasserstiefeln, ebenfalls mit Tragegurten und schweren Stöcken ausgerüstet. Ihre Gesichter verschwanden fast zwischen den tief über die Stirnen gezogenen Mützen oder Filzhüten und den dicken um den Hals gewundenen Tüchern, über die sie die Kragen ihrer Jacken emporgeschlagen hatten. Auf alle Fälle machten sie den Eindruck von Leuten, die in Stunden der Gefahr Leben und Freiheit so teuer wie nur immer möglich verkaufen. Auch von ihnen fragte einer vorsichtig, ob die Luft klar sei, um eine ähnliche Antwort, wie Hanna kurz zuvor, zu erhalten. Doch nicht so leicht zufriedengestellt wie diese, schlug ein anderer vor, in die Kammer zu gehen, zum Schein nach einem Netz zu suchen und dem Fremden bei dieser Gelegenheit ein wenig ins Angesicht zu leuchten.

„Er schläft wie ein Hund im warmen Backofen," beteuerte Kandel, „öffnet jemand die Tür, und die knarrt nicht schlecht, so ist's mit seinem Schlaf vorbei, und ihr mögt zusehen, wie und wo ihr euch draußen im schwarzen Forst zusammenfindet."

„Nichts da," versetzte der erstere wieder, indem er ein flammendes Stück Holz aus der Glut zog und sich dem Nebenraum zukehrte, „der Teufel mag sein Spiel haben, und zum Erstaunen wär's nicht, hätte der Haspel selber unversehens uns einen verkleideten Grünrock auf den Hals geschickt. Verdammt, ich leuchte ihm ins Angesicht, und sieht er nur eine Kleinigkeit nach einem Offizianten aus, so mag der Haspel seine Ladung in der Hölle löschen, eh' ich eine einzige Kaffeebohne anrühre. Ihm da drinnen aber will ich hiermit", und er schwang den flackernden Brand drohend, „das letzte Haar vom Schädel sengen. Zum Teufel, wer hörte je davon, solange ich denken

kann, daß ein Reisender von einem Küstenfahrer hier gelandet wurde! Ich schwöre drauf, der Haspel ist in eine Falle gegangen."

Er hatte einen Schritt auf den Nebenraum zu getan und Walkort traf bereits Anstalt, auf sein Lager zurückzuschleichen, als Hanna dem ergrimmten Schleichhändler den Weg vertrat.

„Du störst ihn nicht," sprach sie herrisch, „schläft er nicht und hört er jedes hier gewechselte Wort, so ist er nicht der Mann, auch nur eins davon weiterzutragen. Ich hab' ihn genau betrachtet; der hat nichts vom Offizianten oder Verräter an sich."

„Dann mußt du mehr verstehen, als unsereins", erwiderte der Schleichhändler herausfordernd, ohne zu weichen.

„Ja, das tue ich, und du solltest nicht vergessen haben, was mir einst den Verstand und die Augen öffnete und verschärfte," erklärte Hanna entschlossen, „dir aber sage ich, entweder du bist mir zu Willen, oder ich gehe meiner Wege, und es geschah zum letztenmal, daß ich euch eine Hand zur Arbeit lieh und die Anteile berechnete. Man hat ohnehin Verdacht im Dorfe geschöpft, und ich will nicht dabei sein, wenn's ein Ende mit Schrecken nimmt."

„Stör' ihn nicht; die Hanna muß es besser wissen", rieten die andern Männer dem Genossen, der noch immer schwankte. Doch mehr als deren Reden bestimmte ihn das beherzte Mädchen selber, das ihn mit einer Ruhe betrachtete, als sei er ein schwaches Spielzeug in ihren Händen.

„Gut," sprach er endlich verdrossen, „willst du die Verantwortlichkeit auf dich nehmen, so mag's drum sein. Aber ich warne dich, bringt der Fremde ein Unglück über uns, so bist du die erste, die den Schaden davon trägt."

„Die Verantwortlichkeit soll mir nicht schwer werden," versetzte Hanna, die Achseln geringschätzig zuckend, „möchtest du mir Schaden zufügen, so hindert dich nichts. Ich werde denken, du habest mich belogen, als du so viele schöne Worte zu mir redetest, und ein Glück sei's gewesen, daß ich dich abfertigte und dich zu dir selbst brachte."

„Das will ich dir gedenken", hob der Schleichhändler zornbebend an, als die Genossen zu ihm herantraten und ihn am Weitersprechen hinderten.

„Laß die Hanna," rieten sie mit unterdrückten Stimmen, „habt ihr einen Zwist auszugleichen, so tut's zu einer gelegenern Zeit. Die Hanna verdient's am wenigsten, daß man ihr boshaft begegnet; wir alle stehen zu ihr in guten und schlechten Zeiten."

„Ein schöner Anfang," beteiligte Kandel sich nunmehr an dem Streit, „bleibt ihr so dabei, wird wohl ein anderer auf den Strand gehen müssen und die Sache in Ordnung bringen."

„Wir sind einig," erklärte Hanna, und sie trat an den Männern vorbei vor den Feuerherd hin, „ein Keil treibt den andern, und so war's mit mir und dem Kunreid. Hat sein Blut sich abgekühlt, ist alles vergessen."

Kunreid sandte ihr einen wilden Blick nach. Ihre Ruhe und die Mahnung an die vor ihnen liegende gefährliche Arbeit besänftigten ihn aber, und schweigend folgte er dem Beispiel der Gefährten, die nunmehr in der Nähe des Feuers niederkauerten und eine Flasche Branntwein herumreichten. Hanna war neben dem Herd stehengeblieben. Die flackernde Beleuchtung traf ihr schönes, stilles Antlitz. Die starken dunkeln Brauen hatte sie ein wenig zusammengezogen; sonst verriet nichts, daß die Erinnerung an das jüngste Ereignis in ihr fortlebte. Anscheinend teilnahmlos lauschte sie dem zwischen den Männern geführten Gespräch. Erst als sie die Sicherheit ihres Unternehmens erwogen, beteiligte sie sich daran.

„Niemand stört uns hier," bemerkte sie eintönig, „der Lude ist auf seinem Posten, und der hört mit einem Ohr mehr, als ihr alle mit beiden."

„Ich sah ihn nach dem Heuboden seines Bauern hinaufschlüpfen, und da hat er sich sein Bett eingerichtet", wandte einer zweifelnd ein.

„Und ich sah ihn aus der Luke über das Strohdach hinuntergleiten und im Bohnenfelde zwischen den Stangen verschwinden," entgegnete Hanna, „wäre das nicht genug, so könnte ich noch erzählen, daß er mir, bevor ich in den Wald eintrat, ein Zeichen

gab. Er kennt seine Aufgabe. Wer's nicht glaubt, mag aus der Tür rufen und zusehen, ob ich zu viel sagte."

Einer der Männer erhob sich und trat ins Freie hinaus. Gleich darauf vernahm Walkort wieder den geisterhaften Ruf der Schleiereule. Ein Weilchen dauerte es, gerade so lange, wie eine Eule Zeit gebraucht hätte, von der Hütte nach der Grenze der Lichtung hinüberzufliegen, als von dorther derselbe Ruf wiederholt wurde.

„Was habe ich gesagt?" fragte Hanna den zurückkehrenden Mann.

„Nun ja," antwortete dieser, „der Lude verdient ein Pfund Tabak extra."

„Und das soll er haben, und müßt' ich's allein aus meiner Tasche bezahlen", versetzte Hanna. Sie erkundigte sich nach dem Stande der Zeit.

„Elf Uhr", hieß es zurück.

„So ist's nicht mehr lange hin", fuhr sie fort, und Walkort erstaunte in seinem Versteck über die Gelassenheit, mit der sie gewissermaßen den Oberbefehl über die Schleichhändler führte, und die Willfährigkeit, mit der diese sich ihr unterordneten. „Eine Viertelstunde mögen wir noch warten," fügte sie nach einer kurzen Pause hinzu, „damit wir sicher sind, daß die andern zur Stelle."

„Wissen sie's alle?" lautete die nächste Frage aus der Mitte der Schleichhändler.

„Als ich Kandel das Essen zutrug, ging ich mit einem roten Tuch um die Schultern durch's Dorf. Das Zeichen kennt jeder, und wer's nicht weiß, dem tragen's andere früh genug zu."

„Bist ein Mordsmädel," bemerkte wieder einer anerkennend, „alles bedenkst du, und zu finden bist du überall und nirgend."

Hanna zuckte die Achseln geringschätzig. Um ihre Lippen webte verhaltenes Leid. Dann sprach sie ausdruckslos:

„Ich kenne jemand, der's besser gemacht hätte; aber einer muß die Leitung übernehmen, sollen wir alle verdienen. Nachdem sie den Wilm ins Gefängnis geschleppt hatten, nahm ich's auf mich, weil kein anderer wollte; das ist alles."

„Nun, Hanna," versetzte ein älterer Mann mit rauher Teilnahme, „die Hälfte seiner Zeit hat er abgesessen, und die andern beiden Jahre gehen ebenfalls hin."

„Ja, sie gehen hin," wiederholte Hanna bitter, „das Wort klingt tröstlich genug; aber für den, der zwei Jahre verbüßte und dann noch zwei vor sich hat, ist's ein Fluch. Und was tat er mehr, als jeder von euch und ich selber nach ihm?"

„Hätte er den Offizianten nicht zu Boden geschlagen, kam er billiger davon", hieß es zurück.

„Wenn ihr nur wüßtet, weshalb er sich an ihm vergriff. Doch das sind vergessene Dinge. Machte er den Angeber, hätte er sich ein paar Jahre ersparen können; aber er trägt das Herz auf der rechten Stelle. Der Wilm verrät keinen Kameraden und müßte er lebenslänglich sitzen. Freilich, danken wird's ihm keiner."

„Sobald er wieder unter uns ist, danken wir's ihm," beteuerte der eine und der andere, „er soll nicht sagen, wir wären keine treuen Kameraden gewesen. Und kommt er barfuß und mit keinem Pfennig Geld in der Tasche, soll er innerhalb vierundzwanzig Stunden ausstaffiert sein, wie der reichste Bauernsohn. So haben wir's abgekartet und beschworen. Jeder von uns tut sein Teil, und die Vielheit bringt's."

„Dadurch wird seine Haft nicht um einen Tag verkürzt," erwiderte Hanna mit bebenden Lippen, „und ob er Geschenke von euch annimmt, ist eine andere Frage. Der Wilm ist eine stolze, rechtschaffene Natur. Der geht nicht drauf aus, einen Mitmenschen zu schädigen oder gar um sein Liebstes zu bringen," und sie senkte einen finstern Blick auf den Mann, mit dem sie kurz zuvor feindselige Worte wechselte, „wer aber glaubt, daß er da frei umhergehen möchte, wo man mit Fingern auf den Sträfling zeigen würde, der kennt ihn schlecht und mich noch schlechter."

„Er wurde für's Schmuggeln bestraft und weil er sich seiner Haut wehrte," hieß es da wieder, „und das bringt keine Schande. Denn wer heißt die da oben Zoll auf Dinge legen, die in andern Ländern billiger zu kaufen sind? Es ist wie mit der Jagd und

dem Holz in den Forsten. Wild und Bäume sind für alle Menschen erschaffen worden."

„Das verstehe ich nicht, kümmert mich auch nicht," erklärte Hanna, „wohl aber weiß ich, daß er sich nicht der eigenen Haut wehrte. Jemand anders wollte er vor Schmach und Schande bewahren, und dafür hätte er verdient, bis in den Himmel erhoben zu werden. Doch was reden wir über Dinge, die nicht mehr zu ändern sind?" Und sie schüttelte sich leicht, als ob ein Frostschauer sie durchrieselt habe, „um die jetzige Stunde paßt's am wenigsten. Stöbert daher nicht in den alten Geschichten; es benimmt mir die Ruhe. Der Wilm mit seiner Rechtschaffenheit und dem klaren Kopf ist fortgeholt worden; ich trat an seine Stelle und mach's für ihn, so gut ich kann. Doch die Zeit ist um. Mit dem Koffer des Fremden ist's ein Glück; der Haspel hatte es wohl überlegt, als er ihm sein Eigentum nicht gleich mitgab, ein doppelt Glück, weil der eine Wächter das Schiff auskundschaftete. Zwei Mann mögen hinuntergehen und tief in den Sand eintreten, wie Leute, die keinen zu scheuen brauchen. Vom Koffer, steht er diesseits, bis an den Bach, müssen sie im Wasser schreiten. Ich hab' meinen Plan mit dem Dinge. Bringt mir jemand einen Gruß von dem Wilm, als ob er noch frei wäre, so fliegen die guten Gedanken mir ordentlich zu", und mit den letzten Worten schritt sie aus der Tür. —

Sechstes Kapitel.

Der Schleichhändler.

Der Strand lag öde und still. Nur die unregelmäßigen, matten Schwellungen machten sich bemerklich, die mit geheimnisvollem Zischen nach dem glatt gespülten Sande hinaufrollten und unwillig sprudelnd wieder zurückwichen.

Die beiden von Hanna beauftragten Männer gingen nach der Stelle hinüber, auf der sie das Landen des Koffers er-

warteten. Nach kurzem Harren unterschieden sie denn auch, daß ein scharf gerudertes Boot dem Strande zuhielt. Sobald es in Sprechweite eingetroffen war, verständigten sie sich leicht mit dessen Führer, und anstatt zu landen, blieb es eine kurze Strecke seewärts liegen, um erst im letzten Augenblicke seiner leichten Fracht entledigt zu werden.

Bald darauf traf ein zweites, schwereres Boot ein. Nach kurzer Beratung wateten die beiden Schleichhändler ins Wasser und schwangen sich an Bord des größern Fahrzeugs, das alsbald in tieferes Wasser zurückglitt. Vor mit Zeugstreifen umwundenen und daher geräuschlos spielenden Riemen trieb es der Mündung des Baches zu, bei der durch den Nebel verdichteten Dunkelheit die Wassertiefe so lange als Wegweiser benutzend, bis das Plätschern ertönte, mit dem ein Stein, vom Strande aus nach ihm geworfen, in der Nachbarschaft niederfiel.

„Alles in Ordnung", beantwortete Haspel mit gedämpfter Stimme das verabredete Signal; zugleich drückte er das Steuer herum. Das Boot kehrte den Bug dem Lande zu, und lief gerade vor der Bachmündung auf, wo in der tiefgrauen Atmosphäre ein unförmlicher Schatten sichtbar wurde. Als dieser sich auflöste, folgte das Plätschern watender Männer, und einer nach dem andern traten diese neben das Boot hin, um mit Hilfe der Ruderer und der beiden früher aufgenommenen Gefährten die bereits hergerichteten Lasten auf die Schultern zu laden und schleunigst den Rückweg in die Bachmündung hinein anzutreten. Schließlich sprangen auch die beiden im Boot befindlichen Schleichhändler über Bord und entfernten sich mit den letzten Ballen, worauf Haspel ohne Säumen die Richtung nach seinem Schiffe einschlug, um eine andere Ladung herbeizuschaffen.

Der Bach, den die Schleichhändler mit ihren Bürden zum Wege wählten, brach zwischen den Dünen, wo eine einfache Bretterbrücke die beiden Ufer verband, hervor und schlängelte sich in einem seichten, jedoch scharf begrenzten Bett über den Strand hin der See zu. Seine Strömung war heftig, vernichtete also die auf dem sandigen Boden erzeugten Spuren fast ebenso schnell, wie sie entstanden. Das Bewußtsein aber, durch ihre

Fährten nicht verraten zu werden, gab den Schleichhändlern ein gewisses Sicherheitsgefühl.

So gelangten sie schnell unter der Brücke und zwischen den Dünen hindurch auf einen umfangreichen Wiesengrund. In dessen ungefährer Mitte lag ihr nächstes Ziel, eine von Sumpfgewächsen eingefaßte inselartige Erhebung, an der hin sie wieder sicheren Boden für ihre Füße fanden. Der zum Ablegen der Lasten geeignete Punkt wurde ihnen von Hanna bezeichnet. Auf dem Uferrande stehend, nahm sie die einzelnen Ladungen in Empfang und trugen sie nach einer Stelle hinüber, wo struppiges, niedriges Heidekraut das Ausprägen auffälliger Spuren und Merkmale verhinderte.

Je nachdem die Männer ihrer Bürden ledig wurden, schlugen sie mit derselben Vorsicht den Rückweg nach dem Strande ein. Kein Wort wurde gesprochen. Erst als der letzte sich von Hanna trennte, beauftragte sie ihn flüsternd, sich von Haspel die zur Berechnung erforderlichen Papiere einhändigen zu lassen. Gleich darauf befand sie sich allein. Eine Weile lauschte sie dem Scheidenden nach; dann ließ sie sich auf einen der Warenballen nieder. Den Kopf neigte sie auf Arme und Knie, wie um sich dem Schlaf hinzugeben. Aber in ihrer Brust wühlte ein heftiger Schmerz, das bewiesen die schmerzlichen Seufzer, die sich ihren Lippen entwanden. Auf die weitere Umgebung achtete sie nicht; zu sicher fühlte sie sich auf der Insel, zu weit außerhalb ihrer Berechnung lag Gefahr.

Die zehn oder zwölf Genossen hatten unterdessen den Strand wieder erreicht und wie zuvor lenkten sie das neubefrachtete Boot vor die Mündung des Baches. Wie zuvor beluden sie auch ihre Schultern, und je nachdem sie abgefertigt wurden, schritten sie in dem Bach stromaufwärts. Die drei letzten harrten noch ihrer Lasten, als aus der Richtung der Schlenke der träumerische Ruf einer Möwe herübertönte.

Die Männer hielten an.

„Das ist der Lude, der ruft nicht umsonst", sprach der eine, und das letzte Wort hatte seine Lippen kaum verlassen, als ein ähnlicher Schrei in entgegengesetzter Richtung erschallte.

„Und das ist der Christian, und das bedeutet nichts Gutes", hieß es wiederum.

„Ruhig, ruhig, Leute," ermahnte Haspel dringend, „noch ist nichts verloren. Einer mag noch eine Last nehmen und den anderen nachschleichen und sie warnen. Wer und was auch kommen mag, so nah' ist's nicht heran, daß ihr nicht hinter dem Nebel Schutz fändet!"

Er wartete, bis der Mann mit der Ladung sich entfernt hatte, worauf er die beiden anderen zu sich an Bord nahm. Die Riemen wurden gerührt, und ein wenig vom Strande abhaltend, glitt das Boot nach der Stelle hinüber, wo die Jolle lag und der in derselben befindliche Matrose, wie ihm eingeschärft worden, sobald er das Nahen des Bootes entdeckte, mit den Riemen zu klappern begann. Zugleich erhob er seine Stimme laut, als ob er einen Gefährten über die innezuhaltende Richtung belehre. Indem aber das Boot vorübertrieb, verließen die beiden Schleichhändler es und knüpften mit dem Führer der Jolle ein heiteres Gespräch an. Doch während Haspel mit seinem Boot in Nacht und Nebel verschwand, ergriffen sie den Rand der Jolle und zogen sie unter lustigem Ohoi mit dem Vorderteil aufs Land. Schnell hoben sie den Koffer aufs Trockene, mit einem abermaligen Seemannsruf schoben sie die Jolle in tieferes Wasser zurück, aber noch längere Zeit wechselten sie scherzhafte Bemerkungen mit dem Matrosen, der sich gemächlich nach dem Schiffe zurückruderte. Endlich nahmen sie den Koffer zwischen sich; eine mäßige Strecke trugen sie ihn, worauf sie ihn niederstellten, auf ihm Platz nahmen und unter gleichmütigem Geplauder über den rätselhaften Fremden ihre Pfeifen stopften und anzündeten. Nur noch gedämpft drang von der Jolle der Ruderschlag herüber. Das Frachtboot lag dagegen kaum zweihundert Ellen weit vom Strande, wodurch es Haspel ermöglicht wurde, auf die Bewegungen der Genossen zu lauschen und sich Kenntnis von der Ursache der Störung zu verschaffen.

Die sieben oder acht mit Gütern belasteten Männer waren unterdessen auf dem bekannten Wege zwischen den Dünen hindurchgeschlichen und durften sich daher als gesichert betrachten.

Als aber der später aufgebrochene sich der Brücke näherte, unterschied er die Stimmen mehrerer Männer, deren zwei sich von der See her am Bach aufwärts bewegten, wogegen zwei andere am Fuße der Dünen hin auf die Brücke zuschritten. Holten diese ihn noch vor der Brücke ein, so war seine Entdeckung unvermeidlich. Ebenso gefährlich wäre es gewesen, die Last abzuwerfen und das Weite zu suchen. Denn durch die Nachforschungen, zu denen der Ballen Veranlassung gegeben hätte, wäre das einträgliche Gewerbe des Schmuggelns auf lange Zeit gänzlich gelegt worden. Doch zu seinem Glück blieben die am Fuße der Dünen befindlichen Wächter stehen, um die an dem Bach heraufkommenden Gefährten, von denen sie angerufen worden waren, zu erwarten. So gelangte er unentdeckt bis unterhalb des kaum drei Fuß breiten Steges, wo er sich nahe dem Ufer zwischen die Pfähle einklemmte, und kaum hatte er mit der Last auf dem Rücken eine erträglich feste Stellung gewonnen, als jene vor der Brücke eintrafen, einer hinter dem andern die drei nach oben führenden Stufen erstiegen und auf dem schwanken Stege sich weitertasteten.

„Ich hätte darauf geschworen, daß der Ottke uns wieder auf eine Wildegänsejagd schickte," sprach der Vorderste, indem er seinen Fuß dröhnend auf das nur wenige Zoll von dem Haupte des Schleichhändlers befindliche Brett stellte, „woher sollten in unserer Gegend Schmuggler kommen?"

„Der Ottke traut dem Haspel nicht, und verdächtig bleibt es immerhin, daß der einen Fremden hier landete", versetzte ein anderer Wächter.

„Darin sehe ich nichts Wunderbares," hieß es weiter, „warum sollte nicht jemand diese oder jene Reisegelegenheit benutzen?"

„Etwas Ungewöhnliches muß hier vorgehen," fuhr ein anderer fort, „was bedeutet sonst der Lärm da drüben?"

„Unsinn," grollte der Vorderste wieder, offenbar mißmutig über die nächtliche Wanderung, „wer schmuggeln will, klappert nicht in seinem Boot, noch weniger schreit er, als ob er hinterm Kartentisch säße."

Das Weitere ging dem unterhalb der Brücke Kauernden verloren, indem die Strandwächter den Steg verlassen hatten und die Richtung nach der Stelle hinüber einschlugen, wo die beiden Gefährten auf dem Koffer saßen und sich angelegentlich über den Nebel, Fischfang und wer weiß was sonst noch unterhielten.

Plötzlich drang das Geräusch von Schritten und der Hufschlag eines Pferdes zu ihnen herüber. Sie schwiegen, und kaum unterschieden sie in der Nebelwand den Schatten eines Reiters, da tönte ihnen auch schon ein lautes „Guten Abend" entgegen.

„Eine schöne Nacht," fuhr der Reiter fort, hinter dem mehrere Fußgänger auftauchten, „nur ein wenig zu feucht, um sie hier sitzend zu genießen."

„Ein wenig feucht, Herr Ottke," gab der eine Schleichhändler gleichmütig zu, „aber nicht zu feucht, wenn's drauf ankommt, mit einem Stückchen harter Arbeit ein paar Groschen zu verdienen."

„Die Arbeit möchte ich kennen lernen," versetzte Ottke, sein Pferd dicht neben die Schleichhändler hinlenkend, „ich hörte den Ruderschlag eines Bootes; da vermute ich, daß eure Arbeit in Beziehung zu dem Haspel steht, der drüben im Nebel kreuzt."

„Gerade, wie der Herr Kontrolleur sagen," lautete die schnelle Antwort, „der Haspel landete nämlich heut am Tage hier einen Fremden; es war aber niemand bei der Hand, den Koffer zu transportieren. Da versprach der Haspel dem Herrn, seine Sachen an Bord zu behalten, bis er aus dem Dorfe Leute zur Aushilfe schicken würde. Und das konnte er, ohne etwas zu versäumen; der Wind war gänzlich abgeflaut, und 'ne Stunde dauert's noch und länger, bevor er wieder aufspringt."

„Eine gute Ausrede," versetzte der Kontrolleur, „aber wissen möcht' ich, was der Koffer enthält und wo der geheimnisvolle Fremde zurzeit weilt."

„Der schläft mit dem alten Kandel in der Hütte bei der Schlenke. Er wollte nicht gern ohne sein Eigentum ins Dorf gehen."

In diesem Augenblick erschienen die vier Wächter, die aus entgegengesetzter Richtung gekommen waren. Auf ihre Mel-

dung, nichts Verdächtiges entdeckt zu haben, begriff Ottke, daß er im Diensteifer unnötigerweise eine Nacht geopfert habe. Einige Sekunden sann er darüber nach, wem er am geeignetsten seinen Mißmut zu fühlen geben könne; dann kehrte er sich unwirsch den Schleichhändlern zu.

„Ihr seht," hob er an, „auf Schritt und Tritt überwacht man euch, steckt man euch ein, so träfe man in den Genossen des verrufenen Wilm keine Unschuldige."

„Wir möchten den Herrn Kontrolleur doch sehr bitten", hieß es zurück, als Ottke rauh mit den Worten einfiel:

„Euer Bitten ist überflüssig. Da draußen kreuzt der Haspel; hier sitzt ihr mit einer ziemlich umfangreichen Kiste, die er landete und deren Inhalt ebenso geheimnisvoll ist, wie der Fremde, dem sie angehört."

„Was kümmert uns der Inhalt," rief der eine Schleichhändler trotzig aus, „wir haben's gegen guten Lohn übernommen, den Koffer zu bergen, und mißtraut der Herr Kontrolleur der Angelegenheit, so hindert ihn nichts, mitzukommen und sich das Ding vom Eigentümer selber öffnen zu lassen."

„Das tue ich ohne euren Rat," erwiderte Ottke grimmig, „und geschäh's auch nur, um euch zu beweisen, daß kein Vogel ungesehen von der See hereinfliegt. Die Zeiten des Wilm sind gewesen."

Das Beifallsgemurmel der Untergebenen beantwortete Ottke mit der Mahnung, den Männern mit dem Koffer auf den Fersen zu bleiben, und eiligen Schrittes bewegte der ganze Trupp sich auf den Hohlweg zu.

Walkort war um diese Zeit noch nicht lange eingeschlafen. Er hörte nicht, daß ein Reiter und eine Anzahl Fußgänger sich der Hütte näherten, nicht den ersten Ruf, mit dem man den anscheinend in tiefen Schlaf versunkenen Kandel zu wecken suchte. Erst als mehrere Männer über die Schwelle stolperten und ihre Rufe wiederholten, fuhr er empor. Sein Erwachen war ein so jähes, daß er sich über seine Lage förmlich besinnen mußte. Dann aber hörte er, wie Kandel auf die wiederholten Anrufe nach der Ursache der ihn mit heimlichem Entsetzen erfüllenden Störung fragte.

„Zunächst Licht," befahl Ottke, „zunächst Licht; dann sagt mir, ob ein Fremder hier logiert."

„Ein Fremder kehrte freilich hier ein," antwortete Kandel, von neuem Schrecken ergriffen, indem er sich nach dem Herd hintastete, mit zitternden Händen die Glut schürte und neue Reiser auflegte, „ich wies ihn nach dem Dorf, aber er wollte nicht ohne seine Habseligkeiten gehen. Ihm zu Gefallen blieb ich; es ist sonst nicht meine Art, außerhalb zu nächtigen."

Das Feuer flammte empor und verbreitete mäßige Helligkeit. Durch diese begünstigt, traten die beiden Schleichhändler ein und stellten den Koffer in der Mitte des Gemachs nieder. Fast gleichzeitig öffnete sich die Tür des Nebenraums und in ihr erschien Walkort, sichtbar peinlich überrascht, sich einer Gesellschaft von Zollbeamten gegenüber zu befinden. Auch der Kontrolleur war seiner ansichtig geworden, mochte aber nicht den Eindruck eines Schmugglers von ihm empfangen, denn er näherte sich ihm mit höflichem Gruße, zugleich fragend, ob er der Eigentümer des nächtlicherweile hereingeschafften Koffers sei.

Nachdem Walkort durch Kandel manches über Ottke erfahren hatte, konnte er nicht umhin, ihn, wenn auch nur flüchtig, aufmerksamer zu betrachten. Ein wohlgenährter Fünfziger, der für alles andere eher geeignet schien, als dafür, eine Schmugglerbande zu überlisten. Von einem Zollbeamten besaß er im Grunde nur die Uniform. Im übrigen hätte man ihn ebenso gut für einen Bierbrauer oder einen gaunerischen Hausierer halten können. Auf den breiten Schultern eines Brauerknechtes erhob sich nämlich ein birnenförmiger Kopf, dessen ganzer Haarwuchs sich auf einen fadenscheinigen, borstenartigen Schnurrbart und einen noch dürftigeren Kinnbart beschränkte, auf dem Scheitel aber durch eine dunkelblonde Perücke ersetzt wurde. In seinen, blöden, hellblauen Augen dagegen, die abwechselnd durch eine Brille und über sie hinwegsahen, offenbarte sich ein so hoher Grad von gaunerischer Berechnung, daß auch ein weniger erfahrener Beurteiler, als Walkort, einen gewissenlosen Charakter in ihm erraten und gescheut hätte. Trotz des abstoßenden Eindrucks, den Ottke auf ihn ausübte,

erklärte Walkort zuvorkommend die Ursache seiner Anwesenheit in der Hütte, worauf jener ihn ebenso verbindlich und unter Hinweisung auf seine Dienstpflicht ersuchte, ihm einen Einblick in den Koffer zu gestatten.

Walkort lächelte und warf dem bebenden Kandel einen beruhigenden Blick zu, worauf er das Schloß öffnete und den Deckel zurückschlug.

„Bitte, überzeugen Sie sich", forderte er den Kontrolleur auf, und indem dieser in den Koffer hinabsah, beobachtete er ihn mit einer Schärfe, als hätte er in seinem Innern lesen wollen, inwieweit er geeignet sei, die Wohlfahrt einer seinem Schutze anvertrauten Waise zu fördern.

„Gut, schon gut", erklärte Ottke nach einer kurzen Pause mit einem menschenfreundlichen Blick über seine Brille hinweg. Es folgte wiederum eine durch Dienstpflicht begründete Entschuldigung, der er, zu seinen Untergebenen gewendet, hinzufügte, daß es besser sei, ein Dutzend harmloser Reisender unnötig zu belästigen, als sich auch nur den leisesten Verstoß gegen die von Gott eingesetzten Behörden und deren Vorschriften zuschulden kommen zu lassen.

„Ich werde wohl die Ehre haben, öfter mit Ihnen zusammenzutreffen", bemerkte Walkort höflich, als Ottke sich verabschieden wollte. „Ich gedenke nämlich, einige Wochen in dieser Gegend zu verweilen, um — nun, mich hindert ja nichts, offen zu sein — zu prüfen, wie es sich hier lebt. Gefällt es mir und es findet sich eine geeignete Gelegenheit, so entscheide ich mich vielleicht für einen Ankauf."

Über des Kontrolleurs breites Gesicht eilte es wie der Abglanz einer kindlich harmlosen Freude, indem er antwortete: „So oft Sie versprechen, sollen Sie mir ein hochwillkommener Gast sein. Ich liebe unsere schöne Landschaft vielleicht mehr, als sie es verdient, und da dürfen Sie nicht unnachsichtig urteilen, wenn ich das Äußerste aufbiete, Sie an unsere Gegend zu fesseln. O, wer hätte gedacht, daß mir aus dem nächtlichen Dienst eine wertvolle Bekanntschaft erwachsen würde?"

Es folgte eine kurze Vorstellung zwischen den beiden Herren, worauf Ottke sich mit dem Ausdruck freundschaftlicher

Gesinnungen empfahl, sein Pferd bestieg und in Begleitung der Untergebenen den Heimweg einschlug.

Walkort hatte ihm so lange nachgeblickt, wie er ihn in dem durch die Tür ins Freie fallenden Feuerschein zu unterscheiden vermochte. Mehr und mehr erhielt sein Antlitz dabei den Ausdruck der Sorge.

„Das ist also der Ottke," sprach er unbewußt vor sich hin, „was kann aus einem zarten Kinde geworden sein, das unter seiner Obhut heranwuchs?

„Wie meinen der Herr?" fragte Kandel befremdet.

„Nun, Freund Kandel," antwortete Walkort mit erzwungenem Gleichmute, indem er den Koffer nachlässig zuschlug, „das hätte böse werden können. Leitete der gute Haspel wirklich ein kleines Nebengeschäft ein, was mich nicht kümmert, so ist's diesem elenden Kasten vielleicht zu verdanken, daß nicht der eine oder der andere unglücklich gemacht wurde, wie der arme Wilm und seine getreue Hanna."

Der Alte sah ihm starr in die Augen.

„Ja, die beiden sind in Wahrheit recht schlimm daran," sprach er endlich tief aufatmend, „aber meinen Schreck habe ich fort. Denn wer kann wissen, was da auf dem Strande vorgeht. Schon eher ist ein Unschuldiger verurteilt worden; und was hätte sich ereignen können, wäre auch nur ein Pfund Kaffeebohnen oder Tee unter Ihren Sachen verpackt gewesen?"

„Und wir sind um einen Teil unserer Nachtruhe gekommen," versetzte Walkort, um den Alten nicht weiter zu beunruhigen, „ist's Ihnen recht, so versuchen wir, das Versäumte nachzuholen. Drei bis vier Stunden dauert's immerhin noch bis zum Grauen des Tages."

Zu Kandels heimlicher Befriedigung benutzte er die flackernde Beleuchtung, um sich auf sein Lager zu verfügen. Die Reiser waren noch nicht ganz niedergebrannt, da hatte auch Kandel sich auf die Schütte gestreckt, und wie draußen im triefenden Walde, herrschte in der Hütte nächtliche Stille.

Auf der Heidekrautinsel spann sich dagegen noch immer reges Leben ab. Die letzte Warenladung war daselbst zusammengetragen worden; und nun wurde mit allen Kräften ans Werk

gegangen, die Ballen und Säcke verschwinden zu lassen, bevor der Anbruch des Tages die Weiterbeförderung unmöglich machte. Die Männer beluden ihre Schultern, ebenso Hanna, sogar Lude, und nachdem jeder sich einen besonderen Weg durch die Wiese gesucht hatte, zerstreuten sich alle nach verschiedenen Richtungen. Auf der anderen Seite der Strandwaldung, wo eine breite Landstraße vor ihnen lag, tauchten sie einzeln wieder auf. Eine Wanderung von zehn Minuten auf dieser brachte sie an eine Mauer, an der hinschleichend sie ein hölzernes Tor erreichten. Auf dessen anderer Seite dehnte sich ein mit Steinen gepflasterter, also keines Eindrucks fähiger Fahrweg aus, der sich zwischen Bäumen und massigem Buschwerk verlor. Hanna traf als erste dort ein. Gleich darauf gesellte ein Genosse sich ihr zu. Ohne Säumen legten sie die Lasten ab, worauf Hanna unter Benutzung eines der die Eckpfeiler schützenden Prellsteine sich nach dem Tore hinaufschwang und auf dessen anderer Seite niederglitt, dann wurden die Lasten nach dem Tore hinaufgehoben und auf der Innenseite von Hanna in Empfang genommen. Je nachdem aber die Männer sich ihrer Bürden entledigten, schritten sie eiligst wieder davon. Nur Hanna und Lude blieben hinter der Mauer, um während der Abwesenheit der Männer mit kräftigen Armen die Warenvorräte gänzlich in Sicherheit zu schaffen.

So wirkte es still zwischen der Moorwiese und dem alten Torwege hin und her. Schweigend, wie Geister, huschten die Männer durch Wald, Nacht und Nebel. Eine halbe Stunde gingen sie gebückt und schwer atmend unter ihren Lasten, eine Viertelstunde leicht und aufrecht. Von dem Dorf herüber erschallte das abgebrochene Bellen mehrerer Hunde, die sich ihre gedankenlosen Bemerkungen über die feuchtkalte Nacht zuriefen. Zuweilen krähten Hähne, das Herannahen des Tages verkündend, die Schleichhändler zur Eile spornend. Sonst wurde die Stille ringsum durch nichts unterbrochen. Dreimal hin und dreimal her waren die Männer gewandert, als Hanna endlich den gedämpften Ruf vernahm, daß nichts mehr zu holen sei.

„So schleicht nach Hause," antwortete sie ebenso vorsichtig, „aber verteilt euch, daß nicht zwei zugleich auf derselben Stelle

das Dorf betreten. Um mich und den Lude braucht sich niemand zu kümmern. Wir werden hier bald genug fertig sein."

Eine halbe Stunde später schwangen sie und Lude sich über das Tor in die Landstraße hinein, und nach kurzer Wanderung auf verschiedenen Wegen verschwanden sie zwischen den Dorfgärten. — —

Siebentes Kapitel.

Junker Florentin.

Der Ausbau, wie das vereinsamte Landhaus des verstorbenen Herrn Blenfeld genannt wurde, im allgemeinen mehr als das Gespensterhaus bekannt, war ein einstöckiges Gebäude mit hohem Erdgeschoß. In der Breite hielt es sieben Fenster, von denen auf der Gartenseite drei als Türen auf einen geräumigen Balkon sich öffneten. Von dem Balkon führten acht Stufen in den Garten hinab, der in seiner großen Ausdehnung eigentlich den Charakter eines Parkes trug. Von der Außenwelt war das Grundstück durch eine acht Fuß hohe Ziegelsteinmauer geschieden. Auf der Vorderseite begrenzte diese eine vorüberführende Landstraße, auf zwei anderen Äcker, wogegen sie auf der vierten hart an einem schönbestandenen Buchenwalde hinlief. Daß der Erbauer ein wohlhabender Mann gewesen war, dafür sprachen die gediegene Bauart des Hauses und der wirtschaftlichen Zwecken dienenden Anbauten. Die Anlage des Parkes mochte, nach dem Alter der Bäume berechnet, vor etwa fünfzig Jahren stattgefunden haben. Mancher hatte sich zu seiner Zeit wohl gewundert, daß ein mit irdischen Gütern gesegneter Mann derart die ländliche Abgeschiedenheit suchte; da er aber die Monate, die den Aufenthalt auf dem Lande nicht begünstigten, in größeren Städten verbrachte, so erschien sehr bald alles in bester Ordnung.

Nach dem Tode der Besitzer wurde das Haus nicht mehr bezogen. Es geriet in die Verwaltung des im Dorfe ansässigen

Kontrolleurs Ottke, der sich scheinbar viel Mühe gab, es zu verwerten, allein, wie der alte Kandel Walkort anvertraut hatte, mit etwaigen Kauflustigen nie weit über die Vorverhandlungen hinausgelangte. Da nun der Herr Kontrolleur als bedachtsamer Vormund und Geschäftsmann von dem Grundsatz ausging, daß der Wert dieses Grundstückes durch peinliche Instandhaltung nicht erhöht, dagegen durch das Ersparen der betreffenden Kosten die Mittel seines Mündels vermehrt würden so überließ er den Ausbau sich selber.

So konnte es nicht überraschen, daß die Fenster und Türen des Hauses allmählich verquollen, die Scheiben erblindeten, auf der Außenseite der Kalkputz von den Wänden fiel, im Innern die Tapeten sich lösten, kurz, alles einen gewissen Charakter des Vergänglichen, sogar Menschenfeindlichen erhielt. Das hinderte indessen nicht, daß Bäume und Sträucher fröhlich und üppig dem warmen Sonnenlicht entgegenwucherten, Tausendschönchen und Butterblumen das Gras auf den Rasenplätzen fast verdrängten und sogar auf den Wegen eine stattliche Vegetation ins Leben trat.

Wo der Park an den Wald grenzte, war noch ein besonderes, seit vielen Jahren nicht geöffnetes Pförtchen in der Mauer angebracht worden, so daß der frühere Besitzer, ohne die Landstraße zu berühren, in den Wald gelangen konnte. Der von der Pforte ausgehende Pfad verlor sich nach einigen hundert Schritten zwischen altehrwürdigen Eichen und Buchen. Noch einige hundert Schritte weiter durchschnitt den Hochwald ein langgestrecktes feuchtes Erlenbruch, in dem der benachbarte Förster einen anderen, vielfach gewundenen Pfad in Form eines Dohnenstriches angelegt hatte.

Bei dem zur Zeit herrschenden Nebel, hingen die armen Selbstmörder so dicht, daß der alte Förster an dem heutigen gesegneten Tage anstatt einer Stunde, wie sonst gewöhnlich, deren zwei in dem Dohnenstrich verbrachte, und sogar in Begleitung jemandes, der, einen Korb mit Ebereschenbeeren am Arm, mit kundigen Händen ihm Hilfe leistete. Er selber löste die Vögel aus den Schlingen und öffnete diese wieder, während jene kundigen Hände die roten Beerenbüschel nach allen Regeln

der Hinterlist und des Verrats befestigten. Und zierliche Hände waren es obenein, zierlich und ungewöhnlich schlank geformt, jedoch etwas mehr gebräunt, als man vielleicht erwartet hätte. Aber sie standen doch im vollkommensten Einklange mit deren Besitzerin, einer kräftig, jedoch schlank gebauten Gestalt, die sich auf dem feuchten Erdboden und in dem mit schweren Tropfen behangenen hohen Grase mit so ruhiger Sicherheit bewegte, wie ein lustiger Jägerbursche, der seine Füße durch langschäftige fettgetränkte Wasserstiefel gesichert weiß. Zum Schutz gegen die von dem Laubwerk bei der geringsten Berührung niederrasselnden Tropfen hatte sie eine dickwollige Schoßjacke übergezogen, die, eng an den Oberkörper anschließend, den schönen Wuchs keineswegs verheimlichte. Ein kleiner grauer Filzhut mit einigen Rebhuhnfedern vervollständigte den einfachen, am wenigsten auf Gefallsucht deutenden Anzug. Dichtlockiges schwarzes Haar drängte sich kurzgeschnitten unter dem kleidsamen Hute hervor und eben nur bis zum Nacken nieder. Ungewöhnlich starke schwarze Brauen bildeten die Grenze zwischen der weißen Stirn und dem übrigen, von der Sonne leicht gebräunten, in kerniger Gesundheit prangenden Antlitz. Dieses erhielt durch die gebogene Nase und die ein wenig aufgeworfenen Lippen des kleinen Mundes einen südlichen Charakter, der noch erhöht wurde durch zarten bräunlichen Hauch auf den Schläfen und auf beiden Seiten des Halses unterhalb der zierlichen Ohren. Das schönste an dem Gesicht aber waren die großen dunkelbraunen Augen, in denen sich so viel Sorglosigkeit und Trotz, so viel Eigenwille und Spottlust, so viel Selbstbewußtsein und Gleichmut, so viel Gutmütigkeit, Schadenfreude und Neigung zu tollen Streichen offenbarte, als hätte ein Heer neckischer Kobolde sich in ihnen zusammengefunden.

Während der Förster einen Augenblick ausruhte, hafteten seine Blicke an der jugendlichen Begleiterin, wobei seine Züge den Ausdruck heiteren Wohlwollens empfingen.

„Fräulein Florence", sprach er endlich munter.

Doch Fräulein Florence nestelte weiter an ihrer Dohne. Sie schien den Ruf nicht gehört zu haben.

Schlösser lächelte gutmütig und bediente sich nunmehr der Anrede: „Junker Florentin."

Florence sah empor.

„Was steht dem Herrn Schlösser zu Diensten?"

„Ich betrachte Sie eben," antwortete der greise Förster, „und bedaure, daß Sie bei diesem feuchten Wetter nicht zu Hause geblieben sind. Bis über die Knie trieft Ihr Kleid, und die Schuhe erst! Wer die trocknen soll, wird seine liebe Not haben."

Florence stellte den Korb nieder, ergriff mit den Fingerspitzen die nassen Röcke, und diese ein wenig emporhebend, blickte sie auf ihre, in festen Lederschuhen steckenden, auffällig kleinen Füße, die in der Tat beide trieften, und sorglos bemerkte sie:

„Jawohl, Herr Schlösser, etwas naß bin ich geworden", und ihren Korb ergreifend, trat sie vor die nächste Dohne hin.

Der Förster wiegte bedächtig das Haupt. Sein herzliches Wohlwollen hätte sich gern in lautem Lachen kundgegeben, er sprach tadelnd:

„Das nennt das Kind nur etwas naß."

„Sagen wir lieber feucht", verbesserte Florence ruhig, in dem Korbe nach einem geeigneten Beerenbüschel suchend.

„Das wird eine schöne Überraschung zu Hause sein", fuhr Schlösser sichtbar ergötzt fort. „Der Herr Kontrolleur wird loswettern."

„Ich sage ihm einfach: Der Schlösser hat mich durch die moorigsten Stellen des Bruches geführt."

„Natürlich; und begegne ich dem Herrn Ottke, so heißt's: Warum schleppen Sie das Mädchen überall mit sich herum? Jagen Sie den Wildfang nach Hause, oder er bringt mich, meine Frau und das Fräulein noch um das letzte Körnchen Ruhe."

Mit unerschüttertem Gleichmute erwiderte Florence:

„Die haben mir gar nichts zu befehlen; ich bin Herr im Hause und weiß auch, warum."

„So, hm, sagen Sie das doch einmal dem Herrn Ottke selber."

„Oft genug hat er das gehört."

„Und was folgte darauf?"

„Er gab sich das Ansehen, meine Worte für Scherz zu halten. und nannte mich im weichsten Buttermilchtone seinen drolligen Liebling."

„Und die Frau Kontrolleurin?"

„Die trocknete sich ein Tränlein des Kummers über meine Unverbesserlichkeit aus den Augen. Ob es echt war, weiß ich nicht."

„Und Fräulein Lucinde, die hochgelehrte Dame?"

„Die hielt mir zuerst eine englische, dann eine französische Strafpredigt, und als sie damit fertig war, erklärte ich zu ihrem größten Entsetzen freundlich, ich hätte kein Wort davon verstanden."

„Das ist eine schöne Erziehung, Junker Florentin."

„Junge Damen in meinem Alter pflegen nicht mehr erzogen zu werden."

„Im allgemeinen nicht; ich verstehe zwar nicht viel davon, aber ich dächte, eine kleine Nachhilfe könnten alle Menschen vertragen."

„Reden Sie doch nicht so schrecklich weise, Herr Schlösser", floß es spöttisch von den frischen Lippen, und weiter schritten die beiden seltsamen Gefährten, der greise Förster die Vögel aus den Schlingen lösend und diese wieder öffnend, Florence die roten Beeren so zierlich befestigend, als hätte sie eine saubere Perlenarbeit unter den Händen gehabt.

Eine Viertelstunde hatten sie sich auf dem gewundenen Pfade unter gelegentlichen kurzen Bemerkungen einherbewegt, und die Sonne war mit dem Nebel beinahe fertig geworden, als sie die Landstraße erreichten, auf deren anderer Seite der Dohnenstrich seine Fortsetzung fand. Florence lief die Wegeeinfassung hinauf. Auf dem tauigen Uferrande ließ sie sich behaglich nieder und betrachtete nachdenklich den alten Förster, der mit Gewehr und schwer gefüllter Jagdtasche ihr langsam folgte.

„Hier wollen wir rasten," redete sie ihn an, sobald er oben eingetroffen war, „Sie sind furchtbar erschöpft, ich sehe es Ihnen an —"

„Möchten Sie wohl da drüben in meinem Hause wohnen?“ fragte sie, als die Zigarette brannte. (S. 82.)

„Dann sehen Sie mehr, als ich fühle", fiel Schlösser wie beleidigt scherzhaft ein.

„Nehmen Sie nur Platz," fuhr Florence, den Einwand nicht beachtend, fort, „die Sonne scheint uns hier gerade ins Gesicht, außerdem genießen wir eine freie Aussicht auf mein Haus und haben die beste Gelegenheit, ein vernünftiges Wort miteinander zu reden."

Der Förster neigte den Kopf mit gutmütigem Lächeln und nahm ein wenig seitwärts auf einem Prellsteine Platz.

Nun holte Florence ein Blechkästchen aus der Tasche, und es öffnend, begann sie mit großer Gewandtheit eine Zigarette zu drehen, worauf sie den alten Mann um Feuer bat.

„Möchten Sie wohl da drüben in meinem Hause wohnen?" fragte sie, als die Zigarette brannte, und mit dem Ausdruck des Behagens blies sie den bläulichen Dampf zwischen den gespitzten Lippen hindurch.

„Warum nicht?" fragte der Förster zurück. „Reden die Menschen von Bannfluch und Gespenstern — hallo, mit denen wollte ich schon fertig werden!"

„Gerade so denke ich, und ich begreife nicht, weshalb mein biederer Herr Vormund den Bau durchaus verkaufen möchte. Und er befände sich schon längst in anderen Händen, wäre ich nicht schlau genug gewesen, ihm den Handel auf die eine oder die andere Art jedes Mal zu verderben und die Käufer durch allerlei neu erfundene Märchen zurückzuschrecken."

„Womit Sie sich selber am meisten schadeten, Junker Florentin; das Grundstück hätte Geld gebracht, das Geld aber Zinsen, wogegen die Besitzung jetzt nur totes Kapital ist."

„Wozu dient Reichtum? Doch nur, um unter die Leute gebracht zu werden. So viel Geld, wie ich gebrauche, ist bisher noch immer dagewesen."

„Nun ja, aber es ist kein billiges Vergnügen, Haus und Garten einigermaßen in Ordnung zu halten. Das frißt Ihr ganzes Einkommen auf."

Florence lachte hell auf, dann fragte sie ernst:

„Meinen Sie, ich würde zu bauen anfangen, die Wege im Park wiederherstellen und den Gemüsegarten in seinem

ganzen Umfange ausnutzen? Gott bewahre! Drei Zimmer richte ich für mich und meine Aufwärterin ein, und das soll keine andere sein, als die Hanna Klasen. Das Mädchen gefällt mir nämlich ausnehmend mit dem stillen, ernsten Wesen — mit einem Wort, die Hanna paßt zu mir, wie eine Austerschale zur andern. Ferner: von dem Garten wird nicht mehr bebaut, als gerade für uns beide notwendig. Alles übrige kann lustig zuwuchern, wodurch ich meinen eigenen Wald gewinne. Ein Dohnenstrich wird selbstverständlich angelegt, Löcher werden in die Umfassungsmauer geschlagen, um den Hasen freien Eingang zu verschaffen, Grünkohl pflanze ich an, um sie zu locken, Drahtschlingen werden gestellt, und da wollen wir doch sehen, ob ich trotz aller königlichen Förster nicht regelmäßig meinen Wildbraten auf der Tafel habe. Für das Geld, das jetzt mein edler Vormund aus mir herausschlägt, halte ich mir einen ordentlichen Reitgaul. Bis dahin kommt der Wilm los, der kann seine Hanna heiraten und zu mir ziehen; nebenbei soll der ein gewandter Schleichhändler sein, und das machen wir uns ebenfalls zunutze."

Der Förster betrachtete das liebliche Mädchen sinnend. Dann bemerkte er, wie zu sich selbst sprechend:

„Ich möchte wissen, woher Ihnen alle die unchristlichen Gedanken und Pläne kommen. Jagdfrevel wollen Sie ausüben, Steuerdefraudationen begehen — wahrhaftig, die Leute haben nicht unrecht, wenn sie von Ihnen wie von einem wilden Junker sprechen. Ich habe Sie aufwachsen sehen und ich meine, es sei von Jahr zu Jahr schlimmer geworden."

„Nennen sie mich Junker, so tue ich mein Bestes, diesen schönen Titel zu verdienen. Und woher ich meine gescheiten Gedanken habe, Herr Schlösser? Von meiner lieben Mutter. Sie wissen, die war eine Halbwilde und deren Mutter eine ganz Wilde drüben in Amerika, wo man Bären, Wölfe, Löwen und Tiger gerade so in Pferdehaarschlingen fängt, wie Sie die armen Krammetsvögel."

„Hm, eine Halbwilde meinen Sie, Junker Florentin? Nun ja, ein wenig bräunlich sah sie aus, und darin lag gerade ihre ausnehmende Schönheit. Außerdem aber war sie so sanft

und liebevoll, daß es sich nicht beschreiben läßt. Freilich, Sie waren damals noch zu jung, um das recht verstehen und würdigen zu können."

Florence sann einige Augenblicke nach. Bei den Worten ihres alten Freundes mochte ihr wehe ums Herz geworden sein. Doch schnell die drohenden Wolken verscheuchend, bemerkte sie kaltblütig:

„So stecken die gescheiten Gedanken in meinem Blut, und das rührt von der wilden Großmutter her."

„Haben Sie jemals mit dem Herrn Ottke darüber gesprochen?"

„Mehrfach erkundigte ich mich bei ihm nach den näheren Umständen meiner wilden Verwandtschaft, aber da meinte er, ich solle warten, bis ich mich verheirate. Hm, da könnte ich lange warten."

„Doch wohl nicht länger, als bis der richtige Mann um Sie anhält", warf der Förster verschmitzt mit den Augen blinzelnd ein.

„Darüber würde mein ganzes Leben hingehen," versetzte Florence mit überaus weisem Ausdruck, „denn einen richtigen Mann, wie ich wohl einen heiraten möchte, gibt es überhaupt nicht auf der Welt." Sie lachte dem greisen Gefährten kobold-artig ins Gesicht und fügte hinzu: „Der einzige wären Sie gewesen mit Ihrem Dohnenstrich und den niedlichen Teckelhunden, allein erstens sind Sie schon mit einer Frau, einer lieben, guten Seele obenein, versehen, und zweitens sind Sie mir zu alt. Ich hätte zu großen Respekt vor Ihnen."

Schlösser lachte, daß ihm die Tränen in die Augen drangen, dabei war ihm so warm ums Herz, daß er den tollen Junker, wie die eigenen Enkel, an seine breite Brust hätte ziehen und ihn herzen und küssen mögen.

„Also wir beide," hob er endlich an, „ja, Junker Florentin, wir wären ein schönes Paar geworden. Wie lange hätte es gedauert, und Sie wären mit der Flinte im Walde herumgelaufen, während ich selber in der Küche am Feuerherd gestanden hätte."

„Blicken Sie die Straße hinunter," verfiel aber Florence in einen lebhafteren Ton, wie um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, und im Spähen schienen ihre glanzvollen Augen sich noch zu vergrößern, „da steht wieder einmal einer, von dem ich wette, daß er sich mit dem Gedanken trägt, mein Grundstück anzukaufen."

Schlösser sah in die angedeutete Richtung. Er gewahrte in der Tat einen Herrn, der vom Dorfe hergekommen war und nunmehr langsam an der Parkmauer hinschritt, zuweilen stehen blieb und, einen der die Landstraße begrenzenden Prellsteine ersteigend, eine Aussicht auf das zwischen hohen Baumgruppen versteckte Haus zu gewinnen trachtete.

„Das ist ein Fremder," bemerkte er nach einer Pause zögernd, „ich entsinne mich wenigstens nicht, ihn je zuvor gesehen zu haben."

„Unbedingt ein Fremder," bestätigte Florence zuversichtlich, „und ich müßte mich sehr täuschen, wenn das Scheusal von Vormund den nicht aufgewiegelt hätte, sich die Lage meines Hauses wenigstens etwas anzusehen — da — er klettert halb nach dem Torwege hinauf. Lächerlich! Was er von dort aus entdeckt, sieht gerade nicht sehr einladend aus."

Sie säumte einige Sekunden. Dann erhob sie sich, indem sie drohend fortfuhr:

„Ich will ihm entgegengehen; aber wehe ihm, wenn ihn nach meinem Eigentum gelüstet. Ich will es ihm so schildern, daß ihm die Lust vergeht, es auch nur mit einem Fuße zu betreten. Adieu, Herr Schlösser," und sie reichte dem alten Manne die Hand, „der Korb ist erheblich leichter geworden, und da werden Sie ihn wohl neben Tasche und Gewehr tragen können. Vielleicht sehen wir uns morgen wieder."

Der Förster drückte ihr kräftig die Hand. Belustigt, aber auch von ernster Teilnahme erfüllt, blickte er ihr nach, wie sie mit anmutiger, aber doch auch stolzer Haltung den Weg auf das Dorf zu einschlug.

Achtes Kapitel.

Auf dem Dorfwege.

Florence setzte unterdessen ihren Weg fort. Eine Weidenrute hatte sie am Wege geschnitten, und schwang nun die Gerte, als übte sie sich darauf ein, jemand nachdrücklich zu bestrafen. Den Fremden, der noch immer vor dem Torwege stand, schien sie nicht zu beachten. Sorglos pflückte sie zur Abwechslung auf dem Rande des den Weg begrenzenden Grabens hier und dort Herbstwiesenblumen; dann summte sie wieder den Anfang einer lustigen Melodie vor sich hin, kurz, sie bot alles auf, um recht aufzufallen. In dem Fremden vermutete sie eben einen Käufer und damit einen Feind, und der mußte auf alle Fälle so eingeschüchtert werden, daß er ging und das Wiederkommen auf ewige Zeiten vergaß. Ihre feindseligen Gesinnungen verschärften sich, als sie beim Näherschreiten inne wurde, daß jener seine ganze Aufmerksamkeit, welche er bisher dem einsamen Grundstück ausschließlich zuwendete, auf sie übertrug und sie mit sichtbarer Neugierde betrachtete. Nur noch wenige Schritte von ihm entfernt, belehrte flüchtiges Aufschauen sie, daß seine Blicke an dem nassen Saume ihres Kleides und den in eine feuchte Staublage gehüllten Schuhen hingen, während ein wohlwollendes Lächeln um seine Lippen spielte. Nunmehr überzeugt, daß er sie anreden und damit ihr selber die Eröffnung eines Gespräches ersparen würde, gab sie sich das Ansehen, achtlos vorüberschreiten zu wollen. Tatsächlich klang denn auch Walkorts freundliche Stimme zu ihr herüber.

„Ich müßte mich sehr irren, wenn ich nicht die Ehre hätte, Fräulein Florence Blenfeld zu begrüßen", sprach er mit einer eigentümlichen Mischung von Ergötzen und Ehrerbietung.

Florence betrachtete Walkort ruhig vom Kopf bis zu den Füßen und wieder aufwärts, bis ihre Blicke endlich an dem männlich schönen Antlitz haften blieben. Dann antwortete sie mit demselben Gleichmute, mit dem sie kurz zuvor die Beeren in die Bohnen befestigt hatte:

„Woraus schließen Sie, daß ich die genannte Person sein müsse? Sie kommen wohl von dem Herrn Kontrolleur Ottke —"

„Ich bitte um Verzeihung, Fräulein Blenfeld," fiel Walkort höflich ein; „ich beabsichtige zwar, Herrn Ottke einen Besuch abzustatten, weil ich längere Zeit in dieser Gegend zu verweilen gedenke und gute Gesellschaft mir Bedürfnis ist, bin aber heute früh erst im Gasthofe ‚Zur goldenen Fiedel' eingetroffen. Mein Name ist im übrigen Walkort; ich hoffe zuversichtlich, Ihnen nicht lange ein Fremdling zu bleiben."

„Walkort, schrecklicher Name," versetzte Florence, belustigt, „man denkt dabei an Walfische. Doch da Sie meine Persönlichkeit erraten haben, will auch ich Ihnen sagen, was Sie bei dem Herrn Ottke bezwecken. Sie haben von meiner Besitzung hier gehört; man hat Ihnen vorgespiegelt, sie befinde sich in einem verwahrlosten Zustande und sei daher billig zu verkaufen. Da gedachten Sie denn, das Grundstück vorläufig von außen in Augenschein zu nehmen und später mit dem Herrn Ottke in Verhandlung zu treten."

„Annähernd getroffen", gab Walkort zu, und vergeblich suchte er in den ruhigen großen Augen nach einer anderen Regung, als der eines grenzenlosen Gleichmutes. „Teilnahme für das Grundstück besitze ich allerdings, wie für alles, was sich durch befremdliche Nebenumstände auszeichnet. Allein mich hier häuslich niederlassen? O, ländliche Einsamkeit hat gewiß ihre großen Reize; um mich aber an eine solche Scholle zu fesseln, müßte ich weniger rastlos sein."

„Nun denn noch eine Frage: Was würden Sie beginnen, wenn mein Haus und mein Parkgarten plötzlich Ihr Eigentum wären?"

„Das ist schwer zu sagen, solange ich nicht das Innere von beiden kenne. Jedenfalls aber würde ich alles tun, um meiner Umgebung einen freundlichen Charakter zu verleihen. Das Haus erführe vielleicht einen Umbau — doch ich wiederhole: dazu gehört Zeit, Mühe und viel Geld, und dann wäre noch zweifelhaft, ob man am Schluß eine große Befriedigung empfände."

„So? Nun sollen Sie auch erfahren, was ich selber zu tun beabsichtige. Im Park lasse ich alles ungestört wachsen, bis er ein richtiger Urwald geworden ist. Bis auf wenige Wohnräume lasse ich das Haus zerfallen, und da will ich hausen mit Eulen, Fledermäusen und Gespenstern allen Menschen zum Trotz. Außerdem lege ich Fußangeln und schmücke die Umfassungsmauer mit Glasscherben und den fürchterlichsten Warnungstafeln — genug, ich tue gerade das Gegenteil von dem, was andere Menschen an meiner Stelle tun würden. Denn ich bin der Junker Florentin und habe wildes Blut in den Adern — wie meine Vorfahren, nämlich wie die Indianer in den amerikanischen Wildnissen. Doch um mich zu verstehen, müßten Sie notgedrungen mit den überseeischen Verhältnissen vertraut sein —"

„Ich bin es, sicher, ich bin es," fiel Walkort freundlich ein, „wenn auch nicht Amerikaner von Geburt, lebte ich doch lange genug auf dem großen Kontinent, und zwar vorzugsweise im Westen, um Ihren Mitteilungen mit aufrichtigster Teilnahme zu begegnen."

Florence war stehen geblieben und hatte sich Walkort zugekehrt. Erstaunt blickten die großen Augen, während das regsame junge Blut sich in ihre bräunlich angehauchten Wangen drängte und sie mit dem Reiz holder Jungfräulichkeit schmückte. Die tollen Kobolde, unter deren Herrschaft sie gewöhnlich lebte, waren jäh von ihr geflohen, und so stand sie da, daß Walkort durch den plötzlichen Wechsel in ihrem Gesichtsausdruck sich förmlich geblendet fühlte.

„Aus Amerika?" rief sie einem Kinde ähnlich aus, dem eine freudige Überraschung bereitet wurde. „Aus Amerika? Es kann nicht sein."

„Und dennoch von dorther", beteuerte Walkort.

„Um hier zu bleiben?" forschte sie weiter.

„Wahrscheinlich werde ich in mein Adoptivvaterland zurückkehren. Es hängt von mancherlei Nebenumständen ab."

Florence senkte den Blick. Zugleich bildeten die Brauen wieder eine Falte.

„Wir müssen näher miteinander bekannt werden," hob sie dann wieder an, „Sie müssen mir von dem Lande erzählen,

in dem meine schöne, früh verstorbene Mutter geboren wurde — das ist doch etwas anderes, als alles, was man in Büchern liest. Wie sind Sie zu beneiden! Und welch glücklicher Zufall, der uns zusammenführte! Sie begleiten mich jetzt gleich nach Hause, damit ich Sie bei den Ottkes einführe. Geben Sie vor, Sie wollten mein Haus kaufen, und mein lieber Herr Vormund schwört Ihnen ewige Freundschaft."

„Ich bin Herr meiner Zeit und stelle mich zu jeder Stunde zu Ihrer Verfügung", entgegnete Walkort, ergötzt durch das zutrauliche Wesen des anmutigen Mädchens: „Noch heute vormittag werde ich Herrn Ottke aufsuchen."

„Ah, Sie kennen ihn noch nicht, ich dachte nicht daran."

„Ich habe ihn im Laufe der Nacht flüchtig gesehen. Er suchte mich in einer Fischerhütte auf, wo ich aus Not übernachtete. Er forschte in meinem Koffer nach unversteuerten Waren —"

Walkort, sich der nächtlichen Abenteuer erinnernd, lachte still vor sich hin. Es belustigte ihn nachträglich, von einer wohlorganisierten Schmugglerbande gewissermaßen als Deckmantel für ihr gesetzwidriges Treiben benutzt worden zu sein. In demselben Maße aber befestigte sich sein Entschluß, schon allein um des gefangenen Wilm und Hannas willen nichts von seinen Entdeckungen verlauten zu lassen.

„Der Schleichhandel ist wohl in dieser Gegend vollständig unterdrückt worden?" fragte er nach einer kurzen Pause wie beiläufig.

„Vollständig," hieß es mit großer Entschiedenheit zurück, „ich glaube, wenn man dem Herrn Ottke nicht eine Art Ruheposten gönnte, zumal er im Besitz von Haus und Garten ist, so würde man ihn wohl gar versetzen. Wollen Sie ihn günstig für sich stimmen, so brauchen Sie ihm nur zuzuraunen, weit und breit spräche man mit großer Anerkennung von seiner Umsicht und Kühnheit und hielte ihn für den von allen Schleichhändlern am meisten gefürchteten Beamten. Dergleichen glaubt er gern."

„Ich möchte doch den würdigen Mann nicht gern auf lose Art hintergehen", bemerkte Walkort mit einem bezeichnenden Lächeln.

Schnell kehrte Florence ihm ihr Antlitz zu, indem sie achselzuckend sprach:

„Das war ein versteckter Angriff gegen mich, Herr Walkort — o, bitte, entschuldigen Sie sich nicht. Ich habe nämlich den Vorzug, ein wenig scharfsinnig zu sein, obwohl eigentliches Mißtrauen nicht in meiner Natur liegt. Wollte ich Sie zu einer kleinen Täuschung überreden, so ist das durch die Persönlichkeit meines edlen Herrn Vormundes wie durch seinen Charakter vollkommen gerechtfertigt. Er darf nämlich Anspruch auf die Bezeichnung eines Originals erheben, ebenso seine Frau, nicht zu vergessen seine Schwester, das kranichbeinige, furchtbar gelehrte Fräulein Lucinde."

„Nun mögen die Verhältnisse liegen, wie sie wollen," versetzte Walkort, als Florence in ihren lebhaften Mitteilungen eine Pause eintreten ließ, „jedenfalls haben Sie den Leuten Ihre Erziehung zu verdanken."

Florence drängte die schwarzen Brauen dicht zusammen und sah finster vor sich nieder. Erst nach einer Minute ernsten Sinnens hob sie ruhig, jedoch nicht ohne eine Beimischung von Bitterkeit an:

„Denen soll ich meine Erziehung verdanken?" Sie lachte spöttisch, fuhr dann aber mit einem Ausdruck von Stolz fort: „Ich habe mich selbst erzogen, und wenn aus mir noch das geworden ist, was ich heute bin, so sind die drei Ottkes nicht die Ursache dafür. Sie dürfen nicht vergessen, daß nach dem Tode meiner Eltern ich nie einer wahren, aufrichtigen Liebe begegnete. Die mir von den Ottkes erwiesenen Zärtlichkeiten waren nicht ernstlich gemeint; das fühlte ich schon als Kind, oder ich hätte gelernt, sie wieder zu lieben. Die unbegrenzte Nachsicht mit meinen Untugenden gefiel mir allerdings ausnehmend; später begriff ich freilich — was übrigens keinen sonderlich tiefen Eindruck auf mich ausübte, höchstens den einer gewissen Befriedigung —, daß Hauptsache eine hohe Pension, Nebensache dagegen die Erziehung war. Alles war darauf zugeschnitten, daß ich mich hinlänglich glücklich fühlen sollte, um mich nicht nach andern Verhältnissen zu sehnen. Und so wuchs ich denn auf, wie die Blumen hier am Wege, frei und zwanglos,

aber auch unbeschützt wie diese. Ich würde mich indessen einer groben Täuschung schuldig machen, wollte ich behaupten, daß ich deshalb unglückliche Tage im Hause meines Herrn Vormundes verlebte. Freilich, wenn wir einst auseinandergehen, so geschieht es ohne Tränen — die Frau Kontrolleurin möchte denn einen kleinen Regenschauer weinen, und damit ist's nicht viel anders, als mit den Nebeltropfen hier auf den Blättern und Halmen; ein Viertelstündchen Sonnenschein, und sie sind spurlos verschwunden. Nun eine Hauptsache, Herr Walkort: wenn ich offenherzig und rückhaltlos zu Ihnen sprach, nicht zuvor nach dem Woher und Wohin fragte, so steht das im Einklang mit dem verwahrlosten, verwilderten Junker Florentin. Der entschuldigt sich nicht dafür, wenn er seine Melodien nach Herzenslust in den Tag hinein singt, wie die Lerchen hoch über uns. Er hat nicht gelernt, seine Gedanken in Ketten zu schlagen. Aber durch eine Schule der Lieblosigkeit und der Berechnung ist er gegangen, da ist's ihm nicht zu verargen, wenn er, unbekümmert um das Urteil der Menschen, auch um das Ihre, seinen Launen die Zügel schießen läßt. Anders steht es mit der Florence Blenfeld. Die versucht allerdings das wilde Blut in ihren Adern zu bändigen. Ihr ist es nicht gleichgültig, ob ihr junkerhaftes Auftreten nachteilig von jemand beurteilt wird, der sich da heimisch fühlt, wo ihre Vorfahren mit Bogen und Pfeil und im bunten Federschmuck die Wildnis unerschrocken durchstreiften. Und so möchte ich die Beruhigung gewinnen, daß Sie auf Grund meiner Redseligkeit und Offenherzigkeit mir nicht als Fehl anrechnen, daß ich zu einem Fremden, den ich zum erstenmal sehe, mit einem Vertrauen spreche, wie es sonst nur aus einer langjährigen Freundschaft hervorgeht. Zugleich gebe ich Ihnen zu bedenken, daß mir in meinem Leben nicht oft — o, nie die Gelegenheit geboten wurde, wie jetzt, einmal so recht aus mir herauszugehen. Ihre Bekanntschaft mit der Heimat meiner Vorfahren hat Sie mir näher gebracht, hat mir die Zunge gelöst", und indem Florence ihre lange Rede schloß, hob sie mit der linken Hand die duftlosen Herbstblumen empor, während sie mit der rechten die Gerte schwang, daß sie pfeifend die Luft durchschnitt.

Aufmerksam, mit tiefer Teilnahme hatte Walfort den Mitteilungen der lieblichen Gefährtin gelauscht. Bald innige Befriedigung, bald Mitleid zeigte sich dabei auf seinen Zügen, je nachdem der wilde Junker Florentin oder die jungfräuliche empfindende Florence in den Vordergrund traten. Kein Wort ging ihm verloren; jedes einzelne schien er zuvor zu prüfen, bevor er es seinem Gedächtnis einverleibte. So klang auch seine Stimme überaus herzlich, als er, nachdem Florence geendigt hatte, anhob:

„Alles erwäge ich; nichts übersehe oder unterschätze ich, indem ich die Beweise Ihres ehrenden Vertrauens erhalte. Es ehrt mich in erhöhtem Grade, weil ich als Fremdling Ihnen gegenübertrat. Aber ich weiß, es lebt in jedem Menschen ein richtig entscheidender Instinkt, und der sagte Ihnen, daß Ihre Mitteilungen bei mir eine geweihte Stätte fänden, auf der sie als fremdes, unantastbares Eigentum geachtet würden."

Danach schwiegen beide, indem Florence genug zu tun hatte, die ihr von den Begegnenden gespendeten Grüße bald durch ein Neigen ihres Lockenhauptes, bald durch eine mutwillige Bemerkung oder Frage zu lohnen. Den zutraulich herantretenden Kindern reichte sie die Hand, sie zur Nachsicht und Geduld mit ihren Eltern ermahnend. Auch die bellenden Hunde lockte sie zu sich heran, um ihnen freundschaftlich die Ohren zu zausen und ihnen Walfort als einen Onkel vorzustellen, dem von seiten der Hundewelt die größte Hochachtung gebühre.

Neuntes Kapitel.

Bei dem Herrn Kontrolleur.

Das Grundstück des Herrn Steuerkontrolleurs Ottke bestand aus einem einstöckigen Häuschen mit mehreren von dem Bodenraum abgetrennten Giebelstuben, in denen Florence und Fräulein Lucinde ihr Unterkommen gefunden hatten. Zu dem Hause gehörte Stallung für ein Pferd, eine

Kuh und den sonstigen kleineren Viehbestand. Ferner ein Gemüsegarten von mäßigem Umfange hinter dem Hofe und ein mit Rosenbäumchen und anderen Blumen geschmückter Vorgarten. Einen großen Teil des letzteren beschattete ein alter weitverzweigter Nußbaum. Um dessen Stamm lief eine von Latten hergestellte sechseckige Bank. Zwei Gartentische, mehrere Bänke und Stühle vervollständigten die Einrichtung der freundlichen Stätte, auf der die Familie Ottke die schönen Sommertage oft bis tief in die Nacht hinein verlebte.

Unter diesem Nußbaume wurde gegessen und getrunken, hier handhabte die Frau Kontrolleurin unermüdlich ihre Stricknadeln, hier mischte der Herr Kontrolleur mit einigen guten Freunden die Karten, hier las Fräulein Lucinde die Zeitungen und hielt endlose Vorträge über Kindererziehung und den Wert der Wissenschaften in der Frauenwelt, und hier endlich hatte Florence zeitweise unter der gelehrten Dame Leitung unter zahllosen kriegerischen Auftritten sich allmählich so viel Wissen angeeignet, wie gerade für ein junges Mädchen notwendig ist, um sich ohne fremde Hilfe einen Weg durchs Leben bahnen zu können. Dahin hatte Fräulein Lucinde in erster Reihe die Kenntnis der englischen und französischen Sprache gerechnet. Auch mit der Musik hatte sie es versucht — sie spielte nämlich erträglich Gitarre —, allein bei Florences Widerwillen gegen dieses Instrument gab sie es sehr bald auf, eine Virtuosin aus ihr zu bilden, obwohl diese ihr hervorragendes musikalisches Talent bis zum Übermaß im Absingen und Abpfeifen aller ihr nur erreichbaren Volksweisen offenbarte.

Als an dem heutigen, heiteres Wetter verheißenden feuchten Nebelmorgen Florence schon in aller Frühe spurlos verschwand, ruhte der Herr Kontrolleur noch sanft in den Armen des holden Schlummergottes. In Berücksichtigung seines schweren nächtlichen Dienstes hatte die Frau Kontrolleurin dafür Sorge getragen, daß ihn niemand störte. Infolgedessen hatte der Herr Kontrolleur denn auch recht gut ausgeschlafen, und um die Zeit, zu der Florence und Walkort sich dem Dorfe näherten, saß er bereits in herrlichster Laune in seinem Zimmer am Fenster, von wo aus er zuweilen einen stumpfen Blick über die

Brille hinweg auf die Dorfstraße hinaussandte. Seine Gattin hatte neben dem anderen Fenster Platz genommen und bot mit ihrer kurzen behäbigen Gestalt, dem Doppelkinn, den farblosen Hängewangen und den auf ihren Strickstrumpf gesenkten graugrünblauen Augen ein Bild innerer Zufriedenheit.

Eine Pause längeren Schweigens unterbrach der Herr Kontrolleur mit einem christlich milden Seufzer, dem die ergebungsvollen Worte folgten:

„Ein rechter Segen, wenn das Mädchen nicht im Hause ist. Man sollte meinen, ein Engel des Friedens zöge hier ein, sobald sie ausfliegt."

„Ach ja," erwiderte die Frau Kontrolleurin, „ich will froh sein, wenn dieses Fegefeuer erst großjährig geworden ist und eine anderweitige Unterkunft gefunden hat."

„Ich nicht," versetzte Ottke ruhig, „auch dir wird die vierteljährige Pensionsrate jedesmal fehlen. Aber anderes macht mir Sorge, ich meine den Verkauf des Ausbaues. Der muß in andere Hände übergehen, solange ich noch ein Wort mitzusprechen habe. Ich will überhaupt froh sein, wenn alles mit ihren amerikanischen Verwandten geordnet ist, ohne daß mir Schwierigkeiten daraus erwachsen. Ich müßte mich sehr täuschen, wollte man sich auch dort ihrer nicht gänzlich entledigen; zu verargen wär's den Leuten nicht. Es steckt einmal wildes Blut in ihr, und das treibt ihr niemand aus."

„Das soll Gott wissen," bestätigte die Frau Kontrolleurin überzeugungsvoll, „und wenn jemand darunter zu leiden hatte, so bin ich es, überhaupt wir alle; denn kein anderer als sie hintertrieb jedesmal den Handel, wenn sich ein Käufer zu dem Ausbau gemeldet hatte; sie räumt es selber ein, prahlt sogar damit."

„Vielleicht macht sich's mit dem Herrn, von dem ich dir erzählte. Hat er die Absicht, sich hier anzukaufen, und der Ausbau findet seinen Beifall, so werde ich dem Mädchen gegenüber andere Saiten aufziehen." Dabei einen Blick durchs Fenster werfend, war er Florences und Walkorts ansichtig geworden, wie diese vertraulich plaudernd sich der Pforte des Vorgartens näherten.

„Abermals nichts mit dem Verkauf!“ rief er entrüstet aus, und auf seine Worte flog Lucinde, die eben eintrat, mit schwebenden Armen neben die Frau Kontrolleurin hin. „Weiß der Teufel, wo sie den aufgetrieben hat! Es ist zum Verzweifeln! Hegte er wirklich die Absicht, in unserer Nachbarschaft sich häuslich niederzulassen, so hat sie dem Verkauf des Ausbaues abermals hinterlistig vorgebeugt.“

„Sie treten ein,“ fuhr Lucinde in demselben erregten Tone fort, „er hat uns einen Besuch zugedacht — ein noch junger Mann — ich bin nicht zu Hause — ich kann mich noch nicht sehen lassen —“ und beide Hände auf die Pfropfenzieherlocken ihrer Schläfen drückend, schwebte sie aus dem Zimmer und die Treppe hinauf.

Weder Ottke noch seine Frau beachteten deren Verschwinden, ohne ihre Aufmerksamkeit von den beiden sorglos durch den Garten schreitenden, lebensfrischen Gestalten abzulenken, sprach die Kontrolleurin zu ihrem Gatten hinüber:

„Wie ihre Kleider aussehen! Betrachte sie doch; wie aus dem Moor gezogen! Dabei schämt sie sich nicht, an die Seite eines anständigen Herrn zu treten. O, diese verwahrloste Person.“

Aber ehe der Kontrolleur etwas erwidern konnte, stand Florence auf der Außenseite des Fensters, ihr Antlitz fest an die nächste Scheibe drückend.

„Sind die Herrschaften für einen Fremden zu sprechen?“ rief sie herein.

„Mein Herzenskind,“ antwortete Ottke liebevoll und laut genug, um von Walkort, der einige Schritte zurückgeblieben war, verstanden zu werden; „seit frühester Morgenstunde vermisse ich dich schmerzlich — aber gewiß, gewiß, jeder, den du bei uns einführst, ist herzlich willkommen!“

Bei dem letzten Wort stand Florence vor dem andern Fenster.

„Auch Ihnen, Frau Kontrolleurin?“ rief sie hinein.

Die Frau Kontrolleurin drohte zärtlich mit dem Finger und fügte nicht minder liebevoll hinzu:

„Bist du nicht Herrin im Hause? Hoffentlich hast du dir in dem feuchten Walde keine Erkältung zugezogen.“

„Gekräftigt habe ich mich", erklärte Florence, und von dem Fenster forttretend, warf sie Walkort einen spöttischen Blick zu, worauf beide sich langsam der Haustür näherten.

Ottke hatte sich erhoben.

„Solltest du es für angemessen halten," wendete er sich mit gedämpfter Stimme an seine Frau — „das Gespräch wird es ja bald genug ergeben —, so laß mich allein mit ihm."

„Sei vorsichtig", hob diese an, als die Tür plötzlich mit Heftigkeit geöffnet wurde und Florence an Walkorts Seite eintrat. Gleichzeitig verneigte sie sich mit der ihr eigentümlichen Grazie tief vor Walkort, indem sie auf Ottke und danach auf die Kontrolleurin wies.

„Mein teurer Vormund, der Königliche Kontrolleur Herr Ottke," sprach sie mit dem würdevollen Ernst eines Hofmarschalls, „meine inniggeliebte und gestrenge Pflegerin, die Frau Kontrolleurin." Dann zu dem liebevoll dareinschauenden Ehepaar gewendet mit einer neuen Verneigung: „Ich habe die Ehre, den Herrn Walkort aus Amerika vorzustellen. Er ist gekommen, sich hier anzukaufen, und verrät große Vorliebe für die Lage des Ausbaues."

Mit dem letzten Worte glitt sie aus der Tür, diese hinter sich ins Schloß drückend. Gleich darauf hörte man sie die Treppe hinaufstürmen und die Tür ihres Zimmers hinter sich zuschmettern.

In dem Zimmer des Kontrolleurs trat man sich unterdessen einander näher. Die Ankündigung, daß Walkort möglichenfalls ein Käufer für den Ausbau sei, hatte das Ehepaar in geradezu verwirrendes Erstaunen versetzt. Dann aber beeilte Ottke sich, die im Laufe der Nacht geschlossene Bekanntschaft zu erneuern und Walkort zum Niedersitzen einzuladen.

„Sie dürfen nicht von dem exzentrischen Wesen unseres Lieblings auf dessen Charakter schließen," eröffnete er mit seinen verbindlichsten Manieren die Unterhaltung, „es ist eben ein goldener Kern in einer etwas barocken Schale, woran wir beiden Alten mit unserer vielleicht zu zärtlichen Nachsicht wohl am meisten Schuld tragen. Ich habe oft meine liebe Not, die ungünstigen Eindrücke zu verwischen, die sie auf strengere

Beurteiler durch ihr ungestümes, noch immer kindliches Auftreten ausübt."

„Nur von den denkbar günstigsten Eindrücken vermag ich zu sprechen," erwiderte Walkort höflich, jedoch scharf das Mienenspiel des Ehepaars überwachend, „und wenn ich der jungen Dame von Herzen etwas wünsche, so ist's, daß die glückliche Sorglosigkeit samt allen exzentrischen Zugaben ihr bis zum spätesten Lebensabend treu bleiben möge."

Die Frau Kontrolleurin entfernte aus jedem Augenwinkel ein Tränlein, indem sie gerührt bemerkte:

„Ich kann mich mit dem Gedanken nicht aussöhnen, sie über kurz oder lang einmal von mir geben zu müssen."

„Nun, Frau," tröstete Ottke, „noch ist es nicht so weit." Und zu Walkort: „Unsere Florence war nicht leicht zu erziehen; allein mit Liebe, Geduld und Sorgfalt überwanden wir alle Schwierigkeiten. Was jetzt aber noch auffällig an ihr — es sollte mich kaum überraschen, hätte das sorglose Kind selber Ihnen eine Erklärung dafür gegeben."

„Gewiß war sie unvorsichtig genug, von ihrer Abstammung, von ihrem wilden Blut zu Ihnen zu sprechen", erläuterte die Frau Kontrolleurin milde tadelnd.

„Wohl verriet sie es mir," antwortete Walkort, „allein es geschah in einer Weise, daß kein Tadel sie trifft. Und es läßt sich nicht leugnen, daß jedem, der vertraut ist mit diesem Umstande, ihre Eigentümlichkeiten doppelt berechtigt erscheinen. So kann ich es auch nur ein Glück nennen, daß die junge Waise — als solche stellte sie sich mir im Laufe unseres Gespräches vor — Händen anvertraut gewesen ist, die diese Eigentümlichkeiten weise zu schonen verstanden."

„Wie hätten wir dagegen wirken sollen?" fragte die Frau Kontrolleurin, wiederum gegen zwei Tränlein ankämpfend. „Abgesehen davon, daß durch ein solches Verfahren ihr kindliches Vertrauen zu uns erschüttert worden wäre, hätten wir uns auch selbst um manchen heiteren Genuß gebracht. Denn wer anders hätte fröhliches Leben in unser stilles Haus getragen? Wer die Einförmigkeit der sich in ländlicher Zurückgezogenheit abspinnenden Tage freundlich unterbrochen, wenn nicht sie

mit ihren neckischen Einfällen und mutwilligen — Streichen darf ich wohl sagen?"

Walkort lächelte bezeichnend.

„Ich lernte etwas von solchen launigen Einfällen kennen," sprach er darauf, „es geschah, als die junge Dame mich bei dem Betrachten des sogenannten Ausbaues überraschte und mir ziemlich deutlich zu verstehen gab, daß, wenn ich mich mit dem Gedanken an den Ankauf des immerhin sehr verlockenden Grundstücks trage, auf sehr energischen Widerspruch stoßen dürfte."

„Die Herren entschuldigen mich freundlichst," nahm die Frau Kontrolleurin nunmehr das Wort, indem sie sich erhob, „das Mädchen ist völlig durchnäßt heimgekehrt und bedarf ein wenig der Überwachung. Sie trotzt zu sehr auf ihre kernige Gesundheit." Und hinaus schritt sie würdevoll, doch nicht ohne zuvor einen billigenden Blick von Ottke in Empfang genommen zu haben.

„Also von Amerika", eröffnete dieser ein neues Gespräch, sobald die Tür sich geschlossen hatte, und Walkorts Scharfblick entging nicht, daß er sich mühte, eine gewisse Unruhe zu verheimlichen.

„Aus dem westlichen Teile der Union", antwortete Walkort bereitwillig. „In Deutschland geboren, jedoch seit einer langen Reihe von Jahren drüben, möchte ich nun versuchen, wie es sich in der alten Heimat leben läßt. Unmöglich ist es nicht, daß wenn die hiesigen Verhältnisse mir zusagen, dadurch ein entscheidender Einfluß auf meine Pläne ausgeübt wird."

„So darf ich voraussetzen, daß der Besuch des Ausbaues nicht allein durch Zufall bedingt wurde", fuhr Ottke mit freundlicher Teilnahme fort.

„Ich hörte von der verödeten Besitzung und glaubte meine Zeit nicht besser ausfüllen zu können, als indem ich sie mir ansah. Allerdings gewann ich nur einen dürftigen Blick auf die verwilderten Parkanlagen, allein der genügte, mich recht große Vorzüge erkennen zu lassen."

„Immerhin ein sehr wertvolles Grundstück," bestätigte Ottke ernst, „und es ist nicht zu leugnen, daß derjenige, der es

käuflich erwirbt, bei dem mäßigen Preise ein glänzendes Geschäft macht. Doch ich vermeide grundsätzlich dringende Empfehlungen. Verrate ich aber den Wunsch, den Ausbau zu Gelde zu machen, so ist's darauf zurückzuführen, daß ich vor meiner Florence Großjährigkeit ihr immerhin nicht unerhebliches Vermögen abzurunden und flüssig zu halten trachte."

„Schon jetzt bestimmte Ansichten zu offenbaren, ist mir unmöglich," versetzte Walkort im Geschäftston; „einesteils würde für mich eine sorgfältigere Prüfung notwendig sein, dann aber müßte ich, im Falle die Besitzung meinen Erwartungen entspräche, mir zuvor die Überzeugung angeeignet haben, daß Fräulein Blenfeld mit dem Verkauf einverstanden wäre. Nach einzelnen ihrer Äußerungen zu schließen, trennt sie sich ungern von dem Erbe ihrer Eltern."

„Was dem treuen Kinde zur Ehre gereicht", erklärte Ottke aus vollem Herzen, und milde blickten die wasserblauen Augen über die Brille hinweg. „Trotzdem darf diese Pietät bei der Sorge um die Zukunft des lieben Kindes nimmermehr als maßgebend gelten. Rechne ich nicht auf Dank, oder vielmehr: betrachte ich alles, was für Florence geschehen, nur als die Erfüllung heiliger Pflichten, so werden die Tage kommen, in denen sie auch in den ihren Wünschen zuwiderlaufenden Verfügungen meine treue Sorgfalt anerkennt. Ihr Widerstand darf also nicht zu hoch angeschlagen werden. Schließe ich den Verkauf über sie hinweg ab, so mag sie vielleicht ein wenig schmollen, wird aber sehr bald um so fröhlicher und sorgloser aus ihrer Mißstimmung hervorgehen."

„Es wird mir schwer, die Pietät für ein Erbstück klingenden Vorteils halber in die zweite Reihe zu stellen," erklärte Walkort sinnend, „vielleicht aber gestalten die Verhältnisse für denjenigen sich anders, der mit der Familiengeschichte der jungen Dame vertrauter ist. Von ihren Beziehungen zu dem amerikanischen Kontinent sprach sie selber zu mir. Wüßte ich nun, daß von seiten irgendwelcher Verwandten ihre Übersiedelung gewünscht und diese durch den Verkauf der Besitzung erleichtert würde, so lautete mein Urteil freilich anders."

Ottke sah durch die Brillengläser mehrere Sekunden in

Walkorts Antlitz. Mehr und mehr erhielten seine Züge dabei einen weichen, sogar wehmütigen Ausdruck. In seinen Augen aber spitzte es sich eigentümlich zu, wie in den sich verkleinernden Pupillen eines nachtliebenden Raubtieres, wenn es argwöhnisch eine ihm gestellte Falle umschleicht. Walkort bemerkte das sehr wohl; er erriet auch, was hinter den Mienen der Sanftmut arbeitete, und viel hätte er darum gegeben, einen flüchtigen Blick in das Innere des zärtlichen Vormundes werfen zu können, das aber war nur möglich, wenn er den plötzlich wachgerufenen Argwohn seines Gegners wieder einschläferte.

„Nur wenig erfuhr ich über die Familiengeschichte unseres Lieblings," hob Ottke endlich wieder an, „und über das wenige spreche ich sehr ungern. So viel glaube ich indessen andeuten zu dürfen, daß unser Pflegling auf der anderen Seite des Ozeans keine Verwandten mehr besitzt, wenigstens keine Verwandten, die irgendwelche Teilnahme für sie hegen. Wer weiß, ob überhaupt noch jemand drüben eine Ahnung von ihrem Dasein hat. Allerdings soll eine Person sich nach den Kindern der verstorbenen Blenfelds erkundigt haben, und ich hätte diese Angelegenheit sicher mit dem größten Eifer in die Hand genommen und verfolgt, wäre mir nicht zu gleicher Zeit kund geworden, daß die Nachforschungen von einem verarmten, heruntergekommenen Individium ausgingen. Ich konnte also nur vermuten, daß es darauf abgesehen war, meinem arglosen Schützling zur Last zu liegen und ihn unter dem Titel der Verwandtschaft nach besten Kräften auszuplündern. Ich ließ mich also nicht beirren, und bis heute habe ich keinen Grund gehabt, meine Vorsicht zu bereuen. Wohl aber betrachte ich dieses Vorkommnis als eine Mahnung, nicht einmal den Gedanken an die Möglichkeit der Übersiedlung meines Mündels entstehen zu lassen. Bedenken Sie nur, in welche Hände könnte die Ärmste fallen, träfe sie wirklich mit diesem oder jenem Verwandten ihrer Mutter, also mit Indianern, zusammen? Wie bald aber würde man bei ihrer grenzenlosen Sorglosigkeit, bei ihrer gänzlichen Nichtachtung des Geldes ihren Händen den letzten Rest des Vermögens entwunden haben, das ich so lange gewissenhaft verwaltete, sogar durch weise Ersparnisse, wenn

auch nur um geringe Summen, vermehrte. Einer solchen Gefahr darf das teure Kind nicht ausgesetzt werden, dazu sind wir alle in meinem Hause zu innig mit ihm verwachsen. Doch, so Gott will, werden meine letzten Besorgnisse zu seiner Zeit in freundlichster Weise verscheucht werden. Florence ist eine anmutige Erscheinung; jeder, der in näheren Verkehr mit ihr tritt, gewinnt sie lieb, und so wird endlich jemand auftauchen, der nicht ihres Vermögens, sondern ihrer vortrefflichen Eigenschaften wegen sich zu ihr hingezogen fühlt, und an den ihr unschuldiges Herz mit der ganzen Hingebung und Kraft reiner, jungfräulicher Liebe sich anschließt. Ja, um solchen Preis sollte es mir weniger schwer werden, sie eines Tages aus meinem Hause scheiden zu sehen —" und noch stumpfer blickten die blöden Augen über die Brille hinweg, bis endlich nach kurzem energischen Zwinkern ein wenig Wasser in ihnen zusammengelaufen war.

Mit großer Spannung hatte Walkort den ausführlichen Mitteilungen gelauscht. Hin und wieder neigte er billigend sein Haupt, zu derselben Zeit aber zuckte es kaum merklich um seine Lippen, wie verhaltener Spott oder heimliches Ergötzen.

„So fand sie vielleicht schon ein Herz, dem das ihrige sich zuneigte?" fragte er wie beiläufig.

„Bis jetzt nicht," hieß es mit der bereits eingeleiteten Rührung zurück, „Gott sei Dank, möchte ich vermessen sagen, bis jetzt ist unser inniger Verkehr mit dem lieben Kinde noch nicht mit einem jähen Abbruch bedroht worden, mag immerhin jeder neue Tag uns dieses Opfer abfordern können. Ihr Herz ist noch kindlich sorglos und heiter, sie hat noch keine andere Hoffnung kennen gelernt, als die Tage in ungetrübtem Frohsinn an sich vorüberziehen zu sehen."

„Einen anderen Eindruck habe auch ich nicht empfangen," versetzte Walkort mit überzeugender Wärme, „und abermals kann ich nur den aufrichtigen Wunsch wiederholen, daß der Seelenfriede der anmutigen Erscheinung, für die ich eine recht herzliche Teilnahme gewonnen, nie eine ernste Störung erfahre.

„Es überraschte mich," nahm Ottke schnell wieder das Wort, „daß Florence selber Ihre Vorliebe für den Ausbau hervorhob.

Dergleichen liegt sonst nicht in ihrer Gewohnheit. Bisher erlebten wir nur, daß sie jeden, der ihrer Besitzung einen verlangenden Blick schenkte, gewissermaßen als einen erbitterten Feind betrachtete und demgemäß behandelte."

„Ich glaube, das Rätsel lösen zu können," erwiderte Walkort; „der Umstand, daß ich von Amerika herübergekommen bin, und ihre scharf ausgeprägte Vorliebe für den fernen Kontinent waren wohl Ursache, daß sie mit größerem Vertrauen sich mir näherte. Dieses wurde erhöht durch meine Beteuerung, nie gegen ihren Willen einen Vertrag über ihre Besitzung abzuschließen. Daraufhin und in der Voraussetzung, von mir mit Schilderungen über mein Adoptivvaterland unterhalten zu werden, erklärte sie sich sogar bereit, schon heute nachmittag mich nach dem Ausbau zu begleiten und gemeinschaftlich mit mir alles in Augenschein zu nehmen. Ich hoffe, unsere Verabredung findet Ihre Billigung."

„Gewiß, gewiß", bestätigte Ottke, sein neues Erstaunen hinter die Brillengläser verbergend.

Er drückte dabei herzlich des anderen Hand. Seine innige Befriedigung bekräftigte er dadurch noch besonders, daß er Walkort aufforderte, seine bescheidene Häuslichkeit als die seinige zu betrachten und so oft, wie nur immer er Neigung dazu empfinde, sein Gast zu sein. Dann gingen sie zu anderen Gesprächen über, die vorzugsweise die Schönheit der landschaftlichen Umgebung und die der Gesundheit zuträgliche Seeatmosphäre betrafen, bis Walkort sich der vorgerückten Zeit entsann und von Ottke, wie von einem langjährigen lieben Freunde entlassen wurde.

In Gedanken versunken, schritt er seiner jetzigen Wohnung in der „Goldenen Fiedel" zu. Hin und wieder drängten sich geflüsterte Worte über seine Lippen.

„Florence, Florence," wiederholte er dann jedesmal, „wer hätte dir bei deinem junkerhaften Wesen so viel Scharfsinn in der Beurteilung anderer Menschen zugetraut."

Um dieselbe Zeit rieb Ottke vergnügt die Hände, während er der aufmerksam lauschenden Frau Kontrolleurin seinen Verkehr mit Walkort schilderte.

Zehntes Kapitel.

Die Reliquien.

Wie verabredet worden war, so geschah es. Zu der Stunde, in die die Mittagsruhe des Ottkeschen Kleeblattes zu fallen pflegte, erschien Walkort am Pförtchen des Vorgartens, wo Florence sich ihm alsbald zugesellte. Sie war etwas sorgfältiger gekleidet, als am frühen Morgen, und trug sogar eine Bernsteinkette um den Hals. Von ihrem linken Handgelenk hing an einem dünnen Riemchen ein Bund Schlüssel nieder, das bei ihren lebhaften Bewegungen lustig klirrte, wogegen sie in der Rechten einen leichten Spazierstock führte, zur Abwehr lästiger Hunde, wie sie zu Walkort gewissermaßen entschuldigend bemerkte.

So traten sie ihre Wanderung nach dem Ausbau an. Wie gute Freunde schritten sie nebeneinander die Dorfstraße entlang, und niemand würdigte wohl den lieblichen Nachmittag inniger und heiterer, als Walkort und Florence, indem sie die mit Gras und Kraut überwucherten Parkwege gewissermaßen suchten und bald hier, bald dort sich an den Hainen und Baumgruppen erfreuten, die über die seit langen Jahren nicht geschorenen Rasenflächen hinweg sich gegenseitig die Hände reichten.

„Wie der Park prächtig verwildert, so geht mein gefürchtetes Gespensterhaus einem romantischen Verfall entgegen", erklärte Florence mit aufrichtiger Befriedigung, indem sie vom Garten her über den vernachlässigten Vorplatz dem breiten Balkon zuschritt und an Walkorts Seite die dort hinaufführenden Stufen erstieg. „Was soll ich mit einem Gebäude, das sich so steif und geschniegelt ausnimmt, wie mein Herr Vormund in seiner Sonntagsuniform? Ich liebe die Natur in ihrem freien, ungehemmten Wuchern; ich liebe Mauern und Gemächer, denen die Jahre ihren Stempel aufgedrückt haben, und verschwände diese Zufluchtsstätte eines Tages, so würde ich mit einem Zelte mich begnügen, wie meine braunen Vorfahren in den amerikanischen Wildnissen, und nichts entbehren, was zu meinem Glücke notwendig wäre."

Sie klirrte mit den Schlüsseln; gleich darauf öffnete sich unter ihren offenbar geübten Händen die mittelste der drei auf den Balkon führenden Glastüren.

„Eine Frage möchte ich mir erlauben," hob Walkort an, und Florence, im Begriff, in das vor ihnen liegende Zimmer einzutreten, kehrte sich auf der Schwelle mit einer hastigen Bewegung nach ihm um, „Ihre Freunde vermeiden, über die von Ihnen angedeutete Verwandtschaft zu sprechen, und dennoch ruft es den Eindruck hervor, als wären Sie über manches genauer unterrichtet, als Ihr Herr Vormund selber."

Florence zuckte die Achseln, und sich in das Zimmer hineinbewegend, bemerkte sie spöttisch:

„Die wissen gar nichts, weder die Ottkes noch irgendein anderer. Könnten sie die schöne, hellbraune Farbe meiner verstorbenen Mutter fortleugnen, so würden sie längst versucht haben, mich zu überzeugen, daß das wilde Blut nur in meiner Phantasie lebe. Der dunklere Anflug auf meinen Schläfen und hier am Halse," und wiederum kehrte sie sich Walkort zu, „ferner der bräunliche Schatten in den Ellenbogengelenken," und zurück flog die Bekleidung von dem prachtvoll gerundeten, samtweichen Arm, „würden einfach für ein lächerliches Naturspiel erklärt werden, und ich wäre hinterlistig um meine einzige Lebensfreude betrogen. Auch Sie sehen mich ungläubig an; aber ich habe noch andere Beweise, unwiderlegliche Beweise, daß wahrscheinlich meine Mutter, sicher aber meine Großmutter, noch in dem vollen Schmuck einer Häuptlingstochter prangte, daher echtes, wildes Blut in meinen Adern rinnt, und das ist mein Stolz und meine Freude."

„Und worin bestehen diese Beweise?" forschte Walkort, um die eben offenbarte Neigung zu ferneren Mitteilungen auszunützen.

Florence hatte einige Schritte in das Zimmer hineingetan, dann aber blieb sie mit einer kurzen Wendung stehen.

„Schwören Sie," rief sie aus, und feierlich hob sie die Hand mit dem Schlüsselbund empor, „schwören Sie bei der Sonne, die dort auf dem staubigen Fußboden die verschrobenen Fensterscheiben zeichnet: das Vertrauen, das ich in jemand

setze, der die Luft der Heimat meiner Vorfahren einatmete, selbst um den Preis des Lebens nicht zu täuschen! Schwören Sie bei allen Fledermäusen und Eulen, die ungestört unter diesem Dache nisten, nie hinterlistigen Gebrauch von dem zu machen, was ich Ihnen noch zeigen werde; schwören Sie bei allen Urwildnissen der Erde, meine Enthüllungen als Dank für das hinzunehmen, was Sie mir auf dem Herwege über die paradiesische Heimat meiner edlen, stolzen, braunen Väter erzählten!"

Walkort, aufs innigste ergötzt, ahmte Florences Bewegung nach, und obwohl lachenden Antlitzes, antwortete er mit überzeugendem Ausdruck:

„Ich schwöre! Heilig soll mir jedes Wort sein, das Sie zu mir sprechen, heilig jedes Rätsel, das Sie vor mir enthüllen, heilig jeder Gedanke, den ich aus Ihren — nehmen Sie es nicht für ein leichtfertiges Kompliment — den ich aus Ihren indianischen Auge lese."

„Das Kompliment: indianisch erhöht mein Vertrauen zu Ihnen. Sie werden mein Geheimnis hüten und als Gegenleistung für meine Offenherzigkeit davon absehen, mit meinem vortrefflichen Vormund in Verhandlungen über mein Zauberreich zu treten. Sollte es dennoch geschehen, sollten Sie verräterischer Weise Eigentümer des Ausbaues werden wollen, so schwöre ich Ihnen zu, daß ich Feuer an mein Haus lege, und dazu bin ich berechtigt. Denn mit meinem Eigentum kann ich verfahren, wie es mir beliebt, gleichviel, ob es ein zerrissenes Diarium oder ein verschimmeltes Gebäude ist. Ich denke, damit ist das Einverständnis — oder nennen wir es lieber die Verschwörung — zwischen uns besiegelt."

Sie trat an die Tür zurück und schob den Nachtriegel des Schlosses vor, um gegen jede Störung gesichert zu sein, worauf sie ihr Spazierstöckchen nach allen Richtungen schwang und Walkort auf seine Umgebung aufmerksam machte.

Sie befanden sich in einem salonartigen Raum, dessen drei Fenster die Balkontüren bildeten. Das durch die erblindeten Scheiben hereinfallende Sonnenlicht beleuchtete melancholisch die nackten Wände, von denen die zermürbten Tapeten in

langen Streifen niederhingen. Außer einer Anzahl einfacher Rohrstühle und zwei eichenen Kommoden waren keine Möbel vorhanden; dagegen schmückten die Wände zwischen den Glastüren zwei hohe, schmale Spiegel in einst reich vergoldet gewesenen Rahmen. Eine kurze Bronzekette, ursprünglich dazu bestimmt, einen Kronleuchter zu tragen, hing von der Rosette in der Mitte der Zimmerdecke nieder.

„Wie finden Sie das?" fragte Florence nach einer kurzen Pause, ihr Stöckchen abermals im Kreise schwingend. „Sieht es nicht ganz gespenstisch hier aus?"

„So gespenstisch," antwortete Walkort, „daß es mir rätselhaft erscheint, warum Sie mit so viel Eifer gegen jeden Verkauf intrigieren. Welch schöner Raum müßte es sein, würde er von sorglichen Händen geschmackvoll und wohnlich eingerichtet."

„Alles zu seiner Zeit, Herr Walkort, und dann soll dies mir und keinem andern zustatten kommen. Mit einer neuen Ordnung ginge jedoch auch der große Reiz des geheimnisvoll Gemütlichen verloren. Sie sollten nur ein einziges Mal ein Stündchen einsam hier sitzen, wenn der durch die Türen hereindringende Luftzug die Tapetenlappen wiegt und Sie weiter nichts hören, als das Knistern des Papiers, das Bohren des Holzwurmes — es sind deren zwei in diesem Zimmer —, und das Zirpen der in dem Mauerwerk verborgenen Heimchen; ja, dann erst würden Sie den Reiz kennen lernen, der im Gruseln liegt, wenn die Phantasie alle möglichen Gestalten von nah und fern, aus Büchern wie aus dem Leben herbeizaubert, die wie wahnsinnig um einen herumtanzen."

„Derartige Stunden, die unfehlbar eine Überreizung der Phantasie im Gefolge haben müssen, feiern Sie hier? Sie wären imstande, sich in diese immerhin wenig anheimelnde Einsamkeit zu vergraben?"

„Warum nicht?" fragte Florence mit klingendem Lachen zurück, und plötzlich ernst, fügte sie hinzu: „Hören Sie, wie mein Lachen in dem öden Hause widerhallt? Ja, hier weile ich gern, und schon seit Jahren verbringe ich hier manche Stunde. Wenn meine guten Kontrolleurs meinen, ich streife im Wald umher, habe ich mir Eingang hier verschafft — die

Schlüssel kommen nämlich nie aus meinen Händen —" und lustig klirrte sie mit dem Bund, „und scheue ich der Leute wegen das Tor an der Straße, so kenne ich verschiedene schadhafte Stellen der Mauer, wo ich im Schatten von Bäumen und Gesträuch mit Bequemlichkeit hinüberklettere, bevor jemand bis zehn zählt. Ich leugne nicht, anfänglich überkam es mich wie Furcht, wenn ich den Namen Hanik ausrief — so nannte mein Vater nämlich zuweilen meine schöne, bräunliche Mutter, und weil dieser Name mir so sehr gefiel, legte ich ihn mir selber bei — mir war dann, als ob aus allen Ecken und Winkeln der Ruf wiederholt würde — hei, wie ich da lief, um aus dem Park zu kommen! Doch hören Sie, wie es seltsam klingt, obwohl der eigentliche Reiz dadurch verloren geht, daß wir zu zweien sind," und „Hanik!" rief sie hell aus, „Hanik"! und noch einmal: „Hanik!"

Sie warf einen lachenden Blick auf Walkort, der sie erstaunt, wie seinen Sinnen nicht trauend, betrachtete.

„Sie wundern sich, ich sehe es Ihnen an," fuhr sie förmlich begeistert fort, „doch dabei ist nichts zu verwundern; wildes Blut muß seinen Willen haben — aber kommen Sie", und festen Schrittes begab sie sich nach einer Tür hinüber, durch die sie in ein kleineres zweifensteriges Zimmer gelangten.

Auch hier hatten die Tapeten sich zum Teil von dem Mauerwerk gelöst, doch nahm das Gemach sich wohnlicher aus, weil ein von den Motten zerfressenes Sofa vorhanden war, vor dem ein runder Tisch stand. Die eine Ecke wurde durch einen schweren Schreibtisch ausgefüllt. Hier stand ein Stuhl, dort einer; an den Wänden hingen noch einige Konsolen mit alten Porzellanvasen, dagegen schauten die Nagelköpfe, an denen einst Bilder gehangen hatten, gelangweilt auf den staubigen Fußboden und die beiden Eindringlinge nieder.

„Was nur immer verkäuflich gewesen ist, hat mein biederer Herr Vormund zu Gelde gemacht," erklärte Florence, als sie gewahrte, daß Walkort mit einem Anfluge von Bedauern um sich sah, „ein Glück, daß die Leute so wenig für die Sachen geboten haben, wir möchten uns sonst vergeblich nach einer Gelegenheit umsehen, unsere müden Glieder zu rasten."

Sie klopfte an die Wand, neben der sie stand.

„Wie das hohl klingt," fuhr sie lebhaft fort, und Walkort entdeckte, daß Funken des Mutwillens und des Entzückens aus ihren geheimnisvoll glühenden Augen sprühte; „man sollte kaum glauben, daß die Wände massiv seien. — Bitte, Herr Walkort, nehmen Sie irgendwo Platz, nur nicht auf dem Sofa, wenn Sie nicht ein Heer von Motten aufscheuchen wollen. Zunächst aber geben Sie mir das Versprechen, mir nicht zu folgen; ferner, was Sie auch immer erleben mögen, ewiges Schweigen darüber zu bewahren. Vergessen Sie nicht, Sie sind der erste und einzige, dem ich einen Blick in mein stilles Familienleben gestatte, und das nur, weil Sie so lange die Luft eingeatmet haben, die meinen braunen Vorfahren Kraft und Gesundheit verlieh. Ich darf auf ihre Gewissenhaftigkeit bauen?"

„Unbedingt, Fräulein Blenfeld —"

„Nennen Sie mich Hanik, solange wir unter uns sind", fiel Florence im Geschäftston ein.

„Wohlan, denn Fräulein Hanik —"

„Ich glaube, das ‚Fräulein' ist meinen Vorfahren fremd gewesen, es soll aber gelten, um meines Vaters willen."

Walkort, innig ergötzt, wiederholte zuvorkommend:

„Also Fräulein Hanik: bewundere ich Ihre Furchtlosigkeit, so setzt es mich in Erstaunen, daß Sie fähig gewesen sind, in einem Alter, in dem man sonst sehr mitteilsam ist, über Dinge störrisches Schweigen zu beobachten, die Ihnen selber gewiß sehr seltsam erscheinen mußten."

Florence zuckte geringschätzig die Achsel und entgegnete gleichmütig:

„In meinem Herzen sprudelt wildes Blut; wie oft soll ich das wiederholen? Und darin liegt das ganze Rätsel meiner Eigentümlichkeiten, namentlich die, über das schweigen zu können, was ich nicht unter die Leute gebracht haben will."

Sie verneigte sich spöttisch und verschwand dann durch eine Tür, die sich nur dadurch auszeichnete, daß die Tapete auf dem mit grober Leinwand benagelten Rahmen unversehrt geblieben war.

Walkort schritt langsam nach dem nächsten Fenster hinüber; durch das er in den verwilderten Park hineinsah, dem die malerische Verteilung dunkelgrüner Tannen, teilweise braun gefärbter Buchen, herbstlich gelber Eschen, Nußbäume, Eichen und rotblätterigen Sumachgestrüppes einen eigentümlichen Reiz verlieh. Auf dem Rasen des Vorplatzes tummelten sich zwei Eichhörnchen. Einander jagend, flüchteten sie bald auf diesen, bald auf jenen Baum hinauf. Lange weiße Spinngewebe, auf ihrem Spätsommerfluge an den Zweigen gestrandet, schienen in matten Windungen sich von ihrem Halt losreißen zu wollen. Wilde Tauben umflatterten im Hintergrunde die Wipfel einiger Fichten und Birken. Drosseln und Weinvögel schlüpften näher dem Erdboden durch das Gestrüpp.

„Wildes Blut, wildes Blut," lispelte Walkort unbewußt vor sich hin; „wieviel anders, als das Bild, das ich mir von ihr entwarf!"

Hinter ihm knarrte die Tür. Schnell kehrte er sich um; aber er glaubte seinen Sinnen nicht trauen zu dürfen, als er Florence vor sich stehen sah, gekleidet, als ob sie eben einem lieblichen indianischen Märchen entschlüpft sei. Ein brauner, mäßig weiter Lederrock fiel von ihren Hüften bis etwa zwei Handbreiten unterhalb der Knie nieder, von denen scharlachfarbige Gamaschen mit breiten, flatternden Saumstreifen bis zu den schmalen Füßen reichten. Diese steckten in strumpfartigen Schuhen von weichem Leder, von dem indessen zwischen dichter, seltsamer Perlstickerei kaum noch eine Probe sichtbar war. Eine weite, faltenreiche Jacke von demselben weichen Leder umhüllte ihren Oberkörper bis über die Hüften, wurde aber durch eine Art Kragen teilweise bedeckt. Augenscheinlich sehr alt, wenigstens so alt, daß eben nur indianisch gegerbtes und geräuchertes Leder dem Einfluß der schwindenden Jahre hatte Widerstand leisten können, erhielt dieser wunderliche Anzug eine charakteristische Verzierung durch lange, feine Riemchen, die fransenartig von allen Nähten und, statt der Säume, an den unteren Enden des Rockes, der Jacke und des Kragens niederhingen. Außerdem schillerten zu beiden Seiten der Nähte mittels grell gefärbter gespaltener Stachelschwein-

kiele unvergänglich gestickte Arabesken und eigentümliche Schnörkel. Wo indessen größere Flächen vorhanden waren, auf den Schultern und auf den vorderen Teilen des Kragens und des Rockes, da waren, ebenfalls mittels des allen Zeiten trotzenden Materials, Bilder angebracht worden, die, überall dasselbe darstellend, nur in der Größe voneinander abwichen. Da erblickte man, allerdings im indianischen Stil aufgezeichnet, also wie unter den Händen eines zehnjährigen Kindes hervorgegangen, die eckigen Gestalten blau, rot und grün bekleideter brauner Menschen mit steifen Gliedern und langem, schwarzem Haar, von deren Brust ein Strich auslief, der im Bogen gerade oberhalb des Hauptes endigte und dort die etwas verschrobene, jedoch leicht erkennbare Figur eines gelben Eichhorns trug. Als Schmuck diente ferner eine einfache Kette von bohnengroßen, länglichen, weißen Porzellanperlen mit daran befestigter Muschelscheibe, auf der wiederum die Zeichnung eines eingekratzten Eichhorns zu sehen war. Vervollständigt wurde der phantastische Anzug durch zwei vom Alter geschädigte Adlerfedern, die Florence in der Gegend des Wirbels in ihr dichtes Gelock gesteckt hatte.

Einige Sekunden weidete sie sich an Walkorts Erstaunen, dann ertönte ihr glockenhelles Lachen, und sich nach allen Seiten drehend, rief sie ihm zu:

„Da haben Sie mein fürchterliches Geheimnis. Dreißig Jahre und noch älter muß dieser Anzug sein, und bestände er nicht aus wunderbar weich gegerbtem Leder, möchte er längst den Weg alles Irdischen gegangen sein. So war ich gezwungen, diese roten Flanellgamaschen zu erneuern," und sorglos und doch züchtig streckte sie den einen Fuß ein wenig vor, — „denn die alten echten waren schon halb in Staub zerfallen, als ich sie entdeckte. Aber betrachten Sie die wunderbare Stickerei. Wie die kleinen braunen Hände meiner Großmutter oder Tante wohl emsig mit dem fein geschnittenen Stoff — ich glaube, Federkiele sind es — gearbeitet haben. Jedenfalls eine edlere Beschäftigung als das scheußliche Stricken, mit dem die wohlgeborene Frau Kontrolleurin mich kaltblütig morden wollte. O, wundern Sie sich immerhin; aber befremden kann es Sie

nicht länger, wenn ich mein Haus durch alle erdenklichen Mittel, selbst durch Brandlegung gegen den Verkauf schütze. Lieber alles den Flammen preisgeben, als meine Heiligtümer in andere Hände übergehen lassen. Und Heiligtümer sind sie für mich, weil sie von meiner eigenen schönen, hellbraunen Mutter herstammen; und schon die ist augenscheinlich sehr darauf bedacht gewesen, sie fremden Blicken zu entziehen. Oh, wenn jemand das Geheimnis geahnt hätte, wie lange wäre mein Schatz, meine Augenweide geraubt und das weiche Leder zu Putzlappen zerschnitten worden!"

„Der vollständige Anzug einer Häuptlingstochter!" warf Walkort ein, als Florence in ihren sprudelnden Mitteilungen eine Pause eintreten ließ.

„Woraus ich schließe, daß ich mindestens auf den Titel einer Prinzessin Anspruch erheben darf", fuhr Florence schnell fort; „und meine arme Mutter, wie sie alle diese kostbaren Sachen ängstlich verheimlichte! Wahrscheinlich wünschte sie, daß man nicht viel Aufhebens von ihrer Abstammung mache, vielleicht aus Rücksicht für meinen Vater, habe ich mir gedacht. Ach, und sie war so schön, so unbeschreiblich schön! Ich könnte sie noch malen mit ihren sanften schwarzen Augen und dem zärtlichen, schüchternen Lächeln. Wenn ich's nur wagen dürfte, allen Menschen zum Trotz wollte ich in diesem Anzuge am hellen Tage über die Straße gehen. Unter der Botmäßigkeit meines engherzigen, verknöcherten Herrn Vormundes bleibt mir freilich nichts anderes übrig, als heimlich und ungesehen meine Feste hier zu feiern. Wollen Sie aber, daß ich in diesem Aufzuge mich kopfüber ins Meer stürze, so brauchen Sie nur hinzugehen und mein und meiner schönen Mutter Geheimnis auszuposaunen."

„Lieber stürzte ich mich selber ins Meer, wo es am tiefsten ist," versetzte Walkort scherzhaft, jedoch aus vollem Herzen; „nein, Fräulein Blenfeld —"

„Bitte, Herr Walkort, in diesen geweihten Räumen heiße ich Hanik."

„Also, Fräulein Hanik, wenn jemand die Pietät ehrt, die Sie für das Andenken an teure Angehörige an den Tag legen,

so bin ich es. Am wenigsten aber tadele ich, daß Sie heimlich sich in diese — nun — in diese indianischen Träumereien versenkten. Auf die Entwickelung Ihres Charakters ist es freilich nicht ohne Einfluß geblieben —"

„Sagen Sie: auf meine Erziehung, denn um meinen Charakter umzugestalten, möchte kein Einfluß stark genug sein", fiel Florence mit ernster Würde ein. „Den Einfluß auf mein wildes Blut gebe ich indessen zu."

Walkort neigte zustimmend das Haupt:

„Sie haben mehr von einer amerikanischen Eingeborenen an sich, als Sie vielleicht selbst wissen; denn Furchtlosigkeit und Verschwiegenheit sind die ersten indianischen Tugenden. Und dennoch bedürfte es, um mit Rücksicht auf Ihre Abstammung Zweiflern gegenüber ganz sicher aufzutreten, noch vollgültigerer Beweise, und beständen diese auch nur in zutreffenden mündlichen Mitteilungen."

„Mit anderen Worten, Sie möchten mehr von mir hören", antwortete Florence bereitwillig. „Sie möchten erfahren, wie ich zu diesen Schätzen gelangte. Gut, wissen Sie so viel, brauche ich Ihnen das Weitere nicht vorzuenthalten; vielleicht können Sie mich dann mit gutem Rat unterstützen. Mein Sinn steht nämlich nach dem Lande, in dem mir unstreitig noch braune Onkels, Tanten, Cousinen und Vettern leben, und die möchte ich kennen lernen. Ich muß endlich einmal Ruhe vor meiner eigenen, mich unablässig verfolgenden Phantasie finden."

In Walkorts Augen leuchtete es auf, wie nach der unerwarteten Entdeckung eines schwerwiegenden Vorteils. Er zügelte indessen seine freudige Überraschung und antwortete ruhig:

„Was ich schon allein aus dem von Ihnen selber angedeuteten Grunde gutheiße. Würde aber Ihr lange gehegter Wunsch erfüllt, so gerieten Sie zugleich in die Lage, Ihren Stolz auf die wilde Verwandtschaft auf das rechte Maß zurückzuführen, ohne deshalb minder befriedigt zu sein."

„Das klingt vernünftig," entgegnete Florence überlegend, „wenigstens vernünftiger als alle Lehren und Ermahnungen, mittels deren man mich in eine lebendige Gliederpuppe zu

Einige Sekunden weidete sie sich an Walkorts Erstaunen, dann ertönte ihr glockenhelles Lachen. (S. 110.)

verwandeln gedachte, und dafür bin ich Ihnen rückhaltslos Vertrauen schuldig — doch Sie haben die Eingeborenen und deren Sitten aus eigener Anschauung kennen gelernt, sind daher vielleicht imstande, mir zu erklären, was die dünnleibigen Eichhörnchen bedeuten, die hier die nicht minder dünngliedrigen Weiber an Bindfäden über ihren Köpfen fliegen lassen?"

„Eine genaue Erklärung zu erteilen, dürfte doch wohl auf Schwierigkeiten stoßen," sprach Walkort nachdenklich; „ich entsinne mich nur, daß es Sitte unter den Eingeborenen ist, in solcher Weise Namen kundzugeben. Die von der Brust auslaufende Linie bedeutet wahrscheinlich die enge Beziehung der Person zu dem Eichhorn. Fehlte der Strich, so würde das Bild des Tieres nur als Zierrat zu betrachten sein, wogegen es jetzt unstreitig den Namen der Person versinnlicht, die diesen Anzug einst trug oder anfertigte."

„Also Eichhörnchen?" fragte Florence leuchtenden Auges.

„Ich würde sagen: gelbes Eichhörnchen, auch wohl helles, vielleicht mit Rücksicht auf eine lichtere Hautfarbe. Gelb ist die Farbe der Sonnenstrahlen, also des Lichtes."

„Gelbes Eichhörnchen, kein übler Name," versetzte Florence befriedigt; „schade, daß es hier häßlichem Spott begegnen würde; ich möchte sonst auf den Gedanken geraten, ihn ausschließlich zu führen — doch ich besitze noch andere Reliquien, für die mir eine Erklärung fehlt. Bitte, verweilen Sie abermals einige Minuten in beschaulicher Einsamkeit. Nur umkleiden will ich mich, dann fahren wir mit unseren Forschungen fort." Gleich darauf befand Walkort sich wieder allein, aber schneller als das erstemal wurde er in seinen Träumereien gestört. Als er sich umkehrte, stand Florence in ihrem gewöhnlichen Anzuge in der geöffneten Tapetentür, ihn auffordernd, ihr zu folgen.

Sie betraten ein kleines Zimmer, das sein Licht durch ein Giebelfenster erhielt. Außer einer Gartenbank waren keine Möbel vorhanden.

Ohne Säumen führte Florence Walkort vor einen offenen Schrank. Derselbe lag innerhalb der Mauer, an die sie kurz zuvor geklopft hatte. Die Wand, nicht tapeziert, sondern mit eichenem Getäfel bekleidet, verdeckte den geheimen Behälter.

Es hatten eben die scharfen Sinne Florences und ihr eigentümlicher, rastloser Forschungseifer dazu gehört, um zunächst die kaum zu unterscheidenden Fugen zu entdecken; dann aber bedurfte es von ihrer Seite nur einiger Geduld, um auch die Feder ausfindig zu machen, die die Stelle des Schlosses vertrat. Der Behälter hatte die Tiefe, die die mäßige Stärke der Mauer gestattete; im Innern waren mehrere Tragebretter angebracht, die zur Aufnahme der zu verheimlichenden Gegenstände dienten.

„Hier ist meine Schatzkammer," erklärte Florence mit Selbstgefühl, „und zu verwundern bleibt's, daß beim Ausräumen des Hauses niemand sie entdeckte. Freilich, wer nichts sucht, findet nichts. Ob meine arme, schöne Mutter die Absicht hegte, diese kostbaren Sachen auf immer vor der Welt zu verheimlichen, ahne ich nicht. Mein Vater muß selbstverständlich darum gewußt haben, und sicherlich hätten beide mich von allem unterrichtet, wären sie mir nicht so jäh entrissen worden. Vielleicht war es ein Glück, daß ich in meinem plauderhaften Kindesalter nichts davon erfuhr; wer weiß, wo diese Reliquien sonst ihr Ende genommen hätten. Hier oben liegen die Gegenstände, die Sie bereits kennen lernten. Hier auf dem zweiten Brett sehen Sie messingene Armbänder — goldene wären freilich angemessener —, hier eine Anzahl Ohrgehänge, die nicht über allzuviel Schönheit und Leichtigkeit klagen können, mir aber gerade deshalb von doppeltem Werte sind. Was tue ich mit Dingen, die man für ein paar Pfennige auf jedem Jahrmarkte kauft? Hier erblicken Sie Messer und Scheide. Dieser Gurt gehört ebenfalls zur Ausrüstung einer Indianerin; ich hätte alles angelegt, wäre meine Zeit nicht zu knapp bemessen gewesen, und dann fehlte mir der Spiegel. Diese kleineren und größeren Schuhe hat meine schöne, bräunliche Mutter wohl gar selbst getragen. Aber hier", und sie zog eine Rolle pergamentartig gegerbten Büffelleders hervor, diese ihrer Härte wegen nur mit Mühe vor sich ausbreitend. „Bitte, Herr Walkort, halten Sie das eine Ende, oder meine Arme erlahmen. Es ist augenscheinlich ein indianischer Bilderbogen, und doch wohl etwas mehr als Spielerei; da sehen Sie wieder

die dünngliedrige Jahrmarktspuppe, die ihren Eichhorndrachen steigen läßt, also mutmaßlich Frau oder Fräulein Eichhörnchen."

Nach dieser Einleitung sah Florence ernst auf das seltsam bemalte Leder nieder.

Auch Walkort schwieg. Tiefes Erstaunen hatte sich seiner bemächtigt. Er schien nicht fassen zu können, was er sah; und doch war es nur eine jener Bilderschriften, die ein Teil der nordamerikanischen Eingeborenen vollständig regellos und willkürlich zur Darstellung von Gedanken und der Phantasie vorschwebenden Bildern anwendet.

So verrannen mehrere Minuten in tiefer Stille, als Florence, ohne die Blicke von dem Leder zu erheben, plötzlich wieder anhob:

„Alles vergeblich. Ich finde keinen Zusammenhang zwischen den verkrüppelten Bildern und Krähenfüßen. Viele Stunden habe ich daran studiert; außer Fräulein Eichhörnchen ist mir bis jetzt nichts klar geworden."

Walkort, über die Bedeutung der Zeichen nicht im Zweifel, hob vorsichtig an:

„Diese erste Figur mit dem Eichhorn ist unstreitig die Verfasserin des hieroglyphischen Werkes. Das wird durch den von ihrem Munde ausgehenden Strich bezeichnet, der dort in der Hand endigt. Der zwischen den beiden Fingern befindliche formlose Gegenstand ist ein Stückchen porösen Knochens, wie die Eingeborenen sich solcher bedienen, ihre Malereien gegerbtem Leder unauslöschlich einzuschaben. Der Mann zu Pferde mit den laufenden Büffeln vor sich, Fräulein Blenfeld —

„Hanik", verbesserte Florence ruhig.

„Wohlan, Fräulein Hanik, auch er zeichnet sich als ein Eichhorn aus, ist also wohl der Gatte jener Frau", erläuterte Walkort weiter; „diese braunen Kinder bilden, nach den Eichhörnchen zu schließen, wahrscheinlich die Familie des Ehepaars. Dieser Mann stellt ohne Zweifel einen weißen Jäger vor. Die braune Frau, die er mit sich fortzieht, ist eine Tochter des Ehepaars, wie der von ihr nach der Kindergruppe führende Strich bekundet. Wunderbarerweise ist ihnen ein schwarzgekleideter Weißer beigesellt. Das Kreuz in seinen Händen

kennzeichnet ihn als Missionar, die Stellung des Kreuzes zu den verschränkten Händen beweist, daß der weiße Jäger und die braune Frau nach christlichem Ritus getraut wurden.

Hier gehen beide wieder, wenn auch hintereinander, doch Hand in Hand — von wirklichen Gruppierungen haben die eingeborenen Künstler ja keinen Begriff — und wie die braune Frau, ist auch das Kind auf ihrem Rücken mit dem Eichhörnchen versehen. Die Farbe des Kindes erscheint von lichterem Braun, als die der es tragenden Frau —"

„Vielleicht meine eigene, liebe Mutter, die Kleine hier", sprach Florence träumerisch, und wie um die Wahrheit zu ergründen, strich sie wehmütigen Blickes mit den Fingerspitzen leise über die drei Gestalten hin.

Walkort, tief erregt und die Blicke fest auf die Rolle geheftet, antwortete erst nach einer Pause:

„Nach allem, was ich in diesem Hause erfuhr, hat Ihre Vermutung große Berechtigung; doch sehen wir weiter. Hier liegt dieselbe junge Frau als Tote. Die Punkte in ihrem Gesicht zeugen dafür, daß sie der schrecklichen Blatternkrankheit erlag. Dort geht der weiße Jäger, auf dem Rücken das lichtbraune Kind. Dadurch soll wahrscheinlich angedeutet werden, daß er nach dem Tode seiner Frau mit dem Kinde zu seinen Angehörigen zurückkehrte. Für den laufenden Indianer hier dürfte sich schwerer eine Deutung finden. Er schwingt etwas in der Hand, anscheinend ein Papier, vielleicht eine Botschaft. Der Ranzen auf seinem Rücken kennzeichnet ihn als einen Medizinmann oder Zauberer. Aber hier — diese Gestalten sind wohl ungeschickt, jedoch mit großer Gewissenhaftigkeit gezeichnet und als weiße Männer und Frauen unverkennbar. Zwischen ihnen steht das lichtbraune Kind wieder, jedoch herangewachsen; dagegen vermisse ich den weißen Jäger. Und hier ein anderes Bild: Das lichtbraune Mädchen und ein weißer Mann Hand in Hand der Sonne, wohl der aufgehenden, zuschreitend, das Mädchen mit dem gelben Eichhorn —"

„Das kann sich nur auf meine Eltern beziehen", fiel Florence ungestüm ein.

„Die Möglichkeit gebe ich zu," erwiderte Walkort, „sogar die Wahrscheinlichkeit. Rätselhaft bleibt dagegen, wer die Hieroglyphentafel anfertigte und was ihn dazu bewogen haben kann. Für Sie muß es natürlich noch von besonderem Werte sein, über kurz oder lang diese Rätsel gelöst zu sehen."

„Ich werde nicht ruhen, bis ich die Lösung gefunden habe, und müßte ich deshalb eine Reise bis mitten in die amerikanischen Wildnisse hinein unternehmen", versetzte Florence leidenschaftlich; „und gewinne ich dadurch weiter nichts, als daß ich die Lebensgeschichte meiner Mutter kennen lerne, so wird das mir ein reicher Lohn sein. Wenn mir nur jemand sagen wollte, ob meine heimlichen Pläne ausführbar sind."

„Kommt Zeit, kommt Rat," tröstete Walkort, „und hören Sie es gern, so erkläre ich mich mit Freuden bereit, Sie mit meinen Erfahrungen zu unterstützen. Und nachdem ich so viel gesehen und erfahren habe, ist es nicht mehr Neugierde, sondern aufrichtige Teilnahme, die den Wunsch in mir anregt, einen klaren Blick in das zu werfen, was mir jetzt noch in unbestimmten Umrissen vorschwebt. In unserem ferneren Verkehr entdecken wir vielleicht weitere Anhaltspunkte für das von Ihnen zu beobachtende Verfahren. Ein Wort, ein Zeichen, dessen Sie sich augenblicklich nicht entsinnen, kann von großem Werte sein. Unmöglich wäre nicht, daß unter den von Ihren Eltern hinterlassenen Papieren sich dieses oder jenes fände, was nicht ohne Einfluß auf Ihre Zukunft bliebe."

Nachdenklich rollte Florence das Leder zusammen. Behutsam legte sie es auf seine alte Stelle zurück, und nachdem sie einen letzten flüchtigen Blick über ihre Heiligtümer geworfen hatte, drückte sie die Türklappe vorsichtig in ihre Fugen.

„Auf diesem Getäfel hätte schwerlich ein anderer nach Schätzen gesucht", sprach sie träumerisch, und sie ließ ihre Hand über die Fugen gleiten, die mit den scharfen Auskehlungen des Holzes eng zusammenfielen; „was übrigens mein Vormund besitzt, kann nur wenig sein. Meine armen Eltern starben zu plötzlich, um noch irgendwelche Anordnungen getroffen haben zu können. Was aber auch in seinen Händen sein möge, gibt er vor meiner Großjährigkeit zuverlässig nicht

heraus, und das dauert noch zwei volle Jahre. Oh, ich kenne ihn, kenne ihn."

„Sorgen Sie deshalb vorläufig noch nicht," versetzte Walkort zuversichtlich, „wer weiß, vielleicht gelingt es mir, ihn gelegentlich zum Sprechen zu bringen."

„Hier wären wir fertig", spann Florence in sorgloserem Ton die Unterhaltung weiter, als wären die Erwägungen zweifelhafter Möglichkeiten nicht nach ihrem Sinne gewesen. „Doch es ist noch lange Tag, wir wollen daher auch die anderen Räume besichtigen. Viel gibt es freilich nicht mehr zu sehen. Überall Staub und Spinngewebe; doch die haben ihre Berechtigung und tragen mit dazu bei, mich in eine gewisse feierliche Stimmung zu versetzen", und munter plaudernd schritt sie an Walkorts Seite von Gemach zu Gemach.

Elftes Kapitel.

Die Vorratskammer.

Auf ihrer Wanderung durch das stille Haus gelangten die nunmehr eng verbundenen Freunde endlich vor eine Tür, von der Florence behauptete, daß hinter ihr eine wohl schwerlich viel benutzte Rumpelkammer liege. „Und doch sind gerade Rumpelkammern Orte, an denen man noch am leichtesten neue Entdeckungen macht", fügte sie verdrossen hinzu. „Sicher wäre ich längst hier eingedrungen, hätten mir die Kräfte zu Gebote gestanden, die Tür zu öffnen. Wie wär's, Herr Walkort, wenn Sie mir ein wenig Hilfe leisteten? Ich brenne vor Neugierde, auch diesen Teil meines Eigentums kennen zu lernen."

„Gern," sprach er zuvorkommend, „indem er das lose spielende Schloß untersuchte; „und welcher Triumph, wenn wir in der Tat ein neues Glied in der Kette Ihrer Familiengeschichte entdeckten. Die Tür ist übrigens nicht verriegelt; es mag ein Balken oder ein sonstiges Hindernis davor gefallen

sein. Wenn Sie die Güte haben wollten, das Schloß offen zu halten, würde ich meine ganze Kraft anwenden können."

Florence, durch die Aussicht auf neue Überraschungen förmlich begeistert, drehte die Klinke, worauf Walkort sich mit der vollen Schwere seines Körpers gegen die Tür lehnte.

„Sie gibt nach, sie gibt nach!" rief Florence jubelnd aus, als vor ihren Augen eine fingerbreite Fuge entstand. „So, jetzt bedarf es meiner Hand am Schlosse nicht mehr! Ich werde helfen! Nun beide zugleich!"

Walkort wiederholte seine Anstrengungen. Weiter und weiter wich die Tür nach innen, während auf deren anderer Seite sich ein eigentümliches Schurren vernehmen ließ. Weiter und weiter nach jedem neuen Stoß, bis endlich dumpfes Poltern erfolgte und die Tür so weit nachgab, daß eine Person bequem hindurchschreiten konnte.

Florence, seit Anwendung ihrer körperlichen Kräfte vollständig wieder Junker, schlüpfte zuerst in das Gemach hinein, dann aber rief sie dem Gefährten zu:

„Verbarrikadiert ist die Tür gewesen! Stühle, Gartenbänke und Holzkloben benutzte man, um den fehlenden Schlüssel zu ersetzen — doch was ist das?" fuhr sie erstaunt fort, sobald Walkort neben sie hintrat, und als sei eine Hand nicht genug gewesen, wies sie mit Schlüsselbund und Stöckchen zugleich auf zahlreiche Ballen, straff gefüllte Säcke und vernagelte Kisten, die in wirrem Durcheinander den Fußboden bis zu dem einzigen Fenster hinüber bedeckten.

„Das liegt noch nicht lange hier", versetzte Walkort ernst, und vor seinem Geiste zogen die Ereignisse der letzten Nacht vorüber.

„Gewiß nicht!" bestätigte Florence triumphierend, „die Säcke wären sonst verwest und verstockt." Sie bückte sich zu dem nächsten nieder, und ihn aufmerksam prüfend, sprach sie weiter: „Der Stoff ist noch wie neu — was mag da drinnen sein?" Und indem sie an der Naht zerrte, fielen ihr durch einen sich erweiternden Stich zwei Kaffeebohnen entgegen.

Unter Walkorts sie scharf überwachenden Blicken ließ sie die Bohnen in der offenen Hand tanzen. Noch einmal übersah

sie die übereinandergetürmten Vorräte, und sich auf den eben geprüften Sack niedersetzend, brach sie in ein so herzliches, helles Lachen aus, daß es durch das ganze Haus schallte.

„Das übertrifft alles!" sprach sie endlich jubelnd und gegen neue Ausbrüche ihrer Heiterkeit kämpfend. „Aber Sie, Sie, Herr Walkort, ahnen Sie, was dies bedeutet? Erraten Sie, wozu man mein ehrsames Haus herabwürdigte? Wissen Sie jetzt, weshalb man die Tür verbarrikadierte? Begreifen Sie, weshalb dort die zerbrochene Fensterscheibe, so oft ich von außen sehnsüchtig zu ihr emporsah, wie höhnisch auf mich niederstarrte? Schmuggler haben hier ihr Wesen getrieben und ihre Niederlage eingerichtet! Schmuggler haben mich, die Arglose, hinterlistig in ihr Tun und Treiben verwickelt, haben mich zur Mitschuldigen an sträflichen Handlungen gemacht!" Und wiederum lachte sie aus vollem Herzen, daß Walkort, obwohl die Entdeckung ihn peinlich berührte, doch mit fortgerissen wurde. Dann aber fuhr sie, ohne jenem Zeit zu einer Erwiderung zu gönnen, mit heller Schadenfreude fort: „Bedenken Sie, der gefürchtete, großmächtige Herr Kontrolleur, dem die Verwaltung meiner Besitzung obliegt, ist selber der Schirmherr einer Bande verwegener Schleichhändler geworden! Wenn er das wüßte! Er stürbe vor Entsetzen und Gram! Seine ganze Steuerehre wäre dahin! Es ist zu ergötzlich!" Und abermals lachte sie nach glücklicher Kinder Art, als hätte es sich nur um einen losen Scherz gehandelt.

„Sie beabsichtigen, den Herrn Kontrolleur von unserer Entdeckung zu unterrichten?" fragte Walkort, Florences Mienenspiel überwachend.

Diese blickte erstaunt zu ihm empor und fragte dann befremdet zurück:

„Ich sollte zur Verräterin an Menschen werden, die mir nie ein Leid zufügten? Selbst wenn das wäre: was sollte mich dazu bewegen, Leute ins Unglück zu stürzen, die einem gefährlichen Broterwerb nachgehen? Nein, Herr Walkort, Ihre Frage war nicht ernstlich gemeint. Oh, ich weiß, was es bedeutet, wenn jemand bei Ausübung des Schleichhandels betroffen wird! Sie hätten den Jammer sehen sollen, als sie trotz meines

Flehens und Bittens den armen Wilm, diesen freundlichen und gefälligen Mann, aus den Armen seiner Braut rissen und auf lange Jahre in den Kerker schleppten. Und heute noch können Sie den Jammer beobachten, wenn Sie seiner Braut, der schönen Hanna, in die Augen schauen."

„Aber die Waren hier," versetzte Walkort wie zweifelnd, „wenn Sie dulden, daß diese fortgeschafft werden, so machen Sie sich in der Tat eines Vergehens gegen die Gesetze schuldig."

Finster runzelte Florence die Brauen und starr sah sie vor sich auf den Fußboden nieder. Sie saß noch immer auf dem Kaffeesack, mechanisch mit den beiden Bohnen spielend. Offenbar sann sie tief nach und gelangte endlich zu einem Entschluß, wie ihr freier Blick bekundete, indem sie zuversichtlich sprach:

„Verlautet auch nur eine Silbe über unsere Entdeckung, so begnügt mein Herr Vormund sich nicht mit der Beute. Er wird sich vielmehr mit seinen Offizianten im Park in den Hinterhalt legen und durch einen Überfall sich auch der Missetäter zu bemächtigen suchen. Möchten Sie dann aber Zeuge sein, wie Mütter um ihre Söhne, Frauen um ihre Männer die Hände ringen? Oh, ich habe das einmal erlebt und verlange nicht nach einem zweiten Male! Nein, ich verrate die Menschen nicht, und Sie dürfen es am wenigsten, denn Sie befinden sich hier auf meinem Grund und Boden! Lasse ich hier Waren aufstapeln, so kümmert das weder Sie noch irgendeinen anderen Menschen. Wer will überhaupt beweisen, daß diese Säcke und Ballen auf gesetzwidrige Art hierher gekommen sind?"

Auf Walkorts Zügen prägte sich innere Befriedigung aus, und wie durch Florences Erklärungen überzeugt, bemerkte er anscheinend sorglos:

„Haben wir wirklich Schleichhändlerarbeit vor uns, so läßt sich voraussetzen, daß innerhalb kurzer Frist alles von hier verschwindet."

„Das bezweifle ich nicht," gab Florence zu, „allein lieber wäre es mir doch, die guten Leute verschonten mein Haus mit derartigen Besuchen. Ich habe keine ruhige Stunde, solange ich die Waren hier verborgen weiß."

„Ich bin überzeugt, innerhalb zwölf Stunden werden sie abgeholt."

„Und in diesen zwölf Stunden kann ein schreckliches Verhängnis über die verblendeten Menschen hereinbrechen. Wäre mir nur einer von ihnen bekannt, wie gern wollte ich ihn warnen."

So sprechend, stieg Florence über die Waren hinweg nach dem Fenster hinüber. Beide Flügel waren geschlossen, wurden aber nur von einem Knebel gehalten.

„Hier herein sind sie gekommen!" rief sie über die Schulter zurück. „Die zerbrochene Scheibe bot ihnen Gelegenheit, das Fenster von außen zu öffnen und zu schließen; eine Leiter liegt auf dem Giebel — ja, so sind sie zu Werke gegangen, und dabei begünstigte sie der gepflasterte Weg, der keine Fußspuren annimmt. Doch nun weiß ich auch, was ich zu tun habe, um das arme Volk zu schonen und mir zugleich die Schmuggler vom Halse zu schaffen." Dann noch ein kurzes Nachdenken und Florence fragte: „Führen Sie Taschenbuch und Bleistift bei sich?"

Als Antwort zog Walkort das Verlangte aus der Brusttasche.

„Etwas kleines Format, aber es wird gehen", bemerkte Florence begutachtend; „aber setzen wir uns", fügte sie hinzu, indem sie auf dem nächsten Sack Platz nahm, welchem Beispiel Walkort ihr gegenüber ungesäumt folgte.

„Nun schreiben Sie auf ein leeres Blatt, was ich diktiere," befahl sie, ihr Haupt auf Händen und Knien rastend und wie ein auf tolle Streiche sinnender Kobold dareinschauend, „aber groß und deutlich, denn solche Schleichhändler sind oft nicht recht vertraut mit dem Lesen geschriebener Schrift."

„Ich stehe zu Diensten."

„Gut. Also zuerst die Überschrift: Gesindel — drei Ausrufungszeichen dahinter. Neue Zeile: ein guter Freund warnt Euch. Fertig?"

„Fertig", antwortete Walkort mit vor verhaltenem Lachen zuckenden Lippen, und Florence diktierte weiter:

„Verschwinden diese Waren nicht binnen kürzester Frist von hier — so schicke ich Euch den Herrn Kontrolleur samt — allen seinen Grünröcken auf den Pelz. Punkt und neue Zeile:

Denkt an den armen Wilm und die bedauernswerte Hanna — und geht vorsichtig zu Werke. Punkt und weiter: In diesem Hause ist's mit der Sicherheit vorbei — ihr müßt Euch ein besseres Versteck aussuchen —"

„Ich würde raten, dem gesetzlosen Treiben ganz zu entsagen", bemerkte Walkort aufschauend.

„Darnach würden sie nicht viel fragen," versetzte Florence geschäftsmäßig, und mit unerschütterlicher Ruhe diktierte sie: „Ihr müßt euch ein besseres Versteck suchen. Noch einmal warnt euch ein guter Freund." Sie wartete, bis Walkort wieder fragend aufsah, worauf sie hinzufügte: „So, nun noch einen hübschen Schnörkel als Unterschrift darunter, damit es den richtigen Eindruck macht."

Sie nahm das aus dem Taschenbuch gerissene Blatt in Empfang und überflog es mit den Blicken.

„Sehr gut," lobte sie die Arbeit, „das muß imponieren und die armen Menschen vorsichtig machen. Bedenken Sie nur, Herr Walkort, dieser schwere Verlust, wenn der ganze Vorrat mit Beschlag belegt würde, abgesehen von der Gefahr für die Leute selbst."

Sie zog eine Stecknadel aus ihrem Halstuch und kletterte wieder über Kisten und Ballen hinweg. An einen Sack, der etwas höher lag, und zwar so, daß es von dem geöffneten Fenster aus sofort bemerkt werden mußte, befestigte sie das Papier. Ernst prüfend betrachtete sie noch einmal ihr Werk, und wie ihre Verwandtschaft mit der Familie der Eichhörnchen dadurch bekundend, schwebte sie förmlich zu Walkort hinüber.

„So," rief sie aus, „das wird seine Wirkung nicht verfehlen, und wir dürfen uns rühmen, den heutigen Tag nicht verloren zu haben."

„Und mittelbar am Schleichhandel beteiligt zu sein", fügte Walkort hinzu.

„Leider, leider," bestätigte Florence mit einem Seufzer des Bedauerns, „wieviel ergötzlicher wäre es gewesen, hätte es unmittelbar geschehen können. Doch wir müssen nach Hause. Hoffentlich verbringen Sie den Abend bei uns; dann mögen wir die Stunde verabreden, zu der wir uns morgen

wieder hierher begeben. Ich muß wissen, was mit diesen Waren geworden ist."

Sie schlüpfte auf den Flur hinaus. Walkort folgte ihr auf dem Fuße, worauf er die Tür hinter sich ins Schloß zog. Heiter plaudernd über ihre Erlebnisse betraten sie den Balkon. In geheimnisvoller Stille lag hinter ihnen das Haus, vor ihnen der in matten Herbstfarben prangende Park mit seinen ungehemmt wuchernden Hainen und verwilderten Grasflächen.

Tiefer Abendfriede überall. Die Stimmung der Natur schien sich auf die beiden Besucher des verödeten Hauses übertragen zu haben. Träumerisch betrachteten sie von dem erhöhten Standpunkt aus die vor ihnen liegende Szenerie.

„Bevor wir den Park verlassen, wollen wir um das Haus herumgehen," brach Florence endlich das Schweigen, „es ist so meine Gewohnheit, und da ich mir einbilde, daß die alten Mauern eigenes Leben besitzen, möchte ich ihnen keinen Anlaß geben, mir zu zürnen."

„Wie es so still daliegt," versetzte Walkort, bereitwillig auf das neue Gespräch eingehend, indem sie langsam die Stufen hinabstiegen, „alles öde und tot, wie darauf harrend, von einem freundlichen Willen zu neuem fröhlichen Leben und Blühen wachgerufen zu werden."

„Alles öde und tot", und doch hatten die beiden Gefährten auf dem vernachlässigten Grundstück kaum einen Schritt zurückgelegt, der nicht von scharfen Augen und Ohren argwöhnisch überwacht worden wäre. —

Schon am frühen Nachmittage, als Walkort und Florence die Dorfstraße entlang schritten, waren sie mit ähnlichen Empfindungen beobachtet worden. Hanna hatte ihnen nachgeblickt, solange sie ihren Augen erreichbar waren, wobei tiefe Besorgnis auf ihrem schönen, wettergebräunten Antlitz zum Durchbruch gelangte. Eine Weile zögerte sie unentschlossen, dann begab sie sich, wie lustwandelnd, nach einem abgelegeneren Garten, in dem Lude die Sonntagsruhe dazu benutzte, Walnüsse von den Bäumen zu werfen.

„Lude," rief sie ihm über die Einfriedigung zu, „ich hörte,

eine Kuh sei aus dem Gehege gebrochen. Wolltest du hingehen, um nachzusehen, wär's dankenswert."

Als sei ihre Aufforderung ein Befehl für ihn gewesen, eilte der sonst nicht übermäßig gefällige Bursche zu ihr, und eine kurze Strecke denselben Weg mit ihm verfolgend, fuhr sie eindringlich fort:

„Höre, Lude, es droht Unheil. Der Junker Florentin geht mit jemand nach dem Ausbau. Es ist der Mann von letzter Nacht, und der trägt sich vermutlich mit dem Gedanken an einen Kaufhandel. Ist das der Fall, so besichtigen sie das ganze Haus; finden sie aber die Waren, so sind diese verloren. Also mach dich auf den Weg und kundschafte aus, was die dort beginnen. Sorge auch, daß niemand dich sieht."

„Werd's ausrichten," antwortete der Bursche, und sein lustiges Grinsen verriet eine vielversprechende Schmugglernatur, „und sehen soll mich niemand. Ich kenne eine Stelle am Waldessaum, da fliege ich schneller über die Mauer, als du diesen Holzpantoffel über'n Zaun werfen möchtest", und sich der einfachen Fußbekleidung entledigend, schob er sie unter einen Strauch. „Die Dinger sind mir im Wege," bemerkte er verschmitzt, „gehe ich barfuß, so schleicht keine Katze leiser durchs Gras", und in seiner sorglosen vagabondenhaften Manier schritt er feldeinwärts.

„Bringe mir Bescheid!" rief Hanna ihm nach, und als sei ihre Begegnung mit ihm eine zufällige gewesen, begab sie sich auf dem nächsten Wege ins Dorf zurück. Sittig, aber selbstbewußt schritt sie einher, daß, wer auch immer ihr begegnete, sie ehrerbietig begrüßte, dieser und jener auch wohl einen Blick des Verständnisses mit ihr wechselte und aus ihren Zügen Verhaltungsregeln für die nächste Zukunft las. —

Lude war bald darauf hinter der Parkmauer des Ausbaues zwischen Bäumen und Gestrüpp verschwunden. Durch eine fröhliche hellklingende Stimme in seinen Bewegungen gelenkt, wurde er Florences und Walkorts ansichtig. Solange sie im Freien weilten, verursachte es ihm kaum Mühe, sie im Auge zu behalten. Dagegen mußte er, nachdem sie in das Haus eingetreten waren, seinen ganzen Scharfsinn, seine ganze Ge-

wandtheit aufbieten, ihnen nahe zu bleiben, ohne selbst entdeckt zu werden.

Sein Hauptaugenmerk war das Eckgemach, in dem er die Waren verborgen wußte. Dessen Fenster lag freilich so hoch, daß es nur mittels einer Leiter zu erreichen war. Gerade darunter befand sich indessen ein mit drei eisernen Stäben vergittertes Fenster des Erdgeschosses, und an dieses knüpfte er seine Pläne.

Wie ein Aal durch die Maschen des ihn fesselnden Netzes wand er seinen schmächtigen Körper zwischen zweien der Stäbe hindurch. Dann stand er in einer Art Kellerraum, das Kinn auf die beiden auf der Fensterbrüstung ruhenden Arme gelegt. Listig grinsend lauschte er gespannt auf jedes Geräusch, bis er endlich das Poltern vernahm, mit dem beim Öffnen der Tür die den Eintritt hindernde Barrikade übereinander gestoßen wurde. Nun wußte er: die geschmuggelten Güter waren entdeckt, und damit hatte das schlimmste stattgefunden, was nur befürchtet werden konnte. Endlich wurde sogar das Fenster geöffnet, und er vermochte nun zu verstehen, was über ihm gesprochen wurde. Dann hörte er wieder, daß die beiden Eindringlinge sich entfernten, und nun kletterte er nach dem Fenster des Eckgemachs hinauf, vor dem er auf einem handbreiten Gesimse Fuß faßte. Mit kundigem Griff öffnete er den einen Flügel, und löste den Zettel, der sofort seine Neugierde weckte, von dem Kaffeesack. Nahe dem Fenster sich oben auf den Ballen lang ausstreckend, begann er laut zu buchstabieren und die Bedeutung der von Walkort niedergeschriebenen Worte zu entziffern. Offenbar nicht überladen mit Schulkenntnissen, bedurfte er dreimaligen Lesens, bevor er den ganzen Inhalt in sich aufgenommen hatte. Sorgsam schob er dann das zusammengefaltete Papier in die Tasche, und wie er hereingekommen war, verließ er die Kammer wieder. Außerhalb des Parkgartens schlug er langsamen Ganges quer über Felder und Wiesen die Richtung nach dem Dorfe ein.

Seine Holzpantoffeln standen noch unter dem Busch auf ihrer alten Stelle. Mit ihnen ausgerüstet, suchte er zunächst Hanna auf. Sie war mit dem Begießen bleichender Leinwand

beschäftigt, um den nächtlichen Tau leichteren Zutritt zu den feinen Flachsfäden zu verschaffen.

„Was führt dich hierher, Tagedieb?" redete sie den Burschen an, sobald er in ihrer Nähe eingetroffen war, denn Hecken und Büsche, hinter denen jemand verborgen sein konnte, zwangen sie zur Vorsicht.

„Der Teufel über die Kühe," antwortete Lude mürrisch, „da verlaufe ich den schönen Sonntagnachmittag, und als ich zuletzt nach den Hürden kam, fehlte keine einzige." Wie infolge einer zufälligen Bewegung neben Hanna hinstolpernd, raunte er ihr schadenfroh zu: „Die sind beide drinnen gewesen, und gewundert haben sie sich nicht schlecht über den vielen Kaffee, Tee und Tabak."

Hanna stützte die Brause der Gießkanne vor sich auf den Rasen, wie um sich dadurch vor dem Schwanken zu bewahren.

„Lude," sprach sie, und Entsetzen offenbarte sich in dem Vibrieren ihrer Stimme, „Lude, so ist beinah alles verloren, was ich in den letzten anderthalb Jahren verdiente und ersparte. Das meiste geht damit drauf."

„So arg ist's nicht," versetzte der junge Schleichhändler gleichmütig, „denn die beiden verraten nichts. Der Junker hat ein gutes Einsehen gehabt. Auf einen Zettel schrieb er seine Meinung, und die war nicht zu unserm Schaden. Das Papier war nämlich mit einer Nadel an einen Sack befestigt —"

„Was stand drauf?" fiel Hanna lebhaft ein, während sie mißtrauisch um sich spähte.

„Magst es selber lesen; ich hab's mitgebracht."

„Jetzt nicht Lude, man könnte auf uns achten. Sag mir, was drauf steht. Hernach geh da oben am Linnen vorbei und laß es fallen, ich nehm's später an mich."

„Gelesen hab ich alles Wort für Wort, Hanna; der Junker will keinen ins Unglück stürzen. Aber er meint, die Waren sollten schnell fortgeschafft werden."

„Das genügt, Lude, der Junker hat ein gutes Herz, und der Fremde denkt nicht anders. Eile mag freilich notwendig sein. Wenn du jetzt durchs Dorf gehst, sprich zu dem einen und dem andern, wie du ihnen begegnest, daß sie's weiter tragen. Sag,

um Mitternacht sollten alle zur Hand sein. Bis drei Uhr schaffen wir's. Sag auch, man könnte niemand trauen, selbst dem Fremden nicht, damit kein unbedachtes Wort gesprochen wird. Also um Mitternacht. Einer muß die Fuhrleute benachrichtigen, dazu gebraucht er zwei Stunden. Das Weitere ist bekannt. Der Kontrolleur ist daheim und denkt am wenigsten daran, daß unter seinen Augen der Handel den besten Gang geht."

Pfeifend und beide Hände in den Taschen, schritt Lude um die Leinwandstreifen herum. Auf deren oberem Ende ließ er den Zettel ins Gras fallen, und ohne sein Pfeifen einzustellen, schlenderte er ins Dorf hinein.

Es dunkelte bereits, als Hanna ihre Arbeit beendigte und das Papier an sich nahm. Ein wenig später, da las sie bei düsterer Lampe in ihrer Dachkammer Florences Warnung.

„Gott segne dich", lispelte sie, nachdem sie den Inhalt des Blattes kennen gelernt hatte. Dann zündete sie es an, warf es auf den Fußboden und wartete, bis es in Asche zerfallen war. Danach ging sie an die ihr übertragene Hausarbeit, als ob ihre Seelenruhe durch nichts gestört worden wäre, und nach gewohnter Weise begab sie sich zur Ruhe.

Das Dorf lag still. Während der Kontrolleur aber vielleicht von glänzender Anerkennung seines nimmer schlummernden Amtseifers träumte, begann es sich zwischen den Dorfgärten geheimnisvoll zu regen. Schwarze Schatten huschten hierhin und dorthin und verschwanden nach verschiedenen Richtungen auf den Feldern in der vom Monde erhellten herbstlichen Nebelschicht. Kein lautes Wort war vernehmbar. Eine Gesellschaft von Geistern schien zwischen dem Gespensterhause und drei im Walde auf offener Landstraße rastenden ehrbaren Frachtwagen zu vermitteln. So verrann eine Stunde. Dann lagen der Ausbau und seine Umgebung wieder still und verödet. Aus der Ferne tönte gedämpft das harmlose Geräusch herüber, mit dem schwer befrachtete Wagen unter munterem Peitschengeknall und sorglosen Scherzreden der Fuhrleute einherrollten.

Wie die schattenhaften Gestalten das Dorf verlassen hatten, verschwanden sie wieder zwischen den Gärten. Als die Hähne

aber zum zweiten Male krähten, durfte mit Recht behauptet werden, daß die ganze Dorfbevölkerung im tiefsten Schlafe lag. Nur in Hannas Bodenkammer brannte noch längere Zeit die trübe Lampe, während sie mit Rechnen und dem Teilen einzufordernder größerer Summen sich beschäftigte.

„Dieses ist das letztemal gewesen", sprach sie endlich leise vor sich hin, als sie sich anschickte, ebenfalls noch etwas Ruhe zu suchen, „das letztemal, daß ich mich an dem Handel beteiligt. Der Krug geht so lange zu Brunnen, bis er bricht, und geriete ich in Ungelegenheit, wär's um den armen Wilm geschehen." —

Zwölftes Kapitel.

Der Besuch im Gefängnis.

Aber das letzte kühne Unternehmen der Schleichhändler war, dank Florences und Walkorts Verschwiegenheit, nichts in die Öffentlichkeit gedrungen. Ob das gefährliche Gewerbe weiter betrieben wurde, wußten beide nicht. Geschah es aber, so mußte man anderweitige Mittel und Wege gefunden haben, sich der Aufmerksamkeit der Zollbeamten zu entziehen und deren Wachsamkeit zu täuschen. Sicher wußten sie nur, daß nach der letzten Warnung der Ausbau von unwillkommenen Besuchen gänzlich verschont blieb. Das Weitere, nämlich daß man beschlossen habe, eine längere Pause in dem gesetzwidrigen Treiben eintreten zu lassen, ruhte als tiefes Geheimnis zwischen Hanna und allen bei dem Schleichhandel Beteiligten. Als ob es Hanna schwer geworden wäre, dem alle ihre Sinne in beständiger Spannung erhaltenden Gewerbe zu entsagen, war sie plötzlich noch stiller und verschlossener geworden. Doch dies befremdete niemand, da der Jahrestag sich näherte, an dem Wilm, anstatt mit ihr Hochzeit zu machen, zu langjähriger Haft jäh von ihrer Seite gerissen worden war. Und hinter der ruhigen Stirn, wo die Gedanken rastlos wirkten und webten, um einen Ausweg aus so viel still getragenem Leid zu entdecken,

konnte niemand lesen, niemand in dem schmerzlich zuckenden Herzen, in dem eine unergründliche, opferwillige Liebe den entstehenden Plänen immer neue Lebenskraft verlieh.

Den Tag über hatte es geregnet, und noch immer rieselte es kalt aus dem tiefhängenden Wolkenschleier nieder. Schwarze Finsternis umlagerte das Dorf, verhüllte die nach der eine gute Meile entfernten Stadt führenden Landstraße, und endlich die Stadt selbst und das sogar an sonnigen Tagen düster dareinschauende, rote Gebäude, in dem die zu kürzerer oder längerer Haft verurteilten Verbrecher die Zeit unberechnet an sich vorüberziehen ließen. Rotbraune Baulichkeiten, vergitterte Fenster, gänzlich vegetationslose Höfe, fröstelnde Schildwachen und eine die ganze Anstalt umringende, hohe, glatte Mauer, wie sehr stand dies alles im Einklang mit trüben, regnerischen Tagen!

Es war ein schauerlicher Abend. Wer nicht notwendig vor die Tür mußte, der saß in der Nähe des warmen Kachelofens. Der eine oder andere mochte auch, der eigenen Behaglichkeit sich erfreuend, mitleidig derer gedenken, die draußen auf der Landstraße gegen das Unwetter kämpften und, durchnäßt, das Ende ihrer Wanderung herbeiwünschten.

So sehnte auch Hanna, die bereits seit anderthalb Stunden unterwegs war, sich an ihr nächstes Ziel. Ein starker Wille hatte sie nach Einbruch der Dunkelheit von Hause fortgetrieben, jener von einer geheimnisvollen Anhänglichkeit getragene Wille, der kein Hindernis kennt und vor keiner Schranke zurückbebt. Einen Korb am Arm, ein kleines Tuch über den Kopf und ein größeres, um die Schultern geschlungen, hatte sie ihren Weg nach der Stadt verfolgt, unempfindlich gegen den Wind, der ihr feindlich entgegenstand, unempfindlich gegen die kalten Regentropfen, die ihr scharf ins Antlitz schlugen.

In sich gekehrt, wie auf der Landstraße, verfolgte sie auch ihren Weg durch die fast menschenleeren Straßen der Stadt. Erst als sie vor dem Tor des Gefängnisses eintraf, wo ein Wachtposten aus dem Schilderhaus ihr entgegentrat und sie nach ihrem Begehr fragte, belebten ihre Züge sich zu einem ängstlichen Lächeln.

„Zum Herrn Inspektor möchte ich," antwortete sie; „nur einige Worte habe ich mit ihm zu sprechen und etwas abzugeben."

Der Soldat trat vor den Pfeiler, der eine schwer versicherte Pforte von dem Tor trennte. Ein Glockengriff ragte aus dem Pfeiler hervor, und an diesem zog er.

Bald darauf hörte man in dem weiter zurückliegenden Gebäude eine Tür gehen. Schritte näherten sich, die Pforte wurde geöffnet, und bei dem Scheine der nahen Laterne erblickte Hanna das biedere Korporalsgesicht eines Schließers, der sie rauh um ihre Wünsche befragte.

„Ah, Sie sind's," fuhr er, ohne eine Antwort abzuwarten, freundlich fort, sobald er Hanna erkannte; „aber jedesmal zu später Stunde. Warum kommen Sie nicht, solange der Tag leuchtet?"

„Ich bin nicht Herr meiner Zeit," antwortete Hanna befangen, „auch scheue ich die Menschen, die auf mich weisen und zueinander sprechen: die besucht ihren Bräutigam im Gefängnis."

„Nun ja, Hanna, das läßt sich hören," versetzte der Schließer, indem er das Mädchen mit sich herein nahm und die Pforte hinter sich abschloß; „doch was bringen Sie heute? Wohl Lebensmittel? Eigentlich überflüssig, denn er wird gut genug verpflegt hier."

„Das sagte er selber," erwiderte Hanna zaghaft, „aber ich denke, wenn jemand Monat auf Monat, Jahr auf Jahr eingesperrt ist, liegt ihm weniger an Leckerbissen, als an einem Stückchen Brot aus der Heimat. Es bringt ihm Trost, zu wissen, daß ich selber alles für ihn bereitet habe. Kann ich ihn aber eine Minute sehen, erquickt's ihm das Herz, von mir zu hören, daß über alles Leid hinweg ich zu ihm stehe mit echter Treue. Die Zeit muß ihm schrecklich langsam hinschleichen; und woher sollte er die Geduld nehmen, redete ich ihm nicht hin und wieder einmal tröstlich zu. Der arme Wilm — so Jahr auf Jahr aus seinem Leben zu streichen — dächte er nicht an mich, möchte der Tod ihm wohl lieber sein" — und Tränen erstickten ihre Stimme.

An einer zweiten Schildwache vorbei waren sie durch ein

doppelt versichertes Portal in das Gebäude eingetreten. Ein erhellter, geräumiger Korridor nahm sie dort auf.

„Hier warten Sie ein wenig," wendete der Schließer sich wohlwollend an Hanna; „in einer Minute bin ich zurück. Will nur die Erlaubnis holen, Sie zu ihm zu führen, dann beeilen wir uns. Für Sie tun wir alle gern ein übriges, selbst zu nachtschlafender Zeit."

Gleich darauf befand Hanna sich allein. Einen Blick schmerzlicher Entsagung warf sie um sich, und, wie nach Atem ringend, seufzte sie tief auf. Schon allein in dem hellen, jedoch doppelt und dreifach durch Schlösser und Schildwachen versicherten Flurgange zu stehen, den sie doch zu jeder Zeit verlassen durfte, beängstigte sie. Um wieviel schwerer fiel ihr der Gedanke auf die Seele, unabsehbar lang erscheinende Jahre in eine einsame Zelle gebannt zu sein, freie Luft und dürftigen Sonnenschein nur unter Aufsicht von Wächtern genießen zu dürfen. Darum mußte der Geliebte frei werden, und hätte sie dies mit ihrem Leben erkaufen müssen, wie er selber einst, um ihren Ruf zu schützen, seine Freiheit für sie hingab.

In ihrem finsteren Brüten störte sie der Inspektor, der in Begleitung des Schließers erschien.

„Armes Kind," redete jener sie mitleidig an, „das muß eine treue Anhänglichkeit sein, die dich an einem solchen Abend hierherführte."

„Gerade an einem solchen Abend ist er des Trostes und der Mahnung zur Geduld am meisten bedürftig", antwortete Hanna mit bebenden Lippen.

„Wohl war," fuhr der Inspektor fort, „aber du solltest an dich selbst denken, damit er dich gesund findet, wenn er diesen Ort verläßt. Und die Zeit geht ja dahin. Noch ein Jahr, und wir dürfen Anstalten treffen, etwas für seine Begnadigung zu tun."

„Ein Jahr hat dreihundertfünfundsechzig Tage und ebensoviele Nächte," versetzte Hanna herbe, „und wie lange dauert's dann noch, bis seine Freilassung bewirkt wird?"

„Hoffen wir das Beste", meinte der Inspektor. „Doch nun laß mich sehen, was du ihm zuträgst. Traue ich dir auch nichts

Arges zu, so stehe ich doch ebenfalls unter dem Gesetz; dir zu liebe mögen wir indessen eine kleine Ausnahme machen."

Mit fester Hand schlug Hanna das Umschlagetuch zurück, mittels dessen sie den Inhalt des Korbes gegen den Regen geschützt hatte, ebenso die als Deckel dienenden doppelten Tücher.

Nachlässig wühlte der Inspektor mit der Hand zwischen den kalten Fleischspeisen und den beiden Weizenbroten, bis er einen Blick auf den Boden des Korbes zu werfen vermochte.

„Das wird ihm schmecken," sprach er darauf, „und ich gönne es ihm von Herzen, denn ein guter Junge bleibt er immerhin, der sich nur von seiner wilden Natur und einem guten Teil Leichtsinn zu Unbesonnenheiten hat hinreißen lassen. Licht ist eigentlich verboten," fügte er hinzu, als er eine Kerze zwischen den Lebensmitteln entdeckte, „doch ich will nichts gesehen haben." Dann zu dem Schließer: „Führen Sie das Mädchen zu ihm. Ein Viertelstündchen und etwas länger mag es bei ihm bleiben, das heißt, von Ihrer Dienstpflicht kann ich Sie nicht entbinden; Sie müssen ihnen Gesellschaft leisten. Und nun Gute Nacht, Hanna. Kommst du das nächstemal, sind andere vier Wochen um. Also auf ein gesundes Wiedersehen!" und Hanna, deren treue Anhänglichkeit ihn rührte, freundlich zunickend, schritt er von dannen.

Ohne Säumen schlug der Schließer den Weg nach den oberen Stockwerken ein. Hanna folgte ihm auf dem Fuße. Weder rechts noch links wagte sie in den erhellten Gängen zu blicken, wo sie immer wieder durch schwer verschlossene Türen an begangene Verbrechen und die darauf folgenden Strafen erinnert wurde; weder rechts noch links in den unheimlich stillen Räumen, die sie mit den Seelen gewaltsam Gestorbener, mit endlosen verhaltenen Klagen und Flüchen angefüllt meinte.

„Der Wilm ist noch nicht so schlimm daran, wie die meisten anderen," erzählte der Schließer gedämpft, „seitdem er allein und so hoch hinauf und nach der Außenseite hinüber logiert wurde, hat er mehr Gelegenheit, den Himmel, die Stadt und den fernen Wald zu betrachten."

„Ob's ein Segen für ihn sein mag, wenn er all die Herrlichkeiten sieht, ohne sie genießen zu dürfen?" fragte Hanna ein-

tönig; „ich denke, die Gefangenen sind am besten dran, wenn sie nichts hören oder sehen."

„Und in ihrer Einsamkeit verrückt werden?" wendete der Schließer tadelnd ein; „nein, Hanna Klasen, eine Natur wie der Wilm verlangt etwas mehr Luft und Licht, damit Reue und Gram ihn nicht verzehren, und die nagen an ihm ärger als Krankheit, und am meisten nach der Gemeinschaft mit den Schurken, die ihre Gefangenschaft tragen, wie eine angenehme Unterkunft. Sie sollten ihn nur sehen, Hanna, am Tage, wenn sie auf dem Binnenhofe beisammen sind und ihre Glieder im Gänsemarsch regen. Da schleicht er einher, als ob ihm das Leben zur Last wäre, und wer ihn anredet, der kann sicher sein, nicht einmal einen Blick als Antwort zu erhalten."

Während dieser Mitteilungen schien Hanna immer kleiner zu werden; in solchem Maße ergriffen sie die unberechneten Schilderungen. Zugleich aber übten sie die Wirkung von Geißelhieben aus, sie anfeuernd, in ihren Vorsätzen nicht zu erlahmen.

„Der Wilm ist ein ehrlicher Mann," sprach sie nach kurzem Sinnen, „und widert die Gemeinschaft mit Dieben, Fälschern und noch Schlimmeren ihn an, so gereicht's ihm zur Ehre."

„Recht so, Hanna, aber nun noch ein Wort: ich bin nämlich lange genug hier angestellt, um allmählich kennen gelernt zu haben, daß Weibertränen der schlechteste Trost für einen Gefangenen sind, der überhaupt noch den Funken einer Seele mit sich herumträgt. Nehmen Sie sich also zusammen und zeigen sie ihm ein munteres Gesicht. Das wird ihn noch besser trösten als die schönen Eßwaren in Ihrem Korbe."

Mit den letzten Worten blieb der Schließer vor einer Tür stehen. Beim Schein der von ihm getragenen Laterne suchte er aus dem mittels eines großen Drahtringes vereinigten Bunde den betreffenden Schlüssel hervor, worauf er die Schlösser öffnete und die Tür nach außen zog.

„Nun, Wilm," sprach er, und er schritt Hanna voraus, „die heutige Freude hätten Sie sich nicht träumen lassen, das weiß ich."

Er trat zur Seite und lenkte den Schein der Laterne auf

Hanna, die, wie nach Kräften ringend, in der Tür stehen geblieben war und nach der Richtung hinüberstarrte, wo auf einer mit Matratze und Decke belegten Pritsche die zusammengekrümmte Gestalt eines Mannes sichtbar wurde.

„Und dennoch hab ich's geträumt," antwortete Wilm mit einem tiefen Seufzer, indem er sich erhob und in die volle Beleuchtung trat; „ja, ja, ich hab's geträumt in voriger Nacht. Die Zeit war um; sie mußte kommen. Ihrer zwei sind's ja nur, die mir in meiner Einsamkeit den Mut aufrechterhalten, und die sind unser Herrgott und du, Hanna, meine Herzallerliebste."

Er schritt nach der Tür hinüber, eine schöne, kraftvolle Gestalt mit einem jugendlich kühnen Seemannsgesicht, dem indessen die bleiche Farbe, eine Folge der langen Haft, einen Ausdruck des Hinfälligen verlieh. Beim Anblick des nach Fassung ringenden Mädchens rötete sich das Gesicht, und begeistert blickten die braunen Augen unter der von buschigem, dunklen Haar beschatteten breiten Stirn hervor, ihm, wenn auch nur vorübergehend, den vollen Reiz jener jugendfrischen Manneskraft verleihend, die ihn für Hanna von jeher in einen unbesiegbaren Helden verwandelt hatte.

„Ja, Hanna," fuhr er mit leise bebender Stimme fort, und er reichte dem Mädchen die Hand, mit seinen dankbaren Blicken dessen Augen suchend, „wenn du nicht wärst, hätte ich längst ein Ende mit mir gemacht auf die eine oder die andere Art — doch nun rede ein Wort, Hanna, zerbrich mir nicht das Herz mit deiner Starrheit. Laß ruhen, was nicht mehr zu ändern ist, denn die Zeit muß kommen, in der ich dir deine Liebe und Wohltat vergelte hundert- und tausendfältig."

„Nicht Starrheit ist's, Wilm," antwortete Hanna nunmehr aus tiefer Brust, und sie folgte dem Geliebten nach der Pritsche hinüber, auf die sich beide nebeneinander hinsetzten, nicht achtend des Schließers, der ihnen leuchtete und sie mit unverkennbarem Wohlwollen betrachtete; „nein, Wilm, nicht Starrheit; aber Du magst mir's glauben: ob ich mir's auch ernstlich vornehme, fest zu bleiben, beim jedesmaligen Wiedersehen will's mir schier die Brust zersprengen — so, nun ist's vorüber

—, da, halte meine beiden Hände," und sie stellte den Korb vor sich auf die Erde; „halte sie beide, damit du fühlst, daß ich bei dir bin, daß noch jemand in der Welt lebt, der über dich wacht, an den sogar der Tod kein Anrecht hat, solange ich dich hier gefangen weiß. Nein, Wilm, ich könnte nicht sterben, bevor ich dich frei gesehen habe, und schnitte man mir Glied um Glied vom Körper"; und so innig und tröstlich, so ermutigend sah sie in seine Augen, als hätte sie ihn in ihrer Seele die Aufforderung wollen lesen lassen, ihren Worten eine tiefere Bedeutung beizulegen. „Nur etwas Geduld müssen wir üben, Wilm, und alles wendet sich zum besten. Denn höre, die Menschen haben Barmherzigkeit mit uns; noch ein Jährchen, dann soll der Versuch gemacht werden, dich freizuschreiben, die Gnade des Königs anzurufen —"

„Weißt du, was ein Jährchen in solcher Zelle bedeutet?" fragte Wilm bitter; „jeder einzelne Tag ist länger als ein Jahr für jemand, der gern in freier Luft atmen und arbeiten möchte."

„Ja, Wilm, ich weiß es, und vielleicht besser als du — doch reden wir jetzt nicht davon — sieh her", und sie hob den Korb auf ihre Knie, und wie zur Vorsicht mahnend, drückte sie mit der linken Hand zugleich die des Geliebten heftig. „Alles hab ich selber für dich zubereitet; ich knetete Teig zu diesen kleinen Broten, und ist mir dabei eine Träne mit hineingefallen, Wilm — ich konnt's Weinen nicht zurückhalten — wird's dir deshalb nicht schlechter schmecken."

„Sind's deine Tränen, Hanna, so gibt's mir Kraft, geduldig auszuharren und deiner zu gedenken, ob schlafend oder wachend; nur verlange nicht, daß ich vor deinen Augen esse. Nicht einen Bissen könnt' ich herunterbringen, solange ich dich bei mir weiß."

„Sollst auch nicht essen jetzt, Wilm: die Zeit zum Reden ist kostbar und zu kurz bemessen. Laß dir alles behagen, wenn ich fort bin, oder morgen am Tage. Und das Brot ist ja noch frisch, hab's selber überwacht, wie's sich bräunte, und warm war's noch, als ich es in den Korb legte. Zwei Paar Strümpfe legte ich bei, die sollen dir gut tun jetzt bei dem rauhen Wetter —"

„Ich sehe nicht viel vom Wetter," fiel Wilm herbe lächelnd ein; „ich sitze im Warmen hier und im Trocknen Tag für Tag, daß ich oft denke, wie's lustig wäre, durchnäßte mich das Wasser draußen auf der See im Sturm, oder auf dem Felde der Regen —"

„Kommt alles, Wilm, alles und vielleicht früher, als wir heut denken, und Wind und Wetter werden dir wieder ums Gesicht fegen, daß du meinst, an der Hälfte genug zu haben. Aber höre nur: grüßen soll ich dich von allen Leuten im Dorf, von den Häusern mit den Strohdächern und jedem rauchenden Schornstein, von den Pflügen und Eggen, die zum Teil schon in die Schuppen gebracht, von den Sensen, die über die Schrägbalken an den Ställen gehangen sind. Ich soll dich grüßen von den leeren Schwalbennestern, von den Storchnestern auf den Scheunen. Auch die Störche sind davongezogen, und in ihren Reisighäusern machen sich jetzt die Sperlinge lustig. Ich soll dich auch grüßen von den Hühnern auf den Höfen, und von den Gänsen und Enten auf dem Dorfpfuhl. Was geschlachtet werden sollte zum Winter, hängt meistens schon im Rauch oder liegt in der Salzlauge. Torf und Holz sind angefahren, und auf den Feuerherden brennt's und qualmt's, und in den Öfen und Kaminen."

„Wie du alles vor mich hinzauberst, Hanna," bemerkte Wilm träumerisch; „mein ich doch den Torfdunst zu riechen, wie der Wind ihn von den Schornsteinen niederdrückt, daß einem der Atem vergehen möchte."

„Das sollst du auch, Wilm, und darum erzähl' ich dir alles so genau. Ich dachte, es möchte dir dann in den Träumen kommen, daß du glaubst, unter uns zu sein. Gehn auch nur ein paar Stunden damit hin, daß du dich frei fühlst, ist's doch ein Gewinn. Ja, alles sollst du sehen, alles hören, den Schlag der Dreschflegel — mit dem Fischen ist's ja zur Zeit nichts — und das Klappern vor den Backöfen, wo der Flachs gebrochen wird. Auch der meinige kommt an die Reihe, und den spinne ich zu Hemden für dich. Aber auch von den Bäumen soll ich dich grüßen, von den Sträuchern und von jedem Stein am Wege."

„Herbstlich muß das Laub aussehen, Hanna, gelb und braun; und wie die Blätter fliegen mögen, wenn nach solchem Regen der Wind durch den Wald fegt —"

„Ja, Wilm, die gelben Blätter schüttelt er ab, und ist's trocken, jagt er sie über die Straßen und Felder, daß es sich ausnimmt, als wäre jemand mit der Peitsche hinterher. Ich sehe mir die Dinger oft an, und ob sie eben erst von den Bäumen heruntergekommen sind, mein' ich, es seien dieselben, mit denen wir als Kinder zur Herbstzeit uns ein Nest bauten — weißt du noch, Wilm? Hinterm Gartenzaun lagen wir, bis über den Kopf mit Blättern zugedeckt; und kam jemand vorbei, krähten wir wie die Hähne und miauten und bellten, daß er vor Schreck und Erstaunen schier zusammenfuhr. Aber die Leute verübelten uns das nicht, sondern lachten dazu, Wilm", und des jungen Mannes Haupt ergreifend, zog sie es an ihr Herz, wie wohl eine Mutter mit ihrem Kinde verfährt, wenn sie fürchtet, daß der Todesengel über ihm schwebe. Und was sie sonst vor fremden Augen nicht getan hätte, hier in Gegenwart des Schließers kannte sie keine Scheu; denn ihm war dergleichen nicht neu, und die Minuten flohen ja dahin, kostbare Minuten für sie selber wie für den armen Wilm, und die mußten ausgenutzt werden in rechter Liebe, damit beide etwas hatten, in den nächsten Wochen daran zu denken, in ihrer Angst und Not sich zu erquicken und zu erwärmen an der Erinnerung.

„Ja, Hanna, das waren die glücklichen Kindertage," versetzte Wilm, als sie die Pause eintreten ließ; „die sind dahin und kommen nicht wieder. Und wie waren wir damals froh mit unserem Stückchen trocken Brot! Barfuß liefen wir, wenn anderen Menschen die Haut schauerte. Wir aber fühlten die Kälte nicht, und wo unser Weg durch eine Pfütze führte, da trug ich dich hinüber mit einer Hand. Denn in der Kindheit machen vier, fünf Jahre im Alter einen großen Unterschied. Nein, Hanna, solche Zeiten kehren nie wieder."

„Nicht doch, Wilm, oder haben wir nicht weit schönere Tage gesehen? Weißt du noch, als wir uns beim Tanz so bitter verfeindeten? Als wir uns darauf wieder befreundeten, Wilm, da küßtest du mich trotz meines schrecklichen Widerwillens, daß

mir der Atem verging, und da — Wilm — nun ja, und von dem Augenblick an war's anders mit uns beiden, als ob es uns in der Wiege vorgesungen worden wäre, daß wir nicht voneinander lassen sollten."

„Und ins Unglück bracht' ich dich durch meine Wildheit", hob Wilm einfallend an, als Hanna schnell wieder fortfuhr:

„Nun ja, Wilm, das Unglück brach über uns herein, jedoch nur, daß wir lernen sollten, wie unsere vielen Freuden, auch das Leid gemeinschaftlich mit Geduld zu tragen. Daran werden wir noch gedenken, wenn das Alter schwer auf uns lastet, und eine rechte Zufriedenheit drin finden. Das Glück wechselt ja bei den Menschen, wie der Himmel im Aprilmonat, und ist die sorgenvolle Zeit überstanden, dann folgt wieder gute. Bauen wir uns aber hernach ein Nest, so nehmen wir festere Zutaten, als dürre Blätter, die einem der Wind über den Kopf wegfegt."

So sprachen die beiden zutraulich zueinander, wie einst als Kinder in ihrem Blätternest, und vertrösteten sich gegenseitig auf bessere Zeiten mit einer Innigkeit, daß es dem Schließer förmlich warm übers Herz rieselte und er sein altes Korporalsgesicht verzog, wie ein Rekrut, dem der Urlaub verweigert worden. Bald nach dem Fenster hinüber schaute er, bald nach der Tür und wieder nach dem schweren Ofenpfeiler hinauf, bis er zuletzt nicht mehr wußte, wo er seine Augen lassen sollte, um die armen Liebesleutchen nicht durch seine Blicke in ihrem Geplauder zu stören. Um sich etwas zutun zu machen, stellte er an der Laterne; dann sah er wieder auf seine Taschenuhr, und bescheiden räusperte er sich — denn was er sah, flößte ihm Achtung ein —, um anzudeuten, daß schon zehn Minuten über die Viertelstunde verstrichen seien, ohne daß sein Räuspern gehört oder verstanden wurde. Aber immer wieder überzeugte er sich von dem Stande der Zeit, und immer wieder hustete er, bis schließlich zehn Minuten über eine halbe Stunde dahin waren und er meinte, daß er die Verletzung seiner Amtspflicht wohl kaum vor dem Vorgesetzten würde verantworten können.

„So leid es mir tut," sprach der Schließer, und das alte Korporalsgesicht erhielt einen weinerlichen Ausdruck; „aber die

Zeit ist jetzt mehr als zweimal um. Ich muß ein Ende damit machen, oder ich gerate selber in Ungelegenheit."

Hanna erhob sich ohne ein Wort der Klage. Vor Wilm hintretend, legte sie beide Hände auf seine Schultern, ihn dadurch am Aufstehen hindernd.

„Wenn ich gegangen bin, dann koste wenigstens von den Speisen", sprach sie freundlich. „Die Kerze hat der Herr Inspektor selber gesehen, und da ist's wohl kein Fehl, wenn sie ein Weilchen brennt, damit es dir nicht gar so dunkel ist, wenn ich gegangen bin. Sieh nur, wie die Menschen gefällig gegen uns sind," schaltete sie ein, als sie gewahrte, daß der Schließer die Kerze an seiner Laterne entzündete und, so gut es eben gehen wollte, in die Grifföffnung des umgekehrten Schemels befestigte, „mir aber ist's eine große Beruhigung, dich im Hellen zu wissen —!

„Während du in Sturm und Regen deinen Weg durch die Finsternis suchst", versetzte Wilm traurig.

„Wie dir ein wenig Licht," tröstete Hanna, „so ist mir die Finsternis ein rechter Segen. Denn seh' und hör' ich nichts, mag ich um so herzlicher an dich denken. Und nun leb wohl, Wilm, und verzage nicht; vergiß nie, daß ich nur für dich auf Erden bin, wo ich geh' und steh', meine Gedanken bei dir sind."

Sie küßte ihn, und wie vor tiefer Bewegung ließ sie ihr Haupt einige Sekunden auf seiner Schulter ruhen, gerade so lange, wie sie Zeit gebrauchte, ihm zuzuraunen: „Brich das Brot mit Vorsicht, damit der Inhalt unversehrt bleibt. Das bedruckte Papier mit dem Fleisch lies bedachtsam. Es paßt genau auf alles." Dann sich emporrichtend und Wilm, der beide Arme um ihre Hüften schlang und sie krampfhaft an sich preßte, noch einmal auf die Stirn küssend, sprach sie aufmunternd: „Nun laß es genug sein. Wir haben einander wiedergesehen, und das tröstet auf die nächsten Wochen. Bleib hier sitzen und geh mir nicht nach; ich selber werde mich nicht umschauen, damit's den Abschied nicht erschwert."

Sie wand sich aus Wilms Armen, ergriff den leeren Korb und schritt auf die Tür zu. Ihr folgte, mit einem freundlichen „Gute Nacht" zu dem Gefangenen, der Schließer. Bevor er

zu ihr auf den Korridor hinaustrat, bemerkte er laut genug, um auch von Wilm verstanden zu werden: „Höre, Hanna, kommst du das nächstemal etliche Tage vor Ablauf der vierten Woche, ist's kein Unglück. Ich kann's bei dem Herrn Inspektor verantworten."

Dumpf dröhnend fiel die Tür in ihre Fugen. Die Schlüssel klirrten und eiligen Schrittes, so daß der Schließer ihr kaum zu folgen vermochte, begab Hanna sich auf dem ihr bekannten Wege ins Erdgeschoß hinab.

Wie sie das Gebäude betreten hatte, verließ sie es wieder. Ein gut gemeintes „Auf Wiedersehen" schallte ihr nach, als sie an der Schildwache vorbei in Nacht und Dunkelheit verschwand.

Noch unter dem vollen Eindruck der kurzen Unterredung mit Hanna, lauschte Wilm gebeugten Hauptes ihren Schritten, solange er sie zu unterscheiden vermochte. Dann aber der ihm zugeraunten Worte sich entsinnend, sprang er mit Heftigkeit empor, als ob er unter deren Einfluß erst nachträglich seine Mannhaftigkeit wieder empfunden hätte. Nicht mehr der gebeugte Gefangene stand da, sondern der verwegene Seemann und Schmuggler, der gewohnt war, die Elemente zu bekämpfen und listig allen gegen ihn eingeleiteten Nachstellungen auszuweichen. Seine Brust hob und senkte sich, wie bei jemand, der nach einer schweren Arbeit frischen Atem schöpft; herausfordernd spähte er in der düster beleuchteten Zelle im Kreise, und die kräftigen Arme dehnend, schien er seine Fäuste an den ihn umringenden Mauern versuchen, sich mit Gewalt einen Weg ins Freie bahnen zu wollen.

Dann aber erhielt sein gebleichtes Antlitz mehr und mehr einen weicheren Ausdruck.

„Arme, arme Hanna," floß es leise von seinen Lippen, „dir zuliebe ergeb' ich mich in Geduld, und würde mein Haar unterdes so weiß, wie der Herbststreif."

Wie erschöpft warf er sich auf die Matratze. Förmlich liebkosend ließ er die neben ihm liegenden Vorräte durch seine Hände gleiten, während zwei heiße Tränen über die einst von Seewasser, Kälte und Sonnenschein tiefgebräunten Wangen rollten.

„Brich das Brot mit Vorsicht", wiederholte er in Gedanken Hannas letzte Worte. Der eine Laib befand sich in seinen Händen, und gleichsam mechanisch trennte er die beiden Hälften voneinander. Wunderbarer Weise wurden sie noch aneinander gehalten, und als er die Bruchenden genauer prüfte, entdeckte er zu seinem Erstaunen ein Knäuel dünnen, sehr starken Bindfadens und neben diesem drei in ein Stückchen Leinwand gewickelte Büchsenkugeln. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß nichts mehr vorhanden, nahm er das zweite Brot zur Hand. Vorsichtiger als bei dem ersten brach er dies nur ein, um sein Verfahren vor dem ihn etwa besuchenden Schließer nicht auffällig erscheinen zu lassen, und behutsam mit den Fingerspitzen in die weiche Krume hineingreifend, zog er eine hölzerne Nadelbüchse hervor, deren Deckel des Inhaltes wegen nicht ganz hatte zugeschoben werden können. Gleich darauf lag vor seinen Blicken, eingewickelt in Papier, ein Bündelchen feiner Haarsägen, wie er sich entsann, solche in den Händen von Kindern gesehen zu haben, die sich mit Holzschnitzereien beschäftigten. Auf dem Papier erkannte er Hannas Handschrift.

„Lieber Wilm," hieß es da, „nimm das Papier, in das ich das Fleisch einwickelte. Was da drauf gedruckt steht, lies so lange, bis du es auswendig weißt. Das sind Blätter aus einem Buche, in dem ich einst las, als ich in der Stadt bei Herrschaften diente. Das Buch habe ich mir im Laden gekauft und die Blätter herausgetrennt. Wie es auf diesen Blättern steht, so wollen wir es machen. Wenn ich um vier Wochen wiederkomme, schaffen wir es. Sei du so entschlossen, wie ich es bin. Zeichen, alles, alles steht genau auf dem Papier. Ich suche eine recht schwarze, regnerische Nacht aus. Vergiß nichts und fasse Mut. Leben und Seligkeit stehen für uns auf dem Spiele. Geld habe ich genug. Du sollst nicht länger im Gefängnis schmachten. Ich ertrag's nicht. Lieber geh' ich in den Tod. Rede mir nicht ab. Umkehren kann ich nicht mehr, will's auch nicht. Folgst du mir nicht, so sterbe ich. Mut, Wilm, Mut! Ewig deine getreue Hanna."

Mit atemloser Spannung las Wilm diese Mitteilungen. Sein Antlitz hatte sich heftig gerötet. Wie ein Wetterschlag

war die Aussicht, binnen absehbarer Frist der Gefangenschaft zu entrinnen, auf ihn hereingebrochen.

Er erhob sich. Draußen schnob der Regensturm an dem festen Gemäuer hin, unheimlich sang er zwischen der Vergitterung vor den kleinen Fensterscheiben. Er gedachte des starken Mädchen, das sich durch Nacht und Unwetter den Weg heimwärts bahnte. Die Sehnsucht nach Freiheit war in erhöhtem Grade erwacht. Er begriff, daß wenn er aus Besorgnis für Hanna auf deren Vorschlag nicht einging, er sie doppelt elend machte, und sein Entschluß war gefaßt. Sie sollte ihn nicht schwächer finden, als sie selbst sich zeigte, und an ihm sollte es nicht liegen, wenn er in der nächsten mondlosen Nacht nicht frei wurde, er sich nicht dahin wenden konnte, wohin sie ihm mit kluger Überlegung den Weg wies.

Behutsam wand er das Papier von dem Fleisch. Zwei Blätter waren es, jedes ursprünglich in der Mitte gefalzt und augenscheinlich einem aufgelösten Buch entnommen. Sie nach der Seitenzahl zusammenlegend, streckte er sich neben den das Licht tragenden Schemel auf die Erde hin, und mit fieberhaftem Eifer begann er zu lesen. Schon nach den ersten Zeilen wurde ihm klar, daß die Blätter den Teil einer längeren Erzählung trugen, in dem die Flucht eines Gefangenen geschildert wurde. Indem er mit Lesen fortfuhr, wuchs seine Spannung. Er überzeugte sich, daß Hanna nach den in den Schilderungen enthaltenen Vorschriften gehandelt hatte. Und weiter las er, und fieberischer kreiste sein Blut, indem er sich vergegenwärtigte, welchen Aufwand an Mut, Kraft und Vorsicht es erforderte, um in Nachahmung des auf den fettdurchtränkten Blättern beschriebenen Verfahrens dem Kerker zu entrinnen. Mehrfach, wie von den ihm vorschwebenden Bildern überwältigt, sah er nach dem Fenster hinauf, das zu erreichen ihm nur mittels des Schemels möglich war. Zwei Eisenstangen mußten auf zwei verschiedenen Stellen durchgesägt werden, bevor eine Öffnung sich bot, die groß genug war, daß er sich mit seinen breiten Schultern hindurchzuzwängen vermochte. Und dann? Wie um sich gegen Schwindel zu schützen, legte er beide Hände auf seine Schläfen, und im Flüsterton entrang es sich seinen

„Weißt du, was ein Jährchen in solcher Zelle bedeutet?" fragte Wilm bitter; „jeder einzelne Tag ist länger als ein Jahr für jemand, der gern in freier Luft atmen und arbeiten möchte." (S. 137.)

Lippen: „Sein Gehilfe war ein Mann, aber Hanna, Hanna, wie willst du es schaffen mit deinen Armen?“ Er säumte einige Sekunden. Die Angst, die aus seinen Augen lugte, ging allmählich in glühende Begeisterung über: „Wo gäbe es einen Mann, der stärker wäre als sie, wo einen mutigeren, einen bedachtsameren?“ Und schnell senkte er die Augen wieder auf das vor ihm liegende Blatt. Langsam las er Seite nach Seite; langsam und mit Überlegung las er alles zum zweiten Male, und dann erst erhob er sich. Eine eiserne Ruhe war dabei über ihn gekommen. Angesichts der verlockenden Freiheit hatte er die letzten Bedenken, das letzte Zagen überwunden. Aber auch gelernt hatte er aus der Schrift, das bewies sein nächstes Verfahren. Die fettigen Blätter wand er wieder um das Fleisch, wo sie am wenigsten geeignet waren, Argwohn zu erwecken, und lesen mußte er sie ja noch mehrfach, bevor er sich ihrer entledigte. Dann zog er eine der feinen Sägen aus dem Bündel und sie mit beiden Händen straff ziehend, prüfte er sie an einem Nagelkopf seines Lagers. Fast unhörbar glitt die zarte Klinge über das Eisen hin, fast unhörbar nagten die scharfen Zähne in das Metall ein. Nur zwei kurze Bewegungen führte er aus, und er war befriedigt. Das feine Instrument den andern wieder beifügend, verbarg er das Bündelchen im Futter seiner Jacke. Ebenso den Knäuel Bindfaden, wogegen er die gerillten Kugeln auf eine kaum bemerkbare schadhafte Stelle zwischen Fußboden und Mauerwerk schob. Hannas Brief zermalmte er mit den Zähnen, worauf er die weiche Masse oberhalb der Lichtflamme schwärzte und knetete, bis sie endlich die Farbe des Eisens angenommen hatte. Es sollte dies der Kitt sein, mittelst dessen er die in den Eisenstäben allmählich bei nächtlicher Arbeit entstehenden Fugen fremder Aufmerksamkeit zu entziehen gedachte. Dann erst stellte er den Schemel wieder auf die Füße, und nachdem er die Speisevorräte darauf geordnet hatte, warf er sich auf sein Lager.

Der Schlaf blieb ihm indessen fern. In seinem Gehirn loderte und flammte es. Immer wieder beschäftigte er sich im Geiste mit der bevorstehenden Flucht, begleitete er Hanna auf ihrem Wege durch den unheimlich brausenden Wald. —

Dreizehntes Kapitel.

Im Forsthause.

„Sie begreifen, mein lieber Herr Schlösser, wenn man Teilnahme für ein bestimmtes Grundstück hegt, ist nichts natürlicher, als daß man zunächst dessen Verhältnisse und Beziehungen genauer kennen zu lernen wünscht."

Also sprach Walkort zu dem greisen Förster, den er, nachdem er von Florence bei ihm eingeführt worden war, an einem stillen Herbstabend in seiner Waldesklause aufgesucht hatte, und von ihm in treuherziger Weise willkommen geheißen worden war. Zu zweien saßen sie in einem mit Hirschgeweihen, Rehgehörnen, ausgestopften Weihen, Auerhähnen und Haselhühnern charakteristisch geschmückten Zimmer. Pfeife und Zigarre dampften nach Herzenslust. Zwischen den beiden Männern stand eine Kanne Braunbier, aus der der Förster von Zeit zu Zeit die Gläser füllte und heiteren Sinnes dem mutmaßlich zukünftigen Nachbarn freundschaftlich zutrank.

Außer ihnen befanden sich noch zwei Hühnerhunde und zwei Teckel als einzige lebende Wesen in dem Zimmer, man hätte denn eine uralte Schwarzwälder Uhr mit ihrem gemächlichen heiseren Ticken noch hinzugerechnet. Doch ebensowenig, wie diese, störten die Unterhaltung die Hunde, die sich kameradschaftlich unterhalb des auf sechs dicken Füßen ruhenden Ofens nebeneinander ausgestreckt hatten. Von der Küche schallte dagegen gedämpft das Klappern von Tellern und Kesseln herein, indem die Frau Försterin gemeinschaftlich mit einer altgedienten Magd sich mit der Zubereitung eines auf den Besuch berechneten Mahles beschäftigte.

„Das klingt doch, als gingen Sie ernstlich mit dem Gedanken um, den Ausbau an sich zu bringen", versetzte der Förster auf Walkorts Bemerkung, und bedächtig stieß er mit dem kleinen Finger die weiße Asche etwas tiefer in den braunen Meerschaumkopf hinein. „Das sollte mich wundern, denn bisher machte der Junker Florentin noch jedesmal einen Strich durch die Rechnung, wenn jemand seine Blicke auf das Grundstück warf."

„Auch ich möchte nicht gegen die Wünsche des Mädchens handeln," erklärte Walkort, „möchte ihr um keinen Preis wehe tun. Ist es doch eine Lust, wie sie sorglos und glücklich in die Zukunft hinausschaut."

„Wie die Vögel des Waldes," pflichtete der Förster bei, „auch die Vögel des Waldes kümmern sich wenig darum, welches Wetter der folgende Tag bringt, wenn ihnen nur heute die Sonne scheint und sie ein sicheres Plätzchen wissen, auf dem sie ungestörte Nachtruhe finden. Ich habe das Kind mit dem wilden Blut sehr liebgewonnen; doppelt, weil ich es beinahe seit dem Tage kenne, an dem es auf der Welt erschien, und dann um des traurigen Geschickes willen, das die Eltern, die armen jungen Menschen, grausam ereilte. Ein Glück für deren Tochter, daß sie mit solch fröhlichem Sinn und dem Mute eines Junkers ausgerüstet ist; ihr bisheriges Leben möchte sonst schwerlich ein sonderlich angenehmes gewesen sein. Die Kontrolleurs ließen ihr zwar immer ihren freien Willen, allein nach Liebe sah die Nachsicht am wenigsten aus, weit eher nach einem Vorteil, den sie von ihr ziehen, und der Henker mag wissen, wo der, abgesehen von dem Kostgelde, zu suchen ist. Es liegt wie ein Rätsel um die ganze Angelegenheit, und wenn jemand einen klaren Einblick hat, ist's der Ottke wohl nur allein."

„Und doch wäre mir sehr darum zu tun, den Schleier zu lüften, der die Lage des arglosen Mädchens umhüllt," versetzte Walkort lebhafter, „und gern räume ich ein, daß mein heutiger Besuch durch die Hoffnung bedingt wurde, von Ihnen, dem Vertrauten Florences und dem alten Freunde ihrer verstorbenen Eltern Näheres zu erfahren, das heißt, wenn nicht besondere Gründe Ihnen Zurückhaltung zur Pflicht machen."

„Ihnen gegenüber nicht," antwortete der Förster schnell, „Sie gehen rechtschaffen vorsichtig zu Werke, und da bin ich Ihnen Vertrauen schuldig, zumal dieses dem lustigen Junker Florentin zustatten kommt. Viel weiß ich zwar nicht, aber genug, um zu erraten, daß in der Heimat der braunen Mutter des Mädchens nicht alles so war, wie es vielleicht hätte sein sollen. Florences Vater war ein großer Jagdliebhaber, wir befreundeten uns daher sehr bald, und da er und seine Frau

nicht viel unter Leute kamen, so sahen sie es gern, wenn ich hin und wieder einen Abend bei ihnen verbrachte. Für mich war das jedesmal eine rechte Erholung, und bei einem guten Tropfen plauderten wir gewöhnlich bis tief in die Nacht hinein. Die junge Frau war stets zugegen, und ich kann nicht beschreiben, wie die sanfte Schwermut, die auf ihrem schönen Antlitz ruhte, mich ergriff. Dann aber lachte sie wieder so herzlich nach Kinderart, wie heute ihre Tochter, und die hat im Angesicht wie in der Gestalt, sogar in der tiefen Stimme viel Ähnlichkeit mit der Verstorbenen. Die beiden Eltern lebten sehr glücklich miteinander. Die von mir beobachtete Schwermut glaubte ich darauf zurückführen zu müssen, daß sie vielleicht sich mit ihren braunen Verwandten verfeindete, weil sie einen Europäer geheiratet hatte. Schließlich wieder gelangte ich zu dem Glauben, daß mit ihren weißen Verwandten in Amerika nicht alles in der Ordnung sei, und dafür erhielt ich denn auch eines Tages wenn nicht gerade den Beweis, so doch Anzeichen, die ich mir auf meine eigene Art zurechtlegte.

„Ich war nämlich eines Abends nach dem Ausbau hinüber gegangen, und als ich von dem Balkon in das große Gemach eingetreten war, vernahm ich plötzlich in dem nebenan liegenden Arbeitszimmer des Herrn Blenfeld einen lauten Wortwechsel zwischen ihm und einem Fremden. Was sie miteinander verhandelten, verstand ich nicht, weil sie sich einer ausländischen Sprache, ich glaube der englischen, bedienten. Fürchtend, daß ich stören möchte, wollte ich mich unbemerkt wieder entfernen, als plötzlich eine andere Tür sich leise öffnete und die junge Frau bleich und ein wahres Bild des Schreckens heraustrat. Sobald sie mich gewahrte, flog eine helle Freude über ihr liebes Angesicht; mit großer Hast, was sonst nicht ihre Art, ergriff sie meine Hand, und dann sagte sie in ihrem wunderlichen, süß klingenden Deutsch: ein guter Gott müsse mich gesandt haben.

‚Da ist jemand drinnen,‘ sprach sie weiter, ‚der mir, meinem Manne und unserem Kinde nicht wohl will. Er ist von Menschen abgeschickt mit schrecklichen Zumutungen. Blenfeld ist entrüstet, und das Ärgste steht zu befürchten, wenn sie nicht voneinander getrennt werden.‘

Sie hielt einen Brief in der Hand, und den gab sie mir in ihrer Angst, daß ich ihn aufbewahren möchte. Er war in einer fremden Sprache geschrieben, die ich ebensowenig verstand, wie den Streit der beiden Männer.

‚Den verheimlichen Sie‘ — das sind nämlich ihre eigenen Worte —, bat sie dringend, während man nebenan sich immer mehr erhitzte, ‚er darf nicht vernichtet werden; aber auch mein Mann darf ihn nicht sehen, oder es erbittert ihn noch mehr gegen Unschuldige.‘

Ja, eine rechte Todesangst mußte die arme Frau peinigen, daß sie mir den Brief anvertraute, den sie doch bequem in irgendeinen Winkel hätte verstecken können. Aber ich sah's ihr an, sie hatte den Kopf vollständig verloren. So schob ich denn das Papier in die Tasche, und weil sie mich abermals darum bat, ging ich an die Tür, hinter der die beiden Männer stritten, und ohne Säumen klopfte ich an. Auf das Herein! des Herrn Blenfeld öffnete ich; bevor ich aber eintrat, sah ich noch einmal nach der jungen Frau zurück. Und da stand sie denn in der anderen Tür und winkte mir freundlich zu, nicht zu zögern; aber es war eine Freundlichkeit, die mir das Herz vor Jammer rührte.

„Auf mein Klopfen war in dem Arbeitszimmer Schweigen eingetreten; sobald Blenfeld mich aber sah, hieß er mich herzlich willkommen. Er trat mir entgegen, ergriff meine beiden Hände — ich fühlte, wie er zitterte — und mich in das Zimmer hineinziehend, sprach er mit einer Heftigkeit, die mich erschreckte, zumal sein Angesicht gerötet war, als hätte das Blut ihm aus den Augen spritzen wollen:

„‚Gut, daß Sie kommen, ich habe hier eine böse Unterhaltung gehabt‘ — der Fremde, ein feiner Herr mit einem so tückischen Gesicht, wie das eines Dachses, wenn er mit den Läufen im Eisen sitzt, verstand ihn offenbar nicht —, ‚eine Unterhaltung, die Gott sei Dank, durch Ihre Dazwischenkunft abgebrochen wurde.‘ Dann richtete er einige kurze Bemerkungen an den Fremden, die klangen, als hätte er ihn aufgefordert, sein Haus zu verlassen, und mit einer geradezu krankhaften Freundlichkeit kehrte er sich mir wieder zu. Er

lud mich ein, niederzusitzen, sprach von der Jagd, vom Vogelfang und Anstand so schnell hintereinander fort, daß mir keine Zeit zu den Antworten blieb, bis der Fremde endlich mit seltsamer Ruhe, in der Hand einen beschriebenen Bogen Papier, herantrat und eine kurze Frage an ihn richtete. Zugleich wies er auf die Schrift. Die Antwort erfolgte ebenso kurz; und zweimal tat der Fremde dieselbe Frage, wie's mir schien, und zweimal gab Blenfeld denselben ablehnenden Bescheid, worauf der Fremde seinen Hut nahm, sich höflich verabschiedete und das Haus verließ. Dabei lächelte er in einer so feindseligen Weise, daß ich's nimmermehr vergessen kann.

„Herr Blenfeld, der mir gegenübersaß, hatte sich nicht einmal die Mühe gegeben, aufzustehen. Sobald er aber den Fremden von dem Balkon hinunterschreiten hörte, sprang er empor, und bald mit der einen, bald mit der anderen Hand sich durchs Haar streichend, als hätte er sich dadurch beruhigen wollen, ging er einige Male hastig auf und ab. Bei diesem Anblick dachte ich wieder daran, leise davonzuschleichen, als er plötzlich vor mir stehen blieb, mich fest ansah und immer noch erregt anhob:

„‚Erraten Sie, was dieser Schurke, den Sie durch Ihr Erscheinen vertrieben haben, beabsichtigte? Ein Seelenverkäufer ist er, das heillose Werkzeug in den Händen eines hinterlistigen Weibes, das die Ansprüche berechtigter Erben vernichten will, mich aber durch Geld zur Versündigung an Weib und Kind zu bewegen gedachte. Die Rechte der Nachkommen meiner Frau soll ich um augenblicklichen schnöden Gewinn verkaufen, eine Scheidewand zwischen meiner Tochter und deren Verwandten errichten!‘

„Er ging wieder einige Male auf und ab, und als er eben mit neuen Eröffnungen beginnen wollte, trat seine Frau, an der Hand das Kind, bei uns ein. Das wirkte wie ein Zauber. Vergessen war alles, was die beiden in so große Aufregung gebracht hatte, vergessen die Eröffnungen, die mir gemacht worden waren; wenn aber zwei Menschen im letzten Augenblick von einem fürchterlichen Abgrunde zurückgerissen wurden, können sie nicht freudiger aufatmen, als die beiden vor meinen

sichtlichen Augen. Sie waren so glücklich miteinander, daß sie mich anfänglich nicht beachteten; dadurch gewann ich Zeit, sie ein wenig genauer zu beobachten, und da entdeckte ich leicht, daß die junge Frau mit heimlicher Angst die Augen ihres Mannes suchte, als hätte sie ihn für irgend etwas um Verzeihung bitten wollen. Er dagegen erwies ihr erhöhte Zärtlichkeit, und alles bot er auf, keine peinlichen Gedanken in ihr aufkommen zu lassen. Bald darauf wurde ich wieder mit in das Gespräch hineingezogen, und dann waren wir munter und vergnügt bis tief in die Nacht hinein. Freilich erschien mir zuweilen ihre Heiterkeit nicht recht natürlich; auch meinte ich, daß sie, nur um nicht unter sich allein zu sein, mich jedesmal zurückhielten, wenn ich aufbrechen wollte. Solange sie dann noch lebten, änderte in meinem Verkehr mit ihnen sich nichts; aber weder Herr Blenfeld noch das liebe junge Weib schienen sich jemals zu entsinnen, eine ihnen gewiß recht peinvolle Angelegenheit in der Übereilung vertrauensvoll mit mir besprochen zu haben. So forderte Frau Blenfeld auch nie den Brief von mir zurück. Vergessen hatte sie ihn schwerlich; aber sie wußte, daß er bei mir am sichersten aufbewahrt war. Außerdem wäre es unvermeidlich gewesen, hätte sie danach gefragt, jenes bösen Abends zu gedenken, und das möchte dem armen schüchternen Wesen vielleicht zu tief in die Seele geschnitten haben."

„So befindet sich der Brief noch in Ihren Händen?" fragte, Walkort gespannt, sobald der Förster eine Pause eintreten ließ.

„Den ehre ich heute noch als ein heiliges Angedenken von den guten unglücklichen Menschen," antwortete Schlösser ernst, „ich betrachte ihn gelegentlich — von Lesen der mir unverständlichen Schrift kann ja nicht die Rede sein, — namentlich, wenn Junker Florentin mich einmal besuchte und etwas jugendliche Wärme in meinem alten Herzen entzündete. Wohl schwebte mir vor, daß sie den Brief lesen und vielleicht Wichtiges d'raus lernen könnte, dann aber fürchtete ich wieder, daß dieses Wichtige ihren frischen Lebensmut trüben könnte, wie einst den ihrer Mutter. Und so ist es wohl ratsamer, sie erfährt nichts davon. Gutes kann nimmermehr drinnen stehen, oder die

junge Frau hätte nicht so viel Sorge gehabt, die Schrift vor dem eigenen Manne zu verheimlichen."

„An Ihrer Stelle hätte ich nicht anders gehandelt," versetzte Walkort nachdenklich, „was ein solcher Brief enthalten kann, gelangt noch früh genug, vielleicht zu früh zu Florences Kenntnis."

„Gerade wie ich selber meine," fuhr der Förster redselig fort, als wäre es ihm Bedürfnis gewesen, der alten Zeiten ausführlich zu gedenken, zumal Walkort mit dem ruhigen, überlegenden Wesen sein Vertrauen zu ihm erhöhte, „und wenn ich mir die beiden verstorbenen jungen Leutchen vergegenwärtige, ist mir, als könnten sie mein Verfahren nur gutheißen. Hätte Herr Blenfeld, als die Seuche verheerend durchs Land zog, nur ein wenig fürsorglicher Anordnungen getroffen, oder hätte er die Kraft besessen, noch auf dem Sterbebette jemand Aufträge zu erteilen! Aber er glaubte nicht an seinen Tod; es war auch wohl keiner zur Hand, zu dem er Vertrauen besessen hätte; und da ereignete es sich, daß sein sechsjähriges Töchterchen als eine Waise zurückblieb, deren sich zunächst die Gerichtsbarkeit annehmen mußte. Wie gern hätt' ich selber mich des lieben Kindes erbarmt; aber als der Kontrolleur Ottke dazwischenkam, mußte ich zurückstehen, schon allein um der Erziehung willen, denn man meinte, daß sie das Mädchen in meinem Hause nicht so gut finden würde. Und es ist zum Erstaunen, was das Kind trotz seines wilden Umherstreifens in diesen zwölf, dreizehn Jahren an Gelehrsamkeit sammelte."

Während des letzten Teils von Schlössers Rede hatte Walkort grübelnd vor sich niedergesehen. Er verglich in Gedanken des Försters Mitteilungen mit denen des Kontrolleurs und fragte nun wie beiläufig:

„Die Erbschaftsregulierung besorgte also das Gericht?"

„Es versiegelte alles, um es später in des Kontrolleurs Gegenwart wieder freizugeben und ihm zugleich die Verwaltung zu übertragen, natürlich gegen Entschädigung. Ich hätt's umsonst getan. Wunderlich genug ist nachher wohl manches zugegangen; aber der Kontrolleur ist ein guter Rechenmeister, der wird des Junkers Vermögen wohl gut zusammengehalten haben."

„Ob Schriftstücke vorhanden gewesen sein mögen, aus denen man Aufschlüsse über die Familiengeschichte der Verstorbenen hätte ziehen können?"

„Ich vermute, nur wenig. Jedenfalls nahm der Kontrolleur alles an sich. Sollt' mich kaum überraschen, wenn am Tage der Großjährigkeitserklärung des Junkers mancherlei Seltsames aufgedeckt würde."

„Und darunter einzelnes, was das arme Mädchen vielleicht schmerzlich berührt," bemerkte Walkort träumerisch, „gern erführe ich schon jetzt Näheres, allein ich fürchte, meine Wünsche werden von dem Kontrolleur nicht berücksichtigt. Ob er überhaupt ein ehrlicher Mann sein mag?" fügte er mit versteckter Spannung hinzu.

„In seinem Amt soll ihm niemand einen Vorwurf machen können," antwortete der Förster zögernd, „wie es dagegen in andern Dingen sein mag — nun, wir beide brauchen ja voreinander kein Blatt vor den Mund zu nehmen, — da möchte ich eben nicht auf seine Gewissenhaftigkeit schwören. Ich erfuhr nämlich einiges von der Hanna Klasen, und wenn die auf jemand einen grimmigen Haß geworfen hat, steckt auch eine Ursache dahinter."

„Weil er das Verfahren gegen deren Bräutigam einleitete, nachdem man ihn beim Schleichhandel betroffen hatte?"

„Richtig, und da wäre der Wilm sicher mit einem Jahre abgefunden worden, hätte der Kontrolleur nicht solch' großes Geschrei von wegen der Auflehnung gegen die Staatsgewalt gemacht. Aber er wollte ihn, nach Hannas Meinung, auf längere Zeit aus dem Wege haben, und das hängt wahrscheinlich wieder mit dem Junker Florentin zusammen."

„Wie wäre das möglich?" fragte Walkort erstaunt.

„Die näheren Umstände sind mir fremd," antwortete der Förster sinnend, „und die Hanna und der Wilm sind wohl die einzigen, außer dem Kontrolleur selber, die um die Angelegenheit wissen; die aber reden alle drei nicht d'rüber, der eine, weil er nicht kann, der andere, weil er nicht will oder darf. Nur einmal ließ die Hanna in ihrem Haß einige Worte zu mir fallen, aber als ich weiter d'rauf eingehen wollte, war's aus

mit ihrer Offenherzigkeit. Die Hanna ist nämlich ein braves Mädchen, und wenn nur immer ich Gelegenheit habe, beschäftige ich sie gern in meinem Hause; so kam es eines Tages, daß ich sie um das Befinden ihres Schatzes befragte. Da fuhr sie auf, und ob sie gleich mit großer Freundschaft und Vertrauen an mir und meiner Frau hängt, wußte sie in ihrem inneren Grimm sich kaum zu fassen.

„‚Wenn ich nur reden dürfte und der Wilm nur reden könnte,‘ sprach sie, und in ihrer Stimme offenbarte sich, wie es in dem armen Herzen mit scharfen Messerklingen wühlte, ‚dann möchten sie den Ottke vielleicht dahin bringen, wo heute der Wilm an seinem Leid zehrt. Aber es soll nicht vergessen sein, schon allein um des lieben Junkers willen. Und Rechnung wird mit ihm abgehalten werden, sobald der Wilm freikommt und mit rechtschaffener Zeugenaussage vor die Menschen hintreten kann.‘“

„Das sagte die Anna Klasen?“ fragte Walkort mit neuem Erstaunen, als hätte er befürchtet, falsch verstanden zu haben.

„Ja! und eine Art Vermutung habe ich, wohin ihre Worte zielten, nämlich, daß der Wilm, der zuweilen im Garten des Kontrolleurs arbeitete, durch irgendeinen Zufall dem Ottke in die Karten sah, und das könnte nur geschehen sein zu der Zeit, in der der Fremde eines Tages — drittehalb Jahre mag's her sein — plötzlich bei dem Kontrolleur erschien —“

„Welcher Fremde?“ fragte Walkort bestürzt.

„Derselbe Herr, der damals unseres Junkers Eltern das Leid zufügte,“ antwortete der Förster, „ich sah ihn nur flüchtig in einem Mietwagen vorüberfahren, aber ich erkannte ihn trotz der verstrichenen zehn Jahre so genau, wie mein eigen Gesicht im Spiegel. Gleich darauf begegnete ich dem Wilm, und von dem erfuhr ich, daß er bei dem Kontrolleur gewesen sei.“

„Das ist wunderbar,“ nahm Walkort das Wort, nachdem er den alten Forstmann ungestört hatte zu Ende sprechen lassen, „so wunderbar, daß ich mich unmöglich dabei beruhigen kann. Wenn ich nur Gelegenheit fände, mit Hannas Bräutigam zu sprechen.“

„Sie müßten ihn im Gefängnis besuchen,“ erwiderte der

Förster nachdenklich, „allein ich fürchte, das würde Ihnen wenig helfen. Der Wilm ist trotz seines Schmuggelns mit allen bösen Folgen ein Mann, der auf seine Ehre hält, und das hindert ihn sicher, Fremden ein Geheimnis anzuvertrauen, das anderen von Nachteil sein könnte. Außerdem ist bei Besuchen jedesmal ein Wärter oder Schließer zugegen; davon weiß die Hanna ein Lied zu singen."

„Auch Ihnen bin ich ein Fremder," hob Walkort wieder an, nachdem er ein Weilchen ernst nachgesonnen hatte, „ich ahne also nicht, inwieweit Sie meinem guten Willen für Ihren Liebling trauen. Wenn ich aber mein Wort verpfände, von allen mir durch Sie übermittelten Offenbarungen nur dann Gebrauch zu machen, wenn Pflicht und Ehre wie die Wohlfahrt Florences es erheischen, würden Sie mir dann gestatten, Kenntnis von dem Inhalte jenes Briefes zu nehmen?"

„Sie verstehen die englische Sprache?" fragte der Förster vorsichtig zurück.

„So gut wie die deutsche."

„Nun, Herr, und ich setze kein Arg in Ihren Vorschlag," fuhr der alte Forstmann fort, „Sie haben keine Ähnlichkeit mit dem Herrn, der einst die junge Frau so schwer erschreckte; bliesen Sie aber mit ihm in dasselbe Horn, möcht' Ihnen an dem Briefe weniger gelegen sein."

Er erhob sich und schritt nach einem altmodischen Schreibsekretär. Nachdem er dessen Verschlußklappe niedergeschlagen hatte, zog er aus einem offenen Fach ein zusammengelegtes Papier hervor. Behutsam entfaltete er es, und überreichte es Walkort.

Walkort hatte den Brief geöffnet, mit einem Ausdruck des Erstaunens zunächst die Unterschrift gelesen und sich dann in den Inhalt vertieft. Aufmerksam beobachtete ihn der Förster. Allmählich ging die in Walkorts Zügen sich ausprägende Spannung in tiefe Entrüstung über. Sobald er aber zu Ende gekommen war, schlug er mit der Faust auf den Tisch, und mit dem Ausruf: „Schamlos", emporspringend, durchmaß er lebhaften Schrittes einige Male das Zimmer.

„Unerhört!" hob er wieder an, indem er vor den Förster

hintrat, der sichtbar verlegen zu ihm emporsah, „jetzt befremdet es mich allerdings nicht länger, daß die junge Frau bei ihrer angeborenen Schüchternheit sich fürchtete, ihrem Mann den von Arglist in die Feder diktierten Brief zu zeigen — Sie müssen nämlich wissen, das dieses" — und er schlug mit der Rückseite der Hand auf das entfaltete Papier — „von der eigenen Stiefmutter der Verstorbenen verfaßt wurde."

Noch immer heftig erregt, nahm er dem Förster gegenüber Platz, worauf er laut zu übersetzen begann:

„Meine liebe Tochter! Wenn ich eine Halbindianerin so nenne — und warum sollte ich dir gegenüber nicht Offenheit walten lassen? —, so überschreite ich eigentlich die Grenzen des Schicklichen. Deinen Vater liebe ich aber noch in seinem Grabe zu sehr, als daß ich nicht Nachsicht mit seinen leichtfertigen Handlungen üben sollte, die in einer zügellosen Jugend und einem stark zum Abenteuerlichen hinneigenden Sinne vielleicht ihre Entschuldigung finden. Meine Liebe für ihn reicht indessen noch weiter, indem ich im Namen des Unvergeßlichen Dir Gutes und Liebes erweisen möchte. Dieser Brief wird Dir durch Herrn Graham, meinen Bevollmächtigten, der mir zugleich als Verwandter nahesteht, eingehändigt werden. Lies ihn mit Bedacht; dann aber mache Deinen ganzen Einfluß bei Deinem Manne geltend, daß er auf die ihm von Herrn Graham übermittelten Vorschläge eingeht. Deine Abstammung von einer vollblütigen Indianerin kann nicht abgeleugnet werden. Was das in unserm Lande bedeutet, lerntest Du zur Genüge bei der Mutter Deines Vaters kennen, die nicht einmal die Kraft besaß, Dich gegen die Unbilden und Kränkungen ihrer übrigen Angehörigen zu schützen. Du warst gewissermaßen der Zankapfel zwischen sonst mit großer Liebe aneinander hängenden Menschen. Da führte ein freundliches Geschick Dir einen Mann zu, dessen Heimat ein Land ist, in dem man milder über Rassenunterschiede urteilt. Für Dich war es ein doppeltes Glück, weil, was Dir nicht fremd sein kann, die solchen indianischen Ehen entsprossenen Kinder niemals Erbansprüche an die Hinterlassenschaft des Vaters erheben dürfen. In Deinem Falle ist dies um so unanfechtbarer, weil Dein Vater nach dem

Tode seiner indianischen Partnerin sich mit einer auf der höchsten Stufe der Gesittung stehenden Dame vermählte und aus dieser Ehe Nachkommen hervorgegangen sind. Was von Dir und Deiner Stellung den Verwandten Deines Vaters gegenüber gilt, überträgt sich selbstverständlich auch auf Deine Kinder. Um Dir indessen zu beweisen, wie unvergeßlich mir Dein Vater ist, und daß ich meine freundlichen Gesinnungen auf alles übertrage, was je, wenn auch nur vorübergehend, von Interesse für ihn gewesen war, habe ich den Herrn Graham beauftragt, Deinem Ehegatten fünftausend Dollars auszuzahlen. Dieses Geld soll indessen keineswegs als ein Pflichtteil gelten — Pflicht ist in Deinem Falle überhaupt nicht denkbar —, sondern als ein Hochzeitsgeschenk, das ich Dir nachträglich zuwende. Der Form wegen knüpfe ich an die Auszahlung eine Bedingung, auf die Du und Dein Mann um so bereitwilliger eingehen werdet, weil die alten Beziehungen zu Deinem Heimatlande Dir für Dich, Deinen Mann und Eure Kinder widerwärtig geworden sein müssen. Ich setze also voraus, daß ich Euren Wünschen entgegenkomme, wenn ich Euch auffordere, durch Unterschreiben eines Euch von Graham vorzulegenden Dokumentes rechtsgültig zu bestätigen, daß Ihr für Euch wie für Eure Nachkommen alle Scheinbeziehungen zu irgend welchen Verwandten auf dem nordamerikanischen Kontinent als abgebrochen betrachtet, Euch verpflichtet, nie Ansprüche irgend welcher Art an sie zu erheben. Indem ich dies niederschreibe, berücksichtige ich ebensowohl Deinen Seelenfrieden, wie die herrschende Eintracht unter den Verwandten Deines Vaters. Und ich weiß, das Bewußtsein, hier als ein Schandfleck der Familie betrachtet zu werden, würde nicht nur Dich, sondern auch jedes Deiner Kinder sehr unglücklich machen. Ich baue daher auf Dein Ehrgefühl, wie Du ein solches vielleicht von Deinem Vater geerbt hast. Ich habe offen und vertrauensvoll zu Dir gesprochen. Nun zeige, daß Du der Erziehung würdig bist, die die Mutter Deines Vaters trotz der Mißbilligung ihrer übrigen Angehörigen Dir hat angedeihen lassen. In der zuversichtlichen Hoffnung, daß Du bei Deiner Entscheidung mehr das Blut eines edlen Verstorbenen, als das

Deiner braunen wilden Mutter zur Geltung gelangen läßt, grüße ich Dich als die Witwe Deines verstorbenen Vaters.

Emilia Barnard. Neuorleans."

Nachdem Walkort geendigt hatte, sah er den Förster fest an. In seinen Zügen prägte sich noch immer tiefe Entrüstung aus, wogegen der Förster dareinschaute, als hätte er das Gehörte nicht begreifen können. So verrannen einige Sekunden, dann hob Walkort mit einem spöttischen Lächeln an:

„Man möchte die Falle, die diese Emilia Barnard den armen jungen Leuten stellte, plump nennen, wäre im Hintergrunde nicht dennoch eine wahrhaft teuflische List verborgen. Jedes einzelne ihrer Worte mußte in dem Gemüt der schüchternen jungen Frau wie ein vergifteter Pfeil wirken, und darauf war ihr heilloser Plan begründet. Bis in die Seele hinein verwundet, sollte die Ärmste ihren Mann bestimmen, allen überseeischen Beziehungen auf immer zu entsagen. Und wer weiß, was geschehen wäre, hätte sie, noch unter dem vollen Eindruck dieser schamlosen Erklärungen, versucht, den Streit zwischen den beiden Männern zu schlichten und ihren Einfluß auf Blenfeld geltend zu machen. Ich betrachte es als eine Fügung des Himmels, daß Sie im entscheidenden Augenblick eintrafen und eine Art Instinkt die geängstigte junge Frau trieb, sich des elenden Schriftstücks zu entledigen und Sie zum Vermittler zu wählen. Unzweifelhaft ist es auch nur Ihrem Erscheinen zu verdanken, wenn Blenfeld sich emporraffte und die hinterlistige Zumutung zurückwies."

„Ja, er wies sie zurück," bestätigte der Förster lebhaft, „und mit Verachtung obenein; jetzt aber begreife ich erst das Entsetzen der lieben jungen Frau und die Blicke der Angst und Beschämung, mit denen sie fortgesetzt ihren Mann betrachtete."

„So wären Sie bereit, Ihre Aussagen vor einem Richter zu beeidigen?" fragte Walkort mit fieberhafter Spannung.

„Jedes Wort, Herr, jedes Wort mit Freuden! Ja, ja, alles will ich tun, was nur irgend dazu beitragen kann, daß den armen jungen Leuten in ihrem Grabe und deren Tochter ihr Recht werde. Und nach dem Teufelswerk von Brief zu schließen,

scheint viel auf dem Spiele zu stehen. Um nichts und wieder nichts bietet man nicht fünftausend Dollars Abstandsgeld."

„Sie ahnen nicht, was auf dem Spiele steht," fuhr Walkort fort, im Eifer die Tragweite seiner Mitteilungen nicht berechnend, „und wer weiß, was dieser Graham vor drei Jahren mit dem Kontrolleur vereinbarte. Was zu tun den Eltern widerstrebte: ein gewissenloser Vormund kann es mit wenigen Federstrichen vollbracht haben. Der Wilm, der Wilm! Ein böses Verhängnis hat ihn hinter Schloß und Riegel gebracht, und der Kontrolleur selbst sich die Hände, ihn aus dem Wege geschafft zu haben. O, ich durchschaue alles — aber vielleicht ist's noch nicht zu spät", und emporspringend, begann er wieder auf und ab zu wandeln.

Der Förster verfolgte aufmerksam seine Bewegungen, und hob endlich mit einer gewissen Befangenheit an:

„Anfänglich wollte ich fragen, wie's denn mit dem Verkauf des Ausbaues stände; jetzt hingegen schwebt mir anderes vor. Es will mir nämlich scheinen, als wüßten Sie mehr von den verstorbenen Blenfelds, als irgendeiner in dieser Gegend, und als wär's mit dem Kauf nur eine Art Spiegelfechterei."

Walkort war stehen geblieben und legte die Hand an die Stirn, wie seine Gedanken sammelnd. Er vergegenwärtigte sich, in seiner tiefen Entrüstung mehr über seine geheimen Zwecke verraten zu haben, als es bei ruhiger Überlegung geschehen wäre. Doch die entflohenen Worte konnten nicht zurückgerufen werden; außerdem war die ehrwürdige Erscheinung des greisen Försters gewiß geeignet, ihn seine Offenheit nicht bereuen zu lassen.

„Warum sollte ich es leugnen?" sprach er nach kurzem Sinnen. „Ja, ich kenne die Vorgeschichte der Blenfelds, und wenn ich zu dem Vorwande, den Ausbau zu kaufen, meine Zuflucht nahm, so geschah es, um, ohne Argwohn zu erwecken, mit Fräulein Blenfeld mich zu befreunden, sie selbst und ihre ganze Lage zu prüfen, demgemäß zu entscheiden und das Fernere zu veranlassen. Ihnen zur Stunde mehr anzuvertrauen, würde zu weit führen. Darauf aber mögen Sie bauen, daß, wenn es drüben in Amerika Menschen gibt, die den fröhlichen Junker

Florentin am liebsten mit den Eltern zugleich aus dem Leben gestrichen hätten, auch andere vorhanden sind, denen Florences Wohlfahrt teuer ist wie das eigene Herzblut."

„Das ist gar wundersam", entgegnete der Förster, und treuherzig reichte er Walkort die Hand. „Möge Ihr Beginnen zugunsten des Kindes gesegnet sein — hm, wer hätte das gedacht — nehmen Sie aber auch mein heiliges Versprechen, daß, wo nur immer Sie meiner Dienste bedürfttg sein sollten, Sie nicht vergeblich bei mir anklopfen."

„Und wenn Sie je in einer guten Sache eine Hand rührten," versetzte Walkort überzeugend, „so geschieht es in allem, was Sie zur Erleichterung meines Unternehmens beitragen. Diesen Brief, wollen Sie ihn mir überlassen?"

„Behalten Sie ihn, ja, behalten Sie ihn schon allein von wegen Leben und Sterben. Leute in meinem Alter dürfen nicht über den folgenden Tag hinaus denken. Aber eine Frage möchte ich mir erlauben: Verstand ich recht, so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Sie den Junker Florentin von hier fortnehmen, wohl gar mit nach Amerika hinüber."

„Mehr als wahrscheinlich ist, daß sie mich begleitet," antwortete Walkort zuversichtlich, „denn die Hoffnungen, die sich an meinen Besuch hier knüpften, sind in einem Maße übertroffen worden, daß es töricht wäre, noch Zweifel hegen zu wollen. Wohl fließt wildes Blut in Florences Adern, allein das gereicht ihr da, wo sie die Herzen gewinnen soll, eher zum Vorteil als zum Nachteil. Sie besitzt kecken Mut und exzentrische Launen, ohne daß dadurch eine edle Jungfräulichkeit beeinträchtigt würde. Rechne ich dazu aber ihre Herzensgüte, die sich sogar in ihren tollsten Einfällen nicht verleugnet, so nennt sie einen Schatz ihr eigen, der mehr, weit mehr wert ist als alles Gold, was ihr vielleicht auf die eine oder die andere Art zufallen mag. Schon morgen könnte ich mit ihr abreisen, und ich habe alle Ursache zu glauben, daß sie sich leicht genug entschlösse, mich zu begleiten; allein es hängt viel, unendlich viel davon ab, daß ich in das verderbliche Gewebe eindringe, dessen hinterlistig gesponnene Fäden von dem fernen Erdteil

bis in diese friedliche Landschaft, o, bis in das Haus dieses Ottke hineinreichen."

Während des letzten Teils des Gesprächs war die Hausmagd mehrfach eingetreten, um den Tisch zu decken. Als sie aber gemeinschaftlich mit der Frau Försterin das dampfende Mahl auftrug, war's für heute mit der Beratung vorbei. Eine neue Unterhaltung entspann sich, bei der die redselige alte Frau vorzugsweise das Wort führte und bei Walkort wie bei dem Förster stets das freundlichste Entgegenkommen fand. —

Vierzehntes Kapitel.

Die Begegnung auf der Landstraße.

Es gibt Charaktere, selbst unter dem schwächeren Geschlecht, die, von Hause aus ängstlich, nach Überschreiten einer durch ernste Ereignisse bedingten Grenze keine Furcht mehr kennen, auch dann nicht, wenn die Umgebung dazu geschaffen scheint, unheimlichen Empfindungen alle Pforten zu öffnen. Zu solchen unerschrockenen Naturen zählte Hanna Klasen, seitdem sie den ersten Schritt auf Wegen getan hatte, auf denen ihr die Schmach der Anklagebank und langjähriger Haft entgegengrinste. Doch die Gefahr, anstatt sie einzuschüchtern, stählte ihren Mut, erhöhte ihre Kaltblütigkeit. So hatte sie sich auch an dem Abend, den Walkort bei dem Förster verbrachte, nach dem Ausbau begeben, der, von einem verschleierten Mondrest matt beleuchtet, in geisterhafter Lautlosigkeit dalag. Beschwert mit einem umfangreichen Bündel, hatte sie, um niemand zu begegnen, den Weg gewählt, der vom wilden Lude einst auf ihr Geheiß zum Kundschaften eingeschlagen worden war. Beinah ebenso leicht wie jener, gelangte sie mit ihrer Bürde in den Park hinein, wo sie einen Hain aufsuchte, in dem Edeltannen sich mit Eichen und Birken zu malerischen Gruppen zusammendrängten. Unter ersteren hindurchschlüpfend, brach sie bald hier, bald dort einen harzig duftenden Zweig

ab, bis sie endlich so viele beisammen hatte, wie sie neben dem Bündel fortzuschaffen vermochte. Dann eilte sie nach dem Hause hinüber. Dort schlich sie mit erhöhter Vorsicht nach dem abgelegenern Giebel herum, dessen Vorplatz mit moderndem Holz, Spänen, Sand und Schuttanhäufungen bedeckt war. Ein kleiner Vorbau, ein sogenannter Kellerhals, ragte in der Mitte des Giebels einige Schritte in den Vorplatz hinein. Mehrere Stufen führten zu einer überdachten Tür nieder. Diese schien verschlossen zu sein. Doch als Hanna sich mit mäßiger Gewalt dagegen lehnte, wichen beide Flügel schnurrend und knarrend nach innen. Die eiserne Stütze auf der Innenseite war nämlich aus dem Ringe des einen Türflügels gehoben worden, so daß die Riegel des verrosteten und daher unbeweglichen Schlosses hinlänglich Spielraum gewannen, um aus ihren Haften heraus- und wieder hineingedrückt werden zu können.

Ohne Unsicherheit zu verraten, bewegte Hanna sich so weit vor, bis sie die ungefähre Mitte des Hauses erreichte. Dort kehrte sie sich mit einer kurzen Wendung der Balkonseite zu, und schon nach dem zweiten Schritt wich vor ihrem Druck abermals eine Tür, die offenbar nur angelehnt gewesen war. Wiederum tat sie einige Schritte und ließ dann die Tannenzweige fallen. Sorgfältiger stellte sie ihre Bürde nieder, worauf sie eine Kerze anzündete, der eine Anhäufung feuchten Sandes als Halt diente. Darauf drückte sie die Tür in ihre Fugen, um sicher zu sein, daß von keiner Seite eine Entdeckung der Helligkeit möglich war. Noch argwöhnischer prüfte sie das vergitterte Fenster, das nicht nur durch eine im Innern angebrachte Lade, sondern auch durch doppelte und dreifache Zeugstreifen versichert war. Alles befand sich in demselben Zustande, in dem sie es bei ihrem letzten Besuch geordnet und befestigt hatte, und jetzt erst befriedigt, warf sie einen langen Blick um sich.

Der Raum, von mäßigem Umfange, hatte, nach den Resten vermoderter und verschimmelter Tragegerüste zu schließen, augenscheinlich einst als Weinkeller gedient. Nachdenklich betrachtete Hanna den Fußboden hart neben der Fensterwand. Eine Anzahl grüner Tannenzweige lag daselbst schichtweise

übereinander und nebeneinander so geordnet, daß das weichere Nadelwerk die Astenden bedeckte. Sie holte die mitgebrachten Zweige herbei, zerstückelte sie und schob sie darauf überall da in die polsterähnliche Schicht, wo sie beim Tasten und Niederpressen noch eine Unebenheit entdeckte. Sodann entnahm sie ihrem Bündel, das aus einer wollenen Decke bestand, mehrere Pakete, deren äußere Hülle, zum Schutz gegen die feuchte Kellerluft, Reste eines aufgetrennten alten Ölrockes waren, wie Fischer und Seeleute solche bei Regenwetter zu tragen pflegen. Flüchtig betastete sie die einzelnen Stücke. Hier fühlte sie harten Schiffszwieback, dort geräucherten Speck und Wurst; in einem andern wieder wollene Strümpfe und einen Schal, und endlich in dem letzten zusammen mit einigen Kerzen ein Paar fester Schuhe. Ohne Säumen begab sie sich ans Werk, diese Vorräte so zu sichern, daß sie ebensowenig durch Nagetiere wie durch Feuchtigkeit geschädigt werden konnten. Von der gewölbten Decke hing eine verrostete Kette nieder, die einen großen Sack von Segeltuch trug. Neben diesen hatte sie eine lange Seemannsjacke, zwar nicht mehr neu, aber noch haltbar und warm, befestigt. In diesen Sack, der bereits ähnliche Vorräte enthielt, schob sie die Pakete, worauf sie zwei volle Flaschen, die zu unterst auf der Decke lagen, nach der Fensterwand hinübertrug und dort zu drei andern, schon früher mitgebrachten stellte. Es blieb jetzt nur noch die Decke aufzubewahren. Sie breitete das dickwollige Gewebe über das Lager aus, mit flinken Händen streichend und glättend, wo nur immer ein Fältchen sich bildete, und brach dabei in die Worte aus: „Armer Wilm, hier sollst du sanft und sicher ruhen, hier auf dem Lager, das ich dir selber bereitete. Hier, wo man dich am wenigsten sucht, magst du ungestört weilen, bis ich komme und dir zurufe: Auf Wilm! Komm! Der Haspel wartet! Komm, Wilm, hinaus aufs Meer! Die Freiheit winkt!"

Dann ein letzter Blick noch dem grünen Bettlager; und Hanna verlöschte das Licht und trat in den Gang hinaus. Ein wenig später befand sie sich auf der untersten Stufe in dem Kellerhals. Vorsichtig paßte sie die Schloßriegel in ihre Haften, und die verrosteten Knöpfe beider Türflügel ergreifend, zog

sie diese nach sich. Anfänglich folgten sie dem auf sie ausgeübten Druck schwer, bald aber leichter, und als Hanna endlich oben stand, da glaubte sie, sich für überzeugt halten zu dürfen, daß selbst das schärfste Auge nicht eine Spur ihres Eindringens in den vergessenen Kellerraum entdeckt hätte.

Im Dorfe waren längst die letzten Lichter erloschen. Kaum als schwarze unbestimmte Silhouette zeichnete es sich aus. Da drang der dumpfe Ton des Horns herüber, durch den der Nachtwächter männiglich zu wissen tat, daß er sich auf seinem Posten befinde.

Hanna blieb stehen. Obwohl man allgemein von ihr wußte, daß sie oft des Abends spät noch zu diesem oder jenem Nachbar, sogar über Land wanderte, und solches Treiben mitleidig in Beziehung zu ihrem Gram um den gefangenen Wilm brachte, wünschte sie doch unbemerkt zu bleiben. Es war Mitternacht, und eine halbe Stunde gebrauchte der Wächter jedesmal, um seinen Rundgang zu beendigen. Sie setzte sich daher auf einen der die Straße begrenzenden weiß gestrichenen Steine nieder, und Arme und Haupt auf den Knien rastend, suchte sie die Außenwelt von sich auszuschließen. Alsbald wieder in schmerzliche Träumereien versinkend, achtete sie nicht darauf, daß von dem Ausbau her sich jemand näherte, der sich auf der andern Seite des Weges hielt und vielleicht ohne sie zu bemerken vorübergegangen wäre, hätte das Geräusch der Schritte sie nicht erschreckt. Durch ihr Emporfahren auf sie aufmerksam geworden, rief der Fremde ihr einen Gruß zu und sie erkannte Walkort an der Stimme.

Sie dankte kurz.

„So spät und allein?" fragte Walkort, dabei zu ihr hinüberschreitend.

Hanna hatte Walkort als einen ernsten, wohlwollenden Mann kennen gelernt. Sie wußte, daß ihm das Treiben der Schmuggler nicht fremd war, obwohl er seine Mitwissenschaft sorgfältig verheimlichte. Dadurch aber war ihr Vertrauen zu ihm angebahnt worden, und nicht gewohnheitsmäßig die Worte vorsichtig abmessend, antwortete sie mit herbem Ausdruck:

„Die Zeiten, in denen mich jemand begleitete, sind gewesen;

gehe ich spät, so geschieht's, weil ich von niemand bemitleidet sein will."

„Ein hartes Wort, Hanna Klasen", erwiderte Walkort teilnahmsvoll, indem er dem Mädchen die Hand reichte; „denn es gibt wohl keinen, dessen Bedauern nicht aufrichtig gemeint wäre, und darin liegt für ein bedrängtes Gemüt immerhin etwas Wohltuendes."

„Und doch gibt es jemand, dem es eine Lust ist, mich vereinsamt umherwandeln zu sehen," versetzte Hanna gehässig, „aber wen kümmert's? Das Wohlwollen der Menschen verkürzt einem armen Gefangenen die Strafzeit nicht um eine Stunde."

„Nein, Hanna, das tut es nicht; allein das Bewußtsein, überall in guter Erinnerung zu stehen, erleichtert es, bitteres Leid zu ertragen."

„Mir kann's nicht erleichtert werden, auch nicht ihm, der hinter Schloß und Riegel nach einem einzigen freien Atemzug schmachtet. Vier Jahre sind eine lange Zeit, und davon wird ihm schwerlich ein Tag erlassen. Kommt er dann frei, wer nimmt ihm den argen Namen eines Sträflings?"

„Nein, Hanna, sein Unglück wird ihm von niemand angerechnet, noch weniger möchte ihn einer daran mahnen."

„So liest er es aus jedem Auge, das sich auf ihn richtet."

„Nicht doch, Hanna, dergleichen könnte sich nur in seinem eigenen Mißtrauen begründen. Gönnt euch das aber keine Ruhe, was hindert euch, von hier fortzuziehen, in einem Erdenwinkel euer Heim zu gründen, wo niemand euch und eure traurigen Erlebnisse kennt?"

„Daran zu denken ist's Zeit, wenn die vier Jahre um sind."

„Ich hörte davon, daß man ein Gnadengesuch für ihn einreichen wolle."

„Was gebe ich auf das Gerede der Leute? Wollten sie ihm eine Gnade zuwenden, so konnte es damals geschehen. Wir wären gegangen, so weit der Himmel blau ist."

Walkort sann kurze Zeit nach, dann bemerkte er freundlich:

„Ich möchte den Wilm wohl persönlich kennen lernen. Vielleicht erwirke ich mir die Erlaubnis, ihn im Gefängnis zu besuchen."

„Was sehen Sie an einem Gefangenen? Sperren Sie die Möwe in einen Käfig, und nach zwei Jahren gleicht sie einer lahmen Henne. Sie hat's verlernt, im Sturm übers Wasser hinzustreichen; so ist's mit dem Wilm."

„Aber er wird wieder aufblühen wie ein junger Baum, dem man nach langer Dürre reichlich Wasser spendet."

„Hat das Mark gelitten, hilft kein Wasser mehr, ob wenig oder viel."

„Sie sehen zu schwarz, Hanna; Ihre Worte aber veranlassen mich, noch ernster auf eine Zusammenkunft mit ihm zu dringen. Vielleicht wirkt's tröstlich auf ihn, wenn ein Fremder ihm die Wege beschreibt, in einem fernen Lande ein gutes Brot zu finden."

Hanna sah mit einer schnellen Bewegung empor. Einige Augenblicke überlegte sie, und ihr Haupt wieder neigend, antwortete sie:

„Für einen Gefangenen gibt es nur einen Trost, und das ist die Freiheit. Die können Sie ihm nicht geben."

„Hanna," hob Walkort wieder an, und seine Stimme klang ermutigend, „was soll ich meine Gedanken länger vor Ihnen verbergen? Sie sind eine ernste, verständige Person, die gewiß Vertrauen verdient, und so hören Sie denn: Auf durchaus unverdächtigem Wege ist mir die Kunde übermittelt worden, daß der gefangene junge Mann im Besitz eines Geheimnisses sei, das tief in die Verhältnisse des arglosen Junkers Florentin einschneide. Ich aber nehme aufrichtigen und auch berechtigten Anteil an dem Schicksal der jungen Dame, und da muß mir ernstlich daran gelegen sein, von Ihrem Bräutigam Näheres über deren Lage zu erfahren. Da haben Sie den Grund, weshalb ich ihn sprechen, oder, wenn das auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen sollte, Sie um Ihre Vermittlung bitten möchte. Vielleicht kennen Sie selber jenes Geheimnis?"

„Ich kenne keins", antwortete Hanna kurz.

„So würden Sie es doch in Erfahrung bringen können: es heißt, daß Ihnen zuweilen der Zutritt zu ihm gestattet wäre."

„Wenn ich den Wilm besuche, ist jedesmal ein Zeuge zugegen. Ich kann nur über Dinge mit ihm reden, die jeder

hören darf. Ihnen würde es nicht besser ergehen. Sie mögen sich also den Besuch ersparen. Die Menschen in dem Gefangenhaus sind mißtrauisch; man würde fürchten, Sie trügen sich mit verräterischen Absichten, und das könnte dem Wilm schaden, so daß man ihm das bißchen größere Freiheit entzöge."

„Aber bevor er verhaftet wurde, sprach er da nicht zu Ihnen über ein Ereignis, das in naher Beziehung zu dem Junker Florentin steht?"

„Hätte er es getan, so wär's bei mir begraben. Was der Wilm mir anvertraut, ist nicht für andere Menschen."

Walkort sann wieder eine Weile nach, bevor er fortfuhr: „Sie wissen, ich verstehe zu schweigen. Keine Macht der Erde könnte mich bewegen, den Verdacht der Behörden auf diejenigen hinzulenken, die die unverzollten Waren in dem Ausbau versteckten. Und ich weiß mehr über diese Angelegenheit, als irgendeiner ahnt. Ich erinnere Sie an die Nacht, die ich in der Strandhütte verbrachte."

Und wiederum sah Hanna lebhaft empor, senkte indessen noch schneller ihr Haupt nieder.

„Mögen Sie erfahren haben, was Sie wollen," sprach sie gelassen, „die Leute, die in jener Nacht auf dem Strande ihr Wesen trieben, heute noch zur Rechenschaft zu ziehen, sollte schwer werden."

„Sie mißverstehen mich, Hanna, ich wollte nur andeuten, daß ich, gewohnt, anderer Menschen Geheimnisse zu achten, mich am wenigsten um Dinge kümmere, die mir fern liegen."

„Ich verstehe Sie sehr wohl. Aber des Wilm Geheimnisse sind nicht die meinigen. Er ehrt den Junker Florentin. Kann er ihm Gutes tun oder Unheil von ihm abwenden, so geschieht es ohne den Beistand anderer. Wer will's ihm verdenken, wenn er seine Zeit abwartet?"

„Gut, Hanna, ich sehe ein, meine Vorstellungen sind fruchtlos. Sie haben einen eisernen Willen. Ich tadle Sie deshalb nicht, sondern gebe es auf, weiter in Sie zu dringen. Dagegen lege ich Ihnen ans Herz, den Wilm bei Gelegenheit zu befragen und seine Entscheidung mitzuteilen."

„Wo sollte ich dazu eine Gelegenheit finden?"

„Es wäre doch möglich, liebes Kind, und dann wissen Sie ja, was Sie zu tun haben. Doch die Nacht ist weit vorgeschritten. Ist es Ihnen recht, so gehen wir zusammen ins Dorf."

„Ich würde noch keine Ruhe finden", erklärte Hanna ruhig; „die Einsamkeit hier draußen ist mir lieber, als ein niedriges Dach über mir. Wollen der Herr mir aber einen Gefallen erweisen, so reden Sie zu niemand darüber, daß Sie mir begegnet sind. Was geht's die Menschen an, wenn ich nicht so bin, wie andere! Sie nehmen mich ohnehin genug in ihre Mäuler."

„Nein, Hanna, niemand hat sich darum zu kümmern, und ist jemand berechtigt, die Einsamkeit zu suchen und seinen Gedanken nachzuhängen, so sind Sie es. Ich komme von dem alten Förster —"

„Der Ihnen mehr erzählte, als notwendig war", fiel Hanna spöttisch ein.

„Nun ja, ich erfuhr manches von ihm, was bei mir ebenso sicher aufgehoben ist, wie des Wilm Geheimnisse in Ihrem Herzen, ebenso sicher, wie der Zufall, der uns hier draußen auf der Landstraße zusammenführte."

Hanna antwortete nicht mehr. Walkort reichte ihr daher die Hand zum Abschied, ihr freundlich ratend, sich nicht übermäßig der kalten Nachtluft auszusetzen; dann fügte er hinzu:

„Sollten Sie je eines aufrichtigen Freundes Rat bedürfen, so wenden Sie sich vertrauensvoll an mich."

„Das ist dankenswert", antwortete Hanna nicht minder freundlich; „aber Rat gebrauche ich nicht. Solange ich allein bin, weiß ich mir selber zu raten; kommt der Wilm frei, so ist's Raten seine Sache. Bis dahin läuft aber noch viel Wasser bergab."

„Gute Nacht denn, Hanna."

„Gute Nacht, Herr."

Walkort kehrte sich dem Dorf zu. Bald darauf fiel seine Gestalt mit der tiefgrauen Atmosphäre zusammen. — —

Fünfzehntes Kapitel.

Ein schwerer Gang.

Die mondlosen Nächte hatten ihren Anfang genommen. Rauhe Novemberwinde fegten über das Land und wühlten verdrossen das Meer auf. In dem Dorfe wunderte man sich kaum noch, einen Fremden trotz der ungünstigen Jahreszeit länger weilen zu sehen. Man hatte sich daran gewöhnt, daß er bald nach dieser, bald nach jener Richtung hin Feld und Wald durchstreifte, gelegentlich dem alten Förster in des fröhlichen Junkers Begleitung einen Besuch abstattete, im allgemeinen aber die Abende im Hause des Kontrolleurs verbrachte.

Manche wollten behaupten, daß er und Florence wohl ein Paar werden möchten. Andere meinten, der rätselhafte Herr sei ein schlauer Rechenmeister und gehe darauf aus, trotz aller Widersprüche der Erbin den verödeten Ausbau um so billiger an sich zu bringen. Wieder andere neigten zu dem Glauben hin, daß er es auf den Ausbau samt dem Mädchen abgesehen habe und daher den Besitz des einen von dem des anderen abhängig mache, während die ruhiger Überlegenden rieten, sich um nichts, wenigstens nicht auffällig zu kümmern, wodurch jemand, der im Dorfe manchen Taler unter die Leute bringe, auf ewige Zeiten verscheucht werden könne. Denn trat er wirklich in den Besitz des Ausbaues, so war zu erwarten, daß er in nächster Zeit recht vielen Arbeitern lohnende Beschäftigung bot, um das Gespensterhaus und den Parkgarten aufs neue als Augenweide erstehen zu lassen. Es galt daher nicht nur als angemessen, sondern auch als klug, der Dinge, die da kommen sollten, geduldig zu harren.

Und mit dem Verkauf des Ausbaues schien es in der Tat Ernst zu werden. Einen derartigen Eindruck hatte wenigstens derjenige gewonnen, der an einem jener rauhen Herbstabende Zeuge gewesen wäre, wie Walkort und der biedere Ottke in des letzteren Amtszimmer freundschaftlich beieinandersaßen und sich in ihrer Unterhaltung ausschließlich mit Florences vernachlässigter Besitzung beschäftigten.

„Hypothekenschulden lasten auf dem Grundstück nicht", beteuerte Ottke heute abend mindestens zum zehnten Male; „das aber wäre für Sie auf alle Fälle ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Sie leisten die Anzahlung in einer Ihnen bequemen Höhe und verzinsen das eingetragene Kapital mit vier Prozent — mein Gott, welche Summen sind dadurch verloren worden, daß das liebe eigensinnige Kind sich jedesmal störend in den Handel mischte und ich zu schwach war, meinen Willen streng durchzuführen!"

„So läßt sich voraussetzen, daß Ihr Schützling im Besitz von Mitteln ist, die den Verkauf nicht dringend notwendig erscheinen lassen", bemerkte Walkort gleichmütig, wie um das Gespräch nicht einschlummern zu lassen.

Mit einem argwöhnischen Blick durch die Gläser erklärte Ottke zögernd:

„Nicht dringend notwendig, obwohl es recht wünschenswert gewesen wäre. Sie befindet sich im Genuß einer auskömmlichen Rente von seiten ihrer Eltern; eine nicht unerhebliche Zubuße wurde ihr vor einigen Jahren von Amerika aus durch die dortigen Gerichte übermittelt, und rechnet man dazu den Ausbau oder vielmehr dessen Wert, so ist sie immerhin im Besitz einer stattlichen Mitgift."

Walkort, sehr wohl durchschauend, was den Kontrolleur veranlaßte, Florences Lage als eine überaus günstige zu schildern, griff ohne Säumen nach der Gelegenheit, ihn weiter auszuforschen, und fragte etwas lebhafter:

„Also auch drüben kümmerte man sich noch um die junge Dame, und wenn ich richtig schließe, seit dem Tode ihrer Eltern zum ersten Male?"

Sanftmut thronte auf Ottkes Zügen, als er berechnete, ob er nicht einer Unvorsichtigkeit sich schuldig gemacht habe. Walkorts Wesen beunruhigte ihn offenbar, denn er bestätigte mit einem tiefen Seufzer der Wehmut:

„Seit dem Tode der Eltern zum erstenmal, und ich vermute, zum erstenmal, seit diese überhaupt in dieser Gegend weilten."

„Von wem rührt das Geld her, wenn es nicht unangemessen ist, darnach zu fragen?"

„Ihnen erteile ich gern Auskunft," antwortete Ottke vertrauensvoll, „aber auch nur Ihnen allein, und zwar unter Berücksichtigung aller obwaltenden Umstände. Nach den mir gleichzeitig mit dem Gelde übermittelten Nachrichten ist drüben meines verwaisten Pfleglings einziger und letzter Verwandter in gerade nicht glänzender Lage und ohne letztwillige Bestimmungen hinterlassen zu haben vor etwa sechs, sieben Jahren gestorben. Dem Zufall ist es wohl zu verdanken gewesen, daß man auf die Spuren unseres Lieblings geriet. Auf alle Fälle hat man sich mit der Auszahlung nicht sehr beeilt, und auf dem Wege hierher mögen wohl etliche Tausend Taler an diesen und jenen Händen kleben geblieben sein. Doch was sollte ich machen? Nachforschungen hätten keinen Erfolg gehabt, und so war ich froh, überhaupt noch etwas zur Gutschrift zu empfangen. Schließlich spielen fünftausend Dollars immerhin eine Rolle."

„Wenn nur kein Unterschleif stattfand", warf Walkort ein; „ich meine, daß man die genannte Summe hinwarf, um dadurch andere Ansprüche noch vor ihrem Entstehen gewissermaßen zu ersticken."

„Undenkbar, unmöglich!" floß es milde und doch entschieden von des Kontrolleurs Lippen, „denn, sagen Sie selber, wer hätte hier darnach gefragt, wenn man sich überhaupt nicht um Florence kümmerte?"

„Wohl wahr," gab Walkort nachdenklich zu, „und es läßt sich voraussetzen, daß von drüben aus nicht weiter nach der jungen Waise Lage und Ergehen geforscht wurde."

„Mit keiner Silbe, mein bester Herr Walkort. Es hieß einfach: Lebt da und da eine gewisse Florence Blenfeld, so sind ihr oder ihren Vormündern die fünftausend Dollars auszuzahlen."

Verräterisch zuckte es um Walkorts Lippen, und einige Sekunden sann er wieder nach, bevor er antwortete:

„Es liegt etwas unendlich Trauriges in dem Gedanken, daß ein Kind nur Waise zu werden braucht, um gewissermaßen für vogelfrei erklärt zu werden."

„Ein sehr, sehr trauriger Gedanke, wenn es keine rechtlich denkenden Vormünder mehr gäbe," versetzte Ottke, „und

wenn auch nicht heute und morgen, so wird Florence seinerzeit — zwei Jahre dauert es nur noch bis zu ihrer Großjährigkeit — Zeugnis dafür ablegen können. Uns hier ist sie sehr ans Herz gewachsen, so innig, daß die langen Jahre der Unruhe und Sorge um sie mir gar nicht mehr als Opfer erscheinen. Glücklich der Mann, der sie einst sein eigen nennt."

„Glücklich der Mann", bekräftigte Walkort überzeugend; „um so mehr aber halte ich es für meine Pflicht, trotz der von Ihnen gestellten günstigen Bedingungen, eine Entscheidung über den Ausbau nur dann herbeizuführen, wenn Florence keine Einsprache erhebt. Wir dürfen nicht vergessen, es handelt sich um ein Erbstück ihrer toten Eltern. Ihre Pietät muß geachtet werden."

Über Ottkes Gesicht eilte ein Schatten des Mißvergnügens. Bevor er sich aber für eine Erwiderung entschieden hatte, öffnete Florence die Tür, um im Namen der Frau Kontrolleurin die Herren zum Essen einzuladen. — —

Draußen schien die Finsternis unter dem verhangenen Himmel sich noch verdichtet zu haben. Auf den Wegestrecken, die durch den Wald führten, war es so schwarz, daß nur ein mit der Gegend sehr Vertrauter nicht Gefahr lief, über die Prellsteine zu stolpern, oder gar in die Einfassungsgräben hinabzutaumeln. Hanna wanderte der Stadt zu. Wohl schnürte ihre gequälte Brust sich zusammen, indem sie der kommenden Stunden gedachte, indem sie alle möglichen Gemütsstimmungen sich vergegenwärtigte, unter denen sie, wenn überhaupt, denselben Weg zurückgehen würde; allein kein Seufzer kam über ihre Lippen, keine Träne drängte sich in ihre Augen. Mit eisernem Willen bereitete sie sich darauf vor, ihre Besonnenheit zu bewahren, in entscheidenden Augenblicken ihre Geistesgegenwart nicht zu verlieren. Und die schwarze Nacht und der gleichsam bis aufs Mark dringende scharfe, kalte Wind, was galt ihr das? Gegen Witterungseinflüsse war sie abgehärtet und gestählt, und je schwärzer die Schatten, die sie umringten, um so hoffnungsvoller gedachte sie ihres Unternehmens, um so zuversichtlicher schritt sie einher, um so leichter erschien ihr die Last, die sie mit sich führte. Und doch war sie schwer genug.

Der Korb an ihrem Arm zählte nicht, der barg nur den üblichen Vorrat an Lebensmitteln; dagegen die beiden Leinen, die sie unterhalb des Mantels um ihren Körper geschlungen hatte, deren eine allerdings nur von der Stärke eines guten Federkiels, während die andere so dick wie ein Mannsdaumen, und deren jede mindestens ihre fünfundzwanzig Ellen maß, sie bildeten ein Gewicht, daß neben ausreichender Kraft auch ein wahrer Mannesmut dazu gehörte, sich in aufrechter Haltung damit einher zu bewegen.

So näherte sie sich auf einem Umwege dem Gefängnisgebäude in dem entlegenen Stadtteile. Aus einem vor dessen Rückseite mündenden Landwege gelangte sie auf die breite Straße, die an der Umfassungsmauer hin sich um die düsteren Baulichkeiten herumzog. Die Lage des Fensters, vor dem sie Wilm auf der Wache wußte, kannte sie.

Dort eingetroffen, sandte sie einen flüchtigen Blick nach oben, wo alles mit der Dunkelheit in eine einzige schwarze Fläche zusammenfiel. Argwöhnisch spähte sie vorwärts und rückwärts. Nirgends entdeckte sie eine Spur von Leben, und nunmehr ihrer Sache gewiß, schlug sie zwei kleine Steine, jedoch nur einmal, hart aneinander, worauf sie ihren Weg dicht an der Mauer hin fortsetzte. Es hatte eben elf Uhr geschlagen. Die Laternen, bis auf diejenigen an den Straßenecken, waren bereits ausgelöscht worden. Noch einige Schritte weiter, und da glaubte Hanna ein eigentümliches, kaum zu unterscheidendes Knirschen zu vernehmen, das aus der Richtung von Wilms Zelle zu ihr niederdrang. Kein anderes Ohr hätte es gehört; aber dem ihrigen, unter tödlicher Spannung darauf vorbereiteten konnte es nicht entgehen. Sie vergegenwärtigte sich, wie Wilm die erste, bis auf einen letzten schwachen Halt doppelt eingesägte Stange aus der Vergitterung herausnahm, und ihr Herz stand still bei dem Gedanken, daß nunmehr der letzte Weg zur Umkehr abgeschnitten sei. Die Flucht mußte entweder gelingen oder ein schweres Verhältnis auf sie hereinbrechen. Sie wartete, bis dasselbe Geräusch sich an einer zweiten Stange wiederholte; dann seufzte sie tief auf, und als sei damit ihr vielfach erprobter Mut wieder in seine vollen

Rechte eingetreten, schlich sie nach der verräterischen Laterne hinüber. Es war ein gefährliches Tun, zu dem sie sich rüstete, und dennoch mußte es gewagt werden.

„Gott helfe mir", flüsterte sie aus tiefstem Herzensgrunde. Im nächsten Augenblick hatte sie den Korb niedergestellt, einen in Ringen zusammengelegten starken Draht aus demselben hervorgeholt und gerade gebogen. Flüchtig prüfte sie den kurzen stumpfen Haken auf dessen einem Ende; dann schlich sie nach der Laterne hinüber. Gewandt schwang sie sich nach dem untern Absatz der gußeisernen Säule hinauf, und mittels des Hakens den gekrümmten Griff des Gashahns fassend, verlöschte sie die durch den Wind gezauste unstete Flamme so geschickt, daß, wer sich nicht in unmittelbarer Nähe von ihr befunden hätte, bei dem heftigen Luftzuge durch das plötzliche Schwinden der Beleuchtung kaum befremdet worden wäre. Von dem Absatz heruntersteigend, beobachtete sie mit Genugtuung, daß, so weit ihre Tätigkeit sie in nächster Zeit führen sollte, die Finsternis durch die Schatten von Mauern und Gebäuden noch verdichtet und zu einer undurchdringlichen gemacht wurde. In den Schutz der Mauer zurückgekehrt, wand sie Leine und Tau von ihrem Körper, worauf sie beides über den linken Arm in große, leicht zu entwirrende Ringe so zusammenlegte, daß die Leine, mit dem Tau fest vereinigt, zu oberst kam, und den Korb in der rechten Hand, schlich sie bis in die Nähe von Wilms Zelle zurück.

Für diesen war das Erlöschen der Laterne das Signal zur Eile gewesen; denn kurz bevor Hanna dort eintraf, vernahm sie das dumpfe Geräusch, mit dem eine Bleikugel auf das Straßenpflaster schlug.

Tief atmete sie auf. Sie wußte jetzt, daß der Weg zur Flucht offen war, es nur noch der Anstrengung weniger Minuten bedurfte, um Wilm vor sich zu sehen. Sich nach vorn bewegend, fühlte sie den mit der Bleikugel vereinigten Bindfaden vor ihrer Brust, und kaum eine Minute dauerte es, bis sie diesen mit der Leine zusammengeknotet hatte. Alsbald wurde der Bindfaden behutsam straff gezogen, und je nachdem sie ihn lockerte, glitt er leise nach oben. Dem Bindfaden folgte die Leine. Elle

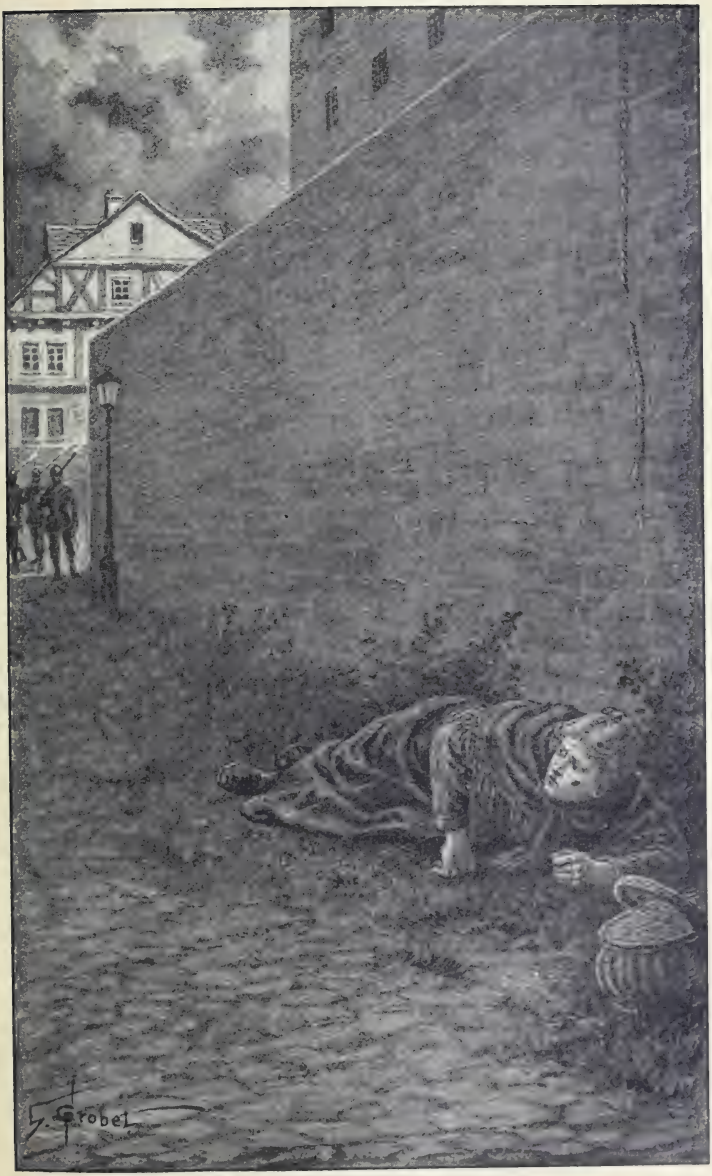
um Elle rollte von den vorsichtig gelockerten Ringen, Elle um Elle schob sich über den hohen Mauerrand nach dem dritten Stockwerk hinauf, bis endlich das Tau folgte und bei der langsamen Bewegung ebenfalls kein anderes Geräusch erzeugte, als leises Reiben auf dem Mauerrande, das indessen, und wäre es zehnmal lauter gewesen, von dem um das Gebäude herumheulenden Winde gleichsam verschlungen wurde.

Nur wenige Ellen des Taues befanden sich außerhalb der Mauer, als die Bewegung plötzlich aufhörte. Hannas Atem stockte. Sie erriet, daß eine Störung stattgefunden habe, und ein ohnmachtähnliches Gefühl bemächtigte sich ihrer, indem sie das Tau ans Ohr legte, um auf diese Weise die Ursache des bedrohlichen Umstandes kennen zu lernen. Doch nicht oben hatte sich ein böses Verhängnis vorbereitet, sondern aus einer andern Richtung nahte die Gefahr, nur daß Wilm von seiner hohen Warte aus sie früher gewahr geworden. Und Hannas Mut rang noch mit einer Anwandlung von Schwäche, als das Geräusch fester Männerschritte zu ihr herüberdrang. Diese näherten sich mit mäßiger Schnelligkeit. An dem von sorglos plaudernden Stimmen begleiteten Marschtritt erkannte sie Soldaten, die entweder die nächste Umgebung des Gefängnisses abpatrouillierten, oder auf dem Wege waren, Schildwachen abzulösen. Wie dicht die Leute an ihr vorüberschreiten würden, ahnte sie nicht; aber ein Stein hätte nicht regungsloser daliegen können, als sie selbst, indem sie, lang ausgestreckt, sich an den Fuß der Mauer anschmiegte, wo ihr Körper mit dem herbstlich gestorbenen Unkraut zusammenfiel.

„Der Teufel über den Sturm," unterschied sie eine Stimme, „da hat er die Laterne ausgeblasen; wir mögen zusehen, daß wir uns die Schädel nicht an dem Pfahl einrennen."

„Halb rechts!" kommandierte eine andere Stimme, wodurch die Patrouille mitten nach der Straße hinaufgelangte. „Gerade aus! Hätte jemand ein Streichholz, möchten wir das Ding wieder in Brand setzen."

„Bei dem Winde?" bemerkte ein anderer, und vorüber schritten die Soldaten auf ihrem Wege um das Gebäude herum.



An dem von sorglos plaudernden Stimmen begleiteten Marschtritt erkannte sie Soldaten. (S. 176.)

Noch drangen ihre Stimmen, vom Winde getragen, herüber, als das Tau wieder nach oben gezogen wurde. Um es nicht entschlüpfen zu lassen, trat Hanna mit dem Fuß in die auf dessen Ende geschürzte Schlinge. Doch bevor es straff war, hörte die Bewegung wieder auf, für sie ein Zeichen, daß das obere Ende des Taues in Wilms Händen war und er ans Werk ging, es mittels eines Schifferknotens an einer der Gitterstangen zu befestigen. Zum Glück lag das Zellenfenster so viel höher, als die Mauer. Es wurde dadurch der Druck, den Wilm durch sein Gewicht auf das Tau ausübte, in einer Weise verringert, daß dessen Straffhalten Hannas Kräfte nicht überstieg. Dies alles hatte das in seiner Angst und Not doppelt scharfsinnige Mädchen sehr wohl berechnet und daher zu keinen andern Hilfsmitteln, als den in der eigenen Kraft wohnenden, gegriffen.

Leises Zucken des Taues verriet endlich, daß oben alle Vorbereitungen beendigt seien. Während ihre durch Todesangst verschärften Ohren lauschten, warf Hanna einen spähenden Blick um sich. Auf der Straße war es so finster, wie in einer abgeschlossenen Höhle. Nicht einmal das Tau in ihren Händen vermochte sie zu unterscheiden. Einen zweiten Blick, mit dem sich ein inbrünstiges Gebet vereinigte, sandte sie zum Himmel empor, vor dem sich die Gefängnismauern und Dächer nur noch als unbestimmte Schatten abhoben. Dann wand sie das Tau um beide Hände, und den einen Fuß wieder in der offenen Schleife, trat sie dicht an die Mauer, um deren obern Rand als Stütze für das Tau zu benutzen. Langsam zog sie es straff. Ein Gegendruck von oben zeugte für Wilms Verständnis. Eine Minute verstrich noch in banger Erwartung, und ein neuer, schwerer Druck belehrte Hanna, daß Wilm sich außerhalb des Gefängnisses auf dem Wege zu ihr befand.

Zwei Jahre hatte Wilm im engen Gewahrsam verbracht; eine lange Zeit, allein nicht lange genug, um dadurch die auf seinen Seefahrten erworbene Gewandtheit zu beeinträchtigen. Einmal auf der Außenseite des Fensters, hörten alle Bedenken auf. Der erste Schritt war getan, und ob gräßliche Gefahren drohten: eine Umkehr, ein Stehenbleiben war nicht mehr

möglich. Doch der Knoten an der Gitterstange hielt ebenso sicher wie das Tau selbst, und sicherer als alles hielt Hanna dessen unteres Ende, so daß die, wie von einem Mast, schräg heruntergleitende Last auf dem Mauerrand kaum eine Reibung erzeugte. Schnell griffen die eisernen Fäuste untereinander; ebenso schnell und geräuschlos arbeiteten die nur mit Strümpfen bekleideten Füße, bis Wilm endlich auf der Mauer den ersten Halt gewann. Rittlings setzte er sich fest, worauf er zunächst den in losen Windungen mit heruntergenommenen Bindfaden flink zu ordnen begann. Mittels dieses holte er die Leine nach sich, bis sie sich anspannte. Ein etwas stärkerer Zug löste den Knoten am Gitter, und während Hanna nunmehr das Tau vorsichtig einholte, gab Wilm die um die Gitterstange herumlaufende Leine und endlich den Bindfaden ebenso behutsam nach oben aus, wodurch verhindert wurde, daß das Tau auf der Innenseite der Mauer geräuschvoll niederschlug. Nachdem Hanna auch die Leine mit fieberhafter Eile in Ringe zusammengelegt hatte und nur noch ein kurzes Ende über die Mauer hinausragte, gab Wilm den Bindfaden frei, der sodann unhörbar niederfiel und mit derselben Hast von Hanna aufgewickelt wurde. Jetzt erst, nachdem die letzte Spur beseitigt worden, die von der Art der Entweichung des Gefangenen Zeugnis abgelegt hätte, glitt Wilm von der Mauer nieder.

Die überlegende Ruhe, die die beiden jungen Leute bei ihrem gefährlichen Werke bisher bewahrt hatten, verließ sie auch jetzt nicht. Kaum ein Händedruck wurde gewechselt. Nur einige Worte flüsterte Hanna dem Geliebten zu. Dann reichte sie ihm Tau, Leine nebst Schnur und den Draht, ferner eine Mütze, die er schnell auf sein Haupt streifte, und geräuschlos wie Geister verschwanden sie in entgegengesetzten Richtungen. —

Es fehlten noch zehn Minuten an halb zwölf Uhr, als Hanna sich auf dem gewohnten Wege dem Gefängnistor näherte. Wie so oft, wurde ihr auch heute der Zutritt zu dem Gefangenen gewährt, nur daß der Schließer, der Zustimmung des bereits schlafenden Inspektors sicher, es auf eigene Hand unternahm, sie an Ort und Stelle zu begleiten. Auf dem Wege dahin aber schärfte er ihr ein, ihre Besuche auf eine frühere Stunde zu

verlegen, wenn sie nicht erleben wolle, trotz der großen Bevorzugung eines Tages abgewiesen zu werden, wohl gar der ausnahmsweisen Vergünstigung, die im Grunde gegen die Gefängnisordnung verstoße, verlustig zu gehen.

„Ich kann nicht, nein, ich kann nicht anders," bat Hanna mit einem Ausdruck, der den Schließer sichtbar bewegte, „was brauchen die Menschen in meinem Heimatsort zu wissen, wenn ich zu ihm gehe? Und sehen sie mich mit einem Korbe, gibt's viel Fragen und Reden; ich leide ohnehin zu schwer, um immer wieder gemartert zu werden, wohl gar zu gewahren, daß sie die Köpfe zusammenstecken und sich gegenseitig zuraunen, ich ginge zu einem unehrlichen Sträfling. Nein, ich kann nicht anders kommen, und wär's heute das letztemal, daß man hier Erbarmen mit mir übt."

Sie waren vor Wilms Zelle eingetroffen. Gleich darauf öffnete sich die Tür unter des Schließers Händen. Ein heftiger Luftzug strömte ihm entgegen, das Licht in seiner Laterne fast verlöschend. Entsetzt trat er in die Zelle ein: der Fensterflügel stand offen, der Gefangene war verschwunden.

„Der ist fort, entsprungen," stöhnte er verzweiflungsvoll, unter Benutzung des noch vor dem Fenster stehenden Schemels die Öffnung prüfend, „zwei Stangen sind ausgebrochen — wer hätte ihm das zugetraut — er kann noch nicht weit sein — vor einer Stunde erst sprach ich mit ihm — dabei hatte er nur noch zwei Jahre vor sich — undankbar ist's; es muß Lärm geschlagen werden." —

Er sprang zur Erde. Sein Blick fiel auf Hanna. War es ihr bisher gelungen, ihre äußere Ruhe notdürftig zu bewahren, so legte es sich angesichts der leeren Zelle wie eine Ohnmacht um ihre Sinne. Den Korb noch immer am Arm, stützte sie sich an den Türpfosten, um sich aufrechtzuerhalten. Ihr Antlitz war totenbleich. Schwere Tränen entströmten ihren Augen, während sie, wie Hilfe erflehend, auf das leere Lager starrte. Das was ihr als eine Gefahr erschien, die Überwältigung durch die in ihrer Brust wogenden Empfindungen, das diente ihr zum Heile; denn anstatt Verdacht gegen sie zu schöpfen, flößte ihr Anblick dem Schließer offenbar Mitleid ein.

„Arme Hanna," sprach er mit einem Gemisch verhaltenen Zornes und Bedauerns, „da sehen Sie, was Sie an ihm gehabt haben. Anstatt an Sie zu denken, ist er nur auf Flucht bedacht gewesen, und wenn sie ihn einfangen — weit kann er ja nicht sein — ist's mit der Gnade nichts. Sie mögen ihm sogar ein halbes Jahr mehr zusprechen; dann aber wär's eine Schande für ein sittsames Mädchen, noch einen Blick für den Undankbaren zu haben. Doch nun kommen Sie — schnell, schnell — der Fall muß schleunigst gemeldet werden." —

„Ich kann nicht, ich kann nicht", fiel Hanna kaum verständlich ein, denn erfüllte sie einesteils unsägliche, gleichsam erstickende Freude über das glückliche Entkommen, so schüchterten andererseits die furchtbaren Drohungen sie wieder ein; „nein, ich kann nicht", wiederholte sie wie geistesabwesend, indem sie nach dem Lager hinüberschwankte und sich darauf niederließ.

„So bleiben Sie", versetzte der Schließer ungeduldig, und seine Laterne mit fortnehmend, eilte er davon, um den Inspektor und die Wache von dem unglaublich erscheinenden Ereignis in Kenntnis zu setzen.

Und so dauerte es nur wenige Minuten, bis alles, was zur Bewachung innerhalb der Gefängnismauern vorhanden war, in geräuschvoller Bewegung und alle diejenigen Anordnungen getroffen wurden, die in der finsteren Nacht überhaupt noch möglich waren. Gendarmen und Polizisten wurden aufgeboten; Patrouillen wurden in die Hofräume abgeordnet; andere erhielten die Aufgabe, die als Nothafen dienende Flußmündung und den Strand abzuspähen, sogar in des Flüchtlings Heimatsort Nachforschungen nach ihm anzustellen, obwohl man sich eingestand, daß da, wo jedes Kind ihn kannte, er wohl zuletzt seine Zuflucht suchen würde. Nachdem der Inspektor auf solche Art alles Gebotene und Mögliche eingeleitet zu haben glaubte, begab er sich mit dem Schließer nach Wilms Zelle hinauf, um eingehend zu prüfen, wie der Gefangene überhaupt seine Flucht bewerkstelligt habe.

Als der Schließer ihm in den finsteren Raum hineinleuchtete, saß Hanna noch immer auf der alten Stelle, vor sich auf dem Fußboden den vollen Korb, das Antlitz in beide Hände

vergraben und den sie unabläßig bestürmenden Empfindungen sich widerstandslos hingebend.

Durch den Schließer bereits über alles unterrichtet, namentlich beeinflußt durch den Gedanken, daß ohne Hannas Eintreffen Wilms Flucht nicht vor dem folgenden Morgen entdeckt worden wäre, lag auch dem Inspektor nichts ferner, als ein Verdacht gegen das sichtbar zerknirscht dasitzende Mädchen. Dagegen erging er sich in Schmähungen über den verräterischen Burschen, die darin gipfelten, daß er Hanna Glück wünschte, endlich einen klaren Begriff von seinem Wert erhalten zu haben.

„Denn zwei Fälle sind nur möglich," schloß er, „entweder er entkommt und du siehst und hörst nie wieder etwas von ihm, oder er wird ergriffen und dann ist dem Ausbrecher eine erhebliche Verlängerung seiner Haft gewiß, wonach es dir, als einem achtbaren, opferwilligen Mädchen nicht anstände, fernerhin Beziehungen zu ihm aufrechtzuerhalten."

Und wiederum befestigte Hanna, nur ihren Empfindungen nachgebend, das Vertrauen in ihre Unschuld in einer Weise, wie es bei einem minder aufgeregten Zustande und mit berechnender Ruhe ihr nimmermehr möglich gewesen wäre.

„Sollte ich ihn nie wiedersehen, sollte ich auf ewig getrennt von ihm bleiben," rief sie klagend aus, „so kann ich nur wünschen, daß ihm die Flucht gelingen möge. Er war zu unglücklich hier. Das erfuhr ich, so oft ich ihn besuchte. Das Herz hätte mir bei seinem Anblick vor Jammer brechen mögen!"

„So verriet er dir seinen Plan?" forschte der Inspektor, und scharf sah er in Hannas Antlitz.

Da richtete sich Hanna höher empor und antwortete fest: „Nie sprach er zu mir von Flucht, und bei unserem Zusammensein war ja stets ein Zeuge zugegen. Wohl meinte er, wie die Freiheit schön sein müsse — und wer möchte ihm das verargen — und wenn er sich gewaltsam selber befreite, so stört das nicht meinen Glauben an seine Rechtschaffenheit."

„Mag sein", erwiderte der Inspektor, nunmehr vollständig von des Mädchens Unschuld überzeugt.

Dann betrachtete er einen der ihm von dem Schließer

gereichten ausgebrochenen Stäbe aufmerksam. Dieser zeigte eine silbern glänzende Bruchfläche, wogegen der übrige Teil mit Rost überzogen erschien, die Folge des behutsamen Einschiebens angefeuchteter und geschwärzter Papiermasse in die allmählich sich vertiefende Kerbe.

„Wunderbar, wunderbar," sprach der Inspektor zu dem Schließer gewendet, „der Wilm hat entweder schon zu Anfang der Haft mit dem Zerschneiden begonnen, wozu er sich die Säge selber mitbrachte, oder die Arbeit rührt von seinem Vorgänger in dieser Zelle her und sie wurde zufällig von ihm entdeckt, was dann freilich den Plan des Ausbrechens in ihm gereift haben mag. Aber aus dieser Höhe herunter und über die Mauer zu kommen, ist mehr, als ich zu enträtseln vermag. Doch das mag die Kriminalpolizei feststellen. Alles muß so stehen und liegen bleiben, wie Sie es gefunden haben. Auch die Tür schließen Sie nach gewohnter Weise. Vor Tagesanbruch läßt sich nichts machen, und wer weiß, bis dahin mag er einer Patrouille in die Arme gelaufen sein — nun, Hanna, hier kannst du nicht bleiben. Komm, besitzest du nicht die Kraft, nach Hause zu gehen, so bleibe bis Tagesanbruch unten in meiner Wohnung."

„Komm, komm," fügte er hinzu, als Hanna sich schwerfällig erhob und den Korb über ihren Arm hing, „hier wirst du nichts mehr nützen; sollte man deine Zeugenaussagen verlangen, so fürchte dich nicht. Und geschehen muß das ja zu deinem eigenen Besten. Du könntest sonst in den Ruf kommen, einem Gefangenen davongeholfen zu haben."

Ein wenig später verließ Hanna das düstere Gebäude. Mit einem eintönigen „Gute Nacht" verabschiedete sie sich von dem Schließer, der die Pforte für sie öffnete. Anfänglich schwankend, später mit sicheren Bewegungen, schlug sie die Richtung nach dem heimatlichen Dorfe ein. Wie wirkte der kalte Wind so wohltuend auf sie ein, indem er scharf um ihre Schläfen strich. Sie gedachte Wilms', der nunmehr ebenfalls in frischer, freier Luft atmete. Sie pries die Finsternis und die undurchdringlichen Schatten des Waldes, die dem Flüchtling den sichersten Schutz gewährten. Aber immer wieder rannen

Tränen in ihren Augen zusammen und über die heißen Wangen niederwärts. Jetzt, da Wilm frei war, konnte sie es nicht fassen, daß ihr jahrelanges Sehnen und Hoffen zur Wahrheit geworden, ihr rastloses Kämpfen und Ringen nicht erfolglos geblieben war. —

Sechzehntes Kapitel.

Der nächtliche Besuch.

Acht Tage nach Hannas letztem Besuch im Gefängnis waren verstrichen. Die Verhöre, denen sie unterworfen gewesen war, hatten nur dazu gedient, den Glauben an ihre Nichtbeteiligung zu befestigen, und die Reden über das wunderbare Ereignis begannen schon mehr und mehr zu verstummen, als Walkort wieder einmal einen Abend bei dem alten Förster verbracht hatte, worauf er sich wie gewöhnlich gegen halb elf Uhr auf den Heimweg begab. Wie seit Wochen beinah täglich, fegte auch heute ein sturmartiger Wind über die düstere Landschaft hin. Unheimlich brauste er durch die entlaubten Baumwipfel, und da er von der See hereinstand, brauchte man auf der Landstraße nur ein wenig aufmerksamer zu lauschen, um das hohle Getöse zu vernehmen, mit dem die schäumenden Wasserhügel über den Strand bis an die Dünen hinaufrollten.

Walkort war so vertieft in seine Gedanken, daß er förmlich erschrak, als auf der äußersten Waldgrenze plötzlich eine Gestalt aus dem Schatten trat und nach Überschreiten des Einfassungsgrabens sich auf ihn zu bewegte.

„Herr Walkort," ertönte zugleich Hannas ruhige Stimme, „ich habe hier wohl eine Stunde gewartet. Sie sagten einst, wenn ich eines guten Freundes bedürfe, möchte ich zu Ihnen kommen. Die Zeit ist jetzt da, in der Sie andern einen großen Dienst erweisen können, wenn es noch Ihr Wille ist."

„Gewiß, Hanna," antwortete Walkort nach der ersten Überraschung bereitwillig, „habe ich etwas versprochen, so geschah

es, um Wort zu halten. Doch wir können in Bewegung bleiben. Die Nacht ist kalt und wenn Sie schon länger hier gewartet haben —"

„Ich fühle die Kälte nicht", fiel Hanna etwas lebhafter ein; „wenn wir gingen und Sie meine Bitte nicht abschlagen, so müßten wir wieder umkehren. Aber ich sag's im voraus: Was ich von Ihnen verlange, ist sehr gefährlich, wenn es nicht geheim bleibt. Fürchten Sie sich, mit mir zu gehen, so bekennen Sie es."

„Sagen Sie mir zuvor, wohin Sie mich zu führen gedenken."

„Nach dem Ausbau auf einem Umwege. Der Erdboden ist weich; ich muß Stellen suchen, wo die Füße keine Spuren austreten."

Walkort fragte zweifelnd: „Hanna, es handelt sich wieder um geschmuggelte Waren?"

„Mit dem Schleichhandel habe ich nichts mehr zu schaffen," antwortete Hanna eintönig, „noch weniger möchte ich Ihnen zumuten, der Deckmantel für ungesetzliche Handlungen zu sein. Und dennoch ist's gefährlich für Sie, wenn Sie mitgehen; noch gefährlicher für andere, wenn Sie meine Bitte abschlagen."

„Richtig, Hanna," gab Walkort ernst, aber wohlwollend zu, „und nun will ich Ihnen sagen, wohin ich Sie begleiten soll. Drüben in dem Gespensterhause hält sich der Wilm versteckt —"

„Wer behauptet das?" fuhr Hanna jäh auf, indem sie einen Schritt zurückprallte.

„Ich behaupte es, weil ich es weiß," versetzte Walkort beruhigend, „und was ich weiß, habe ich aus einer sichern Quelle geschöpft —"

„Allmächtiger!" seufzte Hanna erschüttert, „was Sie erspäht haben, mögen andere entdecken, und wir sind verloren."

„Nein, Hanna, jetzt entdeckt es kein anderer mehr. Als ich vor einigen Tagen mit Fräulein Blenfeld das Gespensterhaus wieder einmal besuchte, wandelte den rastlosen Junker die Lust an, die Kellerräume aufzuspüren. Wir gingen um das Haus herum; vor dem Kellerhals eingetroffen, bemerkte ich ein frisches Tannenreis, das augenscheinlich jemand dort verloren hatte. Das fiel mir auf und ich bat den Junker um die

Schlüssel. Als ich die Treppe hinunterstieg, gewahrte ich plötzlich ein anderes, aber kleines Zweiglein, das beim Schließen des einen Türflügels zwischen diesen und die Schwelle eingeklemmt war. Hatte das erste bereits meinen Argwohn erregt, so überzeugte das zweite mich vollends, daß dort in jüngster Zeit jemand aus- und eingegangen war, und das konnte nur der auf so geheimnisvolle Art verschwundene Wilm sein, der bei Ausübung des Schleichhandels sich genaue Kenntnis des Hauses verschafft hatte. Habe ich recht?"

„Mein Gott, mein Gott," flüsterte Hanna, die Hände vor sich ringend und die an sie gerichtete Frage überhörend, „wenn ein anderer das entdeckte! Ich konnt's nicht ahnen, denn führte mein Weg mich dorthin, so geschah's heimlich bei Nacht und Nebel."

„Antworten Sie mir vertrauensvoll, Hanna, habe ich recht? Doch fassen Sie sich, liebes Kind, was irgend noch hätte Verdacht erwecken können, habe ich unbemerkt beseitigt. Ich versuchte diesen und jenen Schlüssel, erklärte das Schloß für verrostet und riet, den Besuch der dumpfigen Räume auf eine gelegenere Zeit zu verschieben."

Hanna seufzte tief auf, wie wohl geschieht, wenn jemand einer schweren Gefahr entrissen wurde, dann antwortete sie leise, doch allmählich ihren alten bewährten Mut zurückgewinnend:

„Ja, Herr Walkort, Ihnen gestehe ich es ein: Ich war es, die den Wilm befreite. Ich allein. Kein anderer wußte darum. Nicht um die Welt hätte ich jemand getraut —"

„Sie — Sie allein vollführten eine Arbeit, die man jetzt einigen kühnen Männern zuschreibt?" fiel Walkort mit namenlosem Erstaunen ein.

„Um ihn zu retten, hätte ich noch weit mehr geleistet," bestätigte Hanna mit rührender Einfachheit, „zwei Jahre gebrauchte ich, um alles vorzubereiten, dann konnte es mir nicht schwer werden. Und nach dem Ausbau schaffte ich ihn, weil ich vermutete, daß in seinem Heimatsort und in dessen Nachbarschaft man am wenigsten nach ihm suchen würde. Sie haben die Wahrheit erraten, da brauch ich sie Ihnen nicht erst

anzuvertrauen. Ich wäre überhaupt nicht zu Ihnen gekommen; aber der Wilm meinte, wenn's ohne Gefahr geschehen könnte, möchte er Sie selber sprechen. Er hat noch Abrechnung mit jemand zu halten, und da sind Sie die beste Mittelsperson. Wollen der Herr mich jetzt begleiten?"

„Mich will er sprechen?"

„Sie befragten mich einst um etwas, und das will er Ihnen selber beantworten. Er sagte noch, nicht aus Feindschaft gegen den Kontrolleur, denn jetzt, da er frei sei, kenne er keine Feindschaft mehr; aber dem Junker Florentin sei's vielleicht von Vorteil, und dem zuliebe könne man nicht zuviel wagen."

„Gut, Hanna, so wollen wir nicht säumen", erklärte Walkort nunmehr eifrig. „Führen Sie mich, wohin es auch sei, ich folge Ihnen. Darauf aber bauen Sie zuversichtlich, daß nach diesem Beweis Ihres Vertrauens Ihr Geheimnis sicherer bei mir aufgehoben ist, als wenn ich über die Wahrheit im Dunkeln geblieben wäre."

„Das weiß ich, und durch mich weiß es der Wilm", antwortete Hanna ruhig; „wo es sich um Leben und Tod handelt — und Gefangenschaft ist ärger als der Tod —, da spricht man nicht zu dem ersten besten, so lange man seiner Sache nicht gewiß ist."

Sie kehrte sich ab und schlüpfte durch den Graben. Auf dessen jenseitigem Ufer blieb sie stehen, bis Walkort sich ihr zugesellt hatte; dann drang sie so eilig in das Gebüsch ein, daß dieser ihr kaum zu folgen vermochte. Binnen kurzer Frist erreichten sie die Stelle, auf der Hanna sowohl wie Lude heimlich in den Park einzudringen pflegten. Hanna verschwand auf der andern Seite der Mauer, wohin Walkort ihr alsbald folgte, und schweigend begaben sie sich nach dem stillen Hause hinüber. Gleich hinter dem Balkon kamen sie an einem vergitterten Kellerfenster vorüber. Hanna klopfte in einem bestimmten Takt an die auf der Innenseite der Vergitterung befindliche Lade, und schnellen Schrittes begab sie sich nach dem Kellerhals auf dem Giebel herum. Ohne Säumen stieg sie die Stufen hinab, und wiederum ertönte das rhythmische Pochen, mit dem ihr Knöchel die Türfüllung traf. Als Antwort

folgte das Geräusch, unter dem eine in Ringen spielende eiserne Stange entfernt wird, worauf beide Türflügel zugleich nach innen gezogen wurden.

Walkort war neben Hanna hingetreten. Er sah wohl, daß die Tür weit geöffnet wurde, dagegen vermochte er von dem schwarzen Hintergrunde des Ganges nur notdürftig die Gestalt eines Mannes zu unterscheiden, und daß Hanna diesem die Hand reichte.

„Wilm," sprach sie, „hier bringe ich den Herrn. Hätten wir beide zehn Leben zu verlieren, wir könnten sie in seine Hände legen. Offenbare ihm alles über den Junker Florentin; sprich auch über uns beide. Es könnte sein, daß wir eines Freundes Rat bedürften, und ein guter Freund macht oft die Anschläge von einem Dutzend Feinde zunichte." Dann zu Walkort: „Ich gehe jetzt. Unserer drei sind hier zu viel. Wollen Sie heimkehren, so führt der Wilm Sie an eine Stelle, auf der Sie mit zwei Schritten die Landstraße erreichen. Nach Mitternacht gehen da keine Leute mehr, und da mögen Sie den kürzesten Weg wählen. Mit Lebensmitteln bist du noch versehen, Wilm?"

„Ich könnte noch eine und eine halbe Woche damit auskommen", antwortete der junge Mann gedämpft.

„Hoffentlich bist du so lange nicht mehr hier, Wilm, die schwarzen Nächte sind vor der Tür und der Haspel weiß Bescheid. Ich schrieb an ihn, und er hat geantwortet. Du frierst nicht des Nachts?"

Wilm lachte geräuschlos und sprach aufmunternd:

„Kühl mag's hier sein, aber eine Wohltat ist's im Vergleich mit der schwülen Gefängnisluft. Nein, Hanna, mich friert nicht. Will ich mir Bewegung machen, hindert mich nichts, hier in dem Gange auf- und abzulaufen. Auch mache ich Tags die Fensterlade frei, da dringt durch die Ritzen ein wenig Sonnenlicht zu mir herein."

„Gute Nacht denn, Wilm," fuhr Hanna fort, und sie drückte dem jungen Mann die Hand, „über uns wacht ein guter Herrgott! Hat er uns so weit geholfen, hilft er auch weiter!"

„Gute Nacht, Hanna! Mag er dich in seinen besonderen Schutz nehmen", hieß es mit vor Innigkeit bebender Stimme

zurück, und wie ein Schatten schwebte das Mädchen die Stufen hinauf und um die Seitenwand des Kellerhalses herum.

„Da suche einer auf Gottes Welt ein Frauenzimmer, welches würdig wäre, der Hanna auch nur die Schuhbänder zu lösen," sprach Wilm zu Walkort gewendet, „die hat mehr Mut und Gottesfurcht aufzuweisen, als alle Menschen im Dorfe zusammengenommen. Doch treten Sie ein wenig näher, Herr, damit ich die Tür schließe." Dann, nachdem er Riegel und Haften voreinander gepaßt hatte, schob er die beiden Türflügel zu, worauf er sie mittels der Eisenstange feststützte. „Man kann nie zu vorsichtig sein," bemerkte er, und Walkorts Arm ergreifend, zog er ihn mit sich in die Finsternis hinein, „sitzt man hinter verschlossenen Türen, da fließen einem die Worte freier von der Zunge. Es ist zwar ein elender Raum, wohin ich den Herrn führe, und doch erscheint er mir wie eine Sakristei nach der langen Gefangenschaft. Da ist nichts drinnen, was die Hanna nicht mit ihren Händen betastet und geordnet hätte, und das ist ebenso gut, wie rechter Segen vom Himmel."

„Sie sprechen nicht wie jemand, der um die Zukunft sehr besorgt ist", erwiderte Walkort, indem er in den alten Weinkeller eintrat, wo Wilm damit beschäftigt war, Helligkeit zu erzeugen; „unverzagte Worte höre ich gern; wissen möcht ich aber, ob Sie gute Aussichten haben, von hier zu entkommen?"

„Ich denke die besten", antwortete Wilm sorglos; „leider muß ich der Hanna alles allein überlassen; die aber hat auf dem Wasser ihre Freunde so gut wie ich, und die werden schon eine Nacht auswählen, in der nicht leicht jemand auf dem Strande etwas sucht."

Das Licht brannte, die Tür war geschlossen, und Walkort nach seinem harzig duftenden Lager hinüberführend, wies er auf dieses mit den Worten:

„Ich selber bin in meinem Leben oft genug schlechter gebettet gewesen; aber dem Herrn wird's unbequem sein —"

„Nicht doch, Wilm", unterbrach Walkort ihn freundlich. Er warf sich auf das Lager, dann fuhr er fort: „Der getreuen Hanna Andeutungen lassen mich wenigstens voraussetzen, daß

Sie entschlossen sind, mir Wichtiges anzuvertrauen, was dem Junker Florentin zugute kommen soll."

„Ja, Herr, das ist meine Absicht. Dem Junker soll's von Wert sein, und wird dem Kontrolleur dadurch eine Nase gedreht, so hat er's überflüssig verdient. Doch die Zeit geht hin, und noch habe ich kein einzig Wort über die Angelegenheit des Junker Florentin gesprochen.

„Die Hanna und ich sind nämlich schon vor vier, fünf Jahren einig geworden, einander zu heiraten. Ich war damals von einer langen Reise heimgekehrt, und als ich die Hanna wiedersah, die aus einem halben Kinde ein ordentliches Mädchen geworden war, da war's mit meinem Seefahren vorbei. Zum Heiraten aber gehört Geld, und das besaßen wir beide nicht, um ein eigenes Heimwesen zu begründen und ein seefestes Boot zu beschaffen. Vorläufig arbeitete ich also als Fischerknecht; das brachte indessen nicht viel ein, und da kann's nicht erstaunen, wenn ich mit den Schmugglern Freundschaft schloß und bald ihr Vormann wurde. Denn ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, der Hanna ein warmes Nest zu bauen, wenn's aber fertig wäre, das gefährliche Gewerbe an den Nagel zu hängen. Und so wär's auch gekommen. Denn beinahe drei Jahre hatte ich gearbeitet, tags draußen beim Netzestellen oder in den Gärten, nachts, wenn die Gelegenheit da, mit zuverlässigen Männern beim Schleichhandel, und das brachte Geld, mochte es immerhin gewagt sein; und lange hätte es nicht mehr gedauert, bis ich alles zum Heimwesen und Boot beisammen hatte, als das Verhängnis auf mich hereinbrach.

„In den beiden ersten Jahren wußte Hanna nichts von meinem Treiben; denn wir Kameraden waren eingeschworen, daß keine Menschenseele die Wahrheit erfahren sollte. Endlich aber mußte die Hanna doch eine Ahnung gehabt haben; sie fragte mich nämlich eines Tages, wo ich die Nacht verbracht habe. Ich verschwieg's natürlich. Anstatt aber weiter in mich zu dringen, bat sie, wenn mir an ihr gelegen sei, mich allen gesetzwidrigen Handlungen fernzuhalten. Sie meinte, der Schleichhandel verstoße gegen Gottes Wort und die Gesetze, und sie wolle lieber mit mir ehrlich erworbenes trockenes Brot

essen, als im unrechtlichen Überfluß leben. Das ging mir wohl zu Herzen, und ich beruhigte sie; aber gerade ihre christliche Sanftmut war Ursache, daß ich ihr ein besseres Los wünschte. Um daher bald ein Ende damit zu machen, trieb ich den Schleichhandel nunmehr mit einer Lust und einem Mute, daß die Kameraden schier darüber erstaunten und zur Vorsicht mahnten."

Siebzehntes Kapitel.

Eines Schleichhändlers Erfahrungen.

In diese Zeit fiel ein Ereignis, dem der größte Teil meines Unglücks zu danken ist", fuhr Wilm nach einer kurzen Pause ernsten Sinnens fort. „Ich hatte nämlich für den Herrn Kontrolleur übernommen, den Buchsbaum, der um den Platz unter dem Nußbaum herumlief, umzupflanzen. Es geschah dies eines Nachmittags, und ich hatte schon eine ziemliche Strecke fertig, da erschien der Herr Ottke mit einem Fremden, und die setzten sich auf die Bank unter den Baum. Ich hab' an die vier Jahre auf englischen Schiffen gefahren, und da hörte ich denn sogleich, daß die beiden Englisch miteinander redeten, der Ottke nur mäßig, der Fremde dagegen wie ein geborener Engländer. Nebenbei stellte er die Worte sehr langsam und deutlich, wahrscheinlich um sich dem Herrn Kontrolleur verständlich zu machen. So kam es, daß ich das ganze Gespräch hörte, und nicht eine Silbe davon habe ich seitdem vergessen.

‚Hier sind wir sicherer, als zu Hause,' sagte der Herr Kontrolleur, während sie auf der Bank es sich bequem machten, ‚und weil Sie die Angelegenheit als ein Geheimnis betrachten, soll von meiner Seite keine Störung herbeigeführt werden. Denn da drinnen ist die Erzieherin, und die ist über alle Maßen neugierig; außerdem mag das Mädchen in jedem Augenblick heimkehren, und die sprechen und verstehen das Englische wie einer.'

Da sagte denn der Fremde:

‚Ja, ein Geheimnis ist's, und ein wichtiges obenein, das Ihnen selber nicht minder zustatten kommt, als dem Kinde. Aber der Mann da,' und er wies mit dem Daumen über die Schulter auf mich, ‚haben wir den nicht zu scheuen?' Und da antwortete der Ottke, daß sie sich um das ungeschlachte Vieh von einem Fischerknecht nicht zu kümmern brauchten, und die Verhandlungen nahmen ihren Anfang.

„Zunächst meinte der Fremde, daß das Mädchen, nämlich der Junker Florentin, sich bei dem Kontrolleur in einer so glücklichen Lage befände, daß es sündhaft wäre, es dieser entreißen zu wollen. Ferner erzählte er, des Junkers verstorbene braune Mutter habe noch Angehörige in Amerika, die aber mit einer solchen Art von Verwandtschaft nicht recht einverstanden wären, und daß er selber sich für verpflichtet halte, mit dem Herrn Ottke offen darüber zu sprechen. Dann sagte er folgendes: ‚Sie können sich vorstellen, daß man die Tochter oder Enkelin einer Wilden nicht gern um sich sieht, weil man dadurch beständig an den gröblichen Mißgriff eines sonst sehr lieben Angehörigen erinnert wird, und so ist mir der Auftrag erteilt worden, die mißliche Angelegenheit auf eine für beide Teile günstige Art zu ordnen. Es kommt nämlich zunächst darauf an, daß das Mädchen da bleibt, wo es am besten aufgehoben ist, dann aber auch, daß die Leute drüben nicht durch jemand behelligt werden, dessen sie sich seiner Abstammung wegen schämen müßten. Trotzdem geht dieser Leute Anhänglichkeit an die junge Waise so weit, daß sie sie gegen Not geschützt wissen möchten. Zu solchem Zweck bin ich also ermächtigt, Ihnen, als dem Vormunde, die Summe von fünftausend Dollars zur Verwaltung auszuzahlen, sofern es in ihrer Machtvollkommenheit liegt, einige Ihnen vorzulegende Bedingungen im Namen der jungen Blenfeld und zugleich bindend für spätere Zeiten zu unterschreiben.'

„Da wandte der Herr Ottke ein, daß seine Machtvollkommenheit nicht über die Großjährigkeitserklärung des Junker Florentin hinausreiche, und wenn ich richtig verstand, beruhigte der Fremde den Kontrolleur damit, daß die Bedingungen so ab-

gefaßt sein würden, daß der Junker sie später nur zu lesen brauche, um sie zu respektieren. Meines Erachtens sollte so viel Gift, Galle und Verachtung d'rin aufgespeichert werden, daß das arme Mädchen sich lieber wer weiß wohin, als zu ihren amerikanischen Verwandten begeben hätte. Dann fuhr der Fremde wieder fort: ‚Für Ihre große Mühewaltung und in Anerkennung Ihrer Gewissenhaftigkeit gedenkt man eine erhebliche Summe für Sie selber auszuwerfen, die allerdings erst dann Ihr unumschränktes Eigentum wird, nachdem die peinliche Familienangelegenheit durch Ihre Mitwirkung endgültig aus der Welt geschafft wurde. Ich gebe zu, man macht viel zu viel Aufhebens von der Geschichte, denn die natürliche Tochter eines Weißen und einer Indianerin sowie deren Kinder sind überhaupt von jeder Erbberechtigung ausgeschlossen; andererseits berücksichtige ich aber auch gern, daß man nicht den Schein einer grausamen Entscheidung — ja, genau so lauteten seine Worte — gegen sich herausfordern möchte.'

‚Die Bedingungen sind leicht genug erfüllt,' sprach er dann weiter. ‚Sie haben nur einen Empfangsschein über die fünftausend Dollar zu unterschreiben und im Namen des Mädchens die Erklärung abzugeben, daß Sie mit diesem großmütigen Geschenk alle nur denkbaren Verpflichtungen als erfüllt betrachten und dafür bürgen, daß keinerlei Ansprüche mehr an die amerikanischen Verwandten erhoben werden.'

„Das könne er mit gutem Gewissen tun, erklärte der Kontrolleur, denn die fünftausend Dollar seien wie vom Himmel heruntergekommen, und da hielte er für überflüssig, dem Junker oder jedem andern mehr zu sagen, als daß der letzte Anverwandte in Amerika verstorben und dem Kinde diese Summe als Erbschaft zugefallen sei.

„Damit war der Fremde einverstanden; doch meinte er, daß von der andern Partei dennoch jemand kommen könne, um sich des Mädchens zu bemächtigen, dagegen aber der sicherste Schutz sei, es so bald wie möglich zu verheiraten. Als Ottke darauf das Mädchen einen verwilderten Junker nannte, der jeden heiratslustigen Mann verscheuche, fiel der Fremde ihm in die Rede, als ob ihm plötzlich ein guter Gedanke komme:

‚Ist sie verwildert, was hindert Sie, die junge Person noch mehr verwildern zu lassen? Für das wilde Blut sind Sie nicht verantwortlich. Beträgt sie sich, daß gesittete Menschen keine Gemeinschaft mit ihr haben mögen, so fällt das nicht Ihnen zur Last, sondern der braunen Abstammung, und die Leute drüben haben doppelte Ursache, jede Annäherung von ihrer Seite mit Verachtung zurückzuweisen.‘“

„Empörend! Unglaublich!“ gab Walkort, der so lange mit gespannter Aufmerksamkeit den Mitteilungen des jungen Mannes gelauscht hatte, seiner maßlosen Entrüstung Ausdruck, „und dieser Ottke lieh solchen verbrecherischen Ratschlägen sein Ohr, ohne dem Schurken die Tür zu zeigen?“

„Das waren meine selbigen Gedanken,“ versetzte Wilm in seiner treuherzigen Weise, „aber wenn ich recht hörte, so hatte der Fremde ihm fünfhundert Dollar geboten, und das ist viel Geld. Ich aber knirschte mit den Zähnen und lachte heimlich über den Buchsbaum hin, weil ich’s nunmehr in Händen hatte, einen Strich durch das Schandgewebe zu machen. Ich wußte nur nicht recht wie. Denn mit dem fünfzehnjährigen Kinde selber konnte ich derartige Sachen nicht recht bereden, und der Ottke hätte mich Lügen gestraft. Da kam ich also auf den Gedanken, die Augen offen zu halten und den Tag der Großjährigkeit des Junkers abzuwarten; dann besaß er ja seinen freien Willen und auch wohl mehr Verständnis für die erschrecklichen Pläne.

„Das wären also die Hauptsachen, die die beiden Herren miteinander vereinbarten. Der Fremde zog jetzt zwei Schriftstücke aus der Tasche. Die gab er dem Kontrolleur, und der las sie mit großem Bedacht. Und noch eine dritte Schrift gab der Fremde dem Ottke, und dabei sprach er die Worte, die ich auf meinem Sterbebett nicht vergessen werde: ‚Hier haben Sie die Erklärung der Frau Barnard, der Stiefmutter des Mädchens, durch die Sie jeder Verantwortlichkeit enthoben werden.‘

„Auch diese Schrift las Ottke für sich und nickte, wie jemand, der einen guten Kauf abgeschlossen hat. Darauf gingen beide ins Haus, vermutlich, um durch Unterschrift ihr Übereinkommen zu besiegeln, vielleicht auch die Geldangelegenheit zu ordnen.

Dabei müssen sie sich recht beeilt haben, denn nach einer halben Stunde verabschiedete sich der Fremde. Ottke gab ihm das Geleite bis an die Straßenpforte. Dort trennten sie sich wie alte Freunde voneinander, worauf der Fremde nach dem Krug hinüberging, wo seine Mietskutsche stand."

„Das ist ja ein wahres Schreckbild, das Sie vor mir entrollten," nahm Walkort nunmehr das Wort, und finster sah er vor sich nieder, „wie ist es möglich, daß Habgier solche schamlose Mittel in die Hand drücken kann! Trotzdem müssen die Urheber um anderer willen geschont werden. Den Namen hörten Sie also?"

„Barnard, ich kann darauf schwören; in meiner bösen Aufregung war mir, als hätte jemand ihnmit einem glühenden Eisen in meinen Kopf eingebrannt, um ihn nicht zu vergessen."

„Woher sollten Sie ihn sonst wissen?" bemerkte Walkort finster. „Barnard, Barnard, nun ja, das sieht ihr ähnlich! Hat die sich etwas vorgenommen, so führt sie es aus, gleichviel durch welche Mittel."

„Viel Geld, oder viel Haß muß dahinterstecken," meinte Wilm, indem er in die nunmehr wieder gespannt überwachenden Augen Walkorts sah, „und wenn ich Ihnen alles verrate, so geschieht's, weil ich nach einigen Tagen von hier verschwunden bin und der Junker dann gänzlich ratlos wäre. Und die Hanna sagte doch, daß Sie der Mann dazu wären, sich des armen betrogenen Mädchens zu erbarmen. Sie meinte auch, das Gerede ginge, Sie würden es wohl heiraten, und dann läge es erst recht in Ihrer Gewalt, Unheil abzuwenden. Bringt Ihr Verfahren nebenbei den Kontrolleur um Kopf und Kragen, so geschieht ihm nach Verdienst", und feindselig klangen des jungen Mannes Worte.

„Wer das Gerücht von einer Verheiratung ausstreute, und welche Zwecke er dabei im Auge hatte, errate ich leicht genug," versetzte Walkort, „ich kam nicht hierher, um mir eine Frau zu suchen," fügte er milder hinzu, als sei das seltsame Mädchen mit der unnachahmlichen Grazie, dem wilden Blut und den lustigen Koboldlaunen plötzlich vor seinen geistigen Blick hingetreten, „nein, das nicht; aber deshalb stehe ich ihr

nicht minder treu zur Seite — Sie scheinen übrigens besonderen Haß auf den Kontrolleur geworfen zu haben. Worauf begründet sich das?"

„Nur darauf, daß ich seinen Haß gegen mich erkannte," antwortete Wilm wieder feindselig, und in demselben Atem fuhr er fort: „Fünf oder sechs Monate waren seit dem Besuche des Fremden verstrichen, als draußen bei herrschender Windstille ein Engländer auf einen Mund voll Wind wartete. Da kamen die Deckhände in einem Boot, um frisches Fleisch einzukaufen. Ich war gerade in der Nähe, und da half ich ein wenig mit der Sprache aus. Plötzlich wurde ich des Herrn Kontrolleurs gewahr. Er trat hinter mich, wahrscheinlich um nach Konterbande zu spionieren. Als der mich mit den Engländern verkehren sah, mußte ihm wohl ein großer Schrecken in die Glieder gefahren sein; denn ob er sich auch abwendete, entdeckte ich doch, daß sein Gesicht sich veränderte. Weiß wie eine frisch gekalkte Wand nahm sich's aus, daß ich schier erstaunte. Ich lachte in mich hinein vor heimlicher Freude, denn da gab's kein Zweifeln, daß ihm der Nachmittag vorschwebte, an dem ich den Buchsbaum pflanzte. Ja, ich lachte und ahnte nicht, daß ich von Stund an einen fürchterlichen Feind hatte, der alles aufbieten würde, mich aus dem Wege zu schaffen, und das ist ihm gut genug geglückt.

„Vier Monate gingen hin, und wenn's mit dem Schleichhandel jedesmal glückte, so lag's daran, daß wir das lustige Gewerbe unter den Augen der Behörde betrieben, wo es also am wenigsten jemand vermutet hätte.

„Nur eine ließ den Kopf hängen, und das war die Hanna. Denn obwohl wir Kameraden sogar vor den besten Freunden heimlich taten — unsere Abnehmer in der Stadt waren ja sichere Leute —, so hatte sie doch in ihrer Angst um mich allmählich alles ausspioniert. Sie sagte es mir nicht gerade auf den Kopf, allein mehrfach bat sie mich inständig, ich möchte nicht auf verbotenen Wegen wandeln, daß es mir ordentlich ins Herz schnitt. Denn sie haßte alles, was gegen das Gesetz ging, und eine Gottesfurcht lebte in ihr, daß ich heute noch den Gram, den sie erdulden mußte, eine Ungerechtigkeit des Himmels nenne. —

„Draußen in Nacht und Nebel kreuzte also eine Schmack, dasselbe Fahrzeug, mit dem Sie, wie die Hanna sagt, zu uns in's Land kamen. Da gab's gute Arbeit. Zwei Boote flogen hin und her, daß wir die Waren kaum schnell genug landeinwärts schaffen konnten. Guter Dinge waren wir obenein, und scharfe Wachen schützten uns gegen Überraschung. Alles ging daher aufs beste, und die zweite Morgenstunde lief noch, da waren wir so ziemlich fertig. Als Obmann blieb ich bis zuletzt auf dem Platze, und den hatten wir dieses Mal mitten im Tannenwalde gewählt, wo die trockenen Nadeln keine Spuren zulassen. Ein Ballen war nur noch da, und den schwang ich auf die Schultern, als ich plötzlich Hannas Stimme hörte, die hinter einem Haselbusch hervor mir leise zurief: ‚Wilm, warum hast du mir das angetan — man suchte dich im Hause — alle Zollbeamten von weit her sind auf den Beinen. Um Gottes willen rette dich!'

„Da stand ich denn wie mit dem Erdboden verwachsen. Ich dachte, hat die Hanna mich gefunden, können's auch andere. Zugleich unterschied ich das Geräusch, mit dem jemand herbeischlich. Anfänglich wollt' ich entlaufen, und ich hätt's geschafft; aber wenn man die Hanna fand? Das fuhr mir durch den Kopf wie ein Blitz, und um das Mädchen zu retten, zischte ich leise. Die Hanna verstand leider nicht meine Absicht; anstatt zu fliehen, blieb sie in dem Busche stehen, und bevor ich meine Gedanken recht beisammen hatte, riß mir jemand den Ballen von der Schulter. Ebenso schnell fühlte ich mich hinterrücks von zwei Armen gepackt, während eine Männerstimme laut um Beistand in den Wald hineinrief.

„Hab' in meiner Seefahrtszeit manches Wetter erlebt, daß ich meinte, es müßte auf den Meeresboden hinabgehen, allein gezittert hab' ich nie. In jenem Augenblick aber war mir, als sei mir ein eiskaltes Messer mitten durchs Herz gestoßen worden. Ja, ich zitterte wie ein Kind, doch nicht für mich selber, sondern um die Hanna. Wäre die gefaßt worden, so hätte kein Flehen, kein Eid sie vor dem Gefängnis bewahrt, und das wäre ihr Tod gewesen. Denn als Schatz und Begleiter eines auf frischer Tat eingefangenen Schmugglers hätte sie den Verdacht

und die Schmach selbst nicht unter Freunden von sich abgewaschen.

„Zum Glück hatte der Schrecken ihr die Sprache benommen, und in die Knie war sie gebrochen. Blieb mir selber doch die Stimme im Halse stecken. Als ich aber hörte, daß das Schreien des Mannes, der an mir hing wie das Wiesel an der Gurgel eines Hasen, aus verschiedenen Richtungen beantwortet wurde und aus ziemlicher Nähe obenein, da schüttelte ich ihn ab wie ein Bündel Lumpen, und bevor er nach Gewehr oder Säbel greifen konnte, schlug ich ihn mit der Faust ins Gesicht, daß er ohne Laut zu Boden stürzte. Damit war ich aber auch Herr meiner selbst geworden, und in ganzer Größe trat mein Unglück mir vors Gewissen. Wohl hätte ich den Ballen drangeben und im Waldesdunkel verschwinden können, allein dann wäre die Hanna das Opfer gewesen, und was die nicht aussagte, hätte man erraten. Lag an mir nicht viel — die Kameraden hatten ja Zeit gefunden, mit ihren Lasten zu entfliehen —, wär's doch eine erschreckliche Schmach gewesen, die Hanna von einem Gendarmen nach der Stadt transportiert zu sehen. So fuhren die Gedanken mir durch den Kopf wie Wetterleuchten, daß ich's heute noch nicht begreife. Denn der Mann lag kaum, da sprang ich zu der Hanna hin, die immer noch ohne Sprache war. ‚Gib keinen Laut von dir,' raunte ich ihr zu, ‚und wenn dir an meinem Leben und an deiner Ehre gelegen ist, so mach, daß du fortkommst. Lauf auf den Strand hinunter und hör und sieh nicht hinter dich! Da unten ist die Luft noch rein. Nur fort um der Barmherzigkeit Gottes und unserer selbst willen! Ich entspringe in einer andern Richtung!'

„Solche Worte brachten freilich Leben in sie hinein, und wie ein Schatten eilte sie davon zu meiner Herzerleichterung; denn nun mochte aus mir werden, was da wollte. Und schnell genug ging dann auch alles vor sich. Im nächsten Augenblick waren drei, vier Zollwächter heran, das Stöhnen des Mannes auf der Erde zeigte ihnen ja den Weg, und wenn ich jetzt keinen Fluchtversuch mehr machte — vielleicht wäre er geglückt trotz der nachgefeuerten Kugeln —, so geschah's nicht, weil ich an das Mädchen dachte. Denn kam ich davon, so hätte man die

Nachforschungen fortgesetzt, und die Hanna mit ihrer Unkenntnis in solchen Dingen wäre das Opfer geworden.

„Und so gab ich mir keine große Mühe mehr, und geholfen hätt's nicht viel, denn als ich den ersten Schritt zur Seite tat, hörte ich das Knacken eines Gewehrhahns dicht vor mir und den Ruf: ‚Steh, oder ich schieße!'

„Da mußte ich freilich gehorchen, und es dauerte keine halbe Minute, da war ich an den Armen gefesselt und wie ein wildes Tier fortgeführt.

„Ohne Widerstand ließ ich mich ins Dorf geleiten; da wurde ich bis zum Tagesanbruch streng bewacht. Als man aber bei hellem Sonnenschein mich nach der Stadt transportierte, da gab's noch einen Kampf, der ärger war, als hätte ich mein Leben gegen die ganze Welt verteidigen müssen. Peinvoll war's, daß alle Dorfbewohner auf die Straße gingen, mich zu betrachten; doch um den Verstand bracht's mich beinahe, als eine kurze Strecke hinter dem Dorf die Hanna auf mich zuflog, mir um den Hals fiel, bitterlich weinte und mich so fest umklammerte, daß die Wächter sie zuletzt mit Gewalt von mir trennen mußten. Dabei nahm ich die Gelegenheit wahr, ihr zuzuflüstern, daß meine Ersparnisse in den geschmuggelten Waren steckten, die ja bis auf den einen Ballen gerettet worden waren. Auch nannte ich ihr einen Kameraden, den ich als grundehrlich kannte, den sollte sie drum angehen, daß er ihr das Geld aushändige. Noch riet ich ihr, den Gerichtsverhandlungen fernzubleiben, nichts von ihrem nächtlichen Gange verlauten zu lassen, um nicht hinterher zum Zeugnis gegen mich gezwungen zu werden; denn dadurch wäre meine Lage nur verschlimmert worden. Und so schieden wir voneinander mit einem guten Trost und dem Versprechen, einander die Treue zu bewahren.

„Der Mann, den ich niedergeschlagen hatte, war Zeuge dieser letzten Zusammenkunft gewesen; mit ihm ging Hanna eine kurze Strecke. Den hat sie in ihrer Herzensangst gebeten, ihr zu raten und zu helfen, damit es nicht zum Schlimmsten mit mir komme. Da mag ihm wohl Mitleid und Bedauern über den Kopf gewachsen sein. Denn er ging zu dem Kontrol-

leur und berichtete, daß er beim Ringen um den Warenballen nur gestürzt und mit dem Gesicht auf einen Baumstumpf gefallen sei, daher wolle er nicht, daß mir das als ein Verbrechen angerechnet werde. Ließ der Kontrolleur das gelten — in der Finsternis hatte ja niemand die Wahrheit gesehen —, so kam ich mit einer mäßigen Strafe davon. Aber er wollte mich aus dem Wege haben und fuhr den Menschen mit großer Heftigkeit an, daß es ihn einschüchterte und er, um seine Stelle nicht zu verlieren, sich zu der Zeugenaussage gegen mich bequemte. Damit hatte der Kontrolleur seinen Willen erreicht: er brauchte mich nicht mehr zu fürchten mit meinem Geheimnis, denn ich erhielt vier Jahre, und waren die um, hatte sich vielleicht alles nach seinem Sinne gestaltet. Da haben Sie also den Grund für meinen Haß gegen ihn. Doch auch die Hanna ist eine andere geworden seit dem Tage, an dem sie die Niedertracht und Grausamkeit des Ottke erfuhr. Wohl versuchte er durch übergroße Freundlichkeit sie auf seine Seite zu bringen, weil er ahnte, daß ich ihr dieses und jenes anvertraut haben möchte, allein die Schwelle seines Hauses betrat sie nie wieder. Ja, sie war eine andere geworden, und das habe ich jetzt erst recht erkannt. Was sie an Sanftmut und Achtung vor den Gesetzen besaß, was an Frömmigkeit und Güte, das verwandelte sich in kalten Mannesmut und festen Manneswillen, daß ich selber meinte, es nicht glauben zu können, als ich's von ihr hörte.

„Aber wenn die Hanna, die mich um alles in der Welt auf einen richtigen Weg zu führen trachtete, endlich selber zum Schleichhandel griff und darin Unglaubliches leistete, kann's sogar unser Herrgott nicht verargen um ihres bitteren Grames willen. Noch weniger beging sie ein Unrecht mit meiner Befreiung; denn was sie dazu bewog, das waren Gedanken, so heilig, wie sie nur je in dem Kopf eines rechtschaffenen Christen entstanden. Und sind wir erst fort und haben eine friedliche Stätte gefunden, so beginnen wir einen neuen Lebenswandel, und die Vergangenheit mag vergessen sein. Mir aber ist jetzt doppelt leicht um's Herz, weil ich des lieben, gutherzigen Junkers Angelegenheiten in sicheren Händen weiß."

„In den sichersten Händen," bestätigte Walkort aus vollem

Herzen, „weilen Sie aber erst in der Ferne, dann mögen Sie sowohl wie Hanna sich sagen, daß derselbe gutherzige Junker täglich mit aufrichtiger Dankbarkeit Ihrer gedenkt. Wie Sie Ihre Flucht von hier aus bewerkstelligen wollen, ahne ich nur. Verstand ich recht, so wird Hanna Sie begleiten?"

„Wir gehören zusammen im Leben wie im Tode," antwortete Wilm, sich ein wenig höher aufrichtend, „wo ich bleibe, bleibt die Hanna, und wohin sie geht, dahin folge ich ihr."

„Ich vermute, Sie suchen von hier aus einen Hafen zu erreichen, in dem Sie sich zu der Reise nach einem andern Weltteil einschiffen können."

„Das ist unser Plan. Ein ausländischer Hafen ist unser nächstes Ziel. Für Hanna bezahlen wir das Überfahrtsgeld; ich selber nehme Heuer auf demselben Schiffe und arbeite mich frei."

„Über eine bestimmte Richtung haben Sie sich noch nicht entschieden?"

„Wir gehen nach Neuyork oder Neuorleans; die Gelegenheit gibt den Ausschlag."

„Wenn ich Ihnen einen Ort bezeichnete, wo Sie gleich nach Ihrem Eintreffen lohnende Beschäftigung fänden?"

„So würden wir's mit dem größten Dank annehmen."

„Aber der Ort liegt im Binnenlande."

„Um so besser. Hat die Hanna mir zuliebe dem Schrecklichsten Trotz geboten, ist's nicht mehr als recht und billig, daß ich ihr zu Gefallen etwas Zwischenraum zwischen mich und das Meer lege. Wer einmal mit dem blauen Wasser Freundschaft geschlossen hat, kann nicht gut davon lassen, und das weiß die Hanna. Seh' ich's nicht alle Tage, so gemahnt's mich nicht zu sehr."

Walkort zog sein Taschenbuch hervor. Nachdem er ein Weilchen geschrieben hatte, riß er das Blatt heraus und reichte es Wilm. Ebenso versah er eine Karte, die seinen Namen trug, mit einer kurzen Bemerkung, sie dem Blatt beifügend.

„Hier sind zwei Adressen," sprach er, „der Hanna werde ich einen besonderen Brief mitgeben für den Fall, daß Sie durch irgendein unvorhergesehenes Ereignis voneinander getrennt werden sollten. Die Adresse auf dem Blatt lautet auf ein Neuyorker Handelshaus. Dort brauchen Sie Karte und

Blatt nur mit einem freundlichen Gruß von mir vorzuzeigen, und man geht Ihnen bereitwillig zur Hand, daß Sie ohne Mühe den Weg nach dem Orte finden, der auf der Karte verzeichnet ist. Daselbst stellen Sie sich vor, und Sie werden erleben, daß man Ihnen eine warme Stätte bereitet. Briefe von mir eilen Ihnen voraus; Sie mögen also ganz ohne Sorgen sein. Aber eine Bedingung stelle ich, deren pünktliche Innehaltung auch Ihnen gute Früchte einträgt: alles, was wir hier besprochen, bleibt unverbrüchliches Geheimnis zwischen uns beiden, drüben wie hier, namentlich alles, was sich auf Fräulein Blenfeld bezieht. Vergessen Sie nie: ein unvorsichtiges Wort kann alle Vorteile gefährden, die ich zu seiner Zeit von Ihrer Zeugenaussage erwarte."

„So stehen der Herr Walkort dem Junker Florentin und dessen Verwandten wohl nahe?"

„So nahe, daß ich allein des Mädchens wegen hierher gekommen bin. Als ein Glück betrachte ich, daß der Zufall mich mit Ihnen zusammenführte, als ein größeres noch, daß Sie selber überzusiedeln beabsichtigen. Das Weitere erfahren Sie, wenn wir einander wieder begegnen, und das geschieht auf der anderen Seite des Ozeans. Eine neue Zusammenkunft an diesem Orte möchte zu gewagt sein. Aber wie verhält es sich mit Ihren Reisemitteln?"

„Ausreichend und alles in Hannas Händen."

„So brauche ich Ihnen nur noch Lebewohl zu sagen", versetzte Walkort, indem er sich erhob.

„Und ich werde Sie auf dem kürzesten Wege nach dem Tore führen", entgegnete Wilm, ebenfalls emporspringend. —

Achtzehntes Kapitel.

Im letzten Augenblick.

Der Wind, der gar kein Ende finden zu können schien, war herumgesprungen. Nachdem er so viel Wasser herbeigetrieben hatte, daß der Strand fast beständig in schäumende Brecher eingehüllt gewesen, blies er nunmehr, wie

um das Gleichgewicht wiederherzustellen, mit vollen Backen seewärts. Die Leute meinten, der Mondwechsel habe die Wandlung verursacht, die jedenfalls so lange daure, bis der Winter mit Frost und Schnee seinen Einzug halte. Sicher ist, daß die veränderte Windrichtung kein besseres Wetter brachte; im Gegenteil, es regnete nur noch fleißiger, so daß man bei der zunehmenden Kälte keinen Hund vor die Tür hätte jagen mögen. Doch die Zeit des schlechten Wetters war da, und da murrte niemand, nicht einmal die Zollbeamten, die in dem vielen Regen und dem bis zur Unzugänglichkeit aufgeweichten Erdboden außerhalb der Wege ihre besten Bundesgenossen gegen das etwaige Treiben vorsichtiger Streichhändler erblickten und sich daher nächtlicherweile weniger im Freien aufzuhalten brauchten.

Und dennoch murrte jemand, und zwar kein anderer als Florence, die nunmehr in ihrem planlosen Umherstreifen wesentlich behindert wurde. Sie hieß es daher doppelt willkommen, wenn Walkort, der betreffs des Ausbaues dem Kontrolleur gegenüber sich noch immer sehr zurückhaltend zeigte, zur späten Nachmittagsstunde vorsprach, um zuweilen erst nach zehn Uhr seine bescheidene Wohnung im Dorfkruge wieder aufzusuchen.

An dem heutigen Tage schien sie ihn sogar erwartet zu haben; denn durchs Fenster auf die Straße hinausschauend, hatte sie ihn kaum bemerkt, als sie trotz des strömenden Regens ohne irgend welchen äußeren Schutz hinauseilte.

Draußen fragte sie ihn dringend:

„Wissen Sie, ob die Schleichhändlergesellschaft wieder irgend etwas im Schilde führt?"

„Nach unserer Warnung ist das gefährliche Gewerbe wohl ganz eingestellt worden," antwortete Walkort befremdet, „oder haben Sie Ursache, es zu bezweifeln?"

„Es scheint wieder etwas in der Luft zu schweben. Ich beobachtete nämlich einen früheren Genossen des Wilm, einen gewissen Kunreid, der sich sonst keiner großen Achtung von seiten des Kontrolleurs erfreut und trotzdem in einer längeren Audienz von ihm empfangen wurde. Noch mehr erstaunte ich, als mein

biederer Herr Vormund ihn bei seinem Scheiden freundschaftlich auf die Schulter klopfte. Wenn ich aber heimlich ein wenig horchte, so geschah es weniger aus Neugierde, als aus Mißtrauen."

„Und was hörten Sie?" fragte Walkort, von bösen Ahnungen beschlichen.

„Nicht viel, denn der Mensch dämpfte seine Stimme. Deutlich unterschied ich nur die Namen Hanna Klasen, Ausbau und Wilm; auch vom Schmuggeln erwähnte er etwas, und daß seit mehreren Tagen draußen ein Küstenfahrer kreuze. Da geriet ich denn auf die Vermutung, der Mann wolle Verrat an den früheren Genossen des Wilm üben. Auf alle Fälle geht etwas Außergewöhnliches vor, denn mein biederer Herr Vormund schickte alsbald zwei Strandwächter, wer weiß wohin, und denen rief er nach, als sie sein Zimmer verließen: Also Punkt elf Uhr!"

Während Florences Mitteilungen hatte Walkort Zeit gefunden, seine heftige Erregung einigermaßen zu bemeistern. Waltete doch kein Zweifel, daß ein furchtbares Verhängnis über den Häuptern Wilms und Hannas schwebte, das abzuwenden kaum noch in dem Bereich menschlicher Kräfte zu liegen schien. Das Äußerste mußte daher versucht werden, sie zu retten, und erfüllt von solchem Trachten sprach er mit tiefem Ernst:

„Fragen Sie mich jetzt nichts, Fräulein Blenfeld, sondern geben Sie sich das Ansehen, als ob wir die gleichgültigsten Dinge verhandelten. Um was es sich handelt, ahne ich, ohne indessen auf dieser Stelle näher darauf eingehen zu dürfen. Nur so viel: ein guter Gott fügte es, daß Sie die beiden Männer belauschten, und wenn zwei treue Menschen vor einem entsetzensvollen Lose bewahrt werden —"

„Der Wilm weilt noch in der Nachbarschaft," fiel Florence lebhaft ein, denn bei ihr bedurfte es nur einer Andeutung, um weit hinaus richtige Schlüsse zu ziehen, „er hält sich im Ausbau verborgen —"

„Fragen Sie nicht," riet Walkort wieder dringend, „alle Rätsel sollen zu seiner Zeit vor Ihnen gelöst werden, nur fragen Sie jetzt nicht. Sind Sie aber das starke Mädchen, für das ich

Sie halte, so suchen Sie im Laufe des Abends, jedoch nicht zu spät, auf ein halbes Stündchen sich wenig auffällig zu entfernen. Während ich dann die Ottkes im Gespräch fessele, eilen Sie zu der Hanna Klasen — Sie wissen Sie besser zu finden, als ich — und sollte die nicht zur Hand sein, so treffen Sie irgendwo den wilden Lude. Dem sagen Sie, er möchte sofort zur Hanna gehen, wo auch immer sie sei, und wär's nach dem Ausbau hinaus — verstehen Sie recht, nach dem Ausbau — und ihr heimlich mitteilen, das Spiel müßte heute noch vor halb elf Uhr gewonnen sein, oder es wäre zu spät. Florence, Sie sind scharfsinnig. Sie erraten die Wahrheit. Ich sehe es Ihnen an. Was zu vollbringen Sie imstande sind, weiß ich; nichts ist Ihnen unmöglich. Wollen Sie aber einen Dank des Himmels für sich erwerben, so reichen Sie mir zum Zeichen des Einverständnisses den Arm — vergessen Sie nicht, wir werden beobachtet — sprechen Sie so heiter und sorglos zu mir wie möglich."

Und wie er riet, geschah es. Florence legte ihren Arm auf den seinigen, und indem sie langsam der Haustür zuschritten, sprach sie trotzig:

„Die Heiterkeit möchte mir weniger gut glücken; es stände kaum im Einklang mit der Besorgnis, die Sie durch die dunkle Kunde wachgerufen haben. Dagegen ist es mir ein leichtes, mit meinem edlen Herrn Vormunde oder dem ästhetischen Puppenkopf einen Zwist vom Zaune zu brechen und auf eine Stunde, o, auf den ganzen Abend zu verschwinden. Sie sehen, ich habe Sie verstanden", fügte sie mit heller Stimme hinzu, die Tür des Wohnzimmers öffnend, wo Walkort mit lauten Äußerungen der Freude willkommen geheißen wurde. —

Ein halbe Stunde später stellte sich Dämmerung ein, und noch eine Stunde später, da segelte Haspel in seiner Schmack, wie schon an mehreren vorhergehenden Abenden, so dicht unter Land vorüber, daß er trotz des Regens in der Mündung der Schlenke ein kleines, aber hell leuchtendes Feuer zu unterscheiden vermochte. Ein von ihm gegebenes Gegensignal wurde von Hanna erkannt, worauf sie das Feuer erstickte, für Haspel wiederum das verabredete Zeichen, daß am heutigen Abend

der Ausführung des lange gehegten und mit so viel Umsicht eingeleiteten Planes kein Hindernis entgegenstehe. Hanna verlor sich darauf im Walde, während auf der Schmack die Segel eingeholt wurden und man das größere Boot in's Wasser hinabließ. Zwei Matrosen bestiegen es, und bei dem Landwinde nicht durch schweren Seegang behindert, ruderten sie gemächlich in der ungefähren Richtung nach der Schlenke hinüber. Als sie mit den Riemen den Meeresboden berührten, hielten sie an. Sie befanden sich in guter Hörweite von den Uferabhängen, konnten also in jedem Augenblick der ihnen von der Schlenke her zugesandten Signale gewärtig sein. —

Hanna hatte sich unterdessen auf den Weg nach dem Dorfe begeben. Zwischen den Gärten hindurchschleichend, erreichte sie, von niemand bemerkt, ihre Bodenkammer. Dort verweilte sie kurze Zeit. Als sie ebenso geheimnisvoll wieder auf die öde Straße hinausschlüpfte, trug sie unter dem rechten Arm ein umfangreiches Paket, in der linken Hand ein kleineres Bündel. Tief auf seufzte sie, als die schwarze, feuchte Nacht sie in sich aufnahm. Hoffnung und Angst kämpften in dem armen gequälten Herzen. Sie fühlte, daß die seit langer Zeit fortgesetzt in tödlicher Spannung erhaltenen Kräfte nicht über die heutige Nacht hinausreichen würden. —

Sie war so bis an die Ecke der Parkmauer gelangt, als sie in der Finsternis neben der Mauer ein Geräusch unterschied, das weder vom Winde noch vom Regen herrührte und daher ihren Herzschlag stocken machte. Ein Ruf des Entsetzens erklang dann von ihren Lippen, als eine andere Stimme, als die Wilms, sie leise beim Namen rief und gleichzeitig eine bewegliche Gestalt durch den Graben und vor sie hinhuschte.

„Ich bin's, der Lude," raunte dieser ihr mit dem Ausdruck Unheil verkündender Dringlichkeit zu, „ich mußte dich sprechen; hab' im ganzen Dorf nach dir gesucht, und hatte meine Not, vor den Leuten verborgen zu bleiben —"

„Eine böse Ursache muß es sein, Lude," fiel Hanna tief aufseufzend ein, „eine böse Ursache, was dich treibt, mir nachzuschleichen, wie jemand, der Arges im Sinne hat."

„Ich schleiche dir nicht nach, Hanna," antwortete Lude

ängstlich, „aber gewartet habe ich hier auf dich wohl eine Stunde, weil du kommen mußtest. Darüber ist die Zeit vergangen — komm, komm, wir haben Eile, komm nach dem Ausbau — es soll dir nicht leid sein. Ich weiß alles. Der Wilm muß fort noch in dieser Minute, fort in den Wald hinein, oder es ist zu spät."

„Was weißt du von dem Wilm?" erwiderte Hanna sinkenden Herzens, doch setzte sie sich eilfertig in Bewegung.

„Alles, alles, Hanna," hieß es dringlich zurück, „und der mir's sagte, verdient Glauben. Der Junker hat mich aufgesucht und mir streng anbefohlen, daß ich dich aufsuchen solle und wär's bis hier heraus, und heimlich sollt' ich tun und mich von keinem Menschen sehen lassen. Dir sollte ich aber anvertrauen, wenn das Spiel nicht vor halb elf Uhr gewonnen sei, wäre alles vorbei. Der Junker meinte noch, du würdest mich verstehen."

„Ja, Lude, ich verstehe dich," versetzte Hanna jetzt mit fester Stimme, obwohl sie es heiß und kalt durchrieselte, „und daß du mich aufsuchtest, soll dir gesegnet sein dein ganzes Leben lang. Nun aber höre, was ich dir auftrage; daraus magst du erkennen, daß ich großes Vertrauen zu dir habe, wie zu einem Bruder. Nimm dies Paket, mich möchte es hindern, und damit laufe durch den Wald zum Strand hinab, so schnell deine Füße dich tragen. Hier sind einige Schwefelhölzer, die halte trocken und nimm deinen Weg in die Schlenke hinein. Auf einer Stelle, wo man dich vom Wasser her bei Tage sehen könnte, sonst aber von keiner Seite, reibe ein Schwefelholz in Brand und laß es ein wenig flackern. Dann schleich ans Wasser. Da wirst du hören, wie ein Boot sich langsam heranschiebt. Zu dem gehe, aber hebe deine Füße, damit's nicht plätschert, und wirf meine Sachen hinein. Sage den Leuten, die drinnen sitzen, sie möchten das Boot gut flott halten. Das Waten im Wasser schade weder mir noch dem Wilm, und reicht es bis über die Hüften. Sag auch, die Zollwächter wären durch Verrat lose gemacht worden, und es sei Gefahr im Verzuge. Es käme auf eine Sekunde an, sie sollten sich einrichten, daß das Boot dem ersten Ruderschlage folge. So, Lude, nun eile; führ alles pünktlich aus, und Gott wird dir deinen guten Willen lohnen."

Ohne eine Antwort zu geben, schlüpfte Lude nach der

andern Seite der Landstraße hinüber, wo er nach Überspringen des Grabens mit seinem Paket in der Dunkelheit verschwand.

Hanna beschleunigte ihre Schritte; gleich darauf klopfte sie ähnlich an den Torweg, wie einst in Walkorts Begleitung an das Kellerfenster. Im nächsten Augenblick fragte Wilm von oben herunter leise:

„Hanna, ist alles klar?"

„Nein, Wilm," lautete die Antwort, und in ihrer Stimme verriet sich mehr, als das geängstigte Mädchen mit Worten hätte sagen können, „es droht eine schreckliche Gefahr. Dem Junker und Walkort verdanken wir's, wenn sie uns nicht trifft. Hast du den Keller verschlossen?"

„So gut es gehen wollte. Auch meine Habseligkeiten sind hier."

„Dann fort, so schnell wie möglich. Jeder seinen eigenen Weg, in der Schlenke treffen wir uns — Allmächtiger! Da klirrte etwas vom Dorfe her — Gendarmen — Wilm, sie kommen —!" und wie ein Schatten eilte sie über die Straße nach dem nächsten Stoppelfelde hinauf, das in geringer Entfernung den Strandwald begrenzte.

Wilm war von dem Torweg herabgeglitten und schlich Hanna bedachtsam nach. Nach Zurücklegung von kaum hundert Schritten blieb er so lange stehen, bis er sich überzeugt hatte, daß in der Tat mehrere Männer vor dem Torweg eintrafen und ihn mittels eines Schlüssels zu öffnen versuchten. Dann schlug er ebenfalls die Richtung nach dem Strande ein.

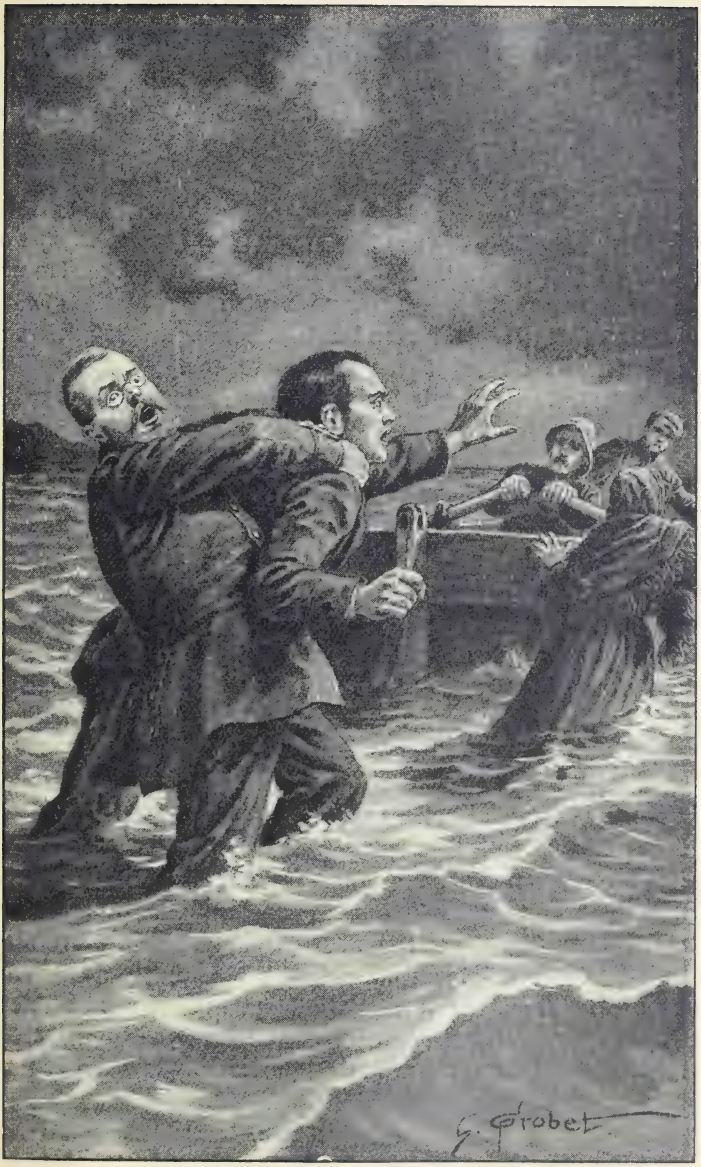
Unangefochten erreichte er die Mündung der Schlenke, wo Hanna seiner harrte.

„Die höchste Zeit war es," raunte er ihr schwer atmend zu, „eine Minute später, und wir waren verloren."

„Komm, komm," riet Hanna dringend, „was reden wir lange — ehe wir Wasser unter den Füßen haben, ist das Ärgste noch möglich."

„Ist der Haspel zur Hand?" forschte Wilm während ihres eiligen Einherschreitens.

„Er muß da sein," erklärte Hanna zuversichtlich, „durch einen sicheren Mann schickte er mir Nachricht vor fünf Tagen.



„Hierher! Es ist der Wilm!" schrie er, und das Laufen anderer Männer wurde vernehmbar. (S. 210.)

Er will alles dransetzen, daß du fortkommst, du habest ihm zu oft geholfen, meinte er, und der Haspel hält sein Versprechen."

„Wo finden wir ihn?"

„Hier im Freien getrau ich mir nicht, ein Schwefelholz zu gebrauchen. Gib du lieber ein Signal."

Wilm blieb stehen, und ein Ton, von dem einer im Schlaf gestörten Möve nicht zu unterscheiden, schallte über den Strand hin. Bevor er sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, drang ein ähnlicher Ruf als Antwort vom Wasser herüber. Nicht länger in Zweifel, eilten die beiden jungen Leute vorwärts. Gleich darauf befanden sie sich dem Boote gegenüber, sodaß sie mit dessen Führer Worte zu wechseln vermochten.

„Nicht näher," warnte Wilm gedämpft, „haltet den Kasten flott, damit unsere Last den Kiel nicht in den Sand drückt. Der Teufel kann noch immer sein Spiel haben."

In demselben Augenblick, und als er eben der voraufschreitenden Hanna in's Wasser hinein folgen wollte, fühlte er sich hinterrücks von jemand an der Kehle ergriffen, der, augenscheinlich ebenfalls durch den Mövenruf gelockt, geräuschlos auf dem weichen Sande und geschützt durch die im Hintergrunde liegenden schwarzen Uferschatten herbeigeeilt war.

Es war der Kontrolleur. „Hierher! Es ist der Wilm!" schrie er, und das Laufen anderer Männer wurde vernehmbar.

„Ins Boot! Ins Boot!" rief Wilm in Todesangst Hanna zu, und seine ganze Kraft aufbietend, stürzte er unaufhaltsam nach vorn, den Kontrolleur mit sich fortschleppend, bis das Wasser ihm über die Knie hinaufschlug. Dort warf er sich rücklings nieder, den ihn noch immer krampfhaft Umschlingenden unter sich begrabend. Kaum aber schlossen sich die Fluten über dem Kontrolleur, als er nur noch an Rettung seines eigenen Lebens dachte und die Fäuste öffnete. Doch ebenso schnell packte jetzt Wilm ihn an der Kehle, und ihn im Wasser mit leichter Mühe nachschleifend, legte er die kurze Strecke bis zum Boote schnell zurück, und mit dem Rufe „Vorwärts!" schwang er sich hinein.

Die Riemen klatschten und setzten das freiliegende Fahrzeug sofort in Bewegung. Beim dritten Schlage hatte es freie

Fahrt gewonnen, und als die eintreffenden Beamten ihm nach ins Wasser hineinsprangen, befand er sich bereits außerhalb ihres Bereiches.

„Hanna, Hanna!“ keuchte Wilm tief über Bord geneigt, wo er den mit erstickter Stimme um Hilfe rufenden Kontrolleur erbarmungslos niederhielt.

„Hier!“ antwortete Hanna. „Tu' ihm nichts zuleide —“

„Warst du nicht im Boot, hätt' er's mit dem Leben bezahlt, sofern man ihn nicht für dich auslöste —“

„Halt,“ rief eine Stimme drohend vom Strande herüber, „halt, zum letzten Male, oder ich schieße!“

„Schießt, wenn ihr euren Meister treffen wollt!“ rief Wilm spöttisch zurück und er hob den ohnmächtig Ringenden halb aus dem Wasser, worauf dieser in seiner Todesangst sich an den Bootsrand anklammerte und nach dem Strande hinüberschrie: „Schießt nicht! Um Gottes willen — ihr trefft mich!“

„Wenigstens zu etwas gut“, lachte Wilm grimmig, dann zu den Ruderern, die aus vollen Kräften arbeiteten: „Wie tief ist's?“

Der eine tauchte den Riemen niederwärts und antwortete: „Gut fünf Fuß.“

„Wilm, um meinetwillen tu ihm kein Leid an!“ flehte Hanna, die das Schlimmste von dem auflodernden Haß des Geliebten befürchtete.

„Ruhig, Hanna, ruhig,“ sprach dieser über die Schulter zurück, „du kennst mich!“ Und wieder zu dem Kontrolleur, der fortgesetzt um Hilfe schrie: „Können Sie schwimmen?“

„Nur wenig — nein, gar nicht“, antwortete dieser ächzend, und ohne seine Klagen weiter zu beachten, fuhr Wilm zähneknirschend fort:

„Schade drum, ich hätte Ihnen sonst eine gute Schwimmfahrt gegönnt für die drei Jahre Gefängnis, die Sie mir aus bösem Willen noch zubesorgten, und für die fünfhundert Dollar, um die Sie den Junker Florian verkauften. Aber es wird zur Sprache kommen. Das Wasser reicht Ihnen noch nicht viel über den Kopf,“ fuhr er höhnisch fort, nicht achtend der Drohrufe, die ihm vom Strande her nachgeschickt wurden, „schwimmen

Sie nur etwas, so reicht's aus, bis Sie festen Boden gewinnen; Todesangst macht stark, das haben die Hanna und ich an uns selber erfahren. Leben Sie wohl, Herr Kontrolleur; mag das kalte Bad Ihnen gut bekommen", und des verzweiflungsvoll Aufschreienden Hände von dem Bootsrand lösend, stieß er ihn ins Wasser zurück. Die Ruderer säumten, bis er sich überzeugt hatte, daß der Kontrolleur besser schwamm, als er hatte eingestehen wollen, und gleich darauf trennten ihn mehrere Bootslängen von dem in schwarzer Finsternis dem Lande keuchend Zustrebenden.

„Nun legt euch auf die Riemen, was das Zeug halten will," riet Wilm den beiden Ruderern, „der Teufel möchte uns sonst noch ein richtig bemanntes Fahrzeug auf den Hals schicken."

„Kein Zollboot weit und breit," ließ der wilde Lude nunmehr seine Stimme vernehmen, „und die Fischer im Dorfe scheuen sich, dem Ottke zu Diensten zu sein."

„Lude," rief Wilm erstaunt aus, „wie kommst du hierher, und wie willst du wieder heimkehren?"

„Wie ich hierher kam, weiß die Hanna," antwortete der Bursche wohlgemut, „und heim will ich überhaupt nicht mehr. Hab genug davon, Dienste zu verrichten, die andern nicht gut genug sind. Ich gehör' auf's Wasser."

„Ja, Wilm, wenn wir gerettet wurden, so verdanken wir's, außer dem Junker Florentin und dem Herrn Walkort, zum großen Teil auch dem Lude", beteiligte sich Hanna an dem Gespräch. „Wir sind ihm viel schuldig, und käme er heim, möcht's ihm schlecht ergehen, weil er dir von dannen half."

„Nein, Lude, das soll's nicht," versetzte Wilm herzlich, „in der Fremde wird ebenfalls Brot gebacken, und drüben im Dorf weint dir ebensowenig jemand nach, wie mir oder der Hanna."

Er reichte dem Mädchen die Hand; alles, was er hätte sagen mögen, offenbarte er in einem kräftigen Druck. Dann nahm er auf einer Ruderbank Platz und rief Lude neben sich. Schnell warfen sie die beiden für den Notfall vorhandenen Riemen zwischen die Pflöcke, und mit frischem Mut beteiligten sie sich an der Arbeit, die, je weiter hinaus, um so mehr durch den wachsenden Seegang erschwert wurde.

Keiner sprach mehr. Aber in dem dahingleitenden Boot und unter den durchnäßten Kleidern schlugen die Herzen so hoffnungsvoll, als wäre den Geretteten ein neuer Lebensmorgen angebrochen. Was auf dem Strande vorging, wo man die größte Mühe hatte, den vor Entsetzen und Erschöpfung halb ohnmächtigen und doch wutschnaubenden Kontrolleur aufrechtzuerhalten, davon hatte man keine Vorstellung, kümmerte sich auch nicht weiter darum. Ein Unglück hatte ja außerhalb der Möglichkeit gelegen.

Eine Viertelstunde war verstrichen, als der eine Ruderer einen schrillen Pfiff ausstieß. Die Riemen rasteten, und aufmerksam spähte man nach allen Richtungen. Ein Gegensignal entdeckte man erst, nachdem Hanna und Wilm mittels Papier und eines Schwefelholzes eine flüchtige Flamme erzeugten.

Schnell flog der Bug des Bootes herum, und da Haspel die Signale mehrfach wiederholte, gelang es leicht, ihn aufzufinden. An Bord zu steigen und das Boot heraufzuholen, erforderte nur wenige Minuten. Dann spannte das kleine Fahrzeug die Schwingen aus, und seewärts ging es mit halbem Winde, als hätte es selber Eile gehabt, seine Fracht in Sicherheit zu bringen. —

Neunzehntes Kapitel.

Zukunftspläne.

Die folgenden Tage dienten weit und breit fast ausschließlich dem Erstaunen und Verhandeln über das unglaubliche Ereignis, bei dem ein schwaches Mädchen, wie man Hanna irrigerweise nannte, ihren Bräutigam nicht nur aus dem Gefängnis befreit, sondern auch Wochen hindurch verborgen gehalten hatte, um schließlich mit ihm nach einer neuen, überseeischen Heimat zu flüchten. Viele meinten, daß die Tugend gesiegt habe, andere, daß die zuständigen Behörden einer unverantwortlichen Lässigkeit, der Kontrolleur Ottke dagegen

einer noch weit größeren Kurzsichtigkeit sich schuldig gemacht hätten, und wieder andere, vielleicht die Behörden selbst, daß die mißliche Angelegenheit, bei deren Verurteilung die Herzen wohl ein wenig mehr als gewöhnlich sprachen, die denkbar beste Erledigung gefunden habe. Unter den obwaltenden Umständen konnte es daher nicht überraschen, wenn jeder Gedanke an Verfolgung oder an das Aufspüren von Mitschuldigen als nutzlos aufgegeben wurde. Wer nachweislich an dem kühnen Unternehmen beteiligt gewesen war, also Hanna Klasen und der wilde Lude, die befanden sich ja außerhalb des Bereiches der Gesetzesmacht. Dadurch wurde dem erkälteten und obendrein hinter dem Rücken weidlich verspotteten Kontrolleur Ottke zugleich die Möglichkeit geraubt, persönlich gegen jemand klagbar zu werden. Eine gewisse Befriedigung gewährte es ihm allerdings, den Wilm samt der Hanna auf ewige Zeiten aus seinem Wege geräumt zu wissen. Wenn er nur auch die letzten boshaften Worte des ruchlosen Flüchtlings aus seinem Gedächtnis hätte streichen können.

Von allen, die für die Flüchtlinge aufrichtige Teilnahme hegten, offenbarte Florence ihre Freude am lautesten vor jedermann. Wenn sie indessen etwas noch mit besonderer Genugtuung erfüllte, so war es der Umstand — wie sie vor dem entrüsteten Kontrolleur stolz einräumte —, daß ihr leibeigener Ausbau und sogar unter der Oberaufsicht ihres Herrn Vormundes das Mittel geboten habe, zwei armen Sterblichen zu Freiheit und zu Glück zu verhelfen.

Ganz in demselben Sinne sprach sie sich aus, als sie an dem ersten erträglichen Nachmittage in Walkorts Begleitung nach dem Ausbau hinauswanderte, um die Stätte zu besichtigen, auf der Wilm die letzten Wochen verlebt hatte.

„Ich teile Ihre Freude," hatte Walkort darauf erwidert, „nun aber schenken Sie mir einige Minuten Gehör, und ich müßte mich in der Beurteilung Ihrer Anschauungsweise heillos täuschen, begrüßten Sie meine Vorschläge und Pläne nicht mit hellem Frohlocken. Es geht mir also im Kopfe herum, wie es zu ermöglichen wäre, eine Begegnung mit Ihren amerikanischen Verwandten zu bewirken."

Florence blieb stehen und betrachtete Walkort mit stummem Erstaunen. Allmählich aber erhielten ihre großen Augen einen Ausdruck des Verständnisses, eine Blutwelle schoß in ihr Antlitz, und tief aufatmend brach sie jubelnd in die Worte aus:

„Herr Walkort, jetzt ist mir alles klar! Wo hatte ich bisher meine Augen und Ohren? Sie sind entweder selber ein Verwandter von mir, oder meine geheimnisvollen Angehörigen schickten Sie ab, mich zu entführen. O, ich durchschaue alles! Und ein Mann wie Sie sollte Neigung hegen, hier ein Haus zu kaufen und sich in tödliche Einsamkeit zu vergraben? Ein Mann von Ihren Welterfahrungen hätte durch die Gesellschaft meines philisterhaften Vormundes samt allen Anhängseln genugsam gefesselt werden können, um einem scheußlichen Herbstwetter monatelang Trotz zu bieten, wohl gar den Winter in der Goldenen Fiedel zu verbringen? Nein, Herr Walkort, andere Menschen mögen Sie täuschen, mich aber nur bis zu einer bestimmten Grenze. Zu bewundern ist nur, daß ich Sie nicht früher erriet. Oder möchten Sie noch leugnen?"

„Nein, gewiß nicht," versetzte Walkort, während sie ihre Bewegung wieder aufnahmen, „ich räume sogar gern ein, daß ich beauftragt bin, Sie Ihren Verwandten zuzuführen. Nur wußte ich bisher nicht recht, wie ich das zu beginnen habe, Sie hier loszumachen. Auf jeden Fall lag eine überstürzte Abreise ebensowenig in meiner Absicht, wie eine heimliche Entführung. In Frieden und Freundschaft sollten Sie von einer Stätte scheiden, auf der Sie den sorglosesten Abschnitt Ihres Lebens verbrachten."

„Ich gedenke in Zukunft nicht weniger sorglos zu leben."

„Das ist der Wunsch aller, deren aufrichtiger Teilnahme Sie sich erfreuen. Aber gerade diese wünschen auch, daß, wenn später Ihre Gedanken rückwärts und bis in Ihre Kinderjahre hineinschweifen, es heiter, höchstens mit einem Anfluge von Wehmut geschieht. Und Ihre Gemütsstimmung spricht doch dafür, daß die hier verlebten Tage sonnige genannt zu werden verdienen."

„Nun ja, im allgemeinen, soweit ich sie mir selber zu sonnigen machte," erwiderte Florence ernst, „die mir vergönnte

Freiheit, nennen Sie es Verwahrlosung, wenn Sie wollen, nutzte ich nach besten Kräften und nach meinem eigenen Geschmack aus; trifft den biederen Herrn Kontrolleur deshalb ein Vorwurf, so verzeihe ich ihm alles, wenn er mir jetzt keine Hindernisse entgegenstellt. Solch ein Vormund besitzt nämlich eine unumschränkte Gewalt."

„Die Hindernisse glaube ich besiegen zu können, wenn Sie mir freie Hand lassen und so wenig wie möglich, lieber gar nicht, in meine Verhandlungen mit Ihrem Herrn Vormund eingreifen. Im übrigen bin ich in der Lage, auch Ihnen gegenüber mich ausweisen zu können."

„Überflüssig, Herr Walkort; ich glaube Ihnen aufs Wort."

„So erlauben Sie es mir um meiner selbst willen. Ich muß durchaus die Überzeugung besitzen, daß Ihr Glaube an die Berechtigung meines Verfahrens durch nichts erschüttert werden kann, weder durch Zufälligkeiten noch durch absichtliche Entstellung von Tatsachen."

„Mit allem einverstanden. Handeln Sie nach Belieben, nur um Eile bitte ich. Doch Sie bedienten sich vorhin des Wortes teilweise; jetzt möchte ich denjenigen Teil kennen lernen, der mit meinen Voraussetzungen nicht übereinstimmt."

Walkort lächelte wieder gutmütig.

„Sie hegen die Erwartung, in Beziehung zu Ihren Verwandten mütterlicherseits gebracht zu werden —"

„Allerdings; zu braunen Menschen, geschmückt mit allen Zeichen nordamerikanischer Eingeborener, zu der ganzen Gesellschaft der gelben Eichhörnchen", warf Florence ein.

„Leider kann ich Sie in dieser mit so viel natürlicher Vorliebe gehegten Voraussetzung nicht bestärken", erklärte Walkort, und ihm entging nicht der Ausdruck des Mißmuts, den seine Worte auf dem reizvollen Antlitz erzeugten; „denn wie so mancher eingeborene Stamm, mag auch derjenige, aus dem die Eichhörnchen hervorgingen, ausgestorben sein. Sie mögen sich indessen damit trösten," nahm Walkort ungesäumt seine Mitteilungen wieder auf, „daß die Eingeborenen im allgemeinen keine große Anhänglichkeit an entfernte Verwandte, namentlich an solche bekunden, die der Zivilisation angehören."

„Es würde mir nicht schwer werden, eine Wilde zu werden, wie meine Großmutter," bemerkte Florence achselzuckend, „das Blut ist da, wie mir oft genug vorgeworfen wird; es bedürfte also nur des Wollens."

„Wozu Ihnen schwerlich die Gelegenheit geboten würde. Doch mit Ihrer Erlaubnis, davon mehr an Ort und Stelle, nachdem Sie in dem fremden Lande und unter dessen verschiedenartigen Bewohnern sich umgesehen haben. Zunächst sind es also nur Weiße, echte Weiße, die Ihnen durch meine Sendung ihre unzweideutige freundliche Anhänglichkeit beweisen."

„Was sind das für Menschen?" fragte Florence kühl.

„Junge, liebenswürdige Altersgenossinnen und Genossen von Ihnen; ferner ältere Leute, die sich der allgemeinen Achtung erfreuen. Dann auch Alte, die von Kindern und Kindeskindern verehrt werden, und endlich eine hochbetagte Dame, die Stammutter von allen, die sich indessen trotz der reichen Jahre eine Frische des Geistes und des Körpers bewahrt hat, um die sie manche Dreißigjährige beneiden könnte. Sie führt noch Zügel und Peitsche, geht meilenweit, überwacht ihre Farmen, trifft selbst alle Anordnungen, in ihrer Jugend war sie sogar vertraut mit Büchse, Axt und Pflug und ritt die wildesten Pferde, dabei blickten ihre zahlreichen Angehörigen und Freunde zu ihr empor, wie zu einer Prophetin."

„Die Alte könnte mir gefallen," versetzte Florence mit unerschütterlicher Ruhe, „allein die andern? Nicht so viel gebe ich für die", und sie schnippte mit Daumen und Mittelfinger. Bald danach schien aber irgendein wunderlicher Gedanke sie rege zu beschäftigen. Das Haupt hatte sie, die Spitzen ihrer kleinen dicksohligen Lederschuhe aufmerksam betrachtend, so tief geneigt, daß das kurze schwarze Gelock der Schläfen nach vorn gesunken war und ihr Antlitz zum größten Teil verschleierte.

So legten sie eine kurze Strecke zurück, als Florence plötzlich stehen blieb, die Locken zurückwarf und Walkort herausfordernd ansah.

„Ich muß Ihnen gestehen," sprach sie, „Ihr Vorschlag hat seine Reize für mich verloren."

„Und dennoch geht er von vortrefflichen Menschen aus," antwortete Walkort befremdet, „ich kann sogar mit gutem Gewissen behaupten, daß Sie nie bereuen werden, auf ihn eingegangen zu sein."

„Was ich sehr bezweifle", hieß es verdrossen zurück. „Da soll ich also in eine zahlreiche Gesellschaft von Vettern, Cousinen, Onkeln und Tanten eingeführt werden, die unstreitig sehr feine Leute sind."

„Fein liebenswürdige Menschen."

„Gut. Da würde ich unter diese Gesellschaft passen, wie unter die ehrbaren Hühner meines edlen Herrn Vormundes eine lustige, zutrauliche Elster, der unser kranichbeiniger Puppenkopf nicht das kleinste Krümchen gönnt."

„Der Vergleich dürfte doch wohl nicht zutreffen."

„Er trifft zu! Ich habe zwar Englisch, Französisch, Rechnen — scheußlich — etwas Nähen und Stricken — noch scheußlicher — gelernt, solange ich mich unter dem Joch des ästhetischen Puppenkopfes befand, und obenein aus Trotz, weil sie meinte, an dem Kinde mit dem wilden Blut sei Hopfen und Malz verloren, das ist aber auch alles. Im übrigen bin ich aufgewachsen — Gott und meinem gewissenhaften Herrn Vormund sei Dank — wie die Dorfbengel. Von den sogenannten feinen Manieren, wie ich sie an den städtischen Damen und den benachbarten Gutsbesitzertöchtern mit ihren Schleppen, ihren unsinnigen Haarfrisuren und noch unsinnigeren Blumengärten auf den Köpfen beobachtete, verstehe ich also nichts, will ich auch nichts verstehen, weil ich es hasse. Mag's nun in meinem Blute liegen oder nicht, genug, ich wäre das unglückseligste Geschöpf, sollte ich eine Schleppe hinter mir herziehen, meinen Kopf in eine Matratze verwandeln", und mit einer unnachahmlichen Grazie lüftete sie mit der linken Hand ihren kleinen schmucklosen Filzhut, mit den gespreizten Fingern der rechten das üppige Gelock nach hinten streichend. „Um Ihren feinen, liebenswürdigen Menschen zu gefallen, müßte ich also meine goldene Freiheit drangeben, müßte ich mich drehen und wenden, wie die girrenden Kropftauben auf unserm Dache; müßte ich vor jedem fremden Blick die Augen sittig nieder-

schlagen, wie des guten alten Försters Teckelhunde, wenn sie neben dem warmen Ofen vor lauter Behagen sich nicht zu lassen wissen; müßte ich lispeln wie unsere Kuhmagd, die sich als Kind ein Stück von der Zunge abgebissen hat; dürfte ich nicht mehr durch Wald und Bruch wandern, sondern müßte trippeln, als ob ich mich meiner gesunden Füße schämte und sie nicht sehen lassen möchte; müßte ich mir Mehl ins Gesicht streuen, wie ein Müllerknecht, und wer weiß was sonst noch, und das überstiege meine Kräfte. Versuchte ich es, so käme es vor Ärger linkisch heraus, und glückte es mir, so wäre es verächtliche Heuchelei. Diejenige aber, deren Wohlgefallen ich mir erwerben sollte, die fänden an mir so viel auszusetzen — ich selber an ihnen natürlich zehnmal mehr —, daß ich es keine drei Tage bei ihnen aushielte. Nein, Herr Walkort, Ihr Vorschlag gefällt mir nicht mehr! Ich bin nicht dazu geschaffen, die Leute zu täuschen, mich vor Ihnen zu verstellen, und noch weniger, mich wegen meiner Junkermanieren über die Schulter ansehen zu lassen; damit haben Sie mein Geständnis."

„Darf ich jetzt sprechen, Fräulein Blenfeld?"

„Soviel Sie wollen."

„Werden Sie mich ebenso geduldig und ohne mich zu unterbrechen, anhören, wie ich getan?"

„Warum nicht? Wir haben ja Zeit."

„Gut. Die Empfindungen, unter denen Sie Ihre Einwendungen erheben, vermag ich mir sehr wohl zu erklären."

„Wer weiß."

„Bitte, Fräulein Blenfeld, Sie hatten mir das Wort gestattet," schaltete Walkort lachend ein, während Florence wieder düster dareinschaute; „ich vermag mir also Ihre Empfindungen zu vergegenwärtigen, aber auch, vertraut mit den Verhältnissen, in die man Sie zu bringen wünscht, dieselben als ungerechtfertigt zurückzuweisen. Ich kenne die Leute drüben, ich habe die Ehre, Sie zu kennen —"

„Sehr große Ehre."

„Gewiß, eine sehr große Ehre, und da kann ich aus innigster Überzeugung behaupten, daß, um Ihren Verwandten, namentlich der stolzen alten Dame zu gefallen, Sie weder Sich ändern

noch zur Heuchelei Ihre Zuflucht nehmen dürfen. Sie besitzen einen Vorzug, der durch keine Erziehung, durch keine Lehren, durch kein Beispiel angeeignet werden kann, und das ist — darf ich fortfahren?"

„Warum nicht? Wollen Sie mir ein Kompliment machen, so versprechen Sie sich indessen keinen zu großen Erfolg davon."

„Das ist nämlich natürliche Anmut und eine scharf ausgeprägte Jungfräulichkeit, die das Junkerhafte streng begrenzt. Sie sehen, ich bin offen, und ich muß es sein, um Ihre Bedenken zu verscheuchen."

„Nun ja, das mag sein," gab Florence wie gelangweilt zu; „belehrt hat mich in der Tat niemand, und der Puppenkopf mit seinem Kranichschritt und dem Sperlingshüpfen wäre wohl kein empfehlenswertes Beispiel gewesen. Es muß doch wohl im Blute liegen."

„Unzweifelhaft. Solche Eindrücke empfing ich also von Ihnen, und ich bin hinlänglich unterrichtet, um ermessen zu können, daß da, wo sie sich einbürgern sollen, die Eindrücke ähnliche sein werden. Oder trauen Sie mir zu, ich würde Sie zu einem Schritt überreden wollen, von welchem eine Störung Ihres heitern Seelenfriedens zu befürchten? Nein, gewiß nicht."

„Nein," erwiderte Florence, „das werden Sie nicht. Und — wahrhaftig — — ich fühle mich schon etwas ermutigt. Namentlich spricht das Bild der fahrenden, reitenden und schießenden alten Dame mich an. Wem aber liegt am meisten an der Tochter meiner Mutter?"

„Ich glaube, Ihrer Urgroßmutter, jener alten Patriarchin."

„Wohlan, Herr Walkort, ich begleite Sie; hier ist meine Hand. Ist die alte Patriarchin auf meiner Seite, so kümmern die andern mich wenig. Bei meinem Vormunde werden wir voraussichtlich einen schweren Stand haben."

„Er muß meine Vollmacht anerkennen; schließlich finde ich vielleicht noch andere Mittel, ihn günstig für unsern Plan zu stimmen."

„Was soll dort aus meiner Besitzung werden?"

„Die Zeit wird darüber entscheiden. Auf alle Fälle ernenne

ich einen Rechtsanwalt zu Ihrem Bevollmächtigten, und mit dem bleiben wir im brieflichen Verkehr." — —

Damit waren sie vor dem Torweg eingetroffen. Walkort schloß auf, worauf beide schweigend eintraten.

„Ich werde wohl nicht oft mehr hierher gehen", bemerkte Florence nachdenklich, indem sie die Richtung nach dem Hause einschlugen.

„Hoffentlich nicht," antwortete Walkort freundlich, und stumm schritten sie wieder einher.

Und schweigend, wie sie gekommen waren, verließen sie den Ausbau wieder. Nicht einmal den düsteren Wohnräumen und dem Wandschrank hatten sie einen Besuch abgestattet. Als sie nach dem Dorfe zurückwandelten, beschränkte ihre Unterhaltung sich auf kurze Fragen, die Florence, wie aus Träumen erwachend, über ihre neue ferne Heimat stellte, und die von Walkort jedesmal eingehend beantwortet wurden.

Florence schien plötzlich um Jahre gealtert zu sein, Walkort aber überwachte sie, wie der Gärtner eine Lieblingsblume, die in geeigneteres Erdreich verpflanzt werden soll. —

Zwanzigstes Kapitel.

Die Auseinandersetzung.

Wochen waren vergangen. Walkort beschäftigte sich vielfach mit Schreiben oder fuhr in die Stadt, um seine Briefe eigenhändig zur Post zu geben und sich in Verbindung mit einem Rechtsanwalt zu setzen. Seine Besuche im Hause des Kontrolleurs erhielten dadurch keine Unterbrechung, nur daß er sie zum heimlichen Befremden des Ottkeschen Kleeblattes in Stunden verlegte, in die keine Mahlzeiten fielen. Mehr noch befremdete, daß Florence ungleich ernster geworden war, ihr Verkehr mit Walkort dagegen einen noch vertraulicheren Charakter angenommen hatte. An solche Beobachtungen knüpften jene indessen beruhigende Hoffnungen, und zuver-

sichtlich sah der Kontrolleur der Stunde entgegen, in der er über seinen Schützling und dessen Besitzung zugleich endgültig zu verfügen haben würde.

Diese Stunde schien endlich gekommen zu sein, als Walkort den Kontrolleur um eine vertrauliche Unterredung bat.

„Ich habe so vielfach Ihre Gastfreundschaft genossen," hob er an, nachdem er Ottke gegenüber Platz genommen hatte, „daß ich durch die Erinnerung an diese in meinen ernsten Verhandlungen mit Ihnen mich fast beengt fühle und daher gern alles vermeiden möchte, was von meiner Seite aus einen unfreundlichen Eindruck erzeugen könnte."

Ottke sah einige Sekunden über die Brille hinweg in Walkorts Antlitz. Er hatte offenbar eine andere Anrede erwartet, als rätselhafte Andeutungen, antwortete aber mit gut geheuchelter Innigkeit:

„Gastfreundschaft ist eine schöne Tugend. Übt sie aber der Botokude, um wie viel mehr sind wir gesittete Menschen dazu verpflichtet, namentlich aber, wenn sie für uns selber eine Quelle heiterer und ernster Genüsse ist."

„Ich erkenne Ihre Grundsätze an," erwiderte Walkort, „dennoch fühle ich mich bis zu einem gewissen Grade beschämt, weil ich seit dem ersten Tage meines Aufenthaltes in hiesiger Gegend mit dem Plane umging, in Ihrem Hausstande eine nicht unwesentliche Lücke zu schaffen. Und unwesentlich darf es gewiß nicht genannt werden, wenn plötzlich am Tisch ein Platz leer bleiben soll."

In Ottkes Augen liefen Tränen zusammen und bewegt klang seine Stimme, indem er antwortete:

„Ich hab's geahnt, mein lieber Herr Walkort, längst geahnt. Aber empfinden wir die Leere im Hause schmerzlich, so dürfen wir doch nicht an uns selber denken, wenn das Glück eines teuren Kindes — und ans Herz gewachsen ist Florence uns allen in gleichem Maße — in Frage steht."

„Ja, Herr Ottke, Florences Glück steht in Frage," bestätigte Walkort ernst, „bei den wohlwollenden Gesinnungen aber, die Sie für die junge Dame offenbaren, glaube ich zuversichtlich darauf rechnen zu dürfen, daß Sie der Ausführung meines

Planes nicht hindernd entgegentreten. Ich stehe nämlich im Begriff, Florence von hier zu entführen."

„Wenn Florence damit einverstanden ist, wer möchte da noch Einsprache erheben", erwiderte Ottke, nunmehr scharf durch die Brille spähend, als hätte in Walkorts Haltung ihn irgend etwas beunruhigt. „Sie sagen: Entführen; ein hartes Wort, das Sie aussprechen, allein das Weib soll Vater und Mutter verlassen, um dem Manne seiner Wahl zu folgen. Dürfen wir uns doch der freundlichen Hoffnung hingeben, Sie wenigstens in den Sommermonaten auf dem Ausbau als liebe Nachbarn zu begrüßen."

„Über den Ausbau wird anderweitig verfügt werden —" hob Walkort an, als Ottke mit reger Wärme einfiel:

„Gern, gern stelle ich mich Ihnen bei einem beabsichtigten Verkauf zur Verfügung, zumal das mutwillige Kind jetzt wohl keine Einwendungen mehr erhebt. Freilich, von dem höchsten Preise für das leider etwas zerfallene Grundstück wird abgesehen werden müssen."

„Davon zur geeigneten Zeit," erklärte Walkort kühl, „vorläufig wünsche ich, bei den ferneren Bestimmungen über Florences Zukunft Ihrer Stellung als Vormund Rechnung zu tragen."

„Und ich als Vormund beteure, daß unserer Florence Glück das meinige ist, ich gern alles in meinen Kräften stehende aufbiete, ihr und Ihnen diesen ernsten Schritt zu erleichtern. Ebenso gern bin ich aber bereit, Ihnen einen Einblick in des Kindes Vermögensverhältnisse zu gestatten, die immerhin, auch ohne den Ausbau, recht günstige genannt zu werden verdienen."

„Die Vermögensverhältnisse kommen ebenfalls vorläufig nicht in Betracht, obwohl ich gezwungen bin, sie fortgesetzt im Auge zu behalten. Zunächst fragt es sich, ob Sie als Vormund Ihre Einwilligung erteilen —"

Weiter gelangte Walkort nicht, indem Ottke aus scheinbar übervollem Herzen in die Worte ausbrach:

„Meiner Einwilligung sind Sie gewiß. Ich habe Sie als einen Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes kennen ge-

lernt und schätze mich glücklich, Florences Zukunft in Ihre Hände niederzulegen. Nur nicht zu bald, Herr Walkort, nur nicht zu bald rauben Sie uns das Kleinod", schloß er, und um seine tiefe Bewegung zu verbergen, schob er die gesäuberte Brille wieder vor die wassergefüllten stumpfen Augen.

„Ich gedenke, noch einige Monate hier zu verleben," erklärte Walkort mit einer Entschiedenheit, die dem Kontrolleur einen besorgten Blick über die Brille hinweg entlockte, „denn einesteils wird Fräulein Blenfeld noch zeitraubende Vorbereitungen zu treffen haben, außerdem aber bietet das Meer im Winter zu wenig Annehmlichkeiten für eine größere Reise."

„Eine Seereise?" fragte Ottke betroffen.

„Nach Neuyork hinüber", gab Walkort gleichmütig zu.

„Unmöglich!" rief Ottke sichtbar bestürzt aus. „Nein, nimmermehr darf das Kind nach einem Lande geführt werden, in dem es sich unglücklich fühlen würde. Herr Walkort, das kann Ihr Ernst nicht sein."

„Und dennoch meine feste Absicht."

„Herr Walkort, Sie kennen das Mädchen nicht! Es würde zugrunde gehen in den fremden Verhältnissen — nein, es geschieht nicht, es darf nicht geschehen, und wäre ich gezwungen, meine Einwilligung zu Ihrer Verheiratung zurückzuziehen."

Schärfer gelangte nunmehr das bezeichnende Lächeln auf Walkorts Zügen zum Durchbruch, indem er antwortete: „Es scheint sich ein kleines Mißverständnis zwischen uns eingeschlichen zu haben. Ich wüßte wenigstens nicht, daß ich auch nur versteckt auf eine Verheiratung hingedeutet hätte."

Leichenblaß hatte der Kontrolleur sich zurückgelehnt.

„Und doch sprachen Sie davon, daß das Mädchen Sie nach Amerika begleiten solle", entwand es sich kaum verständlich den von dem fadenscheinigen blonden Schnurrbart beschatteten bebenden Lippen. „Wie ist das zu verstehen? Wofür halten Sie mich? Wofür das Kind? Wie soll ich Ihr rätselhaftes Ansinnen auffassen?"

„Nur als das eines Ehrenmannes, der keine Silbe von dem zurücknimmt, was er zugunsten der jungen Dame offenbart hat," antwortete Walkort streng, und er zog aus der Brusttasche

ein zusammengefaltetes Papier, das er vor sich auf dem Tisch auseinanderschlug, „mißverstanden Sie mich aber, so begreife ich nicht, wodurch ich einer falschen Auffassung Vorschub geleistet hätte, zumal ich mit Rücksicht auf Ihre Gastfreundschaft eine gewiß entlastende Bemerkung vorausschickte." Er weidete sich einige Sekunden an dem Bilde des Kontrolleurs, der, völlig ratlos, über die Brille hinwegstierte, und fügte geschäftsmäßig hinzu: „Ich erlaube mir, Ihnen hier eine Vollmacht, auf meinen Namen lautend, vorzulegen. Diese wurde von jemand ausgefertigt, der das Recht besitzt, über die Zukunft Ihrer Pflegebefohlenen entscheidende Maßnahmen zu treffen. Sie sind der englischen Sprache mächtig, es wird Ihnen daher leicht sein, das mit gerichtlicher Kürze verfaßte Dokument ohne meine Beihilfe zu prüfen."

Ottke antwortete nicht. Nach der ersten peinlichen Überraschung machte sich der Fuchs wieder in ihm geltend, der angesichts einer drohenden Katastrophe nur darauf bedacht ist, das ihm zugedachte Unheil abzuwehren und, wenn möglich, schließlich dennoch die Oberhand zu behalten. Das ihm überreichte Schriftstück hatte er vor sich hingezogen und senkte seine Blicke auf die durch einen Rechtsanwalt beglaubigte Unterschrift.

„Li—ber—tas — Barnard", las er laut und offenbar nicht ohne Schwierigkeit. Einige Sekunden starrte er noch auf die unleserlichen Schriftzüge nieder, während Walkort ihn mit Spannung beobachtete, dann richtete er sich mit dem unschuldigen Lächeln eines Säuglings empor und milde floß es von seinen Lippen:

„Zufälligerweise ist mir der Name Barnard nicht fremd, mein lieber Herr Walkort, und da steigt mir der Verdacht auf, daß entweder ich dupiert bin oder Sie. Fast möchte ich — ohne Ihrer geehrten Person zu nahe zu treten — das letztere glauben. Scheint dieser Namenszug doch von der des Schreibens erst wenig kundigen Hand eines Kindes angefertigt zu sein."

„Ihr Scharfblick trügt Sie nicht, Herr Ottke. Die Person, die diese Urkunde beglaubigte, lernte in ihrem Leben überhaupt wenig mehr, als ihren Namen schreiben, was bei der richterlichen

Bestätigung übrigens nicht in die Wagschale fällt; dagegen trifft der Vergleich mit dem Kinde nicht genau zu. Diese Libertas Barnard trägt nämlich ihre achtzig und einige Jahre mit derselben Leichtigkeit, wie Sie Ihre höchstens fünfundfünfzig und ich selber meine fünfunddreißig."

„Ah," versetzte der Kontrolleur, wie freudig überrascht, und um seine Gedanken zu sammeln, glaubte er nichts Besseres tun zu können, als zunächst Kenntnis von dem Schriftstück zu nehmen.

„Und so beauftrage und bevollmächtige ich daher meinen Geschäftsführer, den Herrn Frank Walkort," hieß es da, „sich auf dem kürzesten Wege nach Europa zu begeben, dort die hinterbliebene Tochter meiner verstorbenen Enkelin, der Frau Blenfeld, geborenen Barnard aufzusuchen, sich von deren Ergehen zu überzeugen und sie mir, falls er es für angemessen hält, zuzuführen. Ferner beauftrage ich ihn, die Verhältnisse des Kindes, der jungen Florence Blenfeld, nach bestem Wissen und Können zu ordnen, Vermögensfragen zu schlichten und bei allem, was er nach dieser Richtung hin unternehmen mag, von der Überzeugung auszugehen, daß die von ihm gewählten Schritte dieselbe Gültigkeit haben, als ob sie von mir persönlich angeordnet wären."

„Libertas Barnard", wiederholte Ottke die Unterschrift laut, indem er sich emporrichtete und über die Brille hinweg in Walkorts Antlitz sah.

„Ich werde nicht recht klug aus dieser Geschichte", bemerkte er vorsichtig. „Libertas Barnard; ein wunderbarer Name. Aber wie kommt diese Frau dazu, sich jetzt erst zu entsinnen, daß es überhaupt eine Florence Blenfeld auf der Welt gibt? Gewiß, mein lieber Herr Walkort, werden Sie als gerechtfertigt anerkennen, daß ich daraufhin meine vormundschaftlichen Rechte mir nicht verkümmern lassen darf, ich müßte mich denn einer großen Fahrlässigkeit schuldig machen."

„Eine kurze Erklärung wird genügen, Ihre berechtigten Zweifel zu verscheuchen," nahm Walkort wieder geschäftsmäßig das Wort, „ich bezweifle nicht, daß Sie dann Ihrerseits die freundlichen Rücksichten anerkennen, die ich bei dem Ordnen dieser ziemlich verwickelten Angelegenheit walten lasse. Ich

möchte nämlich ungern aus dieser Gegend scheiden, ohne bei Ihnen die Überzeugung zu hinterlassen, daß der Dank für die treue Pflege der jungen Waise bei den betreffenden Personen weiter reicht, als vielleicht der Mißmut über einzelne kleine Unregelmäßigkeiten, wie solche sich zuweilen nur schwer von den Obliegenheiten und Verantwortlichkeiten eines Vormundes trennen lassen. Ich schicke voraus, daß diese Frau Libertas Barnard die einzige Person ist, der über Florence Blenfeld, als einer in gerader Linie von ihr abstammenden Angehörigen, eine Verfügung zusteht. Daß solche Verfügungen nicht früher getroffen wurden, entzieht sich unserer Beurteilung und daher auch Erörterung. Wir können nur davon ausgehen, daß dieser Frau Libertas ältester Sohn im Jugendalter mit einer Indianerin verheiratet gewesen ist, diese aber bald nach der Geburt ihres Töchterchens starb. Diese Tochter wurde die Gattin des auf dem Ausbau verstorbenen Blenfeld, und auch da Florences Großvater längst nicht mehr unter den Lebenden weilt, so sind selbstverständlich alle Anrechte an die junge Waise in die Hände der Urgroßmutter zurückgefallen, in deren Auftrag und Namen ich mich jetzt hier befinde. Der Name Barnard ist Ihnen nicht fremd. Sie erfuhren ihn als den der zweiten Frau von Florences Großvater, also, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, der Stiefgroßmutter. Sie besitzt natürlich nicht im entferntesten die Befugnisse, in die Rechte der alten Libertas Barnard einzugreifen. Wendete sie Florence geschenkweise die Summe von fünftausend Dollars zu, so lag das in ihrem freien Willen. Sie aber waren nicht in der Lage, ein solches Geschenk zurückweisen zu dürfen. Ebensowenig erwächst Ihnen bei richtiger Handhabung der verwickelten Angelegenheit ein Vorwurf daraus, daß Sie das Ihnen für Ihre treue Sorgfalt zuerkannte Geschenk von fünfhundert Dollars nicht zurückwiesen. Die Bedingungen, die Sie vor drei Jahren mit einem gewissen Graham vereinbarten, können selbstverständlich von der Frau Libertas Barnard nicht als zu Recht bestehend anerkannt werden. Man hat eben ein falsches Spiel mit Ihnen getrieben. Man setzte bei dem Vormunde das durch, was man bei Florences Eltern unter Hintansetzung der gebotenen

Rücksichten vergeblich anstrebte — bitte, Herr Kontrolleur, nehmen Sie zuvor Kenntnis von dem Briefe der Frau Barnard, der Jüngeren, an Florences Mutter, und ich bin überzeugt, daß wir dann leichter über alle ferneren Schwierigkeiten hinwegkommen" — und er überreichte Ottke das Schreiben, das ihm von dem alten Förster anvertraut worden war.

Vollständig niedergeschmettert, jedoch immer noch auf Mittel sinnend, sich der peinlichen Lage zu entziehen, daher auch keiner Erwiderung fähig, nahm Ottke den Brief, in dessen Inhalt er unter Walkorts ihn argwöhnisch überwachenden Augen sich alsbald vertiefte. Lange las er, lange genug, um sein fieberisch wallendes Blut zu beruhigen, sich vorzubereiten, ferneren Schlägen auszuweichen oder zu begegnen.

„Das ist ein seltsames Schriftstück," bemerkte er endlich aufschauend, „aber vergeblich bemühe ich mich, es in Beziehung zu meiner Person zu bringen."

„Und dennoch enthält es dem Sinne nach nichts anderes als das, was jener Graham vor drei Jahren als Grundlage für die von Ihnen angenommenen Bedingungen wählte", erwiderte Walkort zuvorkommend.

„Von mir angenommen?" fragte Ottke befremdet.

„Draußen unter dem Nußbaum —" hob Walkort ruhig an, als der Kontrolleur, wie von einer unsichtbaren Waffe getroffen, emporfuhr.

„Der Wilm," rief er bestürzt aus, „Sie begünstigten seine Flucht — Sie sprachen ihn — welchen Glauben verdient ein Mensch, der gewaltsam aus dem Gefängnis bricht und scheidend sich noch an pflichtgetreuen Beamten zu rächen sucht? Herr Walkort, ein anderer an meiner Stelle würde Ihre Beziehungen zu dem entlaufenen Sträfling unfehlbar zu Ihrem Nachteil ausnutzen; ich dagegen will von der ganzen Angelegenheit nichts wissen — ich achte Sie zu hoch — ich habe Sie als Freund bei mir aufgenommen — und schätzen gelernt —"

„Was ich dankbar anerkenne und bei meinem weiteren Verfahren gewissenhaft in Anrechnung bringe," fügte Walkort hinzu, als Ottke, um Atem zu schöpfen, eine Pause eintreten ließ; „doch um zunächst Ihre Besorgnis mit Rücksicht auf meine

Beziehungen zu dem entflohenen Wilm zu verscheuchen: Ja, ich sprach ihn, nachdem er unter Beistand eines todesmutigen treuen Mädchens die Freiheit erlangt hatte, fühlte mich aber nicht berufen, zumal als amerikanischer Bürger, jemand ins Unglück zu stürzen, von dem ich nie ein Leid erfuhr. Im Gegenteil, ich gab den beiden jungen Leuten noch gute Ratschläge, und so befinden sie sich zurzeit auf dem Wege zu der Frau Libertas Barnard, wo sie einer gütigen Aufnahme sicher sein dürfen."

Wie erschöpft war Ottke in sich zusammengesunken; bei dem letzten Worte Walkorts richtete er sich indessen wieder empor, und seine ganze Selbstbeherrschung zusammenraffend, sprach er zähneknirschend:

„Alles gewinnt den Anschein, als sei ich in schamloser Weise mißbraucht worden —"

„Das sind Sie, Herr Kontrolleur, ja, das sind Sie," fiel Walkort lebhaft ein, „aber es liegt glücklicherweise in Ihrer Hand, sogar den leisesten Schein der Mitschuld von sich abzuwälzen und einen günstigen Vergleich herbeizuführen. Die Verpflichtungen, die Sie in Ihrer Eigenschaft als Vormund unterzeichneten, werden nämlich drüben hinfällig durch dieses," und er hob den vom Förster herrührenden Brief empor, worauf er ihn sorgfältig in seine Brieftasche legte, „dann aber, und hauptsächlich durch Wilms Zeugenaussagen, die allerdings ihre Wirkung nicht bis hierher ausdehnen. Die gezahlten Summen können ebenfalls nicht zurückgezogen werden, höchstens sind die fünftausend Dollars bei irgendeiner Erbschaftsregulierung zu verrechnen. Händigen Sie mir nun noch den Revers aus, den jene Frau Barnard zufertigte, so befinden Sie sich außerhalb jeglicher Verantwortlichkeit. Die Vormundschaft bleibt bis auf weiteres in Ihren Händen, nur daß Sie von jetzt ab der Frau Libertas Barnard für alles Kommende, nicht für das Vergangene, Rechnung abzulegen haben. Da aber die weite Entfernung den Verkehr zwischen ihr und Ihnen erschweren würde, habe ich im Auftrage der ehrwürdigen Dame in der Stadt einen Rechtsanwalt zu deren Bevollmächtigten ernannt, mit dem Sie sich vorkommendenfalls in Einver-

nehmen zu setzen haben. Ihre vormundschaftlichen Obliegenheiten vereinfachen sich dadurch erheblich, namentlich wenn Sie sich damit einverstanden erklären, daß Florence mich zu der Frau Libertas Barnard begleitet und vorläufig besuchsweise dort bleibt. Eine fernere Erleichterung erwächst Ihnen daraus, daß die Großjährigkeitserklärung und Ihre briefliche Rechenschaftsablegung vor einem amerikanischen Gerichte erfolgen. Florences Angehörige kennen dann keine andere Empfindung mehr für Sie, als die der Dankbarkeit, daß sie die einst Ihrem Schutze anvertraute hilflose kleine Weise als eine Jungfrau in Empfang nehmen konnten."

Der Kontrolleur, der den klug berechneten Auseinandersetzungen mit Spannung gelauscht hatte, begriff wohl, daß man ihm zum Rückzuge goldene Brücken baute. In solchem Bewußtsein atmete er sogar auf. Um so mehr aber fürchtete er, im ferneren Gespräche Punkte zu berühren, von deren Erörterung nur tiefe Beschämung zu erwarten standen. Nicht genug Rechtsgelehrter, um diese oder jene Redewendung zu seiner Entlastung auszunutzen, und doch wieder hinlänglich schlau, selbst den mißlichsten Lagen eine bessere Seite abzugewinnen, hielt er für ratsam, über die mittelbaren Anklagen hinwegzugehen, als wären diese in ihrer Ungeheuerlichkeit über sein Verständnis hinausgegangen.

„Wer hätte das geahnt," sprach er tief aufseufzend, und seine Worte schienen einem übervollen Herzen zu entströmen, „so viel Neues, so viel Unerwartetes — mir schwirrt mein armer Kopf! Ich weiß nicht, wo ich beginnen soll, um einen Faden zur Enträtselung zu finden. Und Sie betraten mein Haus schon vor Wochen mit der Absicht, Florence von hier fortzunehmen! Warum schenkten Sie mir nicht gleich Ihr Vertrauen? Es hätte nimmermehr zu diesen unseligen Mißverständnissen kommen können!"

„Gewiß erkenne ich Ihr Befremden als berechtigt an," erklärte Walkort, durchdrungen von der Absicht, selbst unter Opfern einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen, „ebenso aber werden Sie die Gründe achten, die mich bewogen, so lange hinter der Maske eines nach dem Besitze des Ausbaues

trachtenden Kauflustigen zu verbergen. Meine erste Aufgabe mußte sein, sorgfältig zu prüfen, ob Florence zu innig mit den hiesigen Verhältnissen verwachsen war, um noch ohne Nachteil für ihren Frieden ihnen entrissen werden zu können. Dann aber entstand die zweite Frage, ob sie, abgesehen von ihrer äußeren Erscheinung, auf Grund ihrer Erziehung, ihrer Gemütsart, ihrer Anschauungen, überhaupt ihres ganzen Charakters dazu angetan war, auf diejenigen einen günstigen Eindruck auszuüben, in deren Hände ihre Zukunft gelegt werden sollte. Mißfallen und Mißtrauen auf der einen oder der andern Seite hätte jeder innigeren Annäherung von vornherein den Boden entzogen. Die gegenseitige Bekanntschaft wäre vielleicht bereut worden."

„Und Sie fanden Ihre Erwartungen übertroffen?" fragte der Kontrolleur, sichtbar befriedigt, das Gespräch immer weiter von bedrohlichen Umständen ablenken zu können.

„In einem Grade, daß ich mich schon morgen mit Fräulein Blenfeld auf den Weg begeben möchte. Sie begreifen, wenn jemand der Jahre achtzig und darüber auf seinen Schultern trägt, ist eine weite Vorausrechnung nicht mehr zulässig."

„Wie stellt Florence sich Ihren Plänen gegenüber?"

„Ich habe alle Ursache zu glauben, daß sie ihren vollen Beifall finden."

„Nun ja," versetzte Ottke, und seine Stimme hatte ihren alten milden, sogar zärtlichen Klang zurückerhalten, „in des lieben Kindes Charakter lag ja von jeher etwas Abenteuerliches; und habe ich erst die Überzeugung gewonnen, daß es zu ihrem Glücke dient, so bin ich der letzte, der Ihrem Vorhaben Schwierigkeiten in den Weg legt. Aber alles ist so plötzlich auf mich hereingebrochen, daß ich kaum noch weiß, wo mir der Kopf steht. Unmöglich kann ich mich in diesem Augenblick entscheiden. Ich bedarf der Zeit, mich zu sammeln, zu erwägen und zu prüfen. Und meine arme Frau, es wird unsägliche Mühe kosten, sie mit dem Gedanken an die Trennung von ihrem Liebling auszusöhnen."

Gern bewilligte Walkort die gewünschte Bedenkzeit, jedoch unter der Bedingung, daß die Vorbereitungen zur Reise dadurch

keine Zögerung erlitten. Damit endigte die Verhandlung der beiden Männer. Ottke, obwohl in dem Gefühl völliger Abhängigkeit von Walkort, war befriedigt, seine Würde und Autorität als Vormund äußerlich gewahrt zu haben; Walkort nicht minder, weiterer Schritte überhoben zu sein, deren möglichen Eindruck auf Florences Gemütsstimmung er fürchtete.

Die Zeit, deren Ottke bedurfte, um zu einem festen Entschluß zu gelangen, dauerte nicht allzu lange. Dann wurde die ganze Angelegenheit bis auf die Erfüllung einiger unabweisbarer gerichtlicher Formen innerhalb eines Viertelstündchens erledigt. Etwas mehr Zeit erforderte es, bis Florence unter Beihilfe aller im Hause verfügbaren Hände ihre Vorbereitungen beendigte. So verrannen Wochen auf Wochen, bevor Walkort den Zeitpunkt für gekommen erklärte, die Reise nach dem fernen Erdteil anzutreten.

Ja, Wochen, bis Florence dem Ausbau, dem Dorfe und allen Bekannten Lebewohl sagte und man den lustigen Junker Florentin mit herzlicher Teilnahme und begleitet von den aufrichtigsten Segenswünschen scheiden sah.

Den alten Förster küßte sie, daß die hellen Tränen ihm in den weißen Bart hinabrollten. Sie sprach vom fröhlichen Wiedersehen, wozu der alte Mann schwermütig den Kopf schüttelte. Dann war der Ausbau ganz verödet und verlassen. In dem Wandschrank, der so viele Jahre hindurch Florences Reliquien geborgen hatte, herrschten unbehindert Heimchen und Holzwürmer. —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Mutter der Haniks.

Recht heiße Tage brachte der Frühsommer dem nordamerikanischen Kontinent; doppelt heiß in jenen Gegenden, wo die Sonne auf baumlose Ebenen niederbrennt und sogar die lichtgrünen Grasfluren unter dem blendend

klaren Himmel den Charakter einer ermüdenden Eintönigkeit gewannen.

Es war um die Mittagszeit. Die durchglühte Atmosphäre zitterte, die weitgeschweifte Linie des Horizontes entstellend und in wellenförmiger Bewegung erhaltend. Fast wie eine freundliche Unterbrechung der unabsehbaren Einförmigkeit erschien eine umfangreiche Niederung im westlichen Missouri, auf der hartes Schilfgras, Pfeilblatt, Schierlingsstauden, vereinzelte Weidenbüsche und eine Art Oleander dem moorigen Boden üppig entwucherten und den Höhenunterschied zwischen dem Sumpf und dem hart gedörrten Prairieboden ringsum beinahe ausglichen. In kleineren und größeren Zwischenräumen erhoben sich Kottonwoodbäume. Sie verschärften den Eindruck trostloser Vereinsamung. Gespenstischen Riesen ähnlich standen sie traurig da; hier in voller Lebenskraft schmückten sie schattige Blätterkronen; dort nur noch teilweise belaubt, streckten sie die abgestorbenen Äste, wie Hilfe erflehend, aus grünem Gezweig gen Himmel. Auf anderen Stellen ragten sie als Leichen empor, die die verwitternden Einflüsse der Atmosphäre nicht nur der Rinde, sondern auch der schwächeren Zweige entkleidete, dadurch deren Ähnlichkeit mit gebleichten Skeletten erhöhend. Sie hatten mit ihren Pfahlwurzeln den Moorboden durchstoßen und waren unterhalb dieses in feindseliges Erdreich hinabgedrungen. Aus diesem sogen sie im kräftigsten Alter allmählich den Tod, ein Los, das allen anderen Bäumen, älteren wie noch jugendfrischen, über kurz oder lang unabweislich bevorstand.

Wie um das melancholische Bild zu vervollständigen, hatten kahlköpfige braune Geier die hervorragendsten nackten Zweige zur Mittagsrast gewählt. Dort waren sie sicher, von keinem schleichenden Feinde überrascht zu werden; zugleich bot sich ihnen Gelegenheit, Umschau zu halten und durch die kaum noch bemerkbare wechselnde Luftströmung belehrt zu werden, wo Nahrungsstoff ihnen winkte.

Regungslos saßen sie da. Die scharf bewehrten Schnäbel weit geöffnet, atmeten sie anscheinend mit Wollust die heiße Luft ein. Manche hatten, nach Art heraldischer Tiere, die

mächtigen Schwingen ausgebreitet, um dadurch den Sonnenschein in doppeltem Maße zu genießen. Doch wenn oben die häßlichen Vögel sich einer ihren Neigungen entsprechenden Behaglichkeit erfreuten, so lebte und webte es unten im Sumpfe in fast unheimlicher Weise. Auf den braunen Wasserflächen, die mit grünen Linsen oder metallisch schillernden, öligen zarten Decken überzogen waren, zeichneten Schlangen und Schildkröten ihre gewundenen Bahnen, erstere gleichzeitig auslugend nach Fröschen und sonstigem Sumpfgetier, das sich in ihre Nähe wagte. Freundlicher belebten die Eintönigkeit stahlblau und goldgrüne schlankleibige Libellen und farbenreiche Schmetterlinge. Geräuschlos segelten sie hierhin und dorthin, während Bienen, Heuschrecken und Käfer ihre Liedchen dazu sangen und die Atmosphäre mit endlosen Schwirren und Summen erfüllten.

Als im Einklang stehend mit dem Moor, den skelettartigen Bäumen und den Geiern hätte man zwei Gestalten bezeichnen mögen, die von Westen her sich der trostlosen Stätte näherten. Auf kleinen hageren, jedoch zähen Pferden reitend, führten sie jede ein anderes, mit Reisegepäck hochgeladenes hinter sich her. Durch Hautfarbe wie durch äußere Ausrüstung Eingeborene verratend, erinnerten sie jedoch nicht an jene Indianer, wie eine durch glänzende Schilderungen verwöhnte Phantasie sich solche nur zu gern in grellfarbigem Schmuck ausmalt. Hinfälligkeit einerseits, Stumpfheit andererseits waren an Stelle von Gewandtheit und Kraft getreten, hier durch hohes Alter bedingt, dort gewissermaßen als Folge eines durch äußere, den Geist zerrüttende Einflüsse erzeugten unheilbaren Siechtums.

Mit gleicher Nachlässigkeit führten beide die Zügel: die hochbetagte Frau mit dem tiefgefurchten Antlitz, das den Köpfen der trägen Geier nachgebildet zu sein schien, und der etwa fünfzigjährige Mann, der von einem indianischen Krieger wenig mehr besaß, als Bogen und Köcher, die von seinen Hüften niederhingen, und einen alten Karabiner mit Feuerschloß, der quer vor ihm auf dem Sattel ruhte.

Die brütende Hitze hatte beide veranlaßt, sich eines Teils

ihrer Bekleidung zu entledigen. Ein abgetragener ärmelloser Rock von blauem Wollenstoff umhüllte die hagere Gestalt der Frau, die nach Männerart auf dem Sattel saß und unter dem ihr Gesicht halb verschleiernden pechschwarzen, wirren Haar hervorr starr zwischen den Ohren ihres Pferdes hindurchsah. Ihre Füße waren, wie die ihres Begleiters, mit gänzlich schmucklosen Mokassins von weichgegerbtem Büffelleder bekleidet, von denen blaue Flanellgamaschen bis zu ihren Knien hinaufreichten. Ein schmaler Lederriemen schnürte den Rock um ihre Hüften zusammen und diente zugleich einem großen Messer in breiter, mit Messingnägeln beschlagenen Scheide als Gehenk.

Ihr Begleiter trug nur den blauen Schurz und lange Ledergamaschen, die beide durch den Gurt gehalten wurden. Ursprünglich kräftig gebaut, waren seine Muskeln jetzt erschlafft, so daß die Sehnen seiner Glieder wie Riemenflechtwerk hervortraten. Sein Haupt bedeckte wirres langes Haar, aus dem die übliche, festgeflochtene Skalplocke bis zur Höhe der Schultern niederfiel. Sein Antlitz war welk, über den starken Backenknochen stierten die beinah dreieckigen schwarzen Augen blöde ins leere.

So verfolgten die beiden gleichsam vermorschten Gestalten stumm ihren Weg. Stunden mochten sie so geritten sein, ohne ein Wort zu wechseln. Als sie endlich am Rande des Moors anhielten, offenbarten sie immer noch keine Neigung, das Schweigen zu brechen. Aber mit eigentümlicher Schärfe funkelten die Augen der alten Frau, indem sie über die breite Sumpffläche hinspähte, wogegen das Antlitz ihres Begleiters in seiner stumpfen Regungslosigkeit verharrte.

Nach einer langen Pause des Sinnens bemerkte erstere eintönig:

„Viele Winter sind vergangen, seitdem ich zum letzten Male hier einen Zeltpflock in die Erde trieb. Meine Augen sind nicht mehr die Augen der Geier auf den Bäumen. Kennt mein Sohn Hanik Wiskun den Pfad nach der Insel?"

„Meine Gedanken sind vertrocknet," antwortete das junge Eichhorn, oder vielmehr Wiskun, wie sein Name verkürzt

wurde, mürrisch, „ich kenne ihn nicht. Er ist zu schmal. Zwei Pferde können nicht nebeneinander gehen. Wer fehl tritt, versinkt so tief, wie die Bäume hoch sind."

„So reite mein Sohn hinter mir", versetzte die alte Frau ruhig. „Die Pferde mit den Lasten mögen vor ihm einherschreiten. Er soll auf sie achten, daß sie in meinen Spuren bleiben."

Sie lenkte ihr Pferd am Rande des Moors hin, aufmerksam mehrere Bäume beobachtend, die in größerer Entfernung scheinbar eine Gruppe bildeten. Als deren Stämme, sich allmählich verschiebend, einer den andern deckten, hielt sie an, bis Wiskun auf ihre Anordnung die Leinen der Packpferde um deren Hälse geschlungen hatte. Dann setzte sie ihr Tier wieder in Bewegung. Die Baumskelette beständig im Auge und nach deren Stellung zueinander ihren Weg berechnend, verfolgte sie in längeren und kürzeren Windungen die Hauptrichtung nach der Mitte des Moors. Vorsichtig hielten die von Wiskun nachgetriebenen Pferde sich in ihren Spuren, vorsichtig und vielfach den Boden prüfend, bevor sie ihm ihr Gewicht anvertrauten.

So zogen Mutter und Sohn mit ihrer ganzen irdischen Habe einher, bald durch weichen Morast, der den Tieren bis über die Knie reichte, bald über Moos- und Rasenflächen, die sich unter der über sie hinwegschreitenden Last senkten, während um die Hufe herum rostbraunes Wasser hervorzischte; dann wieder über festere Schilffelder, bis sie der ungefähren Mitte des Moors sich näherten. Dort hob sich der Boden im Umfange von etwa zwei Morgen als niedrige, mit kurzem dichten Rasen bewachsene Insel, auf der die Hufe dröhnend aufschlugen. Ringsum von Strauchwerk begrenzt, bezeichneten näher nach der Mitte hin kleine vegetationslose Flächen mit Kohlenresten und Aschespuren die Stellen, auf denen die Feuer ankehrender Indianer gebrannt hatten.

Hier stieg die alte Frau vom Pferde; Wiskun folgte ihrem Beispiel. Nachdem sie die Tiere ihrer Lasten entledigt und abgesattelt hatten, errichteten sie ein kleines Lederzelt. In dieses schafften sie ihre Habseligkeiten, worauf sie von gedörrtem

Wildfleisch ein karges Mahl bereiteten und sich im Schatten des ringsum aufgeschürzten Zeltes auf ihre Decken niederließen.

So lange waren nur hin und wieder vereinzelte Worte zwischen ihnen gewechselt worden, und zwar in jener eintönigen, verdrossenen Weise, die man als den Ausdruck eines tiefen Lebensüberdrusses hätte bezeichnen mögen. Dann aber, nachdem Wiskun seine eiserne Beilpfeife mit einer Mischung von Tabak und Sumachblättern gefüllt und in Brand gesetzt hatte, hob die alte Frau mit eigentümlicher Bitterkeit an:

„Wiskun, hier hat deine Mutter das Fleisch des Elkhirsches und des Bison geröstet, als an dich noch nicht gedacht wurde. Sie röstete das Fleisch der Tiere, die der große Hanik Wisah in sein Zelt trug. Viele, viele Winter sind seitdem verstrichen. Damals reichten die Jagdgründe der Kaskaskias bis an den Vater der Flüsse und weit über ihn hinaus. Die gelben Eichhörnchen waren die angesehensten Krieger der Kaskaskias. Sie jagten den Hirsch und den schwarzen Bären, wo es ihnen gefiel. Man fürchtete sie. Ihre Feinde gingen ihnen aus dem Wege. Wo sind heute die Kaskaskias? Wo sind die starken Haniks? Sie sind zerstreut und verschwunden. Viele starben an bösen Krankheiten; viele tranken von dem giftigen Feuerwasser, gingen daran zugrunde —"

„Das brennende Wasser ist gut," fiel Wiskun mit einem unheimlichen, Irrsinn verratenden Auflodern in seinen Augen ein, „es schafft schöne Träume. Hab' ich davon getrunken, so bin ich glücklich. Ich weiß nicht, daß ich arm bin."

„Das giftige Wasser hat dein Herz versengt," erwiderte die wilde Hanik strafend: „du bist kein Krieger mehr. Hebst du deine Büchse, so zittert deine Faust; spannst du den Bogen, so fällt der Pfeil vor deine eigenen Füße. Höre, was deine Mutter spricht. Sie erbte die Weisheit von ihrem Herrn, von deinem Vater, dem großen gelben Eichhorn."

Einige Sekunden betrachtete sie den entarteten Sohn finster, dann fuhr sie fort:

„Wer ist Ursache, daß du nicht mehr bist, wie die Männer, die einst deinen Vater auf dem Kriegspfad begleiteten? Die

weißen Menschen. Ich hatte eine zahlreiche Familie. Meine Söhne und meine Töchter hatten geheiratet. Mit Wohlgefallen sah ich ihre Kinder. Wo sind die Eichhörnchen geblieben? Sie sind gegangen dahin, von woher die Rückkehr unmöglich. Wer brachte sie auf den Weg? Die Weißen mit ihren Krankheiten, mit ihren Feuerwaffen und dem giftigen Trank. Können Menschen sich vermehren, wenn sie gejagt werden? Kann ein Stein Moos ansetzen, wenn er rollt? Nein. Was blieb von der großen Familie der Haniks? Eine alte Frau, in deren Adern das Blut trocknete, und ihr jüngster Sohn, der ein Tier geworden ist. Wo sind die Jagdgründe der Kaskaskias? Sie waren sehr groß. Viele Tage gebrauchte ein Reiter, um von einem Ende zum andern zu kommen. Die Weißen haben sie genommen. Auf der Stelle, auf der wir deinen Vater in die Erde legten, neben ihn seine Waffen und reichlich Mais und Fleisch zur Reise, steht heute ein Haus. Ein Weib wohnt in ihm, eine weiße Frau mit dem starken Herzen eines Mannes. Sie sieht Kinder um sich und Kindeskinder. Wer kann sie zählen? Wohin du blickst auf den Jagdgründen der Haniks, stehen Häuser. Die Haniks waren zahlreich wie die Blätter an den Bäumen. Sie sind verschwunden, als ob sie der Wind von dannen gefegt habe. Sie gebrauchen keine Jagdgründe mehr. Aber es naht die Stunde der Vergeltung. Was wir erlitten haben, es soll gerächt werden. Ich bin sehr alt. Soll ich sterben mit traurigem Herzen? Nein. Ich habe nur ein Verlangen, es ist Rache. Ist die befriedigt, dann mögen wir beide dahin gehen, wo die Kaskaskias auf uns warten, die Haniks, deren Weiber und Kinder bis auf das letzte. Sie werden fragen: ‚Was ist aus unsern Jagdgründen geworden? In welcher Schlucht, wo auf der weiten Prairie nagen die Wölfe an den Gebeinen der Unsrigen?‘ Soll ich antworten: Fremde Menschen bewohnen das Land der Haniks und sind reich geworden? Die letzten beiden Haniks sind vor Hunger und Durst umgekommen, wie die Antilope im Schneesturm auf der Ebene? Nein. Ich will sagen: Unsere Feinde weinen und klagen. Auf dem Grabe des großen gelben Eichhorns sind die Gebeine ihrer Liebsten in Asche zerfallen.“

Finster vor sich hinstarrend, hatte Wiskun den von wildem Haß eingegebenen Mitteilungen seiner Mutter gelauscht. Ihre Worte fanden offenbar einen Nachhall in seinem Gemüt, rüttelten ihn vorübergehend aus seinem Stumpfsinn wach. Die alte Frau aber fuhr fort:

„Dein Sohn wurde von einem Weißen erschossen, sein Blut trocknet nie. Er folgte den anderen, die von einem braunen Verräter hinterlistig erschlagen wurden. Er war ein mutiger, junger Krieger. Ihm wollte ich die Rache übertragen. Er ist tot. Wir sind die zwei letzten Haniks. Wir dürfen nicht warten, es wird zu spät."

„Gut," versetzte Wiskun mit krankhafter Ungeduld, „ich bin bereit. Die Kraft ist in meine Arme zurückgekehrt, Licht ist in meinem Kopf. Meine Mutter sagte noch nicht, weshalb sie die Weißen schonte, als ihr dreimal so viel Männer zur Seite standen, wie ich Finger an meinen Händen zähle."

Die Alte starrte eine Weile ins Leere, dann hob sie träumerisch an:

„Es ist lange, lange her, solange ich denken kann, da kam ein weißer Mann mit seiner Frau von Sonnenaufgang her. Sie bauten ihr Haus auf der Grenze unserer Jagdgründe. Wir lebten mit ihnen wie gute Nachbarn. Viele Kinder füllten ihr Haus; viele Kinder füllten das Zelt deines Vaters. Da starb dein Vater. Ich begrub ihn auf einem Hügel; von dem spähte man weit über das Land. Viele Sommer und Winter gingen in Frieden dahin. Es kamen Männer mit Zauberwerkzeugen, langen Ketten und kleinen Fahnen. Sie sagten, sie wollten ausmessen, wie groß das Land der Kaskaskias. Sie haben gelogen. Sie wollten das Land verzaubern, daß unsere Familien vergingen, wie dürres Gras vor dem eilenden Feuer. Es kamen andere Männer, die sagten, wir seien arm; sie wollten dem Kaskaskias Geld geben, Calikot, Pulver, Blei, Büchsen, Decken und Perlen in großen Bergen, sie sollten dafür andere Jagdgründe suchen. Unsere weisen Männer waren blind. Die Schätze lachten sie an, sie willigten ein. Wir zogen gegen Sonnenuntergang. Mit uns reisten Männer, die uns für den giftigen Trank das Geld abnahmen und die Felle vom Otter

und dem Biber. Wer von dem Gift trank, trank den Tod; er kämpfte gegen den eigenen Bruder, gegen den eigenen Vater. Der Haniks wurden es schnell weniger. Sie waren verzaubert, vergiftet. Da brachten der weiße Mann und seine Frau eine große Strecke des Landes der Haniks an sich. Sie verließen das Haus auf der Grenze und bauten ein anderes auf einem Hügel in der Nähe eines Baches. Sie bauten es auf dem Grabe deines Vaters. Ich hörte davon, aber ich ging nicht zurück. Ich wollte nicht sehen, wie sie mit eisernen Werkzeugen und Pferden den Erdboden aufrissen und Korn hineinstreuten; ich wollte nicht sehen, wie sie die Gräber der Kaskaskias vernichteten.

„Viele Winter gingen dahin; der weiße Mann starb, aber seine Frau blieb in dem Hause. Sie hatte acht Kinder. Die blühten wie die Blumen der Prairie im Frühsommer. Die Töchter nahmen Männer und bauten neue Häuser ringsum; die starke Frau mit dem Herzen eines Mannes gab ihnen Land, Pferde und Rinder. Ihr ältestes Kind war ein Sohn; der liebte die Jagd mehr, als eiserne Geräte. Er zog westlich mit andern Jägern, er fand seinen Weg in das Wigwam der Haniks. Du hast ihn gesehen, aber deine Seele ist wie Rauch, der zerfließt. Was du gestern hörtest, heute weißt du es nicht mehr. Dein Gehirn hat der Gifttrank versengt. Der junge Jäger zählte zwanzig Jahre. Die andern Weißen nannten ihn Barnard. Deine Schwester war älter als du und das schönste Mädchen der Prairien. Von andern Stämmen kamen große Krieger und berühmte Häuptlinge, um sie in ihr Zelt zu führen. Sie wies alle zurück. Der weiße Jäger hatte ihr gesagt, er könne nicht ohne sie leben; sie glaubte ihm. Sie wurden Mann und Frau. Du hast es vergessen; ich erzähle es dir nochmals. Meine Familie war klein geworden. Ich meinte, der Sohn der starken Frau auf dem Grabe deines Vaters sollte den Haniks das Glück seiner Mutter zutragen. Er brachte Unglück. Zwei Jahre lebte er mit uns. Ich hatte meine Lust an dem großen, schönen Mann und an meiner Tochter. Mein Herz lachte, wenn ich auf ihr lichtbraunes Kind sah. Da kam die schreckliche Krankheit, und die junge Mutter starb. Der Mann war traurig; er konnte seine

So verfolgten die beiden gleichsam vermorschten Gestalten stumm ihren Weg. (S. 235.)

Frau nicht vergessen, aber es zog ihn nach seiner Heimat. Wußte er, daß seine Heimat auf dem Grabe des Hanik Wisah, so kam's nicht über seine Zunge. Ich sprach nicht zu ihm davon. Schon früher wollte er mit Weib und Kind dahin, aber seine Mutter hatte ihm gewehrt. Sie haßte es, eine braune Tochter um sich zu sehen. Die braune Tochter war jetzt tot. Was sollte ihr Herr einsam unter uns? Als er heimwärts wanderte, nahm er die kleine, lichtbraune Hanik mit fort. Aus dem Kinde wollte er eine kluge, reiche, weiße Frau machen.

Seine Mutter hatte ihm ein sprechendes Papier geschickt. Das deutete er mir. Sie versprach, die lichtbraune Hanik zu sich zu nehmen, und ich war zufrieden damit. Winter folgte auf Winter. Ein Delaware brachte mir Kunde von dem Mädchen. Es war gewachsen und klug geworden. Es war schön, wie Frühlingstau im Grase. Mein Herz wurde groß. Ich wollte das lichtbraune Kind sehen und reiste mit den letzten Angehörigen bis in die Nachbarschaft des Grabes deines Vaters. Allein ging ich nach dem Hause der starken Frau. Da waren Menschen, die beschenkten mich und sagten, ich möchte gehen und nie wiederkehren. Die starke Frau sah ich nicht. Da verbarg ich mich. Zwei Tage und zwei Nächte weinte ich. Ich wollte das lichtbraune Kind meiner Tochter sehen, nur mit meinen Fingerspitzen berühren. Als ich es heimlich aufsuchte, fürchtete es sich vor mir. Es war gewachsen wie eine junge Esche. In seinen Augen wohnte Sonnenschein. Ich verschwieg, daß ich die Mutter aller Haniks; aber ich erzählte der lichtbraunen Hanik von ihrer toten Mutter, bis ihre Augen glänzten, wie die Blumen nach einem Gewitterregen. Ich hatte einen Zauber angefertigt in mondlosen Nächten vor dem Feuer. Ein hartes Leder hatte ich genommen und darauf mit einem Stück Kniefnochen einer Bisonkuh und bunten Farben das Leben ihrer Mutter eingeschabt. Soll ich dir sagen, was der Zauber bedeutete? Nein. Ich habe es dir oft erzählt und ebensooft hast du es vergessen. Auch heute wäre es zu viel für deinen Kopf. Das Leder gab ich dem Mädchen, damit es an die Haniks denke Tag und Nacht. Ich riet ihm, es geheim zu halten, damit ein fremder Blick den Zauber nicht störe. Meine Hände legte ich auf der jungen

Hanik schwarzes Haar, auf ihr lichtbraunes Gesicht, dann ging ich. Ich war zufrieden, weinte nicht länger. Wir litten Not, aber der Tochter deiner Schwester fehlte nichts. Sie hatte versprochen, an ihre tote Mutter zu denken, das war genug. Wurde sie älter und reich, dann konnte sie den armen Haniks helfen. Es sollte nicht sein.

Weit gegen Sonnenuntergang zog ich wieder. Ich nahm etwas mit, das mich nicht mehr aus meinem Kopf. Wenn ich schlief, sah ich die lichtbraune Hanik. Ich streckte die Arme nach ihr aus; wenn ich erwachte, war sie fort. Da nahm ich weich gegerbte Häute von jungen Hirschen und nähte ihr ein Kleid. Zwei Winter und zwei Sommer arbeitete ich daran. Ich stickte es mit den gefärbten Stacheln des Stachelschweins. Alles, was ich in guten Träumen sah, stickte ich auf das weiche Leder. Es wurde ein schönes Kleid, ein Zauberkleid. Als es fertig war, schnürte ich es in ein Bündel zusammen. Rote Gamaschen und Mokassins von Elkleder fügte ich bei, dazu die weißen Wampumperlen deines Vaters und einen Gurt von feinem Flechtwerk. Das gab ich dir aufs Pferd. Vier Tage und drei Nächte ritteſt du, dann gabst du der lichtbraunen Hanik heimlich das Geschenk. Auch dich beschenkten die weißen Menschen und rieten, du möchtest nie wiederkehren. Du hatteſt die Tochter deiner Schwester gesehen und sagteſt, sie sei wert, das Weib des größten Häuptlings zu werden. Sie war freundlich gegen dich, wußte nicht, daß du der Bruder ihrer Mutter. So hatte ich es gewollt. Man hätte es an der lichtbraunen Hanik gestraft, daß ihre Verwandten aus der Prärie sie besuchten. Was gelten den Weißen braune Menschen? Nicht mehr als uns der Sand unter den Füßen; wir treten darauf herum. Haben sie mehr Leben zu verlieren, als eins? Nein. Alle Menschen haben nur ein Leben; sie sind gleich. Du wollteſt die junge Hanik heimlich rauben; ich litt es nicht. Hätteſt du es getan, war es besser.

Ein anderer Winter war dahingegangen, da zogſt du mit befreundeten Männern gegen Sonnenaufgang. Du sagteſt: ‚Wir folgen den Spuren der Bisonherden; wir wollen eine große Jagd abhalten.‘ Du hatteſt falsch gesprochen. Die große

Jagd galt der lichtbraunen Hanik; du wolltest sie rauben. Als du zum Grabe deines Vaters kamst, war sie verschwunden. Die Menschen sagten, sie sei der Sonne entgegengezogen, weit fort mit einem weißen Manne; sie würde nicht mehr zurückkehren. Ich verstand, was sie meinten. Die lichtbraune Hanik war tot. Die Verwandten ihres Vaters und er selber hatten keine Gemeinschaft mehr mit der Familie der gelben Eichhörnchen. Die weißen Menschen beschenkten dich abermals; sie nannten dich einen Bettler.

Wie lange habe ich um die lichtbraune Hanik geklagt! Es hat nicht geholfen. Winter ging hin auf Winter. Meine Kinder und deren Kinder sah ich sterben. Wir beide sind die letzten von der großen Familie des Haniks. Wie lange dauert es, und Gewürm frißt unser Fleisch. Der böse Zauber der Weißen hat alles verschuldet. Auf dem Grabe deines Vaters haben sie ihr Haus gebaut. Auf dem Grabe deines Vaters hat die lichtbraune Hanik gelacht, gespielt und getanzt; sie mußte sterben; alle braune Menschen, die zu ihr gehörten, mußten untergehen.

Sollte ich noch einmal dahin zurückkehren? Nein. Was sollte ich dort? Ich konnte nicht mehr weinen, nicht mehr klagen. Mein Herz war ein Stein geworden. Die Weißen, die sich vermehrten wie die Sterne am Himmel, hätten mich von ihrer Tür fortgejagt, fort von den Jagdgründen, auf denen die Haniks einst die Gebieter waren. Alles, was ich liebe, ist tot. Ich kann nicht mehr lieben. Presse einen Stein und sieh zu, ob Honig daraus hervorfließt. Ich hasse nur noch; ich denke nur an Rache. Das Glück der braunen Menschen haben die Weißen gestohlen; das soll gestraft werden. Dann mögen wir beide nach den Gefilden der Seligen aufbrechen. Hier sind wir zu nichts mehr nütze. Meine Zeit ist abgelaufen; in deinem Körper wirkt der giftige Trank. Dein Geist ist verzaubert. Du mußt sterben, darfst nicht warten, bis du ein Tier wirst. Uns kümmert es nicht, wo sie unsere Leiber den Wölfen zum Fraß hinwerfen. Ist keiner da, der Erde auf uns deckt, können wir uns selber in Asche verwandeln. Wir finden den Weg zu den Haniks ohne Führer; wir verhungern nicht auf dem

Wege ohne Mais und gedörrtes Fleisch, wir sind an Hunger gewöhnt."

„Wir werden nicht allein gehen," versetzte Wiskun unheimlich drohend, denn die Wiederholung der so oft gehörten und stets wieder vergessenen Leidensgeschichte hatte den nur noch zeitweise unter der Asche glimmenden Geistesfunken zu einer flüchtig emporlodernden Flamme angefacht; „wir brauchen jemand, der die Riemen an unseren Mokassins bindet, die Bahn vor uns ebnet, Steine und Dornen aus dem Wege räumt. Es sollen uns Menschen begleiten, die unsere Jagdgründe stahlen, deine Tochter töteten, deren Tochter raubten und sterben ließen. Es sollen so viele mit uns gehen, wie ich mit Beil und Messer erreiche. Das Haus auf dem Grabe meines Vaters soll brennen und mir leuchten zur Arbeit. Dann legen wir uns beide in die Flammen. Das Feuer wird uns verzehren. Kommen sie, nach uns zu suchen, so finden sie Asche. Die Asche mögen sie peinigen, wir fühlen es nicht. Das Gift ist mit meinem Körper versengt. Meine Gedanken reichen wieder über viele Jahre fort. Jung und frisch schreiten wir auf dem Pfade einher zu den Haniks in den seligen Jagdgefilden. Wir sehen alle Männer, Weiber und Kinder, die zu uns gehören. Sie heißen uns willkommen, denn das Blut an meinem Beil ist feucht, es ist das Blut unserer schrecklichsten Feinde."

„Mein Sohn spricht wie ein Mann, wie ein Hanik," nahm die Alte schnell wieder das Wort, und wie die feinen Blitze einer gereizten Klapperschlange funkelte es aus ihren tiefliegenden Augen, indem sie fortfuhr, Wiskuns dürftiges Denkvermögen wilden Rachegedanken zuzukehren: „Mag er seine Worte nicht vergessen; mag er nicht betäubt werden durch den Duft des giftigen Trankes, wenn er ihn wittert. Mag er blind sein, wenn die weißen Feinde ihm Giftflaschen zeigen, um ihn in ein Weib, in ein Tier zu verwandeln. Der Tage zweimal zehn gebrauchen wir, um dahin zu gelangen. In der Nachbarschaft des Hauses kenne ich ein Versteck, da sucht uns niemand. Dort mögen wir uns verborgen halten viele Tage, so lange, bis der Mond sich sechsmal, achtmal verwandelte und

länger. Wir müssen Geduld haben. Zwei Menschen haben nur vier Arme. Wo die Stärke fehlt, hilft List. Wir müssen spähen und kundschaften, daß wir keinen Mißgriff begehen. Wenn der Schnee über die verbrannte Prairie fegt, ist alles vorbei. Wir fühlen keinen Hunger, keine Schmerzen mehr, nicht mehr Kälte. Ich halte auf meinen Knien die lichtbraune Hanik und lache. Auf dem Grabe deines Vaters klagen viele Weiße um die Frau mit dem starken Herzen, um alle, die mein Sohn auf seinem letzten Wege mitgehen hieß."

Dieser letzte Ausbruch ihres auf zahllose erlittene Ungerechtigkeiten begründeten tiefen Hasses schien die Lebenskräfte der alten Frau erschöpft zu haben. Sie neigte den Rücken und starrte finster vor sich nieder, während die schmalen, hageren Hände mechanisch mit einem Grashalm spielten, den sie neben sich ausgerupft hatte. Auch Wiskun hatte sich den von seiner Mutter angeregten wilden Grübeleien hingegeben. Noch wirkte in ihm der bedachtsam geschürte Rachedurst. Denn die Pfeife, die zugleich Kriegsbeil war, dessen durchbohrter Griff mit dem für die Aufnahme des Tabaks ausgehöhlten Hammerende in Verbindung stand, hatte er mit der Schneide neben sich in den Rasen geschlagen, und mit der Messerklinge den Takt auf den Tomahawk schlagend, summte er eine seltsame modulierende Melodie vor sich hin. Es klang wie Träume aus jenen fernen Zeiten, in denen er, ein junger Krieger, mit den Genossen wild heulend, um den mit Skalpen erschlagener Feinde geschmückten Pfahl herumtanzte.

Lange, lange hatten die beiden unheimlichen Gestalten so dagesessen, als die Geier auf den nächsten Bäumen, wie zuvor bei ihrer Ankunft, sich erhoben, jetzt aber nicht ihre Raststorte umkreisten, sondern, durch die bereits bemerkbare Kühle angeregt, in den klaren Äther emporsegelten.

Etwas später ertönte Hufschlag, und aufschauend erkannten die beiden verbitterten Verwandten einen ungewöhnlich dunkelhäutigen Eingeborenen, der auf einem kräftigen Mustang heranritt und, vor ihnen eingetroffen, sich behende aus dem Sattel schwang.

Es war dies einer von jenen marodierenden Indianern,

die entweder aus Neigung zum Raube, oder weil sie schwer gegen die Ihrigen fehlten, sich von den Stämmen trennen und dann mit um so gefährlicherer Verschlagenheit ihre eigenen Wege wandeln. Solche Landstreicher zeichnen sich gewöhnlich durch gute Waffen, aber selbst nach indianischen Begriffen ärmliche, abgenutzte Bekleidung aus. Es fehlt ihnen eben die Hilfe befreundeter oder angehöriger kunstfertiger Weiber, die für sie sorgen. Ungern begegnet in abgelegener Gegend der Reisende solchen Gestalten, indem er nicht weiß, ob derselbe Bursche, der ihn vor einigen Stunden um ein Stückchen Tabak ansprach oder einen halben Hirsch für einige Ladungen Pulver anbot, nicht nächstens aus einem Hinterhalt ihm eine Kugel zusendet.

Der unter dem Namen Tahakes oder Axt bekannte Huëko gehörte zu diesen verrufenen Landstreichern. Im übrigen bot er mit seiner schlanken Gestalt und dem bis auf die Wirbellocke und den bürstenartigen Kamm kahl geschorenen Haupt das Bild eines kaum vierundzwanzigjährigen Mannes von großer Gewandtheit, der aber seinen Gesichtsausdruck in einem Maße beherrschte, daß der erfahrenste Beobachter die da hinter wohnende List und Raubgier nicht erraten hätte. Von seinen Schultern hingen zu beiden Seiten Bogen, wohlgefüllter Köcher, Pulverhorn und Kugeltasche nieder, jedoch alles jeglichen Zierates entbehrend. Ein Ledergurt, vorn und hinten den Schurz haltend, umschlang den schmächtigen Leib. Zerrissene Mokassins schützten seine Füße, und was er sonst noch an Lebensmitteln und Bekleidungsgegenständen sein eigen nannte, das hatte er auf seinem Sattel sinnig befestigt. Wenig im Einklang mit seiner ärmlichen Ausrüstung stand eine noch ziemlich neue, gut gearbeitete Büchse, die er unzweifelhaft auf seinen einsamen Streifereien erbeutet oder für ein geraubtes Pferd eingetauscht hatte.

Vor die wilde Hanik hintretend, offenbarte er eine gewisse Ehrerbietung vor deren hohem Alter, denn, sich auf seine Büchse lehnend, wartete er geduldig, bis sie ihn anreden würde. Sie säumte nicht lange. Einen prüfenden Blick warf sie auf das abgetriebene Pferd, einen zweiten ließ sie von den beiden

Eulenfedern auf dem Wirbel des jungen Mannes bis zu seinen schadhaften Mokassins hinuntergleiten, dann bemerkte sie eintönig:

„Mein junger Huëko-Freund hat Wort gehalten. Der Mond wird heute rund aufgehen. Ist er gewesen, wohin ich ihn schickte, oder verbrachte er seine Zeit in einer Regenschlucht neben einem erlegten Hirsch?"

„Ich war da, wohin die weise Hanik mich schickte", antwortete Tahakes. „Ich sah die Frau mit den vielen, vielen Wintern und dem Herzen eines Mannes. Ich sah Menschen, die zu ihr gehörten. Mein Kopf ist voll. Ich gebrauche Zeit, alles zu erzählen."

„Gut," versetzte die wilde Hanik gelassen, „so sattle mein junger Freund sein Pferd ab. Hungert ihn: hier ist gedörrtes Fleisch. Durstet ihn: dort ist gutes Wasser. Will er ruhen, mag er sich im Schatten des Zeltes ausstrecken."

„Mein Pferd trug mich einen langen Weg," antwortete der Huëko; „Rast ist ihm notwendig, gutes Wasser und Gras. Ich kenne keinen Hunger, keinen Durst; ich kenne keine Müdigkeit."

Er nahm seine Habseligkeiten von dem Rücken des Pferdes und legte sie neben das Zelt. Nachdem er abgesattelt hatte, gab er ihm mit den Zaumriemen einen leichten Schlag, der es von dannen trieb. Dann warf er sich vor Hanik und Wiskun auf den Rasen; einige Züge tat er aus der ihm von letzterem gereichten Tomahawkpfeife, worauf er, zu der alten Frau gewendet, anhob:

„Was die weise Hanik mir auftrug, ist geschehen. Alles habe ich ausgekundschaftet. Ich war in dem Hause der Frau mit dem Männerherzen. Es steht auf dem Hügel, wo der große Hanik begraben liegt. Viele Bäume, große und kleine, stehen um ihn herum. Maisfelder stoßen an den Garten. Sträucher mit jungen grünen Beeren, andere mit Blumen, Bäume mit großen Früchten stehen in dem Garten. Wer von der Prärie kommt, mag in dem Maisfelde drei Tage und drei Nächte lauern, es sieht ihn niemand. Aus dem Maisfelde durch den Garten kann er zu jeder Stunde heimlich in das Haus ein-

dringen. Er mag Beil und Messer gebrauchen, bis er nur noch allein lebendig ist unter dem Dach; kein Nachbar wird es gewahr. Alle Türen stehen offen. Gute Pferde weiden in der Nähe. Wer nachts dort ankehrt, und er hat alle still gemacht, kann von dannen reiten, bevor der Himmel rot. Das beste Pferd gehört ihm. Er mag zwei, zehn nehmen und reiten so weit, daß niemand ihn findet. Das Haus ist von Holz. Brennt es, so kommen die Nachbarn. Aber sie haben anderes zu tun; sie werden den Pferden nicht nachsetzen."

„Die Pferde sind für dich, Huëko," sprach die alte Frau düster; „nimm eins, nimm zehn, zwanzig, du kannst sie gebrauchen. Ich und Wiskun suchen Besseres. Doch sprich weiter. Sind Häuser in der Nähe mit Menschen, die zu der starken Frau gehören?"

„Sie liegen weit ab. Sie stören nicht. Will die weise Hanik noch mehr Häuser herrenlos machen und niederbrennen, hindert sie nichts. Schlafen die Menschen, so hören sie nichts; sie sehen nicht, wer zu ihnen kommt. Sie fühlen nicht das Messer, nicht das Beil; aber sie erwachen nicht mehr. Es ist leichtes Werk. Alle Türen sind offen."

„Gut, Huëko; wir wollen sehen. Du bist ein kluger Krieger. Du wirst für dich selber sorgen. Nach dir fragt niemand. Suchen sie nach mir und Wiskun, finden sie uns nicht. Doch weiter: hat mein junger Freund das Versteck ausgekundschaftet, von dem ich ihm sagte? Wie fand er es? Ist es sicher genug, daß wir dort warten können viele Tage und Nächte?"

„Ein Stunde gehe ich von dem Hause der starken Frau bis zu der Schlucht. Die hat der Regen ausgewühlt. Da stehen Bäume, andere liegen. Strauchwerk wächst dazwischen. Dorthin gehen nie Menschen. Ich verbrachte viel Zeit dort; niemand störte mich. Fährten des Fuchses und des Opossums führen in die Schlucht. Viele Menschen finden dort Platz; niemand wird sie entdecken."

„Ist Whisky im Hause der starken Frau?" beteiligte Wiskun sich plötzlich an dem Gespräch.

An Stelle des Huëko antwortete die wilde Hanik, und zu-

gleich heftete sie ihre scharfen Augen durchdringend auf den elenden Sohn.

„Wiskun darf nicht an den giftigen Trunk denken. Zuvor muß sein Werk getan sein. Dann soll er trinken, bis Träume vor seinen offenen Augen schweben. Die Weißen lieben das brennende Wasser. In jedem Hause ist es zu finden. Auch die starke Frau besitzt viel davon. Er soll trinken, bis die Flammen ihn nach den glückseligen Jagdgründen auf den Weg bringen. Was er nicht trinkt, mag er mit fortnehmen zu den andern Haniks. Ich werde ihm tragen helfen."

Einige Sekunden beobachtete sie die Wirkung ihrer Worte auf den eigentümlich zusammengekauerten Wiskun, dann wendete sie sich wieder an den Huëko.

„Mein junger Freund hat seine Augen gut gebraucht," sprach sie klanglos, „reicher Lohn soll ihm dafür werden. Er ist klüger, als viele alte Männer seines Stammes. Er versteht die Sprache der Weißen. Ich lernte sie von einem weißen Jäger, der zwei Winter mit den Haniks lebte. Nun erzähle mein junger Freund weiter, was er sah und hörte. Wer schläft in dem Hause der starken Frau? Sind's ihrer nicht zu viele? Hat er einen Blick hinter die offenen Türen geworfen?"

„Das Haus ist klein," antwortete der Huëko, „ich lag in dem Maisfelde und wartete, bis alle Menschen fortgegangen waren. Ich schlich hinein. Ich kenne jeden Winkel, weiß, wo jeder schläft. Da ist die starke Frau, die schläft allein. Da ist eine sehr junge Frau, die schläft in einem Raum daneben. Da ist ein großer schwarzer Mann, der schläft in einem Raum neben den Pferden. Da ist noch eine weiße Frau, die kocht und bereitet das Brot. Sie schläft neben dem Raum, in dem das Feuer brennt. Auch ein Hund ist bei dem kleinen Hause. Ich hatte eine Zauberwitterung. Damit lockte ich ihn. Er wurde mein Freund. Ich hätte ihn töten können."

„Gut", versetzte die wilde Hanik, sobald der Huëko schwieg. „Ich weiß jetzt genug. Sind wir in der Schlucht, so erfahren wir mehr. Mein junger Freund hat gehandelt wie ein weiser Mann. Mag er jetzt essen, so viel ihm gefällt," und sie wies

auf den geöffneten Ledersack mit den gedörrten Fleischstreifen, „ich kenne eine Salzquelle drüben am Rande des Sumpfes. Wenn die Sonne in die Prärie sinkt, kommen Hirsche und Antilopen. Sie lieben das Salz, sie wollen ihren Durst stillen. Dort mag Tahakes lauern und einen Hirsch schießen; morgen einen andern. Das Fleisch will ich dörren zwischen Sonne und Feuer, damit in der Schlucht der Hunger uns fern bleibe. Hunger tötet den Mut. Ohne Mut finden wir den Weg nicht zu der Frau mit dem starken Herzen."

Der Hueko säumte nicht länger. Frei bediente er sich von der einfachen Speise, während die wilde Hanik und Wiskum wieder ihren finsteren Grübeleien nachhingen. —

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Bienenkorb.

Tahakes, der schlaue Kundschafter, hatte der Mutter der Haniks eine ziemlich genaue Schilderung von dem Heimwesen der Frau mit dem Herzen eines Mannes gegeben. Es bestand in der Tat aus einer augenscheinlich sehr alten Blockhütte, die zu verschiedenen Zeiten durch kleine Anbauten, jedoch ebenfalls aus roh behauenen Balken zusammengefügt, etwas vergrößert worden war. Den Eindruck des Wohnlichen erhöhten nachträglich eingefügte größere, weiß gestrichene Türen und Fenster. Wenn die Leute aber zuweilen meinten, daß die achtzigjährige Frau Libertas Barnard, die unumschränkte Besitzerin einer großen, im Laufe vieler Jahre zu einem außerordentlichen Werte angewachsenen Landschaft, sich wohl einen ihrem Reichtum mehr entsprechenden Wohnsitz habe errichten können, so kannte sie stets nur die einzige Antwort: „Diese Hütte habe ich mit meinem seligen Manne und unseren ältesten Kindern eigenhändig erbaut; hier habe ich meine glücklichste Zeit verbracht und den weitaus größten Teil meines

Lebens obenein; hier unter diesem Dache will ich auch sterben, und wem's bei mir nicht gefällt, der mag fortbleiben." Das schloß indessen nicht aus, daß sie ihr einfaches Heim so stattlich herausputzte, wie es nur möglich war, ohne dessen ursprünglichen Charakter zu beeinträchtigen. Selbstverständlich hatte die Natur ebenfalls viel zu den Verschönerungen beizutragen. Hohe, breitkronige Waldbäume beschatteten anmutig die mit Efeuranken dicht bezogene Hütte, daß sie, wie aus einem Versteck, zwischen den bemooften Stämmen hervorlugte und in doppeltem Maße den Namen „Bienenkorb" verdiente, mit dem Frau Libertas Barnard sie einst auf Grund ihres reichen aus- und einfliegenden Kindersegens belegte.

Ebenso überdachten sorgfältig geschonte Bäume den Hof, auf welchem an heißen Tagen einige Pferde und Rinder Schutz gegen die sengenden Strahlen der Sonne suchten.

Hinter dem Hofe und zu seinen beiden Seiten dehnte sich der Gemüsegarten mit wohlgepflegten Obstbäumen aus. An ihn schlossen sich dann wieder Mais- und Weizenfelder an, die indessen die Aussicht auf die vor dem „Bienenkorb" sich weithin erstreckenden Weideländereien und die nachbarlichen Gehöfte nicht beeinträchtigten.

Die Stallungen waren auf einen nur kleinen Viehstand berechnet. Überhaupt machte das Gehöft den Eindruck einer Farm, die gerade groß genug war, einer nicht allzu zahlreichen fleißigen Familie ein sorgenfreies Dasein zu sichern. Denselben Umfang hatte sie schon vor vierzig, fünfzig Jahren gehabt, und seitdem war nichts, wenigstens nichts Wesentliches daran geändert worden. Und viel länger war es nicht her — höchstens zehn Jahre —, als John Barnard, ein junger hünenhafter Farmerbursche aus Kentucky, mit seiner Libertas und drei Kindern für den Anfang, etwa eine Tagereise weiter östlich eintraf und dort eine kleine Farm gründete. Der Ankauf der benachbarten indianischen Ländereien durch die Regierung und eine ihm zugefallene Erbschaft ermöglichten es ihm dann, nach Verkauf des eigenen kleinen Heimwesens, eine umfangreiche Fläche Wald- und Wiesenland zu erwerben, die er mit kluger Voraussicht, und je nachdem er in den Besitz von flüssigen Mit-

teln gelangte, bei den billigen Landpreisen durch neue Ankäufe erheblich vergrößerte. Er ging davon aus, daß Geld ihm gestohlen werden könne, Grundbesitz dagegen nicht.

Leider sollte John Barnard den eigentlichen Aufschwung seiner äußeren Verhältnisse, der von dem Strom der Einwanderung abhängig war, selbst nicht erleben. Er starb indessen in der beruhigenden Überzeugung, für die Zukunft der Seinigen auf Generationen hinaus glänzend gesorgt zu haben. Seine letzten Worte an die getreue Libertas waren gewesen, daß sie nie eine Quadratrute ihres Grundbesitzes verkaufen, lieber noch diesen und jenen Landstreifen zukaufen möge; dagegen riet er, Pächter heranzuziehen und auf diese Weise eine von Jahr zu Jahr wachsende Rente flüssig zu erhalten.

Was der sterbende John Barnard seiner Gattin auf die Seele gebunden hatte, war von dieser bis ins kleinste hinein mit rührender Pietät beobachtet worden. Wie vorher ihr unvergeßlicher John, so führte nach seinem Tode sie das Szepter mit Liebe, aber auch mit Umsicht und unnachsichtiger Strenge. Sie erlebte dafür die Freude, daß alle ihre Kinder gut einschlugen und sie in ihrem rastlosen Streben getreulich unterstützten. Nur der Älteste bereitete ihr Sorge, indem bei ihm eine gewisse Abneigung gegen das Farmerleben zutage trat und er sich mehr mit Büchern, deren Erwerb ihn oft Mühe genug kostete, beschäftigte, als sie für unumgänglich notwendig hielt. Sie hieß es daher willkommen, daß Florentin, so war nämlich ihr Ältester getauft worden, sich in seinem noch nicht vollendeten zwanzigsten Jahre dazu entschloß, den fernen Westen zu besuchen. Wenn sie aber erwartete, daß er von diesem Ausfluge gebessert heimkehren würde, so hatte sie sich getäuscht. Eine kleine Halbindianerin brachte er ihr ins Haus; dann ging er nach Neuorleans, wo er in ein kaufmännisches Geschäft eintrat und sich bald darauf zu ihrem größten Verdruß mit einer bemittelten Südländerin verheiratete. Dann traf eines Tages die Nachricht von seinem Tode ein. Im blühendsten Mannesalter war er gestorben, neben ihrer tiefen Trauer die Überzeugung in ihr befestigend, daß ihm ein sehr langes Leben beschieden gewesen wäre, hätte er nie die unselige Reise nach

Neuorleans unternommen gehabt. Zugleich keimte in ihr eine gewisse Abneigung gegen die hinterbliebene Witwe, die sie als nächste Ursache seines Todes betrachtete. Solche Empfindungen wurden aber noch dadurch erheblich gesteigert, daß die verwitwete Schwiegertochter ihre Einladung, nach dem „Bienenkorb" zu kommen, nicht nur für sich, sondern auch für ihre Kinder ein für allemal ablehnte.

Abgesehen von dem Kummer, den diese Verhältnisse ihr bereiteten, führte Frau Libertas Barnard ein stilles, friedliches und durch die Vermehrung ihrer Nachkommenschaft auch glückliches Leben.

Einsam, wie sie nach Verheiratung aller ihrer Kinder lebte, und frei und unabhängig, wie sie waltete und schaltete und jedes Sandkorn der ursprünglich zu dem „Bienenkorb" gehörenden Ländereien ihr unantastbares Eigentum nannte — selbst ihre Kinder standen nur in dem Verhältnis von Pächtern zu ihr —, bildeten sich in demselben Maße, in dem sie alterte, auch Seltsamkeiten in ihr aus, die indessen nichts Bösartiges in sich einschlossen und daher von alt und jung, von Angehörigen und Fremden patriarchalisch geachtet und geehrt wurden.

Zu den liebenswürdigsten Seltsamkeiten gehörte, daß sie überall, wo nur immer eine Vermehrung ihrer Nachkommenschaft in nächster Aussicht stand, zur Hand war, um sofort zu bestimmen, ob der junge Weltbürger oder Weltbürgerin etwas von ihr oder ihrem unvergeßlichen John habe, wonach sich dann der Grad ihres Wohlwollens richtete. Der Name Libertas Barnard lebte übrigens gewissermaßen nur noch in Sagen. In ihrer Verehrung der Freiheit und in dem hehren Bewußtsein, eine solche im höchsten Maße zu genießen, hatte sie selbst zunächst das lateinische Libertas — nebenbei eine Mitgift ihres Vaters, der als Korporal im Unabhängigkeitskriege unter Washington focht — in das allgemein verständlichere „Liberty" verwandelt. Die Nachbarschaft einer erheblichen Anzahl von Barnards veranlaßte sie darauf, um Irrtümern für sich wenigstens die Pforten zu schließen, ihr eigenes Barnard ganz zu streichen und sich dafür mit dem ehrerbietig vorangesetzten Lady zu begnügen. Seitdem

kannte man sie denn auch selbst unter ihren jüngsten Nachkommen nur noch als Lady Liberty.

Rührend war die Anhänglichkeit, die sie noch immer ihrem verstorbenen Ältesten bewahrte. Wie ihren anderen Kindern, hatte sie auch ihm in geringerer Entfernung vom „Bienenkorb" nach seinem Tode eine schöne große Farm angelegt und vollständig eingerichtet. In seinem Namen wurde sie verwaltet, und als eine verdammenswerte Ungerechtigkeit hätte Lady Liberty es betrachtet, die daraus gezogenen Erträge nicht besonders zu buchen und für seine Nachkommen sicher anzulegen Außerdem diente das sehr geräumige Wohnhaus zur Aufnahme von Besuchen, für die der „Bienenkorb" zu klein gewesen wäre; namentlich aber zu Ratsversammlungen oder zur Abhaltung größerer Familienfestlichkeiten, bei denen kein Angehöriger fehlen durfte.

Um den Frieden unter Kindern und Kindeskindern dauernd aufrechtzuerhalten, erschien ihr kein Opfer zu groß, und nie offenbarte sich das auffälliger, als in jenen Zeiten, in denen Hanik Barnard, die junge Halbindianerin, zu einer sanften, schüchternen Jungfrau holdselig erblüht war. Hatte man das liebliche Kind anfänglich mehr als eine Art Spielzeug betrachtet, an dem man nur aussetzte, daß es auf Befehl der Lady Liberty den Namen Barnard führte, so spaltete sich später die ganze Verwandtschaft in zwei Lager. Die einen erklärten sich damit einverstanden, daß des verstorbenen Florentin Tochter aller Rechte der übrigen Verwandten teilhaftig werde, wogegen die anderen in dem stillen bräunlichen Wesen, also in einer Farbigen, überhaupt keine Verwandte erblickten, am wenigsten jemand, der einstmals irgendwelche Ansprüche an einen Teil der Hinterlassenschaft der Lady Liberty erheben dürfe. Diese letztere Ansicht war vornehmlich durch Florentins Witwe in Neuorleans auf brieflichem Wege in der Landschaft verbreitet worden und hatte denn auch leider nur zu viele Anhänger gefunden.

Unter solchen Verhältnissen konnte es nicht überraschen, daß Hanik Florence Barnard — so lautete ihr voller Name — mancherlei Kränkungen und Zurücksetzungen erfuhr, die sie noch mehr einschüchterten. Obwohl sie nie klagte, entgingen Lady

Liberty die heimlichen Anfeindungen nicht. Da sie aber sogar mit den schärfsten und strengsten Maßregeln nicht imstande gewesen wäre, einmal waltende Abneigung und Eifersucht in das Gegenteil umzuwandeln, so hieß sie es doppelt willkommen, als eines Tages Blenfeld vor sie hintrat, die bräunliche Hanik zum Weibe begehrte und sie mit sich fort nach einem fernen fremden Lande nahm. Von dort aus hörte sie nur selten von ihr. Einesteils mochte Hanik, mehr aber wohl noch Blenfeld, die einst ihr zuteil gewordenen Kränkungen im Gedächtnis behalten haben, dann aber besaß Lady Liberty niemand, den sie mit dem Schreiben eines Briefes in ihrem Namen und der Darlegung ihrer Gedanken in dieser Angelegenheit hätte betrauen mögen. Als dumpfe Gerüchte erfuhr sie wohl auf dem zweifelhaften Wege über Neuorleans, daß die sanfte Hanik und ihr Mann gestorben seien und deren einziges Kind sich bei guten Leuten in bester Pflege befinde, allein über diese Gerüchte hinaus sich genauere Kunde zu verschaffen, fehlten ihr wieder die geeigneten Mittel.

Die Tageshitze hatte sich bereits gemäßigt. Um den „Bienenkorb" herrschte jene friedliche Stille, die die Vorläuferin eines traulichen Abends ist. Die Hühner pickten nur noch mechanisch während ihres langsamen Einherschreitens; Tauben saßen auf den niedrigen Schindeldächern und flogen ab und zu, mit den Flügeln laut klatschend, wie jemand, der in begeisterter Anerkennung die Hände zusammenschlägt. Reihenweise kamen die Enten von dem nahen Bach heraufgeschwankt, in der ihnen eigentümlichen Weise miteinander plaudernd. Auf der Bank vor der Tür lag in richtiger Sphinxstellung ein altersschwacher, aufs Gnadenbrot angewiesener Hund und besah nachdenklich die schöne Welt, kurz, die kleine Farm bot ein Bild, wie es sich zwar täglich wiederholt, dem aufrichtigen Freunde ländlicher Abgeschiedenheit aber stets neu bleibt.

Da schallte vom Hofe nach dem Vorplatze des „Bienenkorbes eine Stimme herüber, die man als ein Mittelding zwischen einer Nachtwächterknarre und dem Gurgeln eines in ein Becken hinabstürzenden Bächleins hätte bezeichnen mögen.

„Das ist also der Dank dafür, daß man für dich sorgt, wie

für ein krankes Huhn," hieß es da, „jubeln solltest du, daß überhaupt noch jemand an dich denkt, du nicht elendiglich verhungerst und man dir die Peitsche nur zeigt, weil's seiner Leute Mode ist. Beim Donner, Bully, was sollte draus werden, wär ich eine ähnliche tückische Natur wie du! Aber du bist verzogen von Kindheit an, und jetzt, da du alt geworden, ist's nicht mehr aus dir herauszukriegen — so — endlich — nun vorwärts", und aus der offenen Stalltür, aus der die zärtlich grollende Stimme herüberschallte, trat ein riesenhafter, ergrauter Neger im leichten Sommeranzuge, den mit einer mäßig langen Pfauenfeder geschmückten breitrandigen Strohhut gefallsüchtig auf das eine Ohr gedrückt und in der Hand eine zierlich beschlagene schwanke Peitsche. Ihm auf dem Fuße folgte ein aufgeschirrter, dickhalsiger, borstenmähniger, runder Pony, der, da er nicht geführt wurde, nach jedem neuen Schritt darüber nachzudenken schien, ob er sich zu einem andern bequemen solle. Dabei lugte er so gleichmütig hinter den beiden Scheuklappen hervor, als ob des Negers Vorwürfe eher jeder andern Kreatur auf dem kleinen Hofe gegolten hätten, als ihm, der seit einer hübschen Reihe von Jahren das Leibwagenpferd der berühmtesten aller Farmerfrauen, der Lady Liberty, war.

Neger und Pony verschwanden hinter der Ecke des „Bienenkorbes", wo der Pony offenbar eingespannt wurde; denn immer wieder ertönte die wunderliche Stimme, die dem verhärteten Sünder von Pony neue Strafpredigten, untermischt mit den seltsamsten Komplimenten über seine Schönheit, hielt.

Unterdessen war Lady Liberty, zu einer Fahrt gerüstet, vor die Haustür getreten, begleitet von ihrer Köchin, einer verschmitzt, jedoch nicht bösartig dareinschauenden Irländerin, die ihre Herrin abfahren sehen, vielleicht auch noch einige Befehle für die eine oder anderthalb Stunden ihrer Abwesenheit in Empfang nehmen wollte. Dabei offenbarte sich eine gewisse Zutraulichkeit in dem Wesen, mit dem sie der alten Dame zu Diensten zu sein sich bemühte. Lady Liberty nahm indessen die kleinen Zuvorkommenheiten anscheinend mehr aus Gefälligkeit entgegen, als daß ihr die Mahnungen an ihre achtzig und einige Jahre angenehm gewesen wären. Und dringend not-

wendig waren sie in der Tat nicht; denn ihre etwas über Mittelgröße hinausragende sehnige Gestalt verriet noch so viel Kraft und Beweglichkeit, daß manche halb so alte Person sie um solche Vorzüge hätte beneiden können. Wie vor sechzig, siebenzig Jahren trug sie auch heute noch einen Rock von mehr dauerhaftem als schönem dunkelfarbigen Baumwollenstoff, der im Winter dichtem Wollengewebe seinen Platz einräumte. Wie damals trug sie auch heute eine kattunene Schürze und ein solides Umschlagetuch, und nicht minder wie damals einen sommerlichen Herrenstrohhut, der sie des zeitraubenden Nestelns und Bindens von Schleifen gänzlich überhob. Unter diesem Strohhut hervor lugte nun wieder ein verwittertes, zähes Matronenantlitz mit so viel ernster Ruhe und Zuversicht hervor, wie nur je das eines Grenzers, der mit der Büchse auf dem Rücken hinter dem Pfluge einherschreitet. Ob Herzensgüte oder unerbittliche Strenge hinter den gebräunten Zügen wohnte, hätte so leicht keiner aus den großen hellbraunen Augen herausgelesen. Sicher ist dagegen, daß jeder, der ihr zum erstenmal gegenübertrat, die Empfindung hatte, als ob ihr prüfender Blick bis in sein innerstes Mark hineingereicht habe. Zustatten kam ihrem Äußern übrigens das noch immer starke, grau gemischte braune Haar, stark wahrscheinlich, weil sie es, ebenfalls der Zeitersparnis wegen, so kurz verschnitten trug, daß es kaum ihren Nacken verschleierte. Schlicht hinter die Ohren gestrichen, fiel es lose nieder, und nur gehalten durch einen der Jahreszeit entsprechenden Hut, den sie auch unter Dach und Fach nur wenig ablegte.

Mary, die aus dem ersten Lebensfrühling bereits herausgetretene Irländerin, hatte eben die Zipfel des Umschlagetuches ihrer hochbetagten Gebieterin gerade gezupft und sich geschwätzig dabei in mancherlei Bemerkungen über deren gesundes Aussehen ergangen, als ein junges Mädchen aus der Haustür eilte und sich Lady Liberty mit kindlich heiterer Vertraulichkeit zugesellte.

Es war dies eine jener zarten Feengestalten, die mit einem kaum erschlossenen Röslein zu vergleichen sind. Starkes, gewelltes braunes Haar, große unschuldvolle, blaue Augen, dazu lieblich schwellende Lippen und eine sanft gebogene Nase einten

sich zu einem Bilde holdseliger Jungfräulichkeit, dem wiederum die schlanke, reizvoll ausgebildete Gestalt im vollsten Maße entsprach.

„Ich soll zu Hause bleiben?" redete das Mädchen Lady Liberty scherzhaft klagend an, und zutraulich ergriff es deren harte Hand.

Lady Liberty senkte einen ernsten Blick in die zu ihr erhobenen Augen. Flüchtiger, jedoch mit unverkennbarem Wohlwollen betrachtete sie die nach ländlicher Sitte bekleidete schlanke Gestalt, dann antwortete sie mit ruhiger, klarer Stimme:

„Höre, Grace, ich will nach dieser und jener Farm hinüber, da kann ich dich nicht gebrauchen. Auf der langen Strecke möchte es dem Pony zu viel werden."

„So laß den Tiptoe zu Hause, Lady Liberty, der ist schwerer als ich. Ich werde an seiner Stelle kutschieren, und mit dem Pony verstehe ich umzugehen —"

„Der Pony aber nicht mit dir," fiel Lady Liberty grämlich ein, „der fühlt nämlich auf der Stelle, wenn ein anderer die Leine hält. Man kann ihm nicht trauen; er ist eine tückische Natur und möchte mit uns beiden durchgehen."

„Der und durchgehen!" rief Grace lachend aus. „Der ist froh, wenn wir nicht mit ihm durchgehen. Aber du möchtest mit dem Tiptoe wichtige Dinge beraten. Das könntest du mit mir ebenfalls; so klug wie der bin ich lange."

„Der Tiptoe ist gescheiter, als ihr alle zusammengenommen," versetzte Lady Liberty mit unerschütterlicher Ruhe, „ihr habt eure Weisheit auf den Schulbänken geholt, und beim Tiptoe ist alles natürliche Anlage. Hab' selber nur notdürftig lesen gelernt, und die Karre ging deshalb nicht schlechter. Übrigens sprechen Kinder und Narren oft größere Wahrheiten als der Kongreß in Washington innerhalb zehn Jahren."

„Bin ich denn kein Kind mehr, wenn Tiptoe der Narr ist?"

„Gewiß, Grace, ein größeres Kind, als mir zuweilen lieb ist."

In diesem Augenblick kam der Pony hinter dem Hause hervor auf den Vorplatz herumgetrabt, hinter sich ein leichtes offenes, viersitziges Wägelchen. Auf der Vorderbank saß Tiptoe,

Kopf und Oberkörper würdevoll zurückgebogen, in der linken Faust die Fahrleine, die rechte mit der langen Peitsche auf dem Knie rastend. Das breite Gesicht, das im Gegensatz zu dem Strohhut mit der nickenden Pfauenfeder und den gewaltigen, blendend weißen Vatermördern noch schwärzer erschien, hielt er über die Ohren des geduldigen Pony hinweg gerichtet. Er hätte es geradezu für ein Verbrechen gegen Lady Liberty gehalten, sich in deren Gegenwart Vertraulichkeiten gegen ihr Leibpferd zuschulden kommen zu lassen, oder auch nur eine Miene zu verziehen, als ob er den Gesprächen anderer seine Aufmerksamkeit schenke. Und doch füllte der alte Tiptoe bei seiner greisen Gebieterin den Posten eines jener Minister aus, die nur dazu da sind, ihre Ansichten denen ihres Chefs unterzuordnen, deren Handlungsweise zu sanktionieren und etwaige nachteilige Folgen auf sich zu nehmen. Zu dieser, im Grunde unverantwortlichen Stellung hatte Tiptoe sich ganz allmählich im Laufe der letzten zwölf Jahre emporgeschwungen. Bei ihrer vielseitigen Tätigkeit und dem umfangreichen Besitz ereignete es sich nämlich oft, daß Lady Liberty, bevor sie über dieses oder jenes schlüssig wurde, mit jemand darüber zu beraten wünschte. In ihrer Besorgnis, durch die Bevorzugung des einen oder des anderen Angehörigen Eifersucht unter ihre Nachkommenschaft zu säen, hatte sie daher Tiptoe zu ihrem Vertrauten auserkoren. Vor ihm konnte sie sich nach Herzenslust aussprechen, in seinen Mund jede beliebige Entscheidung legen, um hinterher zu behaupten: „Das ist Tiptoes Meinung, und Kinder und Narren sprechen die Wahrheit", wogegen niemand Einwendungen zu erheben wagte. Um aber gegen unerwünschte Zeugen geschützt zu sein, hatte sie die Gewohnheit angenommen, sobald sie das Bedürfnis fühlte, ihre Ansichten vor jemand zu offenbaren, Tiptoe zu befehlen, anzuspannen und sie über Land zu fahren.

So war auch heute eine derartige Beratungsfahrt in Aussicht genommen worden. Um indessen dieser in Graces und der Köchin Gegenwart den Charakter des Wichtigen zu nehmen, redete sie Tiptoe, nachdem der Pony zum Stehen gelangte, gleichmütig mit den Worten an:

„Tiptoe, wenn der Pony so bleibt, überlebt er uns beide."

„Exactly, Lady Liberty", antwortete Tiptoe, sein dickes Haupt von der linken nach der rechten Seite und wieder zurück wiegend, um dem runden Tier aus verschiedenen Richtungen einen Liebesblick zuzusenden.

„So wollen wir sehen, ob seine Leistungen ebensogut sind, wie sein Aussehen", fuhr Lady Liberty fort.

„Exactly, Madam", glitt Tiptoes Lieblingswort von den breiten, polsterähnlichen Lippen. „Eine gute Fahrt bringt dem Burschen Segen. Da sehnt er sich ins Freie hinaus, und doch mußte ich ihn bitten, das Zaumeisen zwischen die Zähne zu nehmen."

„Tiere haben ihren eigenen Kopf so gut, wie die Menschen", erklärte Lady Liberty; sie nickte Grace und der Köchin herablassend zu, worauf sie mit deren Hilfe den Wagen rüstig erstieg und neben Tiptoe Platz nahm. Dieser, ebenfalls an die Beratungsfahrten gewöhnt, fragte nicht nach dem Wohin, sondern trieb den Pony nur an, der alsbald in einem kurzen Hundetrab verfiel und die Richtung nach der Farm des verstorbenen Ältesten einschlug.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Beratungsfahrt.

Etwa fünf Minuten waren die beiden seltsamen Gefährten schweigend einhergerollt, als Lady Liberty plötzlich anhob:

„Es soll mich wundern, was es bedeutet, daß mir der Walkort den deutschen Schmuggler samt der jungen hübschen Frau und dem Burschen auf den Hals schickte."

„Ich kalkuliere, er gönnte ihm eine gute Brotstelle", antwortete der Neger selbstbewußt.

„Richtig, Tiptoe. Aber da ist noch ein ander Ding; ich meine,

weshalb er riet, ihn nicht allzuweit abseits von uns unterzubringen."

„Vermutlich, weil er nur ein Deutscher ist, und die Unsrigen sind mächtig stolz."

„Hm, Tiptoe, du willst damit sagen, daß der junge Mann und seine Frau vielleicht in Beziehung zu dem Kinde stehen, mit dem Walkort nächster Tage eintrifft?"

„Exactly", beteuerte Tiptoe, obwohl er am wenigsten an Beziehungen irgendeiner Art gedacht hatte.

„Nun, Tiptoe," bemerkte Lady Liberty nachdenklich, „der Walkort ist ebenfalls ein Deutscher, und ein Gentleman obenein vom Kopfe bis zu den Fußsohlen, und da hat er mir die langen Monate auf der Farm unseres Ältesten recht gefehlt. Seine Verwaltung gefällt mir; früh und spät auf den Beinen. Was meinst du, wenn er die Verwaltung so lange weiterführte, bis ich einen rechtmäßigen Herrn eingesetzt habe?"

„Ein feiner Gentleman," billigte Tiptoe, was zu billigen von ihm verlangt wurde, „der hat Verstand für zehn andere; die Farm verwaltet er wie einer, und drauf bleiben könnte er ebenfalls."

„Das soll er, Tiptoe. Wenn ich nur wüßte, wohin im ersten Augenblick mit dem Mädchen. Du weißt, die stammt von den Indianern her, und da werde ich meine Not haben, sie gegen Kränkungen zu schützen."

„Ein erstaunlich schlimmes Ding mit der Verwandtschaft." erklärte Tiptoe, und obwohl er während des Sprechens den Kopf des Pony unablässig beobachtete, schraubte er seine Stirnhaut mit einer Gewalt empor, daß ein halbes Dutzend Falten der Bedenklichkeit auf derselben entstanden, „wer einmal farbiges Blut unter der Haut hat, dem wäscht's selbst unsere Mary nicht ab, und die versteht sich aufs Waschen. Wir möchten sie also abseits unterbringen; vielleicht nach der Grenze hin zu einem Pächter."

„Du meinst, so würde ich handeln, wenn ich mich auch nur einen Strohhalm um das Gerede der Kinder kümmerte?"

„Exactly, Madam."

„Und rätst daher, sie lieber zu uns in den Bienenkorb" zu

nehmen, damit ich drüber wache, daß niemand ihr zu nahe tritt?"

„Das war meine Meinung," erklärte Tiptoe überzeugend, wie es von ihm erwartet wurde; „wir müssen das kleine süße Ding mit unsern eigenen Augen überwachen."

„Weißt du, ob's ein süßes Ding ist?"

„Kann nicht anders sein, Lady Liberty; ihren Großvater habe ich gekannt; der war ein Gentleman erster Klasse und ebenso schön; das vererbt sich nämlich. Meine Mutter sagte immer, ich sei meinem Großvater aus den Augen geschnitten, und der war nicht häßlich und kam direkt aus Afrika."

Lady Liberty betrachtete den Neger prüfend von der Seite. Doch nicht eine Ahnung von Lächeln trat auf ihre harten Züge, indem sie an das selbstbewußt getragene schwarze Profil den Maßstab einer regelmäßigen Schönheit anlegte.

„Darin liegt Sinn, Tiptoe," sprach sie darauf träumerisch, „unser Ältester hatte sehr viel von seinem Vater. Ihre Großmutter lernte ich nie kennen. Aber ihre Mutter wuchs im Bienenkorbe auf, und die erschien mir trotz der bräunlichen Farbe wie ein Frühlingsmorgen. Das arme schüchterne Kind; andere verleideten ihr das Leben, mir aber war sie ans Herz gewachsen als die Tochter unseres Ältesten, mochte man sie immerhin eine Farbige nennen."

„Ihre Tochter wird eine Weiße geworden sein, Lady Liberty."

„Wenigstens sich nur wenig von einer Weißen unterscheiden, und da mag's eher gehen. Doch ob weiß oder braun; sie und die Grace sind das einzige, was mir von unserem Ältesten blieb, und daher gehört sie zu mir. Sie wäre auch längst hier, aber die Witwe in Neuorleans streute immer neuen bösen Samen hier herum aus, und da wollte ich keine Ursache zur Zwietracht unter den Meinigen geben. Wer weiß, wie es jetzt noch wird. Erfährt's die in Neuorleans, so sind sie imstande, mir die Grace fortzunehmen, und die ist doch ebenfalls eine Enkelin unseres Ältesten."

„Aber auch eine Enkelin der bösen Frau in Neuorleans", bemerkte Tiptoe feindselig.

„Warum böse"? nahm Lady Liberty diese neue Wendung des Gesprächs auf, offenbar um der Redseligkeit des Negers die letzten Fesseln zu lösen.

„Für mich böse, weil sie mich oft genug hat peitschen lassen," antwortete dieser mit verhaltenem Grimm; „für ihre Söhne und den Schwiegersohn böse, weil sie alle drei in den grausamen Krieg schickte, wo sie umkamen. Für ihre eigene Tochter schlimm, weil die sich zu Tode grämte — armes, süßes Ding —, und für unsere Grace böse, weil ich mit ihr mitten durch den grausamen Krieg hindurchschleichen mußte. Und wer weiß, ob es geglückt wäre, hätte der Herr Walkort mir nicht beigestanden und bezeugt, daß sie kein gestohlen Kind. Dem Herrn Walkort verdanken wir erstaunlich viel; und als der grausame Krieg sein Ende erreichte, war er der richtige Mann für unsere Farm. Denn da grünt's und blüht's, als hätte er noch einen besonderen Segen mitgebracht."

„Tiptoe, da redest du wieder so gescheit wie ein Buch," versetzte Lady Liberty ein wenig wärmer, „und auf Walkort und sein Urteil gebe ich sehr viel. Dein Verdienst um Grace wird dadurch nicht geschmälert, aber er half der Kleinen doch erst unter ehrliche Menschen, was, wie du selber eingestehst, dir allein schwer geworden sein sollte. Nun bringt er mir auch die andere, und dann habe ich alles beisammen, was mir von unserem Ältesten blieb. Ich hätte nur eher auf Walkort hören sollen, aber die besten Gedanken kommen oft spät, und dann, Tiptoe, die böse Frau ist hinter allem gewesen, und manchen harten Kampf wird's noch kosten um das Mein und Dein, bevor alles geordnet ist. Wenn ich nur wüßte, wohin zunächst mit dem Mädchen? Sogleich mit Grace zusammen in den ‚Bienenkorb' will mir nicht recht scheinen, weil ich nicht weiß, ob ich mit ihr mich befreunden kann. Hat sie nichts von mir oder meinem John, so ist die Sache gefährlich. Wie denkst du darüber? Strenge deinen dicken Schädel einmal nach besten Kräften an."

„Wenn die neue junge Lady nicht weit abwärts gebracht werden soll, und zusammenbleiben sollen die beiden Kinder ebenfalls nicht, so muß unsere Grace aus dem ‚Bienenkorbe' fort", erklärte Tiptoe mit stolzem Mute. Dann die rechte Faust

samt Peitsche zum Ohr hebend, kratzte er verzweiflungsvoll in seiner ergrauten Wolle. Endlich fand er die Sprache wieder. und zögernd, als ob er sie gewaltsam aus seiner Brust heraufgewunden hätte, folgten die Worte aufeinander: „Die Grace, das süße Herz, kenne ich, seitdem sie auf der Welt ist. Ich habe das Kind mitten durch den grausamen Krieg getragen — nein, Lady Liberty, die darf nicht fortgeschickt werden; und kann's die andere nicht sein, so will ich lieber mit samt unserer Grace von dannen ziehen."

„Und ich, die ich mich an deinen Dienst gewöhnte, soll mich in meinem hohen Alter nach einem anderen Kutscher umsehen? Und dann der Pony", drängte Lady Liberty den alten Burschen einer neuen Offenbarung seiner Empfindungen und damit einer bestimmten Entscheidung zu.

„Exactly so, Lady Liberty, exactly so", fiel Tiptoe trostlos ein.

„Du willst also fort," erwiderte die greise Patriarchin bedachtsam, „nun ja, frei sind alle Menschen geboren, und Liberty ist mein Name. Wer nicht bei mir bleiben will, mag gehen. Das nennt man Dankbarkeit! Doch echte Dankbarkeit liegt nicht in der menschlichen Natur, weder in einer weißen noch in einer schwarzen. Da lobe ich mir den Pony; der ist heute so wie gestern, und morgen so wie übermorgen. Armes Tier! es wird sich wohl jemand finden, der dich füttert, striegelt und bürstet so glatt, wie ein Aal — o, nicke immerhin mißmutig mit deinem wunderschönen Kopf —"

„Lady Liberty!" fiel Tiptoe nunmehr wieder kläglich ein, und hätte er mit einem Strick um den Hals vor dem Sheriff gestanden, um in der nächsten Minute ins Jenseits befördert zu werden, so hätte er nicht unglückseliger dareinschauen können, „o, Lady Liberty, undankbar soll ich sein? Nein, ich ertrag's nicht; das bricht mir das Herz — nein, von meiner guten Lady Liberty gehe ich nicht, nicht von dem Pony, nicht von Grace — armes, süßes Ding — nein, und das farbige Kind kann ebenfalls im ‚Bienenkorbe' bleiben —" er verstummte, blickte seine Gebieterin einige Sekunden starr an, dann leuchtete es plötzlich in seinen schwarzen Zügen hell auf, die Peitsche, sonst

immer bescheiden gesenkt, erhielt auf seinem Knie eine aufrechte Stellung und mit ihr er selber. „Lady Liberty," rief er aus, und bedenklich rollten die großen Augäpfel in ihren Höhlen, „es wäre ein erstaunliches Leben, blieben wir alle beieinander!"

„Du meinst, wir alle vier?" fragte die seltsame alte Dame sichtbar befriedigt zurück, denn sie befand sich ja nunmehr in der Lage, behaupten zu können, daß das, was sie auszuführen gedachte, schon allein deshalb das richtige sei, weil es sogar einem einfältigen Neger eingeleuchtet habe.

„Exactly", pflichtete dieser denn auch begeistert bei.

„Es wird Hader geben unter dem jungen Volk —" zu dem jungen Volk zählten in erster Reihe Lady Libertys längst ergraute Kinder und Schwiegerkinder — „und die sind auch nur Menschen. Und bedenke, Tiptoe, das wilde Blut!"

„Lady Liberty, wir sind der Herr hier herum!"

Die greise Patriarchin neigte billigend das Haupt, fuhr aber fort:

„Und dann die böse Frau in Neuorleans."

„Wir können noch böser werden. Wir sind der Herr hier herum, und wenn wir sprechen, muß alles schweigen!"

„Wenn du mit deinem einfachen Naturverstande das behauptest, muß es schlechterdings wahr sein."

„Exactly, Madam."

„Aber wenn die beiden Kinder einander feind werden? In Grace kann die Natur ihrer Großmutter erwachen, und die neue besitzt vielleicht die Gemütsart ihrer sanften Mutter."

„So stifte ich Frieden, und darin bin ich eine erstaunlich große Hand."

„Warum hast du dies nicht gleich gesagt?"

„Die Angelegenheit wollte zuvor überlegt sein. So schnell kommen mir die Gedanken nicht, daß ich sie eine Strecke vorweg schicken könnte."

„Nein, Tiptoe, das tun sie wohl nicht. Aber du hast wieder einmal bewiesen, daß du mehr gesunden Menschenverstand besitzest, als man dir zutraut. Wir wollen's also versuchen, das heißt, wenn das Mädchen mir nicht mißfällt."

„Exactly, Madam", bestätigte Tiptoe geschmeichelt. Die Peitsche knallte gleichsam liebkosend in sicherer Höhe oberhalb des trottenden Ponys, die Pfauenfeder nickte anmutig, und Tiptoe war wieder im vollen Sinne des Wortes eine pünktlich arbeitende Fahrmaschine.

Nach einer Pause des Schweigens befahl Lady Liberty:

„Nun lenke quer über die Wiese. Ich will den deutschen Schmuggler sprechen. Ein niedliches Heim, das ich ihm überlassen habe. Guter Boden und nicht mehr, als zwei einzelne Leute, die auf gesunde Nachkommenschaft rechnen, bequem bewirtschaften können; der Bursche, den sie mitbrachten, besitzt ja ebenfalls zwei Arme."

„Exactly, Madam. Herr Walkort berechnet alles, darum schickte er ihn, und der Wilm sieht aus wie jemand, der seine Pacht regelmäßig zahlt."

Nun rollte das Wägelchen nach einer beinahe dreieckigen fetten Niederung hinauf, die auf zwei Seiten von dichten Waldstreifen begrenzt wurde. Diese, die ohne ihre ausdrückliche Genehmigung von keiner Axt berührt werden durften, waren Ursache gewesen, daß die beiden nächsten Nachbarn keinen sonderlichen Wert auf die sechzig, siebenzig Morgen Land gelegt hatten und sie daher gemeinschaftlich nur als Weideland benutzten. Lange Jahre war das so hingegangen, bis ein kleiner Zwist über die Weidegerechtigkeit die gestrenge Stammutter bewog, die so lange stillschweigend geduldete Ausnutzung einfach zu verbieten. Um dieses Verbot aber zu begründen, ließ sie auf geeigneter Stelle von weiß gestrichenem Holzwerk ein Häuschen und einen ähnlichen Stall errichten. Wie sie nichts halb tat, wurde auch hier die zähe Grasnarbe auf einer Fläche von etwa zehn Morgen aufgepflügt und Weizen in das gelockerte Erdreich gestreut. Ebenso sorgte sie für eine feste Einfriedigung um den Hofraum und ein zum Garten bestimmtes Stück Land. Als alles so weit gediehen war, traf Walkorts Brief ein, der den Schmuggler Wilm anmeldete und so dringend empfahl, daß sie sofort den Entschluß faßte, ihn auf das neue Gehöft als Pächter einzusetzen.

Hoch beglückt hatte das junge Paar das Häuschen bezogen und sogleich mit frischem Mut und frischen Kräften in die fälligen Arbeiten eingegriffen. Auch heute waren Wilm sowohl wie Hanna und Lude auf dem von ihnen bereits selbst bepflanzten Maisfelde eifrig mit Hacken beschäftigt. Erstere beide eilten dann auch, sobald der Pony in ihrer Nähe anhielt, hinüber, um ihre Wohltäterin ehrerbietig zu begrüßen.

„Sauberkeit nach innen und nach außen bringt Segen," bemerkte Lady Liberty, als Wilm auf ihre Frage seine Lage nicht genug zu preisen wußte, „dabei verdienen wir beide am meisten. Ich verschenke nämlich nichts; aber solange es den Wert meines Eigentums erhöht, trage ich gern das Meinige mit dazu bei. Und da wünsche ich denn, daß Ihr die Pachtsumme des ersten Jahres dazu verwendet, der Farm ein freundliches Äußeres zu geben, damit sie unter den anderen Gehöften nicht dasteht, wie der Bettler unter einer Gesellschaft feiner Kirchenbesucher. Obstbäume müssen gepflanzt, Efeu und Weinranken gezogen und einige Blumenbeete angelegt werden, das Erforderliche soll euch geliefert werden — junge Frauen müssen nämlich etwas fürs Auge haben —", und nicht beachtend, daß Wilm und Hanna sich gegenseitig erstaunt, wie ihren Ohren nicht trauend, ansahen, fuhr sie anscheinend gleichmütig fort: „nächstens trifft euer Freund Walkort ein. Er bringt ein Mädchen mit; ihr kennt's vielleicht."

„Hab's vorhergesehen, Lady Liberty," antwortete Wilm mit freiem, offenen Wesen, „und ob wir das Fräulein kennen! Die vergißt nicht leicht einer, der ihr nur einmal begegnete."

„Das klingt, als ob die junge Dame Euch gefiele," forschte Lady Liberty grämlich, „vielleicht wißt Ihr auch noch mehr über sie?"

„Nun ja, Lady Liberty," hob Wilm zögernd an, jedoch alsbald in einen zuversichtlicheren Ton verfallend, „Ihnen muß ich eingestehen, daß ich wohl mehr weiß, als mancher andere. Da ich es aber wider meine Absicht erlauschte und Herr Walkort mir verbot, zu irgendeinem Menschen darüber zu reden, so muß ich's wohl für mich behalten."

Über Lady Libertys Antlitz eilte eine kaum bemerkbare Wolke der Enttäuschung; dann erschien es wieder hart, wie aus Stahl gewebt.

„Schaden bringt's einem ehrlichen Manne nie, wenn er Wert auf sein Wort legt," sprach sie ruhig, und ihre Blicke wanderten flüchtig zwischen den beiden jungen Leuten hin und her, „und was Sie mir nicht anvertrauen, ist um so sicherer vor anderen Ohren. Kommt aber die Stunde, dann sprechen Sie, wie es einem rechtschaffenen, mutigen Manne geziemt. Vielleicht sind Sie in der Lage, mir und anderen einen großen Dienst zu leisten, und das soll Ihnen nicht unvergolten bleiben."

„Solcher Versprechungen bedarf es nicht, Lady Liberty," versetzte Wilm freimütig, „was Christenpflicht vorschreibt, geschieht, und wär's nicht das, so gibt's noch etwas anderes, nämlich Dankbarkeit, und er schwang seinen Arm in der Richtung nach dem jungen Heimwesen hinüber."

„Hier gibt's nichts zu danken," erklärte Lady Liberty, „Sie bringen mir die Farm zur Blüte, dafür erhalten Sie Ihre Gegenleistungen. Aber noch eins: sollte es hier oder da einmal an etwas fehlen — junge Frauen haben zuweilen mancherlei kleine Bedürfnisse und Verlangen, auch kann der Mensch ebenso leicht krank werden, wie ein Pferd oder Rind, dann schickt nach dem ‚Bienenkorb'. Wir müssen trachten, daß Ihr bald in die Lage kommt, den gepachteten Viehstand zu Eurem Eigentum zu machen."

Sie reichte Hanna die Hand, indem sie sich Wilm mit den Worten zukehrte:

„Nehmen Sie die Frau in acht. Die hat ein gutes Gesicht und einen guten Blick. Ich werde mich wohl auf euch beide verlassen können."

Auch Wilm reichte sie die Hand, dessen Ausdruck des Dankes dadurch abschneidend, daß sie Tiptoe ein Zeichen gab, der sofort den Pony antrieb. —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Das Pfarrhaus.

Auch für eine Kirche hatte Lady Liberty gesorgt, und die lag in der ungefähren Mitte ihrer Landschaft und von dem „Bienenkorb“ aus in einer halben Stunde gemächlichen Einherwandelns erreichbar.

Ursprünglich eine Blockhütte, in der Wanderprediger gelegentlich Gottesdienst abhielten, hatte jene nach etwa zwanzigjährigem Bestehen einem geräumigeren und festeren Bau von Ziegelsteinen weichen müssen, über dessen Schieferdach sogar ein zierliches hölzernes Glockentürmchen emporragte. Dichtes Efeu- und Weingerank, mit großer Sorgfalt gepflegt, bedeckte das rote Gemäuer vollständig und umrahmte ernst die drei schmalen Bogenfenster auf jeder Seite und den Giebeleingang. Uralte Hickorybäume und Eichen, die einst bei der Wahl der Stätte maßgebend gewesen, beschatteten anmutig die Kirche selbst wie deren nächste Umgebung, vor allem den fest eingezäunten Friedhof mit den sich rechtwinkelig kreuzenden Wegen und Pfaden, mit den geschmackvoll angelegten Blumenbeeten und den nicht minder sorglich gepflegten Gräbern, deren ältestes wie die vergoldete Inschrift auf dem gußeisernen Kreuz besagte, von dem ehrenwerten Johannes Barnard, dem früh verstorbenen Gatten der Lady Liberty, bewohnt hatte.

Zu dem Kirchlein gehörte selbstverständlich ein Geistlicher, der Reverend Mac Kinney. Ein Mann von höchstens zweiunddreißig Jahren, der vor zwei Jahren erst seinem verstorbenen betagten Vorgänger im Amte nachgefolgt war. Seinen ruhigen duldsamen Anschauungen kam eine ungewöhnliche Redegabe zustatten, die das kleine Gotteshaus bei schlechten wie bei gutem Wetter stets mit andächtigen Zuhörern füllte, wodurch wieder Lady Libertys Vertrauen in die Lauterkeit seiner Lehren befestigt wurde. „Um guten, vollwichtigen Weizen scharen sich die Vögel, ohne daß man sie zu rufen braucht,“ behauptete sie bald zu diesem, bald zu jenem, wenn sie beim Gottesdienst die Bänke dicht besetzt sah; „streut dagegen brandigen vor die

Tür, und trotz des heuchlerischsten Lockens wird euch sogar die geschmackloseste Ente den Rücken kehren", und gegen einen solchen Ausspruch wären beim besten Willen keine Einwände zu erdenken gewesen.

„Es ist nicht genug, daß der Verkünder des Wortes des Herrn von irdischen Sorgen frei sei, er muß auch etwas besitzen, woran sein Auge sich weidet", lautete ein anderer Wahrspruch, als sie das Pfarrgehöft gründete, und unter ihrer Leitung entstand ein idyllisches Heim, an dessen Anblick auch verwöhntere Augen sich ergötzen konnten, als die eines anspruchslosen Landgeistlichen. Im Einklange mit der nur einige hundert Schritte entfernten Kirche war hier ebenfalls alles, das einstöckige Wohnhaus wie Ställe und Schuppen, mit üppig wucherndem Efeu bekleidet worden. Hier wie dort schmückten von der Axt bedachtsam verschont gebliebene Waldbäume die nächste Umgebung, und dieselbe Sorgfalt, die dem traulichen Friedhofe zugewendet wurde, waltete in dem Pfarrgarten, wo Obstbäume, Strauchwerk und Küchenpflanzen dankbar dem warmen Sonnenlicht entgegengrünten.

Unter solchen Verhältnissen mußte der Reverend Mac Kinney sich glücklich fühlen, doppelt glücklich bei den Beweisen der Achtung und Anhänglichkeit, deren er sich von allen Seiten erfreute. Nur einen Vorwurf erhob man gegen ihn, und der war vollkommen gerechtfertigt, nämlich, daß er sich noch nicht hatte entschließen können, ein Weib zu nehmen. Und mit seinem sinnigen, träumerischen Gemüt fühlte er in der Tat kein Bedürfnis nach einer Lebensgefährtin. Eine weit ältere verwitwete Schwester stand dem Hauswesen, er selbst der Außenwirtschaft vor, an der sich in Feld und Garten mit den Armen zu beteiligen ihm die größte Freude bereitete. Sehnte er sich aber nach einem Stückchen Familienleben, so brauchte er nur diesen oder jenen Nachbar zu besuchen, um von alt und jung wie ein lieber Angehöriger willkommen geheißen zu werden. —

Sonntägliche Ruhe umschwebte die Kirche und das Pfarrgehöft. Aber im Pfarrhause selbst herrschte so fröhliches Leben, wie vielleicht kaum jemals seit seinem Bestehen.

Reverend Mac Kinney stand vor der Tür und blickte einem leichten Wagen nach, der in einiger Entfernung die Richtung nach dem „Bienenkorb" verfolgte. Es war sein eigenes Fuhrwerk, das Walkort zu Lady Liberty bringen sollte. Eine größere, noch mit Gepäck beladene Reisekalesche stand abseits im Schatten. Zu ihm heraus drangen gedämpft die fröhliche Stimme Florences und die ernstere und innigere seiner Schwester, der Frau Morton, indem beide von Gemach zu Gemach wandelten und sich dabei in eine lebhafte Unterhaltung vertieften.

Kurz vor Mittag waren die beiden Reisenden eingetroffen; dann aber hatten ein herzliches Willkommen und ein heiteres Mahl genügt, Florence mit ihrer Umgebung wie mit den sie belebenden Personen innig zu befreunden und ein Gefühl des Heimatlichen in ihr wachzurufen. Während darauf Frau Morton die zutrauliche junge Fremde für sich allein in Anspruch nahm, hatten die beiden Männer Gelegenheit gefunden, ungestört zu beraten, auf welche Weise Florence, in Berücksichtigung ihrer eigenen wie Lady Libertys Eigentümlichkeiten, am geeignetsten bei dieser einzuführen sei. Der Briefwechsel Walkorts mit der Patriarchin war durch Mac Kinney vermittelt worden. Daher beiderseits vertraut mit allen Verhältnissen waren sie übereingekommen, daß Walkort sie zuvor im „Bienenkorb" anmelden, dann aber es Lady Liberty anheimgeben sollte, weitere Bestimmungen zu treffen. Zugleich war in Aussicht genommen worden, daß, je nachdem die Eindrücke auf die greise Stammutter sich kundgaben, Florence vorläufig ein Unterkommen in dem Pfarrhause finden könne. Lag doch die Möglichkeit nahe, daß ein einziges Wort Florences ihr ungestümes, sorgloses Wesen oder das Aufflackern irgendeiner harmlosen Koboldlaune Lady Liberty zu einer rücksichtslosen Offenbarung ihres Mißfallens bewog. Dadurch aber konnte das wilde Blut in eine schwer wieder zu besänftigende Wallung versetzt werden, und einer vertrauensvollen Annäherung war auf beiden Seiten der Boden entzogen. Und dieselben Vorurteile, die einst der lichtbraunen Hanik das Leben verbitterten, lebten ja noch immer, wenigstens unter einem Teil von Lady Libertys Angehörigen. Sogar heute noch, gleich nach dem

„Hier schläft Johannes Barnard, der beste Mann der Welt", las Florence halblaut die unter ihren Händen vollständig sichtbar werdende Inschrift. (S. 280.)

Gottesdienst, als die Kirchenbesucher sich anschickten, heimzukehren, hatte Mac Kinney von diesem und jenem Bemerkungen über Walkorts Verfahren hören müssen, die dafür zeugten, daß Florences bevorstehende Übersiedelung nach dem „Bienenkorb" nicht mit den günstigsten Augen betrachtet wurde. Namentlich bestärkte ihn in seinem Argwohn ein Fremder, der ihm als ein Herr Graham vorgestellt wurde und seit mehreren Wochen als Gast bei Lady Libertys jüngstem Sohne weilte. Er sprach nämlich die Vermutung aus, daß Graces Großmutter schwerlich den täglichen Verkehr ihrer Enkelin mit einer jungen Farbigen gutheißen würde.

Dies alles mochte Mac Kinney besorgniserregend vorschweben, als er, selbst nachdem der Wagen aus seinem Gesichtskreise getreten war, noch immer nachdenklich in die Ferne sah. In seinem Sinnen störte ihn Florences Stimme. Er kehrte sich der Haustür zu, und vor ihm stand sie an Frau Mortons Seite.

„Seit langer, langer Zeit fühle ich mich zum erstenmal wieder auf einer Stätte heimisch", redete sie ihn ohne Säumen zutraulich an, und Lust und Leben strahlten aus ihrem Antlitz. Alles atmete Friede; hier draußen die wunderbaren Efeuwände, drinnen die peinliche Ordnung — „auf einer solchen Stätte möchte ich weilen Tag für Tag ohne Aufhören."

Mac Kinney hatte Florences Hand ergriffen, während seine Schwester ihr sanft, wie einem Kinde, das wilde Lockenhaar von den Schläfen zurückstrich, eine Bewegung, die Florence gerade weil sie ihr fremd geworden, unendlich wohltuend berührte.

„Dies Haus ist in treuer Pietät nach dem Muster des ‚Bienenkorbes' erbaut und eingerichtet worden," versetzte Mac Kinney, freundlich in die zu ihm aufgeschlagenen dunklen Augen blickend, „da läßt sich denn voraussetzen, daß es Ihnen dort wohl noch besser gefällt."

„Aber meine Rastlosigkeit, meine ewige Unruhe!" rief Florence scherzhaft klagend aus, „damit werde ich viel Unzufriedenheit erregen."

„Die Jugend ist nicht geschaffen, still zu sitzen," erwiderte Mac Kinney; „Leben ist Bewegung, und Bewegung müssen

wir suchen, um demnächst wieder Neigung zur wohltuenden Rast zu gewinnen. Ist es Ihnen recht, so gehen wir noch ein wenig. Wünschen Sie, nachdem Sie unser Haus kennen lernten," und er lächelte gutmütig, „meine Wirtschaftseinrichtung in Augenschein zu nehmen oder Freundschaft mit den ehrwürdigen Bäumen in dem Hain hinter dem Garten zu schließen, so bin ich mit Freuden bereit."

„Wie reizvoll die Kirche dort aus dem Grün hervorlugt," fiel Florence lebhaft ein, als habe sie schon seit Jahren mit dem gütigen Geschwisterpaar in Verkehr gestanden; „und der schattige Friedhof! Ich fürchte fast, Tadel zu verdienen, wenn ich bitte, beides näher betrachten zu dürfen" — sie entdeckte, daß Mac Kinney und seine Schwester einen Blick freudigen Erstaunens wechselten. Ihre Verwirrung beschränkte sich indessen auf flüchtiges Erröten, und wie sich entschuldigend, fügte sie freimütig hinzu: „Drüben in der alten Heimat warf man mir Mangel an Ernst vor, und doch lag der Hauptgrund wohl nur darin, daß ich niemand zum Zeugen meiner ernsten Stimmungen machte. Wer hätte mich verstanden, und zu wem hätte ich Vertrauen fassen können? Und wie oft besuchte ich den Friedhof und die Gräber meiner Eltern! Dann las ich freilich jedesmal die Inschriften auf Kreuzen und Grabsteinen, die ältesten und wunderlichsten am liebsten, um dabei zu denken: die da unten schlafen, waren einst jung und lebenslustig, wie ich selber. Nun liegen sie da, fünfzig, hundert Jahre, sahen seit ebensolange keinen Wald, keine Sonne, nichts von denen, die sie liebten, und gerade so wird es mir selber einst ergehen."

Aufmerksam hatten die Geschwister ihren Worten gelauscht. Es überraschte sie offenbar, von den Lippen des von Sorglosigkeit gleichsam übersprudelnden lieblichen Mädchens derartige Worte zu vernehmen. Mac Kinney aber, wie in Besorgnis, die absichtslose Offenbarung einer versteckten tiefen Innigkeit bereut zu sehen, gönnte ihr keine Zeit, über das Gesprochene nachzudenken, sondern knüpfte ungesäumt an:

„Zu welchem andern Zweck schmücken wir die Gräber mit Zeichen der Liebe, versehen wir sie mit Sinnsprüchen, wenn

nicht um Trauer um Verlorenes zum Ausdruck zu bringen und sie nach vielen Jahren noch zu denen sprechen zu lassen, die der Zufall vor die den Dahingeschiedenen geweihten Stätten führt? Es ist wie eine Verbindungskette, die um die Toten und die noch des Lichtes sich Erfreuenden geschlungen wird."

Er trat ins Haus, kehrte aber sogleich bedeckten Hauptes zurück, sich in seiner gütigen Weise Florence zur Verfügung stellend.

Sie verabschiedete sich mit einigen herzlichen Worten von Frau Morton, die nach einem Blick des Einverständnisses mit ihrem Bruder, häusliche Verrichtungen vorschützend, zurückblieb, und langsam schlugen sie die Richtung nach dem Kirchlein ein.

Florence war schweigsam geworden. Mac Kinney hingegen hob in heiterem Tone an:

„Es vergeht kein Tag, an dem ich diesen Weg nicht mindestens einmal wandle, das heißt, nicht jedesmal in Berufspflichten — o, woher sollten in einem Kirchspiel so viele Gelegenheiten dazu kommen? Und dennoch schlagen diese Gänge bis zu einem gewissen Grade in meinen Beruf ein. Denn wie ich mit rechter Herzensfreude bald ein junges Paar zur gemeinsamen Wanderung durchs Leben einsegne, dann wieder einen jungen Weltbürger in die christliche Gemeinschaft aufnehme, und endlich — es muß ja sein — den Ausgang eines Müden dem Herrn empfehle, so gehe ich auch hinüber, wenn meine Naturkinder, die sehnsüchtig meiner Pflege harren, mich rufen. Da gibt es zu erziehen, nutzloses Holz von den Bäumen zu entfernen, gerade wie bei der wilden Jugend, die sich zum Unterricht bei mir versammelt; da gilt es, junge Pflanzen mit ihren zarten Wurzeln in Begleitung eines stillen Segensspruches in das dankbare Erdreich zu senken; da gilt es, Rosen aufzubinden, wobei ich stets nach besten Kräften dafür sorge, daß sie sich gegenseitig ihre bräutlich erglühenden Gesichter zukehren, und da gilt es endlich, Gestorbene aus der Gemeinschaft der noch grünenden und blühenden Gefährten zu entfernen; und auch das geschieht jedesmal — ich muß es einräumen — mit einem gewissen Gefühl der Wehmut."

Florence, die so lange gesenkten Hauptes und die Brauen

zusammengeschoben den ihr vollkommen neuen, liebevollen Schilderungen gelauscht hatte, brach nunmehr, wie zu sich selbst sprechend, in die Worte aus:

„Ich zertrat achtlos so manche Knospe in meinem Leben, brach so manche Blume, so manche Rose aus Laune, um sie mir auf den Hut zu stecken oder zu einem Strauß zu einen."

„Für das Achtlose sind wir nicht verantwortlich, nur für das absichtliche Zerstören," fuhr Mac Kinney fort, die holde Gefährtin fortgesetzt wie ein liebliches Rätsel überwachend; „wo auch immer wir gehen: dieses oder jenes zarte organische Leben fällt unseren Schritten zum Opfer. Brechen wir aber Blumen, um uns an ihnen zu erfreuen, da erfüllen die stillen Kinder der Natur ebenfalls ihren Zweck."

Eine kurze Strecke legten sie schweigend zurück. Mac Kinney erriet, daß er, gleichviel ob durch den überzeugenden Ton seiner Stimme oder die Bedeutung seiner Worte, das nach manchen Richtungen hin ungeschulte Gemüt zu Betrachtungen angeregt hatte, die ein gewisses Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst erzeugten. Daneben aber kämpfte Florence ohnmächtig gegen den Einfluß, den er unbeabsichtigt auf sie gewann. Wie ganz anders hatte sich dagegen ihr erster Verkehr mit Walkort gestaltet! Auch ihm hatte sie einen gewissen Einfluß auf sich eingeräumt, jedoch keinen derartigen, daß er nicht, je nachdem ihre exzentrischen Launen wechselten, mit Leichtigkeit abzuschütteln gewesen wäre. Die eben vernommenen, von den reinsten religiösen Anschauungen getragenen freundlich belehrenden Worte schmeichelten ihrem Ohr, und doch hätte sie sie, in dem dumpfen Gefühl, dann zu hoch zu ihm emporschauen zu müssen und dadurch ihre letzte Probe von Selbständigkeit ihm gegenüber zu verlieren, nicht von Walkorts Lippen hören mögen.

Plötzlich blieb sie stehen. Mit einer kurzen Bewegung kehrte sie sich Mac Kinney zu. In ihren Augen flackerte Zorn über sich selbst. Indem sie aber seinem ruhigen Blick begegnete, fühlte sie sich wieder von den geheimnisvollen Fesseln seiner Überlegenheit umschlungen. Wie im Trotz, so jetzt in kindlich nachgiebiger Stimmung den Regungen des Augenblicks unbe-

denklich nachgebend, ergriff sie seine Hand, alsbald wieder der Kirche zuschreitend.

„Mir ist recht ängstlich ums Herz," hob sie an, nunmehr ihres Begleiters Blicke meidend, der befremdet und doch wieder unendlich milde berührt auf sie niedersah, „ängstlicher, denn je zuvor in meinem Leben. Sie sind Geistlicher; Ihre Aufgabe ist, Wahrheit zu lehren und daher selbst wahr zu sein. Sie sollen trösten und ermutigen; daher besitze ich wohl das Recht, Sie um Ihren Rat zu bitten — mit dem vollsten Vertrauen zu bitten."

„Und wo ich um meinen Rat angegangen werde," antwortete Mac Kinney herzlich und frei von jenem erkünstelten, weihevollen Wesen, das so vielfach für unzertrennlich von dem geistlichen Beruf gehalten wird, „da beglückt mich zunächst der unzweideutige Beweis des Vertrauens; doppelt aber beglückt er mich, wenn ich in der Lage bin, den von mir gehegten Erwartungen zu entsprechen."

„Sie befinden sich in der Lage", versetzte Florence nunmehr unbefangen. „Solange ich an Herrn Walkorts Seite weilte, waren Besorgnisse mir fremd. Unter seinem Schutz fühlte ich mich sicher; denn von ihm wußte ich, daß er mir sogar im Falle der Not die zu sprechenden Worte in den Mund legen würde. Nun aber, da er von mir gegangen ist, fühle ich mich eingeschüchtert. Wohl sprach er zu mir von guten, freundlichen Menschen, wohl riet er, je den Zwang von mir auszuschließen, mich so zu zeigen, wie ich im Grunde sei; allein wenn ich nur Freunden begegnen soll, weshalb begab er sich zuvor allein zu der Lady Liberty, der Mutter meines Großvaters? Bedarf es denn erst einer besonderen Anmeldung, oder will er um Nachsicht und Mitleid für mich bitten? O, wenn ich das wüßte, möchte ich lieber umkehren, jetzt gleich, wie ich hier gehe und stehe!"

„Mit ungerechtfertigten Besorgnissen tragen Sie sich," entgegnete Mac Kinney ermutigend, „eilte Walkort voraus, um Sie gewissermaßen anzumelden, so behielt er auch darin Ihr Bestes im Auge. Er übte damit nur die Rücksicht, die er einer achtzigjährigen Greisin schuldig ist. Entschlagen Sie sich

daher aller beunruhigenden Gedanken, und nehmen Sie es freundlich auf, so rufe auch ich Ihnen aus vollster Überzeugung zu: Sie treten unter Freunde, deren Liebe Sie unfehlbar dadurch gewinnen, daß Sie unbeirrt und unbefangen nur den Regungen Ihres Herzens folgen."

„Aber das wilde Blut," versetzte Florence etwas lebhafter, „Sie wissen es doch —"

„Wohl weiß ich das," gab Mac Kinney einfallend zu, „und ich möchte denjenigen kennen lernen, der daraus einen Vorwurf für Sie herleiten wollte. Daher überlassen Sie alles der Vorsehung, die Ihnen den Weg bis hierher zeigte und auch weiter über Sie wachen wird."

„Herr Walkort war bisher meine Vorsehung," bemerkte Florence träumerisch, „ihm verdanke ich mein Hiersein."

Mac Kinney lächelte in seiner sinnigen Weise und fügte hinzu: „Wenigstens war er der Freund, den die Vorsehung für Sie erkor — doch hier sind wir," fuhr er fort, indem er die Pforte des Friedhofes öffnete und Florence den Vortritt gestattete, „nun sagen Sie selber, ob nicht alles aufgeboten wurde, denjenigen, die hierher kommen, um ihre heimgegangenen Teuren zu besuchen, einen freundlichen Eindruck zu verschaffen."

„Schlafen hier Angehörige von mir?" fragte Florence, nachdem sie eine kurze Strecke zwischen den noch unbenutzten und daher mit Blumen bepflanzten Abteilungen einhergeschritten waren.

„Nur wenige und dann meist Kinder," antwortete Mac Kinney ernst, „der erste, der hier seine Ruhestätte fand, war der Gatte der Lady Liberty. Vierzig Jahre und länger ist es jetzt her. Die trauernde Witwe wählte damals selber diese Stelle aus. Jahre gingen indessen hin, bevor sie dazu gelangte, die Kirche zu bauen und die nächste Umgebung zu einem Friedhof abzugrenzen."

„Wer den Toten so viel Liebe bewahrt, muß auch für Lebende ein Herz besitzen", bemerkte Florence, träumerisch über die noch kurzen Gräberreihen hinblickend.

„Daran halten Sie fest," versetzte Mac Kinney mit Wärme,

„ja, daran halten Sie fest, und wo auch immer der Schein sich gegen jemand kehren mag, wiederholen Sie sich die eben gesprochenen Worte. Doch da sind wir. Hier schläft Johannes Barnard, Ihr Urgroßvater. Betrachten Sie die Kränze, die an dem Kreuz hängen. Die werden an bestimmten Gedenktagen von achtzigjährigen Händen gewunden, hierher getragen und unter heimlichen Tränen geordnet. Wie doch alles wunderbar gefügt wird! Als eine freundliche Eingabe von oben erscheint es mir, daß Sie Ihre ersten Schritte gerade hierher lenkten. Ihr erster Besuch in der neuen Heimat gilt dem toten Stammvater —"

„In Europa galt mein letzter Besuch den toten Eltern", fiel Florence wehmütig ein.

„Und damit wurde gewissermaßen das Band zwischen den Entschlafenen geknüpft, das auch die Lebenden umschlingen wird", fügte Mac Kinney freundlich hinzu.

„Hier schläft Johannes Barnard, der beste Mann der Welt", las Florence halblaut die unter ihren Händen vollständig sichtbar werdende Inschrift, und in demselben Tone fügte sie hinzu: „Der schönste Spruch, der je ein Grabmal schmückte." Dann nahm sie alle Kränze herunter, ihrer sechs waren es, und von denen legte sie die älteren auf den Hügel selbst nebeneinander, wogegen sie die drei frischeren wieder über die Kreuzesarme schob.

„So", sprach sie endlich mit einem Ausdruck vor sich hin, als hätte sie sich einsam in ihrem verödeten Gespensterhause befunden, und sie tat einen Schritt rückwärts, um ihr Werk noch einmal zu prüfen, „das nimmt sich schon besser aus; schade daß keine frischen Kränze zur Hand sind."

Sie kehrte sich nachlässig um, und tief runzelte sie die Brauen, als sie neben Mac Kinney eine seltsam gekleidete alte Frau gewahrte, welche sie mit nichts weniger als freundlichen Augen betrachtete. Anstatt indessen zwischen den Gräbern hervorzutreten, blieb sie stehen, und wie eines feindlichen Angriffs gewärtig, rührte sie keine Linie ihres sich flüchtig rötenden Antlitzes.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Prüfung.

„Wer hat dir erlaubt, ein Grab zu berühren, das die Hände nur einer einzigen Person in der ganzen Welt schmücken dürfen?“ gab Lady Liberty ihrem ersten Zorn mit scharfer Stimme Ausdruck, als sie Florence gleichsam kampfgerüstet dastehen sah, „und wer sagt dir, daß das goldene Herz, das da unten schläft, nicht schmerzlich zuckt, wenn ein fremder Arm sich freventlich nach dem Kreuze oder den verwelkten Kränzen ausstreckt?“

In Florences Antlitz flammte es auf. Sie war feindselig angeredet worden, ihr wildes Blut in Wallung geraten. Von jeher darauf angewiesen, sich ohne fremden Beistand ihren Weg zu erkämpfen, kannte sie nur die Regung des Trotzes, des Widerstandes, gleichviel gegen wen. Doch schon in der nächsten Sekunde hatte sie, angesichts der hochbetagten Greisin, über deren Person ja kein Zweifel walten konnte, ihre Kaltblütigkeit zurückgewonnen. Den Hut vom Haupte nehmend und mit flinkem Griff die während der Arbeit nach vorn gesunkenen Locken zurückstreichend, musterte sie zunächst ihre Gegnerin mit dem ganzen ihr zu Gebote stehenden Gleichmut, dann fragte sie ruhig:

„Wer will mir wehren, einem Toten Ehrerbietung zu erweisen? Und ob ich ein Recht dazu habe?“ und sie wies auf den vergoldeten Namen. „Zuckt des Johannes Barnard altes treues Herz, so geschieht es vor Freude, weil es meine Nähe fühlt, denn ich gehöre zu ihm.“

„Sein Herz ist nie alt gewesen,“ versetzte Lady Liberty erbittert, „als es zu schlagen aufhörte, war es noch jung; mag es in Staub zerfallen sein, die Jugend konnte ihm niemand rauben, am wenigsten jemand, dem ich durchaus nicht das Recht einräume, in meine alleinigen heiligen Befugnisse einzugreifen.“

Florence erbleichte. Manches Jahr ihres noch so jungen Lebens hätte sie dafür hingegeben, plötzlich auf die Stätten

ihrer Kindheit zurückversetzt zu werden. Wiederum schwebte ihr eine trotzige Antwort auf den Lippen, und wiederum bezwang sie sich; aber wie beschämt vermied sie, Mac Kinneys Blicken zu begegnen.

„So bin ich überflüssig hier", sprach sie mit fester Stimme, und zwischen den Gräbern hervortretend, schritt sie, nicht etwa wie beleidigt oder herausfordernd, sondern durchaus sittig und jungfräulich an Mac Kinney und Lady Liberty vorbei dem Ausgange des Friedhofes zu.

Auf des Geistlichen Antlitz prägte sich Unruhe aus, und doch durfte er nicht wagen, vermittelnd da einzuschreiten, wo zwei offenbar gleich exzentrische und in ihrem Eigenwillen gleich starre Charaktere aufeinander prallten. Er kannte Lady Liberty lange genug, hatte bei Florences sorgloser Offenheit tief genug in deren Gemüt gelesen, um zu wissen, daß ein unvorsichtiges Wort von seiner Seite, obwohl vom treusten Willen eingegeben, nie rückgängig zu machendes Unheil herbeiführen könne. Aber mit ängstlicher Spannung beobachtete er Florence, die sich langsam entfernte, dabei jedoch die Ruhe besaß, von dem nächsten Bäumchen eine halb geöffnete Rose zu brechen und an ihrer linken Schulter zu befestigen; mit ängstlicher Spannung auch die Greisin, die mit nicht geringerer Ruhe und ohne die leiseste sichtbare Regung der Milde oder des Verdrusses der Scheidenden nachsah und sich dann mit den im Tone der Überlegenheit gehaltenen Worten ihm zukehrte:

„Die hat viel von mir. In der sitzt Kern, und der kommt einem nicht über Nacht."

Mac Kinney unterdrückte einen Seufzer der Erleichterung; mit der greisen Patriarchin Ausspruch war ein Bann von seiner Seele genommen worden.

Florence hatte unterdessen die Pforte erreicht. Anstatt hinauszutreten, kehrte sie sich um, einen düsteren Blick zu den noch vor dem Grabhügel Weilenden hinübersendend. Einige Sekunden schwankte sie, dann breitete es sich wie heller Sonnenschein auf ihrem Antlitz aus. Es lachten ihre Augen, es lachte ihr Mund. So schritt sie auf die alte Frau zu, die sie befremdet betrachtete und offenbar nicht wußte, wie sie das seltsame

Verfahren deuten sollte, und doch nicht umhin konnte, die bezaubernde Anmut des lieblichen Mädchens zu bewundern.

Als Florence vor Lady Liberty stand, schien es, als ob Scheu vor dem auf ihr ruhenden kalten Blick das Übergewicht über den heiteren Jugendmut gewinnen sollte, Besorgnis vor feindseligen Bemerkungen sich ihrer bemächtigt habe; denn der lachende Ausdruck erhielt plötzlich den Charakter des Erzwungenen. Doch nur einige Sekunden, dann strahlte es wieder fröhlich, sogar mutwillig unter den dichten schwarzen Brauen hervor, und hell klang ihre Stimme, indem sie, zugleich nach dem Kreuz hinüberweisend, anhob:

„Wer einem Toten so viele treue Anhänglichkeit bewahrt, der muß ein liebes, liebes Herz besitzen." Ihre letzten Worte klangen ein wenig ernster, wie flehend, und freier fügte sie hinzu: „Die Florence Blenfeld will nicht besser scheinen, als sie ist. Wildes Blut fließt in ihren Adern, und das dankt sie der Herzensneigung ihres Großvaters von ganzer Seele. Sie sind meine Urgroßmutter, und als solche begrüße ich Sie und bitte ich für mich um einen großen Schatz von Nachsicht."

Sie küßte Lady Libertys Hand ehrerbietig und lachte ihr so aufrichtig, so kindlich arglos zu, daß eine andere, als die gegen ihre eigenen milden Regungen gestählte Stammutter ihr sicher gerührt die Arme geöffnet hätte.

Mac Kinney schien derartiges zu erwarten, denn als er Florence trotz ihrer aufrechten, selbstbewußten Haltung mit einer sie wunderbar kleidenden versteckten Befangenheit dastehen sah, verwandelte die Unruhe auf seinen Zügen sich zu einem Ausdruck inniger Befriedigung, und gespannt harrte er auf die erste Kundgebung der Greisin.

Diese hatte den kindlichen Gruß Florences mit kaltem Gleichmut hingenommen, und als sie ihre Hand sinken ließ, kehrte sie sich zunächst Mac Kinney zu:

„Was habe ich gesagt?" kam sie andeutungsweise auf ihre frühere Bemerkung zurück, für Mac Kinney ein neues günstiges Zeichen; dann wieder zu Florence gewendet: „du scheinst mir den Mund auf der rechten Stelle zu haben —"

„Auch das Herz, Lady Liberty", fiel Florence unerschrocken

ein, und damit, wie Walkort ihr geraten hatte, freimütig der unverfälschten Regung des Augenblicks Raum gebend.

Zum erstenmal verwandelte sich das harte Antlitz der Greisin ein klein wenig, und zwar zu einem Ausdruck des Erstaunens über so viel unerhörte Kühnheit. Sie schien sogar nach Worten zu suchen, denn es dauerte ein Weilchen, bevor sie fortfuhr:

„Wer weiß, was du die rechte Stelle nennst; vielleicht die Spitze deiner lebhaften Zunge."

„Nein, Lady Liberty," verteidigte Florence sich nunmehr eifrig, „es schlägt auf derselben Stelle, wie das der lieben alten Frau — mag sie's immerhin verheimlichen —, die nicht duldet, daß eine andere Hand, als die ihrige, das Hügelchen hier pflegt; auf derselben Stelle, auf der das Herz in der Brust desjenigen schlug, der da unten friedlich schläft. Nein, Lady Liberty, ich bin nicht aus der Art geschlagen trotz meines wilden Blutes."

Und noch ernster blickte Lady Liberty, während ihre schmalen Lippen sich fester aufeinander legten. Florence hatte eine Saite angeschlagen, die in ihrem Innern einen tiefen Nachhall fand.

„Ja wildes Blut rinnt in deinen Adern," sprach sie nach kurzem Zögern, „und wenn ich's nicht wüßte, säh ich dir's auf den ersten Blick an. Wenn's nur nicht zuviel des wilden Blutes ist — aber höre, geh einmal nach dem Vorplatz der Kirche herum, da hält ein Wagen mit einem Pony davor, wie man nicht leicht einen zweiten findet. Auf dem Wagen sitzt ein Neger, den rede mit Tiptoe an. Sage ihm, er möchte nach dem Pfarrhause hinüberfahren und dort auf mich warten, aber nicht ausspannen. Magst hinzufügen, ich ließe ihm sagen, Kinder und Narren sprächen die Wahrheit. Er weiß schon, was das bedeutet."

Florence runzelte die Brauen, glättete aber sogleich wieder ihre Stirn, indem sie mit lustiger Bescheidenheit fragte:

„Das Wort Kinder bezieht sich selbstverständlich auf mich?"

„Geh, geh, der eine Narr bist du," antwortete Lady Liberty zu Mac Kinneys wachsender Befriedigung, „geh und laß den andern Narren nicht unnötig warten."

Florence kehrte sich ab, trat aber sogleich wieder vor die Greisin hin, und sie fest anschauend, sprach sie trotz der auf ihren Zügen spielenden Heiterkeit innig:

„Lady Liberty, seitdem meine Eltern tot sind, bist du die erste Verwandte, der ich begegne. Wohl habe ich vielen Menschen unaufgefordert Gefälligkeiten erwiesen; aber daß du in den ersten Minuten unserer Bekanntschaft mich kommandierst, als sei ich unter deinen Augen aufgewachsen — Lady Liberty — schaue immerhin ernst darein — ich kann nicht anders —" und sie küßte die alte Frau, die das Erstaunen sprachlos gemacht hatte, zweimal herzlich auf den Mund, und sich kurz umdrehend, während des Gehens aber noch hörbar vor sich hinlachend, schritt sie mit der würdevollen Haltung einer Kirchenbesucherin und der unnachahmlichen natürlichen Grazie einer Elfe davon.

Schweigend blickte Lady Liberty ihr nach, wogegen Mac Kinney sie selbst erwartungsvoll beobachtete. Endlich, als Florence sich dem Ausgange näherte, kehrte sie sich dem Geistlichen mit der Frage zu:

„Was sagen Sie zu dieser jungen Person?"

„Ich glaube nicht fehlzugreifen, wenn ich behaupte, ihr Herz schlägt in der Tat auf der rechten Stelle", antwortete Mac Kinney.

„Mein teurer Reverend, das müßte noch erst erprobt werden. Aber ich wiederhole: Sie hat viel von mir", und wie zum Beweise strich sie ihr kurzes Haar ein wenig von den Schläfen zurück. „Furcht scheint sie nicht zu kennen — hm, wunderbar genug. Ihre Stimme erinnert mich an die meines John, dagegen sind die Augen die ihrer sanften Mutter — armes Ding, sie hat so früh aus dem Leben scheiden müssen —, nur daß in den ihrigen funkelnde Sonnenstrahlen, was bei ihrer Mutter schüchternes Mondlicht war. Wirklich, sie hat viel von mir. Sehen Sie doch, wie sie die Füße stellt und den Kopf trägt. Die wird sich schon durchbeißen; denn verleugnen kann sie das wilde Blut nicht."

„Was sie am wenigsten beabsichtigt," bemerkte Mac Kinney überlegt, „im Gegenteil, sie will nur das sein, was sie ist. Etwas

Rührendes liegt in dem Stolze, mit dem sie ihrer Verwandtschaft gedenkt."

Zu derselben Zeit wurde bereits eine recht aufrichtige Freundschaft zwischen Florence und Tiptoe geschlossen.

Florence war nämlich kaum des Ponyfuhrwerks ansichtig geworden, als sie ihre Bewegungen beschleunigte und dem sie befremdet beobachtenden Neger zurief:

„Heda, schwarzer Mann, heißen Sie etwa Tiptoe?"

Tiptoe, durch die Anspielung auf seine Hautfarbe beleidigt, warf sich in die Brust, daß die Pfauenfeder auf seinem Strohhut bedenklich nickte. Sobald er aber aufmerksamer in das lachende Antlitz sah, das die kurzen Locken zu beiden Seiten so charakteristisch einrahmten, erhellte sein breites Gesicht sich zu einem wohlwollenden Grinsen.

„Exactly," antwortete er stolz, „Tiptoe ist mein Name, Leibkutscher der berühmtesten Lady der Welt."

„Gut, Tiptoe," fuhr Florence fort, und sie kannte jetzt nur noch ihre Koboldlaune, „ich soll Ihnen von jemand bestellen, Kinder und Narren sprächen die Wahrheit."

„Kann nur meine gute Lady Liberty gesagt haben", erklärte Tiptoe, und zwischen seinen Polsterlippen wurde ein Gebiß sichtbar, das einem Wolf zur Ehre gereicht hätte; Florence hingegen, in erhabenen Ernst verfallend, fuhr fort:

„Mit dem Kinde meinte sie natürlich mich. Wer der Narr sein soll, ist nicht meine Sache."

„Ich", sprach Tiptoe wieder stolz, und er stieß mit dem Handgriff der Peitsche ziemlich unsanft auf seine Brust.

„Das dachte ich mir," spann Florence das Gespräch unverweilt weiter, und hätte ihr jemand alle nur denkbaren Ratschläge erteilt, um sich das Wohlwollen des schwarzen Riesen zu erwerben, so hätte sie zu nichts Erfolgreicherem greifen können, als jetzt, indem sie neben den Pony hinschritt, ihn schmeichelnd auf den breiten Rücken klopfte und in dem geschäftlichen Tone eines berufsmäßigen Roßkamms fortfuhr: „Ein kräftiges Tier, gut genährt, sauber geputzt, hübsch von Ansehen —"

„Nicht zu nahe an seinen Kopf," warnte Tiptoe, der dem Pony ein Dutzend Lebensjahre abzuheucheln, dagegen das

Temperament eines Rassepferdes anzuheucheln gedachte, „er ist erstaunlich mutig und schlägt und beißt jeden Fremden, den er erreichen kann."

„Unsinn, Tiptoe," versetzte Florence kaltblütig, „wären Sie an seiner Stelle hier eingespannt, möchten Sie wohl beißen; aber der hier —" sie packte den Pony am Ohr, zog seinen Kopf herum und küßte ihn auf die Nase —, „der sieht viel zu gutmütig aus; o, lehren Sie mich keine Pferde kennen."

Sie vernahm hinter sich ein seltsames Geräusch, wie das Ächzen eines Erstickenden, und sich umkehrend, gewahrte sie, daß Tiptoe sich unter der konvulsivisch zuckenden Pfauenfeder die erdenklichste Mühe gab, ein lautes Auflachen zu unterdrücken. Ihn aber nicht weiter beachtend, schritt sie, fortgesetzt schmeichelnd und klopfend, um den Pony herum, wobei sie ein neues Gespräch einleitete.

„Haben Sie noch mehr Pferde im Stall?"

„Noch zwei, Miß," hieß es bereitwillig zurück, „aber der Pony ist unser Liebling."

„Lassen die Pferde sich reiten?"

„Reiten und fahren. Es sind Gäule erster Klasse."

„Ist ein Damensattel vorhanden?"

„Sogar zwei."

„Um so besser, Tiptoe, obschon nicht unumgänglich notwendig; ein Herrensattel hätte es auch getan. Wissen Sie überhaupt, wer ich bin?"

„Exactly, Miß, hab's gleich erraten. Sie sind die Enkelin unseres Ältesten."

„Exactly, Tiptoe", wiederholte Florence des Schwarzen Lieblingswort, was zur Folge hatte, daß dieser geschmeichelt laut auflachte und die großen Augäpfel vor Wonne gefährlich rollte. Florence hatte indessen schon wieder eine andere Bemerkung in Bereitschaft, nicht minder geeignet, Tiptoes Herz zu gewinnen.

„Heute ist ein glücklicher Tag für mich," floß es ernst von den frischen Lippen, „begegne ich doch nur liebenswürdigen Menschen, Sie und den Pony natürlich mit eingerechnet. Auf Lady Liberty aber müssen wir alle stolz sein."

„Exactly, sie ist die berühmteste Lady unter der Sonne; wer nicht will wie sie, ist verloren!"

„Eine Lady, die man nur anzusehen braucht, um sie lieb zu gewinnen — aber Tiptoe, da soll ich Ihnen sagen, Sie möchten nach dem Pfarrhause hinüberfahren und dort warten, aber nicht ausspannen."

„Da hätt' ich längst da sein müssen", fuhr Tiptoe erschrocken auf, und er trieb den Pony sofort an, jedoch Bedacht darauf nehmend, daß er nicht aus einem behaglichen Schritt kam.

„Auf Wiedersehen, Tiptoe"! rief Florence ihm nach, und langsam folgte sie dem Wägelchen.

Als Tiptoe um die Kirchhofecke herumbog, trat Lady Liberty eben durch die Pforte; zugleich richtete sie einen fragenden Blick auf den Neger. Dieser, als sei der strahlende Ausdruck seines Gesichtes nicht genügend gewesen, seine Gebieterin über den günstigen Eindruck zu belehren, den Florence auf ihn ausübte, hielt sich für verpflichtet, mit einigen Worten zu beteuern, daß der Pony der jungen Lady ausnehmend gefallen und sie erstaunlich schnell Freundschaft mit ihm geschlossen habe.

Lady Liberty nickte befriedigt, und sich Mac Kinney zukehrend, sprach sie halblaut:

„Das kann sie nur nach mir haben. Nicht jeder weiß ein gutes Pferd zu schätzen, und wer barmherzig gegen das Getier ist, ist's auch gegen die Menschen."

„Ich weiß schon alles," versetzte Florence, indem sie zutraulich neben die greise Stammutter hintrat, „zwei Pferde stehen noch im Stalle, Damensättel sind vorhanden —"

„So?" fiel Lady Liberty scheinbar kalt ein, aber in dem Blick, den sie dem Prediger zuwarf, stand wieder geschrieben: „Sie hat doch sehr viel von mir." Dann laut zu Florence: „Du scheinst mit allerlei halsbrechenden Künsten vertraut zu sein?"

„Mit einigen, Lady Liberty."

„Hm, das ist kein Unglück! In meinen jungen Jahren ritt ich mit dem verwegensten Burschen um die Wette."

„Das traue ich dir schon zu."

„Weshalb?"

„Es steht auf deinem lieben, guten, alten Antlitz geschrieben."

„Meinst du? Solch' junges Ding täuscht sich zuweilen. Doch geh voraus und sage dem Tiptoe, er möchte ein wenig auf und ab fahren, damit dem Pony die Zeit nicht lang würde, aber recht langsam."

Florence erriet, daß Lady Liberty in ihrem ferneren Gespräch mit dem Geistlichen keinen Zeugen zu haben wünschte, und ohne eine Antwort eilte sie davon. Aber wenige Schritte hatte sie erst getan, als sie mit ihrer hellen Stimme den Neger rief, der sofort anhielt. In der nächsten Minute befand sie sich bei ihm, und ohne ein Wort zu wechseln, schwebte sie förmlich nach dem Wagen hinauf. Anstatt aber auf der zweiten Bank Platz zu nehmen, erstieg sie auch diese, den einen Fuß zugleich dicht hinter Tiptoe auf die Rücklehne der Vorderbank stellend. Dann folgte, wie Lady Liberty, die vor Erstaunen wiederum stehen geblieben war, deutlich zu unterscheiden vermochte, eine lebhafte Verhandlung mit dem Schwarzen, die damit endigte, daß dieser nach der linken Seite hinüberrückte, worauf Florence seine Stelle einnahm, Zügel und Peitsche fast mit Gewalt seinen Fäusten entwand und ebenso schnell den Pony antrieb, daß er in seinen gewöhnlichen Hundetritt verfiel.

„Ich bleibe dabei, die hat viel von mir," bemerkte Lady Liberty zu Mac Kinneys Erstaunen in einem gewissen zufriedenen Tone, „aber die junge Person wird mir den Pony zu Schanden fahren, und der Tiptoe sitzt da, wie der Hammel vor einem gemalten Kohlkopf. Hm, das will viel sagen, sie muß seinen ganzen Naturverstand bestrickt haben!"

„Soll ich sie anrufen?" fragte Mac Kinney nicht ohne Besorgnis, das harte Antlitz der Greisin ebenso aufmerksam beobachtend, wie diese das Fuhrwerk.

„Nicht doch," entschied Lady Liberty, „man muß fröhlichen Kindern nie ohne dringende Ursache eine harmlose Freude stören. Glauben Sie mir, mein teurer Reverend, eine sorglose Stunde ist oft mehr wert, als zehn solche Ponys, und der da ist ein zäher Bursche, der hält länger aus, als die junge Person — nebenbei fährt sie heute nicht zum erstenmal. Da — sehen

Sie, wie die geschickt wendet — und das nennt sie langsam auf und ab fahren! Sie erinnert mich doch sehr an meine Jugend. Auch mir war kein Zaun zu hoch, kein Pferd zu wild."

Sie schritten wieder langsam dem Pfarrhause zu. Da Mac Kinney aus Rücksicht für ihre mutmaßlichen Betrachtungen schwieg, hob Lady Liberty alsbald wieder an:

„Wie viele Jahre mag die junge Person zählen?"

„Neunzehn bald, wie Walkort mir beiläufig mitteilte."

„Eigentlich schon ein gesetztes Alter. Fast will es mir scheinen, als sei sie unter einer Rotte wilder Jungen groß geworden."

„Dann könnten es nur gut geartete Knaben gewesen sein," bemerkte Mac Kinney freundlich, „es wäre sonst nicht möglich gewesen, daß sie bei ihrem exzentrischen Wesen sich so viel inniges Gefühl und holde Jungfräulichkeit bewahrte. Walkort sprach davon, sie sei sich stets selbst überlassen geblieben, habe sich gewissermaßen selbst erzogen."

„Die Erziehung wäre gerade nicht die schlechteste," meinte Lady Liberty nachdenklich, „das meiste mag aber wohl in ihrem wilden Blut gelegen haben."

„Jedenfalls nicht zu ihrem Nachteil," versetzte Mac Kinney, „denn ich glaube entdeckt zu haben, daß sie durch liebevolle Andeutungen sich leicht lenken läßt, aus Liebe gern Gewohnheiten entsagt, die vielleicht hier und anderswo gewünscht werden."

„Die kann bleiben wie sie ist," entschied Lady Liberty kurz, „wer die bei sich im Hause hat, braucht nicht über Mangel an Lärm und Zerstreuung zu klagen, und das ist kein Fehler."

Das war mehr, als Mac Kinney je für möglich gehalten hätte. Zuerst das Preisgeben des Ponys und jetzt die Gleichgültigkeit gegen eine geräuschvolle Umgebung in ihrer anerkannt sonst so stillen Häuslichkeit — er konnte es nicht fassen. Bevor er das Gespräch weiter führte, lenkte Florence den Wagen vorüber, um im scharfen Trabe auf dem Rasen eine kunstgerechte Wendung zu beschreiben und den Weg nach dem Pfarrhause zurück einzuschlagen.

„Das nennt sie also langsam auf und ab fahren", wiederholte Lady Liberty wie im Selbstgespräch. Sie hatte einen Blick Tiptoes aufgefangen, der augenscheinlich nicht wußte, ob er vor Glückseligkeit laut aufjubeln oder vor Scham und Verlegenheit sich kopfüber unter die Räder des Wagens stürzen sollte. Sobald der Pony aber ihr gegenüber eingetroffen war, ließ sie ein gebieterisches Halt ertönen, dem Florence pünktlich Folge leistete.

„Vortrefflich geht das Tierchen," rief diese entzückt der alten Frau zu, „Tiptoe wird sich wohl überzeugt haben, daß ich heute nicht zum erstenmal Zügel und Peitsche führe."

Wie ihrer Rede nicht achtend, versetzte Lady Liberty grämlich:

„Du kannst zu mir ziehen und bei mir im ‚Bienenkorbe' wohnen."

„Wäre denn etwas anderes möglich gewesen?" rief Florence förmlich erschrocken aus.

Auf der Greisin Wangen zeigte sich matte Röte. Um keinen Preis hätte sie eingestanden, daß sie nur gekommen war, um vor einer Entscheidung sie kennen zu lernen und zu prüfen, und schwer, wie es ihr werden mochte, eine Täuschung zu begehen, antwortete sie anscheinend gelassen:

„Ich meinte nur, du könntest gleich mitfahren. Deine Sachen wird der Reverend nachschicken. Ich will hier aufsteigen, und Sie, mein teurer Reverend, grüßen mir Ihre Schwester, und ich käme nächstens zu einem längeren Besuch."

„Und ich käme mit, um mich für meinen jähen Aufbruch zu entschuldigen," fügte Florence mit gewinnender Herzlichkeit hinzu, „beteuren Sie ihr auch in meinem Namen, daß ich in Ihrem Hause die ersten glücklichen Stunden in diesem Lande erlebt habe, jetzt aber meine ungeteilte Aufmerksamkeit der eigenen Urgroßmutter gehöre."

„Nun ja, bestellen Sie das," wendete Lady Liberty sich mit etwas gedämpfter Stimme an Mac Kinney, der in das Anschauen des wunderlichen, reizvollen Mädchens ganz versunken war, „sagen Sie auch der guten Frau Morton unter

dem Siegel der Verschwiegenheit, das Kind habe recht viel von mir."

Sie bemerkte, daß Florence immer noch keine Miene machte, Tiptoe ihren Platz einzuräumen und sich nach der anderen Bank hinüber zu begeben. Mochte das nicht ganz nach ihrem Sinne sein, so konnte sie sich, wunderbar genug, doch nicht dazu entschließen, nach gewohnter Weise ihren Willen kundzugeben. Ganz zu schweigen, wurde ihr ebenfalls schwer, und so wendete sie sich an Tiptoe mit den Worten:

„Das ist das erstemal, daß du einem andern die Führung des Pony anvertraust."

„Exactly, Madam", war das einzige, was Tiptoe in seiner Not hervorbrachte.

„Ich werde dich ebensogut fahren, Lady Liberty," nahm Florence ohne Säumen mit feierlichem Ernst das Wort, „erstens ist der Pony lammfromm, und zweitens verstehe ich mit Pferden umzugehen. Es ist der erste Dienst, den ich meiner süßen alten Urgroßmutter leiste."

Tiptoes linker Augapfel schien nicht übel Lust zu haben, sich eine neue Höhle durch die Schläfe zu bohren, um ohne eine Drehung des Hauptes einen forschenden Blick auf seine Gebieterin zu gewinnen. Inniges Wohlwollen prägte sich dagegen auf des Predigers gutem Antlitz aus, als er Florence mit ihrem exzentrischen Wesen sich immer mehr in der Gunst der alten Stammutter befestigen sah. Diese dagegen schüttelte wie zweifelnd ihr greises Haupt, indem sie über die Schulter gedämpft zu Mac Kinney sprach:

„Ich fürchte fast, die junge Person macht mit mir, was sie will; aber sie hat eben viel von mir." Dann laut nach dem Wagen hinauf: „Hanik, so magst du mich fahren —"

Sie brach ab und sah ernst in das ihr plötzlich zugekehrte Antlitz Florences. Lodernde Glut war in dieses geschossen, während die dunklen Augen in namenlosem Erstaunen sich noch zu vergrößern schienen.

„Lady Liberty," rief sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck kindlicher Glückseligkeit aus, „so hat seit dem Tode meiner Eltern mich niemand genannt! Drüben meinten sie, das sei

ein heidnischer Name. Gott sei Dank, gute Lady Liberty! Ich fürchtete, auch hier den schönen Namen verheimlichen zu müssen. Gute, süße alte Lady — wer hätte das geahnt!"

„Deine Mutter hieß Hanik nach ihrer eigenen Mutter," versetzte Lady Liberty geschäftsmäßig kühl, „und die war eine so gute Christin, wie nur je eine die Schwelle der Himmelspforte überschritt. Ich aber nenne dich Hanik aus alter Gewohnheit und weil's mir bequemer ist. Soweit mein Arm reicht, braucht's nicht verheimlicht zu werden, Hanik — hörst du's, Hanik?"

„Ich höre, teure, süße Lady Liberty, ich höre und könnte weinen vor Freude!"

„Tiptoe, merke dir, das ist Fräulein Hanik;" und dann wieder leise zu Mac Kinney und mit einem eigentümlich weichen Ausdruck: „Hat sie soviel von mir, und von meinem John etwas in der Stimme und um den hübschen Mund, so will ich nicht ungerecht sein und ihr auch etwas von ihrer Mutter und von dem Weibe unseres Ältesten zukommen lassen. Das sagen Sie jedem, der's wissen will, und noch sind wir der Herr hier herum, wie sogar mein einfältiger Tiptoe mit seinem gesunden Naturverstande behauptet."

Sie reichte dem Geistlichen die Hand zum Abschied, und mit großer Behendigkeit stieg sie in den Wagen. Dann nahm sie so Platz, daß sie Florence von der Seite im Auge behalten konnte.

„So, Hanik, jetzt vorwärts," sprach sie, „vergiß nicht, daß der Pony ebensogut Gefühl hat wie unsereins."

„Und keine Einwendungen erheben kann wie unsereins, wenn ihm zu viel zugemutet wird", fügte Florence fröhlich hinzu, was Lady Liberty durch billigendes Neigen ihres Hauptes lohnte. Sie knallte mit der Peitsche, der Pony verfiel sofort in seinen heuchlerischen Trab, der ihn nicht schneller von dannen brachte, als ein guter Schritt; eine kurze Wendung beschreibend, gelangte er wieder in die Landstraße, und munter ging es dem „Bienenkorbe" zu. — —

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der nächtliche Ritt.

Grace Wilson, die braunlockige zarte Grace mit den schüchternen blauen Augen, saß zu der Zeit, in der der Pony seinen Kopf heimwärts wendete, im Schatten der Bäume vor dem „Bienenkorbe". Sie hatte eine Stelle gewählt, von wo aus sie ungehindert über Wiesen und Felder fort nach dem Pfarrgehöft hinüberzublicken vermochte. Denn mit ängstlicher Spannung harrte sie auf den ersten Anblick des Wagens, um schon von weitem zu erfahren, ob er drei Menschen oder deren nur zwei dem „Bienenkorb" zutrage. —

Fast zu derselben Zeit, als Grace hochklopfenden Herzens den Ponywagen in der Ferne und drei Personen darauf entdeckte, erreichte Walkort das Gehöft, das während der letzten zehn Jahre seine Heimat gewesen war. Nur kurze Zeit verweilte er daselbst, kaum lange genug, um diesen oder jenen zu begrüßen und flüchtig Umschau in seiner Wohnung zu halten; und als die Sonne eben in Begriff war, in die westliche Ebene hinabzutauchen, sah man ihn wieder vom Hofe hinunterreiten. Eine halbe Stunde später, Dämmerung verschleierte die Fernsicht und der Mond schickte sich an, in seine vollen Rechte einzutreten, wurde er von Wilm, Hanna und dem wilden Lude in dem Waldwinkel vor deren Haustür jubelnd willkommen geheißen. Doch als ob seit dem vorhergehenden Abend eine nimmer ermüdende Rastlosigkeit sich seiner bemächtigt habe, säumte er auch hier nur, bis Lude das eine Pferd von der Weide herbeigeholt und gesattelt hatte, worauf Wilm es bestieg.

„In diesem Teile des Landes ist des ehrlichen Lude Schutz ausreichend für Sie," bemerkte er zu Hanna, als er sich von ihr verabschiedete, „sollte Wilm aber vor Tagesanbruch nicht heimkehren, so gibt Ihnen das keinen Grund zu Besorgnissen. Ich gebrauche zu einem gefahrlosen Unternehmen einen zuverlässigen Mann, und es genügt wohl, wenn ich andeute, daß es sich um das Wohl und Wehe des Junkers Florentin handelt."

„Reiten Sie mit dem Wilm in Gottes Namen," antwortete

Hanna, und in ihrer Stimme verriet sich zum erstenmal wieder etwas von der gleichsam männlichen Energie, mit der sie einst die Flucht des Geliebten vorbereitet hatte; „weiß ich ihn bei Ihnen und sehe ich ihn in drei Tagen und drei Nächten nicht: um solchen Preis ist's mir nicht zu viel."

Verstohlen drückte sie Wilms Hand, und gleich darauf verschwanden die beiden Reiter hinter dem Maisfelde.

„Ja, Wilm, um das Wohl und Wehe unserer jungen Freundin vom Ausbau handelt es sich", eröffnete Walkort das Gespräch, nachdem sie eine kurze Strecke schweigend zurückgelegt hatten. „Kaum vierundzwanzig Stunden befinde ich mich in der Nachbarschaft, und schon weiß ich, daß alle meine Bewegungen argwöhnisch überwacht werden. Da ist es denn freilich von größtem Wert für mich, in Ihnen einen Freund zu besitzen, der als unverdächtig hier und da mich vertreten kann. Zu solchem Zweck allein führe ich Sie auch jetzt unter dem Schutze der Dunkelheit auf eine Stelle, auf der Ihr Einschreiten sich seinerzeit möglicherweise notwendig macht. Lernten Sie vielleicht schon einen gewissen Doktor Towaka Koti kennen?"

„Den Namen höre ich jetzt zum ersten Male."

„Gleichviel. Bei dem will ich Sie einführen — doch zunächst von andern Dingen. Man geht damit um — und ich fürchte, es ist eine starke Partei —, dem Junker Florentin alle Rechte der Geburt und der Erbbeteiligung abzuschneiden. An der Spitze stehen die Frau Barnard in Neuorleans, deren Name Ihnen nicht fremd ist, und mutmaßlich derselbe Mann, den Sie in seinem Gespräch mit dem Kontrolleur belauschten."

„So liefere ich durch meine Zeugenaussagen den Beweis, daß von den genannten Personen ein schamloser Verrat angesponnen wurde," versetzte Wilm entrüstet, „und jedes Wort, das ich unter dem Nußbaum erfuhr, will ich durch einen heiligen Eid bestätigen."

„Wenn die Stunde gekommen ist, Wilm, nicht früher. Doch das genügt nicht mehr. Es gibt noch einen Umstand, ich will es sogar einen Vorwurf gegen Fräulein Florence nennen, der, wenn er nicht widerlegt werden kann, vielleicht alle unsere Mühe zunichte macht. Es betrifft nämlich die eheliche Geburt

ihrer Mutter. Beweise dafür, daß die Ehe wirklich nach christlichem Gebrauch vollzogen wurde, stehen mir jetzt zwar zur Verfügung, allein es sind keine Beweise, die von den Gerichten als gültig anerkannt werden. Allerdings bin ich durch diese auf Spuren gelenkt worden, die mich im günstigsten Falle an das von mir ins Auge gefaßte Ziel oder zu glaubwürdigen Zeugen führen; gelingt mir das aber nicht, so ist die arme Florence Blenfeld um ihr ganzes Erbteil betrogen. Wünscht aber Lady Liberty sie aus eigenen Mitteln großmütig zu entschädigen, so ist Florence wiederum zuzutrauen, daß, sobald die peinliche Angelegenheit ihr zu Ohren kommt, sie allen ihren wohlwollenden Freunden den Rücken kehrt."

„Dergleichen liegt in ihrer Natur," bemerkte Wilm, als Walkort eine Pause eintreten ließ, „umsonst wurde sie nicht Junker genannt. Ich glaube, sie stürbe lieber, bevor sie etwas einem Almosen auch nur Ähnliches über sich ergehen ließe."

„Für mich ein doppelter Grund, die Angelegenheit nicht nur mit größtem Eifer, sondern auch heimlich zu betreiben. Dränge zum Beispiel die Kunde unseres heutigen Besuches bei dem Doktor Towaka Koti in die Öffentlichkeit, so würde sich bald jemand finden, der die von mir entdeckten Spuren aufnähme und meine Pläne unheilbar kreuzte, bevor ich mit deren Ausführung den Anfang gemacht hätte."

„Sollten sich gar keine Beweise für die Trauung auftreiben lassen?" fragte Wilm lebhaft. „Es gibt Kirchenbücher —"

„Wir sind nicht in Deutschland," fiel Walkort ein, „wo sollten bei einem wandernden Missionar Kirchenbücher herkommen, und ein solcher vollzog mutmaßlich die Trauung. Dann aber der mißliche, nur zu leicht gegen Florence zu kehrende Umstand, daß ihre Großmutter eine Indianerin, also eine Heidin war."

„Ob Heidin oder Christin," bemerkte Wilm förmlich erbittert, „der Segen eines Geistlichen oder die Schrift eines Notars halten deshalb nicht schlechter. Wäre die Hanna Heidin gewesen, aller Welt zum Trotz hätte ich sie nicht vor der Hochzeit taufen lassen. Der Henker über jeden Pfaffen, der mir an meinem Gewissen oder Glauben flicken möchte."

„Recht, Wilm," billigte Walkort lächelnd den Ausspruch des sich für die neue Aufgabe begeisternden jungen Mannes, „aber gerade dieser Segen und die Formeln, wo finden wir die Zeugen dafür? Da stehen wir wieder auf derselben Stelle. Der einzige, der darüber Auskunft hätte erteilen können, Florences Großvater, der Sohn der Lady Liberty, ist seit dreißig Jahren tot. Lady Liberty hatte wohl sein Töchterchen zu sich genommen, doch wer fragte damals viel nach den näheren Umständen? Wir mögen die Gegner daher wohl vor unsern Anklagen und den Beweisen ihres Verrats vor Scham erröten, sogar zittern sehen; dadurch aber werden deren Einwände gegen die Geburt der Mutter Florences nicht entkräftet. Hoffentlich drängt man nicht zu irgendeiner Entscheidung, damit ich Zeit zu weiteren Maßnahmen gewinne. Doch eine Frage von großer Wichtigkeit: würden Sie den Mann, den sie einst in seinem Gespräch mit dem Kontrolleur belauschten, wiedererkennen, wenn Sie ihm begegneten?"

„Sähe ich von seinem Gesicht nur soviel, daß ich knapp den Finger drauf legen könnte, so würde ich wissen, wer er sei. Zu genau betrachtete ich ihn damals in meinem Grimm über so viel Niedertracht."

„Gut, Wilm. Nicht zu fürchten ist dagegen, daß er Ihre Gesichtszüge seinem Gedächtnis sonderlich einprägte. Wohlan denn, dieser Mann befindet sich augenblicklich in unserer Landschaft, und zwar in regem Verkehr mit mehreren Söhnen oder Enkeln Ihrer Wohltäterin. Zweifel sind indessen nicht ausgeschlossen, und da wünsche ich, daß Sie mir Gewißheit verschaffen. Selbst sah ich ihn nicht; das wäre auch nicht entscheidend gewesen. Ich hörte nur, daß ein gewisser Graham seit Wochen in der Stadt wohne, jedoch fast beständig in der Nachbarschaft herumreise, als ob er sich mit Landspekulation beschäftigte. Gestern abend war es, als ich nach unserer Ankunft in der Stadt mich in die Trinkhalle unseres Gasthofes begab. Ich hegte die unbestimmte Hoffnung, einen Bekannten zu treffen und von ihm Erkundigungen über etwaige, während meiner Abwesenheit stattgefundene Ereignisse einzuziehen. Menschen kamen und gingen, unter diesen aber keiner, mit dem

ich auf einem vertrauteren Fuße gestanden hätte. Ich setzte mich daher an den nächsten Tisch und nahm eine Zeitung zur Hand. Da hörte ich den Namen Graham. Ich spähte über die Zeitung hinweg und bemerkte einen Mann in schäbiger Kleidung, der sich bei dem Kellner ungeduldig erkundigte, wann Graham endlich heimkehre. Zugleich berief er sich darauf, daß er beinah eine Woche auf ihn warte und Graham große Augen machen würde, wenn er ihm die geopferte Zeit bezahlen solle."

‚Ob er am Montag heimkehrt, weiß ich nicht genau,' antwortete der Kellner, ‚kommen Sie aber am Dienstag nachmittag, so finden Sie ihn sicher.' Der Fremde bestellte darauf ein Glas Branntwein und Wasser und setzte sich in meiner Nähe nieder. Ich aber, aus Besorgnis, von einem Bekannten beim Namen gerufen zu werden und dadurch seine Aufmerksamkeit zu erregen, verließ die Halle. Da wir heute in aller Frühe unsere Reise fortsetzten, sah ich den Fremden nicht wieder, suchte auch nicht nach ihm; wohl aber möchte ich wissen, was ihn zu Graham führte. Das auszukundschaften, würde allerdings auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen; dagegen hindert Sie nichts, übermorgen oder am Mittwoch unter irgendeinem Vorwande in die Stadt zu fahren und nach diesem Graham auszuschauen. Ist es Ihr Mann, so benachrichtigen Sie mich schleunigst, damit ich weiß, ob ich mich gegen denselben Schurken zu rüsten habe, der den Kontrolleur in sein Netz lockte."

Wiederum beteuerte Wilm seinen Eifer, Walkort zu dienen, und die beiden Gefährten ritten weiter, in der hellen Mondnacht über pfadlose Wiesen und auf gebahnten Wegen. Sie ritten eine Stunde und darüber; vorbei an blühenden Farmen, vorbei an Hainen und Waldstreifen. Hier wie dort, überall herrschte nächtliche, friedliche Stille. Nirgend verriet sich Wachsamkeit, wie vielleicht vor dreißig, vierzig Jahren, als die rothäutigen Nachbarn sogar in die Träume der ersten Ansiedler sich beunruhigend einschlichen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Doktor Towaka Koti.

Wo waren seit jenen Tagen die rothäutigen Nachbarn geblieben? Verschwunden und verschollen! Nur vereinzelt oder in kleinen Trupps, dann aber bettelnd und in bettelhaftem Aufzuge, ähnlich den Zigeunern der alten Welt, sah man sie noch zuweilen das Land durchstreifen. Wer sie bemerkte, zählte folgenden Morgens argwöhnisch seine Pferde und Rinder, ob sie noch alle beisammen seien. Denn der Name Indianer war seitdem gleichbedeutend mit dem Inbegriff aller nur denkbaren Laster und Verrätereien geworden.

Und dennoch regte sich hier und da, wenn auch nur sehr selten, Mitleid mit der eingeborenen Rasse, sich bekundend in freundlicher Fürsorge für ein verwaistes, verlassenes und gerade durch seine Vereinsamung hilfloses Mitglied.

Und ein solches Mitleid regte sich auch, und zwar bei Lady Liberty selber.

Ein Zauberer oder Medizinmann war vor vielen Jahren nach dem „Bienenkorb" gekommen, krank und elend. Lady Liberty gewährte ihm Obdach und Speise. Seine gänzliche Vereinsamung erweckte darauf ihr Mitgefühl in so hohem Grade, daß sie ihm ein abgelegenes Bruch anwies, wo er nach Willkür schalten und walten durfte. Dort ließ sie ihm auch aus festen Balken eine Hütte errichten, und zwar nach seinen eigenen Angaben. Vier Tage und vier Nächte hatte Towaka Koti, oder Einohr, wie der Zauberer sich mit Rücksicht auf ein fehlendes Ohr nannte, umhergespürt, bevor er sich für eine Stelle entschied, auf der von der gegen zehn Fuß höher gelegenen Ebene ein Bach auf schroffem, steinigem Wege in das Bruch hinabpolterte und dort in zahlreichen Windungen seinen Weg weitersuchte. Unten im Bruch selbst, auf einer festeren Uferabflachung, stand also die Hütte, ein einfacher, fensterloser Bau, der bei entsprechender Höhe kaum sechzehn Fuß im Geviert hielt. Ein backofenähnliches Dach, vorzugsweise aus Reisig und Erde zusammengefügt, ruhte schwer auf den vier Blockwänden. In

dessen Mitte befand sich eine Öffnung, die als Rauchfang diente, wogegen gerade darunter eine Aushöhlung im Erdboden die Stelle des Feuerherdes vertrat. Durch eine schmale, niedrige Öffnung gelangte man in das Innere. Gegen das Anbringen einer Tür hatte Towaka sich indessen energisch gesträubt. Eine Rindshaut verschloß den Eingang, Towaka Koti wenigstens in etwas der indianischen Sitte zu huldigen suchte.

Seitdem war eine lange Reihe von Jahren verstrichen. Aus dem verhältnismäßig noch rüstigen Zauberer, oder vielmehr Doktor, wie er allgemein in der Landschaft hieß, war allmählich ein greiser Einsiedler geworden, der mürrisch in seinem Bruch hinlebte, sich mit Angeln und Kaninchenfang vergnügte, sonst aber seine Zeit mit Rauchen, Schlafen und dem Absingen seltsamer Zauberlieder verbrachte. Zu jeder Stunde, gleichviel ob bei Tage oder bei Nacht, je nachdem die Laune ihn anwandelte, konnte man die vor Alter hohl modulierende Stimme vernehmen, mit der er seine melodielosen Klagen in das Bruch hineinsang.

In der schönen Mondscheinnacht, die Walkort zu dem späten Ritt gewählt hatte, schien Towaka gar keine Ruhe finden zu können. Die zur Erhaltung seiner Kräfte erforderliche Zeit mochte er im Laufe des Tages abgeschlafen haben; denn trotz der späten Stunde saß er noch in der Hütte vor dem flackernden Feuer auf einer abgenutzten, beinahe kahlen Bisonhaut und rauchte mit sichtbarem Behagen die phantastisch verzierte lange Zauberpfeife. Wie bläulicher Nebel umschwebte der Tabaksdampf sein Haupt, bevor er sich mit dem Rauch des Feuers einte und von diesem gleichsam nach oben ins Freie hinausgezogen wurde.

In der kauernden Stellung machte Towaka den Eindruck eines kleinen, schmächtigen Mannes. Hohes Alter hatte seine Gestalt gekrümmt und der letzten Fülle beraubt, so daß der nackte Oberkörper kaum mehr als ein Knochengerüst mit darüber hingezogenem Gewebe zäher Sehnen war. Das lange, mit Weiß vermischte schwarze Haar hatte er über den Scheitel hinweg nach hinten gestrichen, dadurch eine große, aber flache Stirn freilegend. Feuerrote Farbe bedeckte seine tief gerunzelten

Züge, aus denen eine scharfe Adlernase und starke Backenknochen weit vorsprangen. Matt senkten sich die Lider über die Augen; unter ihnen hervor funkelte indessen noch immer ein hoher Grad von Scharfsinn, Tücke und List. Brust und Arme hatte er ebenfalls grellrot gefärbt. Um seinen Hals schlang sich eine einfache Schnur großer weißer Porzellanperlen mit einer daran befestigten silbernen Münze; blank geputzte Messingringe einten sich mit den sehnigen Armen. So saß der Doktor Towaka Koti da, als hätte er sich zu einem Fest geschmückt. Was aber in dem alten Kopf durcheinander schwirrte, während er regungslos in die Flammen stierte, der Tabaksdampf sich abwechselnd seinen schmalen Lippen und dann wieder der Nase entwand, das ließ sich vielleicht ahnen.

Wie mit Widerstreben hatte er die Hand nach der rechten Seite des Kopfes erhoben, wo ein Bündel Blechnesteln, sinnig mit dem Schläfenhaar vereinigt, die Stelle notdürftig verdeckte, auf der das Ohr von seinem Haupt getrennt worden war. Zitternden Griffes glitt sie an der Außenseite der langen Ledergamasche hinunter. Mit dem schwarzen Haar, das streifenweise als Zierat in die Naht eingeheftet worden war, spielten gleichsam liebkosend die dürren Finger. Trocken und hart fühlte das Haar sich jetzt an; und wie weich und geschmeidig war es einst gewesen, als dieselbe hagere Hand es mit schnellem Schnitt samt der warmen Kopfhaut von einem gespaltenen Schädel trennte! Wer sah ihm heute noch an, daß es das Haar früherer Stammesgenossen war? Für ihn waren es Feinde, Todfeinde gewesen, deren Überwindung ihm nur durch Geduld und teuflische List möglich gewesen. Wohl begriff er, daß mit jedem vernichteten Leben der braunen Menschen den vordringenden Weißen der Weg von Ozean zu Ozean mehr geebnet wurde; allein das hinderte ihn nicht, Zuflucht unter den unbesiegbaren Feinden zu suchen, aus ihren Händen das zu empfangen, was zu einem nach seinen Begriffen behaglichen Dasein erforderlich war. Und dennoch, wie er sie haßte, diese weißen Menschen, vor deren Atem die braunen verschwanden, wie die Rauchwolken vor seinem Antlitz. Auch an ihnen meinte er sich gerächt zu haben, noch täglich zu rächen; so hätte man wenigstens seine

Bewegung deuten können, als er mit der linken Hand hinter sich griff und einen fest umschnürten ledernen Behälter nach vorn zog, der in seiner Form einem Mantelsack ähnlich war, wie solche auf Reitsättel geschnallt werden. Mehrere Skalplocken hingen von ihm nieder und kennzeichneten ihn, mit den dazwischen gefügten Lederbeutelchen und getrockneten kleinen Schildkröten, als einen jener seltsamen Ranzen, die den sogenannten Medizinmännern zur Aufbewahrung ihrer Zaubermittel dienen. Behutsam legte er ihn auf seine Knie; schmeichelnd glitt seine Hand über ihn hin, während seine unheimlich glühenden Augen auf dem harten Leder ruhten, als hätte er hindurch zu blicken vermocht. Wieder und immer wieder liebkoste er den Zauberschatz, dessen verderbliche Wirkung auf weiße wie auf braune Menschen er erprobt zu haben wähnte; wieder und immer wieder, bis er sich entsann, daß es in seiner Gewalt liege, jene Wirkung täglich, stündlich zu erneuern.

Er legte den Behälter neben sich. Die Pfeife war erloschen und entsank der knöchernen Faust. Eine Weile grübelte er finster, und wie aus einem Traume erwachend, griff er nach dem tonnenähnlich ausgehöhlten Stück eines Baumstammes, das durch das Überspannen eines Streifens Büffelleder in eine Trommel verwandelt worden war. Ein Klöppel steckte zwischen den das Fell straff haltenden Schnüren, und mit diesem einen heftigen Schlag auf das dröhnende Instrument führend, schickte er sich an, eins seiner Zauberlieder in die milde Sommernacht hinauszusenden. Schwerer fiel der Klöppel auf die Trommel nieder, und nach jedem anderen Schlage richtete der hinfällige Oberkörper sich ein wenig höher empor, schien neue Kraft die sehnigen, hageren Glieder zu durchströmen, verjüngtes Leben aus seinen erwachenden Augen zu sprühen. Dann aber begann er zu singen, zuerst leise, wie grunzend und röchelnd. Allmählich gewann seine Stimme an Kraft und Umfang, und waren es auch nur unartikulierte, ohne jeden Rhythmus aneinandergereihte Laute, die er ausstieß, so offenbarte sich in ihnen doch eine so tiefe Klage, gepaart mit unauslöschlichem Haß, daß sie mit dem drohenden Lockruf des Kuguars hätte verglichen werden können, dem seine Jungen geraubt wurden.

Draußen murmelte und plätscherte der Bach eintönig, indem er, mit Wurzeln und Gestein kämpfend, seinen Weg in die Tiefe hinab suchte.

Der Mond schien hell und sandte zwischen Zweigen und Blättern hindurch zitternde Lichter zu der Hütte nieder. Hin und wieder unterbrachen der melancholische Ruf des Ziegenmelkers oder das geisterhafte Lachen eines im Bruch hausenden Uhus die Waldesstille. Es erzeugte den Eindruck, als hätten diese nachtliebenden Tiere dem greisen Sänger Beifall spenden oder ihn von der Annäherung der Menschen in Kenntnis setzen wollen. Doch Towaka sah nichts, hörte nichts. Er sah nicht, daß das Feuer vor ihm niedriger brannte, hörte nicht die Rufe seiner Mitbewohner des Bruchs, noch weniger den Hufschlag zweier Pferde, die sich dem Waldessaum näherten, nicht die Stimmen der beiden Reiter, die in kürzeren und längeren Pausen Bemerkungen wechselten. Er sah nichts, hörte nichts. Er lebte in weit zurückliegenden Zeiten, lebte in zukünftigen, die für ihn innerhalb absehbarer Frist ihren Anfang nehmen mußten.

„Das klingt grausig," meinte Wilm mit unverkennbarer Scheu zu Walkort, als sie nur noch eine kurze Strecke von dem Wasserfall entfernt waren; „dergleichen hörte ich nie. Es erinnert an den Schrei des Sturmvogels, wenn er schweres Wetter verkündet."

„Ein harmloser alter Mann, dieser Doktor Towaka," erklärte Walkort; „er ist eine von den wenigen Erscheinungen, die sich auch im Bereich der Zivilisation ihre Eigentümlichkeiten bis zum letzten Atemzuge bewahren und auf die man nicht blicken kann, ohne von Mitleid ergriffen zu werden."

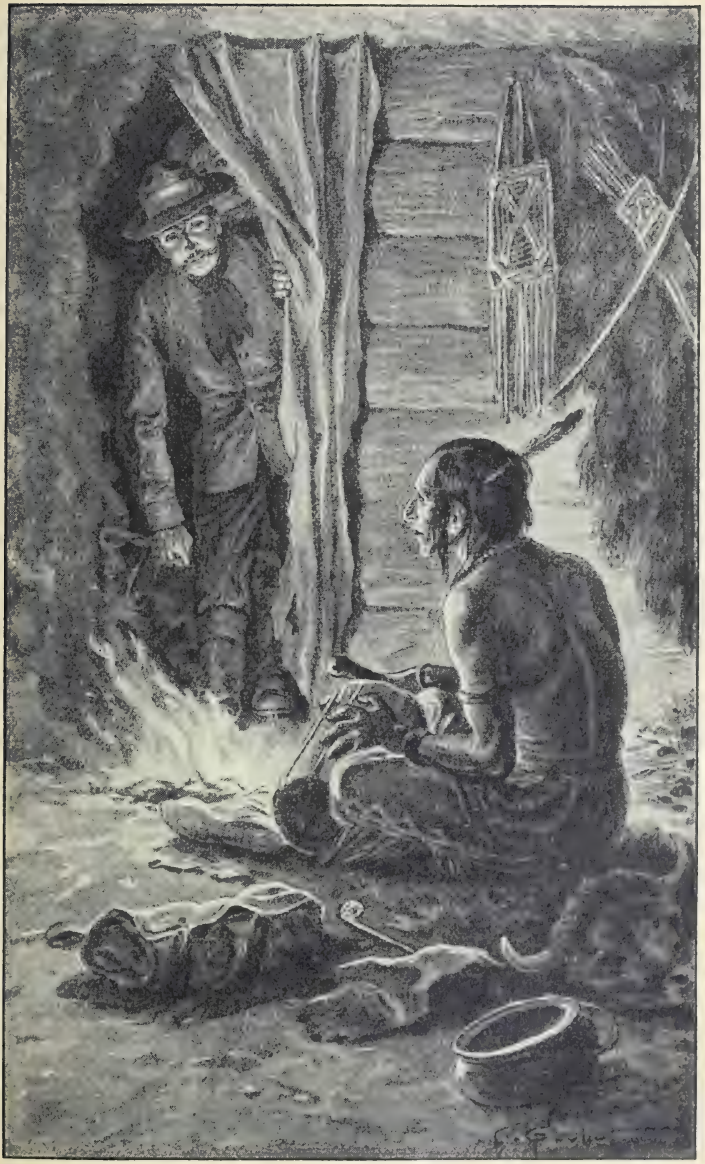
„Von ihm erwarten Sie Aufschlüsse?" fragte Wilm ungläubig.

„Ich erwarte sie nicht," hieß es zurück; „allein ich halte für möglich, daß mir solche durch ihn werden. Dabei knüpfen sich meine Hoffnungen im Grunde an nur zweifelhafte Umstände. Ich kenne den Alten so lange, wie ich in dieser Gegend weile, und oft verkehrte ich mit ihm; allein so viel Mühe ich mir gab, zu erforschen, woher er stamme, stets wich er meinen Fragen

schlau aus. Er muß einen bestimmten Grund haben, sein Herkommen zu verheimlichen, und das brachte mich auf die Vermutung, daß er in irgendeiner Beziehung zu den Eingeborenen stehe, die einst diese Gegend bevölkerten. Bestärkt wird meine Vermutung dadurch, daß er sich hier häuslich niederließ, sich also unstreitig verwachsen mit der Umgegend, wenn nicht gar mit der Lady Liberty selber oder vielmehr mit deren verstorbenem Sohne fühlt. Ist das der Fall, so muß er wenigstens teilweise das mit erlebt haben, was jetzt klarzulegen meine ernsteste und nächste Aufgabe. Er muß Florences Großeltern gekannt haben, daher auch imstande sein, Mitteilungen über deren kurzes Zusammenleben zu machen. Glückt es mir, ihn zum Sprechen zu bringen, was bei seiner Verschmitztheit und Störrigkeit allerdings schwierig sein wird, so ist damit viel, wohl gar alles gewonnen. Und dann ist da noch etwas, was während unseres Verkehrs mit ihm im Auge zu behalten ich Ihnen dringend rate, nämlich sein Zauberranzen. Aufmerksam wurde ich auf das wunderliche Instrument dadurch, daß weder ich noch ein anderer ihn jemals ohne die Tasche sah. Anfänglich nur von Neugierde beseelt, den Inhalt kennen zu lernen, bot ich ihm reiche Geschenke dafür, mich einen Blick in den Behälter werfen zu lassen; allein er betrachtete mich argwöhnisch und beteuerte auf seine Art, der Blick eines Weißen würde die Zauberkräfte vernichten. Doch je auffälliger er seither den Zauberranzen überwachte, um so mehr neigte ich zu dem Verdacht hin, daß er, vielleicht sprechendes Papier enthalte — wie die Eingeborenen Briefschaften nennen —, dessen Wert er kennt, mag er ihn immer überschätzen."

Hier hielt Walkort sein Pferd an. Sie hatten den Punkt erreicht, auf dem der Bach sich seinen Weg niederwärts suchte, die von einzelnen Mondlichtern gestreifte Hütte also in ihrem Gesichtskreise lag. Sie stiegen ab; nachdem sie die Pferde an einen Baum gebunden hatten, trat Walkort in den Pfad. Wilm folgte ihm auf dem Fuße. Gleich darauf standen sie vor dem geschlossenen Eingange der Hütte.

Towaka brach sein Heulen und Trommeln ab, er mußte sie gehört haben.



„Guten Abend, Doktor Towaka"! rief Walkort in englischer Sprache aus, indem er Wilm voraus unter dem Vorhang hindurchschlüpfte. (S. 306.)

„Guten Abend, Doktor Towaka"! rief Walkort in englischer Sprache aus, indem er Wilm voraus unter dem Vorhang hindurchschlüpfte. „Da bin ich wieder nach der langen Reise über das große Wasser. Mein erster Weg führt mich hierher, um zu erfahren, wie es meinem Freunde, dem berühmten Doktor und Zauberer, ergeht."

Towaka legte Trommel und Schlägel zur Seite, ergriff flink den Zauberbehälter, ihn so unter sich schiebend, daß er auf ihn zu sitzen kam, und sah stumpf zu Walkort empor. Allmählich belebten sich indessen seine Züge; es offenbarte sich auf ihnen sogar eine gewisse Befriedigung, die aber beim Anblick des ihm fremden Wilm durch einen Ausdruck des Mißtrauens verdrängt wurde.

„Ich habe auf meinen Freund gewartet", sprach er endlich in notdürftig verständlichem Englisch, und er reichte zuerst Walkort, dann Wilm die Hand, worauf beide sich ihm gegenüber niederließen. Dann schürte er das Feuer; mit großem Bedacht füllte er die Pfeife, und nachdem er sie angeraucht hatte, gab er sie Walkort, der sie nach einigen Zügen an Wilm abtrat, von dem sie Towaka wieder in Empfang nahm.

So lange hatte Schweigen geherrscht. Jetzt aber hob Walkort an:

„Ich hoffe, daß Towaka nicht in Sorgen auf mich wartete," besitzt er doch viele Freunde, die ihm Mehl, Fleisch und Tabak geben, damit er keine Not leide. Ich habe ebenfalls an ihn gedacht; hier bringe ich Tabak, Zucker und etwas gestoßenen Kaffee," und er übergab dem Alten mehrere Paketchen; „Towaka wird daraus einen Trank bereiten, der ihm das Blut in den alten Adern verjüngt."

„Süßer Kaffee ist eine gute Medizin", entgegnete der Doktor gleichmütig, die Geschenke neben sich hinlegend; „er gibt Kräfte und schöne Träume. Warum kommt mein Freund nicht allein? Ein fremder Mann ist bei ihm; meine Augen sahen ihn nie."

„Mein Freund Wilm wird der Freund Towakas sein," versetzte Walkort; „auch er kam übers große Wasser. Sein Haus steht in dem Waldwinkel nicht weit vom ‚Bienenkorb'.

Towaka wird ihn besuchen und jedesmal ein Mahl bei ihm finden."

„Es ist gut," erwiderte der Doktor; „will der Freund meines Freundes mein Brot mit mir teilen, so gebe ich's ihm; will er unter meinem Dach schlafen, mag er kommen, jeden Tag, jede Nacht."

„Gerade so denkt Wilm," beteuerte Walkort, „und brachte ich ihn mit hierher, so geschah es, damit der weise Doktor Towaka ihn kennen lerne. Es mag sich ereignen, daß ich Towaka sprechen möchte, mir aber die Zeit fehlt. Dann soll Towaka wissen, daß meines Freundes Wilm Worte die meinigen sind."

Der Doktor betrachtete den jungen Mann eine Weile starr mit seinen sich gleichsam zuspitzenden dreieckigen Augen und bemerkte darauf zu Walkort gewendet:

„Mein Freund hat große Dinge im Kopf, daß er redet, wie jemand, der eine Ratsversammlung zu berufen gedenkt. Will er mich sprechen, was schadet's, ob ich ihn heute sehe, oder morgen, oder nach drei Tagen? Towaka Koti ist ein alter armer Indianer. Was er zu sagen weiß, ist nicht wert der Eile."

„Richtig, Doktor," gab Walkort gelassen zu, und nur darauf bedacht, das Mißtrauen des scharfsinnigen Alten einzuschläfern; „wichtige Dinge können's nicht sein. Beobachtete mein Freund aber niemals ein Maiskorn, bevor er es in die Erde legte? Es war klein, nicht wert des Ansehens, aber es wurde eine Staude daraus, so hoch wie diese Hütte. So kann auch in meinen Angelegenheiten ein Maiskorn zu einem Berg anwachsen."

„Sehr weise spricht mein Freund," versetzte der Alte nunmehr zugänglicher, denn der indianische Vergleich hatte seinem Ohr geschmeichelt; „aber das hätte er mir sagen können nach vielen Tagen, und ich wußte es früh genug. Was brauchten er und sein Freund deshalb noch spät die Pferde zu satteln und zu reiten die halbe Nacht?"

Walkort lachte sorglos, um seinen Mißmut über des Alten nie schlummernden rätselhaften Argwohn zu verheimlichen, und fügte gleichmütig hinzu:

„Will ich ein gutes Pferd eine weite Strecke reiten, so sattle ich nicht zur heißen Tagesstunde. Fällt der Nachttau auf den

Körper eines Tieres, macht's seinen Atem länger. Ich kam mit meinem Freunde Wilm von weit her. Unser Weg stand heimwärts. Da hörten wir die Stimme des Doktors. Wilm meinte, es sei die Stimme des weißen Wolfs. Ich erzählte ihm von dem berühmten Towaka Koti, und er ward neugierig, ihn kennen zu lernen. Bisher sah er nur braune Menschen mit krauser schwarzer Wolle auf dem Scheitel, aber nie einen echten Indianer. Da sind wir hierhergeritten, und mein Freund Wilm bereut den Weg nicht."

„Nein, ich bereue ihn nicht", bestätigte Wilm nunmehr lebhaft, und er zog aus seiner Tasche einen Pflock hart gepreßten Tabaks, und ihn über das Feuer hinweg dem Alten darreichend, fuhr er nach dem Beispiel Walkorts fort: „Dies ist so guter Tabak, wie er nur je unter einer Dampfpresse hervorging. Findet der Doktor ihn nach seinem Geschmack, so ist's nicht der letzte, der aus meinen Händen den Weg in die seinigen findet."

„Der Freund meines Freundes Walkort ist noch sehr jung," erwiderte der Alte, „aber seine Worte sind gut. Ich kann von ihm lernen. Mag er kommen, so oft er will, meine Hütte ist offen."

Bevor Wilm eine Antwort auf die Schmeicheleien fand, hob Walkort wieder an:

„Lange bin ich fort gewesen, lange in fernen Ländern, und da ist mir manches entfallen, weil ich es nicht alle Tage nennen hörte. Ich mußte erzählen von den Potowatomes, die einst als freie Männer diesen Landstrich bewohnten."

„So erzählte mein Freund Dinge, die so falsch sind, wie der Schnee im Sommer," ging der Doktor anscheinend entrüstet auf die klug berechnete Wendung des Gespräches ein; „nie krümmte sich hier der Rasen unter dem Fuße eines Potowatome. Der Stamm der Kaskaskias hatte hier sein Dorf aufgeschlagen. Von Sonnenaufgang war er gegen Sonnenuntergang gedrängt worden. Hier wollte er bleiben und sich vermehren, wie die Sterne am Himmel; da kamen die Weißen abermals und jagten ihn in Hunger und Tod."

„Das geschah vor vielen Jahren," erklärte Walkort wie

entschuldigend, „und für das, was damals gesündigt wurde, dürfen die Menschen von heute nicht verantwortlich gemacht werden."

„Ich habe gute Menschen unter den Weißen gefunden," versetzte Towaka eintönig, „sie kommen hierher als Freunde, ich gehe als Freund zu ihnen. Sie vertilgten nicht den Stamm der Kaskaskias. Warum soll ich sie hassen? Die braunen Menschen sind bestimmt, zugrunde zu gehen; die Weißen wachsen wie die Grashalme der Prärie im Frühling. Ich bin sehr alt. Ich sehne mich, zu schlafen, nichts mehr zu sehen, was zu mir spricht von den Zeiten, da mein Fuß noch schnell war, wie der einer Antilope."

„Und ich höre den Doktor Towaka gern von jenen Zeiten sprechen. Ich will weiter tragen, was er mir sagt, damit die Kinder meiner Kinder erzählen von den starken Kaskaskias und ihrem weisen Zauberer. Ich vermute, Towaka Koti ist selber ein Kaskaskias."

„Ich zähle so viele Winter, daß ich nicht weiß, wie viele," antwortete der schlaue Alte ausweichend, „so viele Winter, daß ich nicht weiß, ob mein Vater ein Kaskaskia, ein Pawnee oder ein Soschone gewesen. Der Name Kaskaskia klingt mir fremd in den Ohren. "

„Nun, Doktor, während des Erzählens frischt das Gedächtnis sich auf," versetzte Walkort, und er sandte Wilm heimlich einen bezeichnenden Blick zu, „und dennoch, was kümmert es mich, ob Towaka ein Kaskaskia oder ein Pawnee? Aber hier gelebt hat er mit den Kaskaskias und mit ihnen gejagt, da muß er von ihnen erzählen können. Ich höre gern reden von alten Zeiten. Es klingt wie gute Träume. Ich möchte wissen, wie es vor fünfzig Jahren da aussah, wo ich jetzt des Abends mich zum Schlaf niederlege. Und viel muß mein Freund wissen, nicht nur von den Kaskaskias, sondern auch von weißen Jägern, die gemeinschaftlich mit den Kaskaskias jagten."

„Viele weiße Jäger stellten ihre Fallen neben denen der Kaskaskias auf", antwortete Towaka, während er die Pfeife frisch füllte und zu neuen Rundgängen anzündete.

Walkort lächelte vor sich hin. Heute wie früher umging der Doktor listig jede Gelegenheit, ausgefragt zu werden; das aber

bestärkte ihn in dem Verdacht, daß er im Besitz eines Geheimnisses sein müsse, das er mit nach den glückseligen Jagdgefilden hinüberzunehmen wünschte. Nach einer kurzen Pause des Sinnens fuhr er daher fort:

„Es gab weiße Jäger unter den Kaskaskias, die heirateten deren Töchter, von ihnen wüßte ich gern, wie sie mit den braunen Verwandten sich stellten."

Towaka starrte in die Glut. Walkort beobachtete ihn scharf. Er glaubte zu entdecken, daß seine brennend roten Gesichtszüge einen gewissen feindseligen Ausdruck erhielten, sich aber sofort wieder zur Stumpfheit ebneten, indem er antwortete:

„Viele weiße Jäger nahmen sich Weiber unter den Kaskaskias. Der eine zog hierhin, der andere dorthin; ich habe sie nicht wiedergesehen."

„Wunderbar," meinte Walkort, und seine Spannung verschärfte sich noch, „es paart sich sonst nicht oft der weiße Schwan mit dem braunen Falken."

„Aber der weiße Mustang mit dem braunen Mustang," bemerkte der Alte gelassen, „sie sind von demselben Geschlecht, sie sind Pferde. Menschen sind Menschen. Alle Menschen reden und denken, braune, schwarze und weiße."

„Nimmt der Weiße sich ein weißes Weib," spann Walkort das Gespräch bedachtsam weiter, „so gehen beide zu einem Manne in schwarzen Kleidern, der redet weise Worte zu ihnen, legt ihre Hände ineinander, gibt ihnen auch eine Schrift, und sie sind Mann und Frau. Aber wie, wenn ein Weißer eine braune Frau heiratet? Beobachtete Towaka das jemals bei den Kaskaskias?"

„Ich weiß es nicht mehr", antwortete der störrische Alte, für Walkort ein neuer Beweis, daß er hätte sprechen können, aber nicht wollte. Er fuhr daher vorsichtig fort:

„Das ist bedauerlich. Ich hörte davon, daß ein Sohn der Lady Liberty den Kaskaskias tief in den Westen hinein nachgefolgt sei und eine ihrer Töchter zum Weibe genommen habe."

„Das weiß jeder," hieß es mürrisch zurück, „auch daß eine Tochter der beiden im ‚Bienenkorb' groß geworden. Viele Menschen, die noch leben, haben sie gesehen. Ich hörte davon.

Ein Weißer kam von Sonnenaufgang her, der sagte: Hanik ist zu schön für die braunen Menschen, ich will sie fortnehmen, und die lichtbraune Hanik ging mit ihm. Das ist alles; mehr weiß ich nicht zu sagen."

„War der Doktor Towaka zugegen, als der Sohn der Lady Liberty das Kaskaskiamädchen heiratete? Er selber muß damals noch ein junger Mann gewesen sein, wenn auch älter, als der weiße Jäger."

„Ist mein Freund Walkort jedesmal zugegen, wenn zwei junge Leute nach dem Bethaus gehen, um Mann und Weib zu werden?" fragte der verschmitzte Alte zurück.

„Ich meine nur, ob er weiß, daß der junge Mann mit der Mutter der lichtbraunen Hanik zu einem Missionar ging?"

Bei dieser Frage flackerte es verstohlen, wie erwachendes Verständnis in des Doktors Augen auf. Einige Sekunden sann er anscheinend ernst nach, dann antwortete er ruhig:

„Ich weiß es nicht. Ob der Sohn der starken Frau im ‚Bienenkorb' Pferde für das Kaskaskiamädchen hingab, ob ein schwarzröckiger Mann sie mit Worten und sprechendem Zauberpapier zusammenband, ich weiß es nicht. Das eine ist so gut wie das andere. Mein Freund fragt sehr viel. Hat er einen Traum gehabt, der ihn neugierig machte wie ein Kind?"

„Nun ja, Doktor, ich räume es ein," griff Walkort schnell nach dieser neuen Handhabe, „einen wunderbaren Traum hatte ich sogar. In ihm sah ich einen weißen Jäger und ein gelbes Eichhorn, die hatten die Hände ineinander gelegt. Vor ihnen stand ein Mann im schwarzen Kleide, der hielt ein Buch und las daraus mit lauter Stimme."

Towaka schielte, ohne sein Haupt zu regen, argwöhnisch auf Walkort, während er mit erhöhtem Eifer den Rauch aus der Tabakspfeife einsog und von sich blies. Aber erst nach Ablauf einer Minute bemerkte er geringschätzig:

„Das war ein seltsamer Traum. Hatte mein Freund geschlossene Augen, als er ihm kam, oder standen sie offen? Manche Menschen träumen mit offenen Augen, aber das sind keine Träume."

„Nun, Doktor, ob mit offenen oder mit geschlossenen, wenn

der Traum nur gut ist. Doch ich sah noch mehr," und durchdringender war der Blick, mit dem Walkort das rote Gesicht überwachte, „ich sah einen Medizinmann; sein Antlitz blieb mir verborgen. Wer es war, weiß ich nicht. Ich sah ihn laufen, in der Hand ein sprechendes Papier. Ich sah ihn abermals. Er trug einen Zauberranzen, gefüllt mit kostbaren Mitteln. Er öffnete ihn und betrachtete seine Schätze. Er konnte es ungestört tun, denn er war allein. Ich sah, wie er einen kleinen Gegenstand aus seinem Gurt oder dem Tabaksbeutel zog, und den verbarg er zwischen die Zaubermittel. Darauf schloß er den Behälter, und starke Riemen wand er darum, wie es Towaka Koti mit dem seinigen da macht", und er wies auf das Ende des Ranzens, der ein wenig unter dem Alten hervorragte.

Wiederum betrachtete der Doktor Walkort und den gespannt lauschenden Wilm mißtrauisch, bevor er mit erzwungener Zurückhaltung fragte:

„Sah mein Freund den Gegenstand?"

„Nicht genau. Ich glaube, es war ein beschriebenes Papier, dasselbe, das der laufende Mann in der Hand trug, oder doch Ähnliches."

Trotz der angeborenen Selbstbeherrschung des alten Indianers, die keinem Blick, geschweige denn einem Laut der Überraschung Raum gegeben hätte, wäre er einem martervollen Tode gegenübergestellt worden, vermochte er in der augenblicklichen Lage sein tiefes Erstaunen nicht ganz zu verheimlichen. Es war ersichtlich, Walkorts Mitteilungen, die sich auf die von Florence in dem Ausbau entdeckte Bilderschrift begründeten und augenscheinlich die Wahrheit wenn auch nur streiften, befestigten des alten Mannes Glauben an den geschilderten Traum; denn er bedurfte der Zeit zum Überlegen, um eine nichtssagende Antwort zu erteilen. Endlich schloß er, seiner Selbstbeherrschung mißtrauend, die Augen, und mit einem eigentümlichen Ausdruck des Spottes hob er an:

„Sprechendes Papier enthält einen großen Zauber. Es erzählt Dinge, die vor vielen, vielen Wintern stattgefunden haben; es erzählt Dinge, die in weiter Ferne geschehen. Nicht

jeder versteht die Sprache. Wer die Sprache nicht versteht, mag ebensogut ein welkes Baumblatt zur Hand nehmen."

„Vielleicht besitzt mein Freund Towaka dennoch ein solches," nahm Walkort schnell wieder das Wort, um jenen nicht zur Ruhe kommen zu lassen, „ich sehe, der Zauberranzen ist straff gefüllt. Befindet sich in ihm ein sprechendes Papier, so mag er mir es zeigen. Ich will es reden machen, und erzählte es von den Zeiten, in denen der weise Towaka Koti noch von seiner Mutter auf dem Rücken getragen wurde."

„Nein, nein", erklärte der Doktor nunmehr mit großer Entschiedenheit. „Wem gehören die Zaubermittel in diesem Behälter?" und fest packte er mit der rechten Faust das hervorragende Ende. „Mir gehören sie allein. Ist ein Papier drinnen, so gehört es mir. Will mein Freund es reden machen, so spricht es zu ihm und dem jungen Mann dort; sie hören es beide, und der Zauber geht verloren. Die Zaubermittel der Weißen sind andere, als die der braunen Menschen. Was in dem Behälter verborgen ist, sind Mittel, wie ich sie von meinem Vater kennen lernte."

„Mein Freund Towaka ist sehr klug," schmeichelte Walkort wieder dem Selbstgefühl und der Schlauheit des greisen Zauberers, „wenn er mir etwas sagt, so glaube ich es. Mag er den Behälter verschlossen halten, bis sie ihn zu ihm in die Erde legen. Ich selber will darüber wachen, daß er nicht geöffnet werde, er ihn unberührt zu seinen längst verstorbenen Freunden und Verwandten nehmen kann. Aber etwas anderes möchte ich ihm noch anvertrauen. Ich brachte ein Kind aus der Ferne, ein Mädchen, die Tochter der lichtbraunen Hanik, die Enkelin einer Kaskaskiafrau. Wohin sie kommt, überall findet sie Freunde; aber sie verlangt auch nach ihren braunen Verwandten. Will der Doktor Towaka mir behilflich sein, daß wir sie entdecken? Ich habe viel mit den Leuten zu sprechen, und große Geschenke gebe ich gern dafür hin. Vielleicht kann Towaka mir Spuren zeigen, die zu den Kaskaskias, den Verwandten der lichtbraunen Hanik führen."

Mit unbeweglicher Ruhe hatte der Alte den Worten Walkorts gelauscht, und als dieser endigte, zog er seine Knie empor, das

Haupt wie vor Erschöpfung auf diese neigend. So saß er da, als wäre er eingeschlafen. Walkort beobachtete ihn gespannt, dann kehrte er sich Wilm zu:

„Ich gäbe viel darum, wäre mir ein Einblick in den Zauberranzen vergönnt," sprach er gedämpft und sich der deutschen Sprache bedienend, „was es auch sei: etwas hält er in Händen, was in Beziehung zu Florence Blenfeld steht, wenn er nicht selber beteiligt ist."

„Ich überwachte ihn scharf," versetzte Wilm, „und mein Leben verwette ich gegen den elendesten Feuerbrand hier, es ist nichts anderes als ein Schriftstück. Zu ängstlich war der alte Spitzbube darauf bedacht, mit seinen Winkelzügen uns in die Irre zu führen."

In diesem Augenblick richtete der Doktor sich wieder empor. Sein Antlitz hatte einen eigentümlich stumpfen Ausdruck angenommen, von dem man nicht wußte, ob er echt oder erkünstelt war.

„Ich habe lange nachgesonnen," sprach er leise, „über viele, viele Winter bin ich hinweggewandert, über viele Sommer. Nach allen Richtungen spähte ich; ich sah nichts von der lichtbraunen Hanik, nichts von deren Mutter, nichts von dem gelben Eichhorn. Ich bin sehr alt. Was mein Freund mir heute erzählt, morgen habe ich es vergessen. Wunderbares sprach er von der Tochter der lichtbraunen Hanik. Ihr Vater war ein weißer Mann, auch ihr Großvater. Die braune Farbe ist gebleicht. In ihren Adern fließt kein Kaskaskiablut. Was kümmert mich ein weißes Mädchen?"

„Doch, doch, Towaka, mag ihre Haut weiß sein, wie die des anderen Kindes im ‚Bienenkorb', das Blut ihrer braunen Vorfahren hat nicht verwischt werden können. Will mein Freund sich überzeugen, so führe ich ihm die Tochter der lichtbraunen Hanik zu. Das Herz des Doktors wird lachen beim Anblick seiner jungen Verwandten."

„Ich habe keine Verwandte," fuhr Towaka heftiger auf, als Walkort je zuvor an ihm beobachtete, und ein feindseliger Blitz zuckte aus den dreieckigen Augen, „meine Verwandte sind längst verwest. Mit dem Staub ihrer Gebeine spielt

der Wind. Nein, ich habe keine Verwandte, keinen Stamm mehr."

„So weiß Towaka vielleicht, wo ich den einen oder den anderen finde, der zu der jungen weißen Hanik gehört. Gelänge es mir, auch nur einen auszukundschaften, wollt' ich's meinem Freunde reich lohnen mit einer wollenen Decke, mit Kaffee und Zucker, mit Tabak und Vermillonrot."

„Fülle mein Freund diese Hütte bis unters Dach mit Tabak, Zucker und Kaffee, sage er, ich sollte ihm Haniks Verwandte zeigen, so spreche ich: Ich kenne keine. Alle sind tot und vergessen. Vergessen ihr Name, vergessen die Stätte, wo ihre Zelte standen, vergessen ihre Gräber. Lebt noch jemand, ist's kein Kaskaskia mehr; er ist zum hündischen Apache geworden."

Die letzten Worte hatte der Alte mit wachsender Heftigkeit ausgestoßen. Dann warf er die Pfeife zur Seite, und die Trommel heranziehend und den Schlägel ergreifend, begann er das straffe Fell zu bearbeiten, daß Wilm, dem solcher Anblick fremd war, nicht anders meinte, als daß Towaka plötzlich von Wahnsinn befallen würde. Noch starrte er auf den dämonisch beleuchteten feuerfarbigen Greis, der mit an Wut grenzendem Eifer seinen Schlägel handhabte, als dieser, ohne die anstrengende Arbeit zu unterbrechen, den Kopf emporwarf und in ein ohrenbetäubendes Klagegeheul ausbrach.

Fragend sah Wilm auf Walkort, der sich jetzt erhob und ihm voraus unter dem Vorhang hindurchschlüpfte. Im Freien, wo der Lärm weniger durchdringend war, kehrte er sich Wilm zu.

„Das ist seine Art, die Leute vor die Tür zu setzen, wenn sie ihm lästig werden", sprach er in einer Anwandlung von Heiterkeit. „Man tut dann am besten, sich schweigend in seine Launen zu fügen. Er spricht zwar von einem kurzen Gedächtnis, allein so kurz ist es nicht, daß er eine ihm zugefügte Unfreundlichkeit leicht vergäße, und zum Freunde müssen wir ihn uns halten. Aus der Störrigkeit, mit der er Unwissenheit heuchelt, geht unzweideutig hervor, daß er im Besitze von Geheimnissen ist, die in ihrem Kundwerden für Florence Blenfeld in die Wagschale fallen."

Sie waren bei den Pferden eingetroffen, die sie ohne

Säumen bestiegen. Lange noch unterschieden sie den wilden Gesang und das dumpfe Dröhnen der Trommel. Der Alte schien nicht müde werden zu können. Geisterhaft tönte seine klagende Stimme durch das Bruch; geisterhaft wie das Lachen des beutegierigen Uhus und der melancholische Ruf des rastlosen Ziegenmelkers. Der Mond stand hoch und blickte nachdenklich auf die stille Landschaft nieder, Hainen und Wiesen, Feldern und Gehöften erhöhte äußere Reize verleihend. Behaglich gurgelte und plätscherte der Bach, indem er sich an der Hütte des wilden Sängers vorbei seinen Weg ins Bruch hinein suchte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Brauner Besuch im Bienenkorb.

Wenn Lady Liberty in den nächsten Tagen nach Florences Eintreffen oft genug Gelegenheit fand, im stillen zu wiederholen: Sie hat doch recht viel von mir, so war damit keineswegs eine Bevorzugung oder gar eine Verhätschelung verbunden. Im Gegenteil, sie behandelte Florence, als habe sie ebensolange wie Grace im „Bienenkorb" gewohnt; das aber trug wieder dazu bei, daß Florence sich vom ersten Augenblick an doppelt heimisch und glücklich in der neuen Umgebung fühlte. Etwas energischer gelangten Lady Libertys Empfindungen allerdings zum Ausdruck, wenn sie mit Tiptoe und dem Pony ihre Beratungsfahrten unternahm, die sie bald nach dieser, bald nach jener Farm zu ihren Kindern oder Enkeln führten. Lange hielten sie sich indessen nirgends auf, nur lange genug, um von dem Wagen herab zu verkünden, daß die junge Hanik bei ihr eingezogen sei und sie nunmehr von allen ohne Ausnahme erwarte, daß der neuen Verwandten sehr freundlich begegnet werde und man sich nie beikommen lasse, das sorglose Ding auch nur mit einer Miene zu kränken. Zum Schluß hob sie jedesmal besonders hervor, man möge sich

stets vergegenwärtigen, daß das junge Ding sehr viel von ihr selber habe und einen Mut und einen Scharfsinn besitze, die einem Manne zur Ehre gereichen würden.

Bei der Heimkehr von solcher Beratungsfahrt, sprach Lady Liberty zu Tiptoe: „Übrigens will ich dich mit der Nachricht erfreuen, daß die ‚böse Frau von Orleans', wie du sie nennst, nächstens zum Besuch hier eintrifft?"

Nach dieser Ankündigung beobachtete sie mit feierlichem Ernst, wie Tiptoes Peitsche, die gewöhnlich in einem Winkel von fünfundvierzig Graden gen Himmel wies, sich verzweiflungsvoll neigte, bis sie mit dem Schlagschnürchen den Rasen am Wege pinselte, die Pfauenfeder dagegen wehmütig über das gesenkte Haupt hinweg nach vorn schwankte, dann fuhr sie in demselben kalten Tone fort: „Ja, Tiptoe, sie kommt; aber zu deiner Beruhigung kann ich dir anvertrauen daß sie nicht im ‚Bienenkorb', sondern auf der Farm unseres Ältesten wohnen wird. Bei uns ist's zu enge, wenigstens zu enge für sie und für mich. Nebenbei ist da der Walkort. Will sie mit jemand anbinden, ist er der beste Gegner für sie. Mit seinem feinen Wesen wird er ihr schon dienen."

„So hat sie's selber geschrieben"? fragte Tiptoe erstaunt, und Peitsche und Pfauenfeder richteten sich wieder empor, zum Zeichen, daß sein erster Schrecken überwunden.

„Sie schrieb's, aber nicht an mich," erklärte die alte Stammmutter, „sondern an Grace, und die hatte sie beauftragt, mich von ihrer Absicht zu unterrichten. Was sie wohl hierher führen mag, Tiptoe? Ein gutes Zeichen ist's am wenigsten."

„Nein, Lady Liberty, kein gutes Zeichen. Hab' mir nämlich in meinem Kopf mancherlei zurechtgelegt, und daß die böse Frau kommt, paßt erstaunlich zu meiner Kalkulation. Die steckt hinter allem, und mir scheint's, als ob seit dem Eintreffen unserer Hanik — Gott segne ihr kleines süßes Herz — manches in unserer Landschaft nicht mehr seinen guten alten Weg ginge."

Grämlich erwiderte die alte Frau: „Auch ich habe meine besonderen Gedanken; da gibt's nämlich einzelne, die gönnen der Hanik nicht das Brot in meinem Hause. Aber ich will

ihnen zeigen, wer Herr hier herum ist", und energischer klang der Greisin Stimme. „Ja, Tiptoe, die da Lust hegen, Zwietracht in meine Familie zu säen — ich denke dabei an die böse Frau in Neuorleans — die mögen zusehen, daß es ihnen selber nicht zum Nachteil gereiche, und noch kann ich frei über mein Eigentum verfügen."

„Exactly, Madam", pflichtete Tiptoe ungewöhnlich lebhaft bei, und das Knallen seiner Peitsche und das scheinbar schärfere Ausgreifen des Ponys legten Zeugnis für seine kriegerische Stimmung ab.

Grace und Florence hatten zur Zeit dieser Beratungsfahrt einen Spaziergang in die weitere Umgebung des „Bienenkorbes" unternommen. Die innige Anhänglichkeit, die sich zwischen den beiden so verschiedenartigen jungen Wesen binnen kürzester Frist ausbildete, offenbarte sich in ihrem Verkehr, in jedem Wort, in jedem Blick, den sie miteinander wechselten. Es war ersichtlich, daß die sanftmütige Grace zu der beinahe Gleichaltrigen bewundernd emporsah, während wiederum in Florence verhalten etwas mütterlich Zärtliches lag, wie sie auch ängstlich vermied, sie mit ihren Koboldlaunen fortzureißen.

Sorglosen Gesprächen hingegeben, waren die beiden holden Gestalten weiter und weiter gewandert, bis Walkort, der ihrer von der herrenlosen Farm aus ansichtig geworden war, sich ihnen zugesellte und sie nach dem „Bienenkorb" zurückbegleitete. Er schritt neben ihnen einher in dem freundlichen Bewußtsein, bei beiden jenem rückhaltlosen Vertrauen zu begegnen, wie es von Grace aus ihren Kinderjahren mit in das Alter der Jungfräulichkeit hinübergenommen worden war, bei Florence dagegen sich auf Ereignisse begründete, bei denen er ihr als ein rettender Engel erschien.

Der „Bienenkorb" lag vor ihnen, als Walkort plötzlich ausrief:

„Endlich, Fräulein Hanik" — in dieser Form der Anrede genügte er den Wünschen der Lady Liberty nicht minder, als denen Florences —, „endlich kann Ihre Sehnsucht nach der näheren Bekanntschaft mit einem von der Zivilisation noch unberührten Eingeborenen befriedigt werden", und er lenkte

die Aufmerksamkeit der beiden Mädchen auf eine schlanke, braune Gestalt in Schurz und Ledergamaschen, die auf dem Vorplatz unter den Bäumen anscheinend ihrem Eintreffen entgegensah.

„Das ist also ein echter Wilder," sprach Florence nach einer Pause wie enttäuscht, und ihre Brauen runzelten sich leicht; doch alsbald wieder ihrer Heiterkeit nachgebend, fügte sie gleichmütig hinzu: „ich möchte wissen, ob er die Ehre hat, mein Vetter zu sein."

„Wohl schwerlich," antwortete Walkort lächelnd, und wie Grace, beobachtete auch er Florences schönes Profil und den darin sich kundgebenden Ausdruck des Mißvergnügens; „denn, was von den einst hier hausenden Kaskaskias noch lebt, hat sich längst unter andere Stämme zerstreut."

„Wie bedauerlich," versetzte Florence träumerisch, „und wie verschieden von meinen anspruchslosesten Vorstellungen. Sollte denn kein einziger zu entdecken sein, der aus den Zeiten meiner tapferen Vorfahren zu erzählen wüßte?"

„Ich wiederhole," erklärte Walkort, während Graces Blicke fortgesetzt an dem charakteristischen Antlitz der jungen Verwandten hingen, „was noch vorhanden war, verlor sich in anderen Stämmen, ist vergessen und verschollen. Und dennoch, ein alter Zauberer lebt in unserer Landschaft, wir nennen ihn Doktor Towaka, ein Greis, der sich die Eigentümlichkeiten seiner Rasse bis auf den heutigen Tag bewahrte. Wenn er wollte, könnte er sicher über eine wenigstens sechzigjährige Vergangenheit berichten, allein ich fürchte, er ist nicht dazu zu bewegen."

„Gleichviel," erwiderte Florence zuversichtlich, „den will ich sehen, auch sprechen, wenn überhaupt eine Verständigung mit ihm möglich ist."

„Es käme auf den Versuch an", entgegnete Walkort zögernd, denn er erwog, ob nach den Eindrücken, die er bei seinem letzten Besuch von dem Doktor empfangen hatte, Florences Besuch bei ihm, wenn nicht eben durch besondere Umstände bedingt, rätlich sei.

Obwohl seit vielen Jahren, außer einigen unwesentlichen Diebstählen, in jenem Bezirk keine Gewalttätigkeiten von den

Eingeborenen verübt worden waren, die vereinzelt das Land durchstreifenden Indianer mehr als eine Art Merkwürdigkeit galten, erfüllte der Anblick des jungen Huëko, und kein anderer war es, als Tahakes, der Kundschafter der wilden Hanik, Walkort doch mit unbestimmtem Argwohn. Zu jeder andern Zeit würde er Besorgnisse als Torheit zurückgewiesen haben; allein seit seinem letzten Besuch bei dem Doktor wähnte er Florence von allen Seiten von Gefahren umringt. Vergeblich aber suchte er in der Vergangenheit, ob er vielleicht schon früher mit dem jungen Landstreicher zusammengetroffen sei, was vielleicht auf dessen nähere Beziehungen zu Towaka hingedeutet hätte.

Mit dem in seinem ganzen Äußern sich ausprägenden Gleichmute beantwortete Tahakes unterdessen die an ihn gerichteten Grüße.

„Wenn der mein Herr Vetter wäre"! meinte Florence wiederum mit einem Ausdruck, der nicht nur Walkort, sondern auch Grace zum Lachen reizte; aber freundschaftlich reichte sie dem braunen Burschen die Hand, die von diesem mit schläfriger Teilnahmlosigkeit kaum berührt wurde. Erst als Walkort ihn anredete, schien ein wenig mehr Leben in ihm zu erwachen, und in gebrochenem Englisch, jedoch verständlich, erteilte er Antwort auf die an ihn gerichteten Fragen.

„Was suchst du hier, mein Freund?" eröffnete Walkort eine Art Verhör; „und wie kommt es, daß du von deinem Stamme dich trennteſt?"

„Meine Heimat ist hier und da," erklärte der Huëko, und er schwang die Hand nachlässig im Kreise; „kein Wild mehr auf den Prärien. Ich liebe das Brot der Weißen. Einen weiten Weg bin ich gekommen; wer viele Tage wandert, muß rasten. Hunger kann ich ertragen, aber nicht so viele Tage, wie ich Finger an beiden Händen zähle."

„Mit andern Worten, du suchst eine Stelle zum Schlafen und Speise für deinen Hunger", versetzte Walkort, den Burschen scharf anschauend.

„Ich schlafe überall," erwiderte dieser, „im Grase, im Staub, im Wigwam; mir ist alles gut. Fleisch und Brot finde ich nicht überall. Die Weißen sollen es mir geben."

„Unbedingt geschieht das," nahm Florence nunmehr lebhaft das Wort, und sie kehrte sich der sie erstaunt beobachtenden Grace zu, „hungert ihn, so muß er gespeist werden." Dann zu dem Huëko gewendet und ihre Worte, wie sie es von Walkort gehört hatte, langsam betonend: „Du magst im ‚Bienenkorb' bleiben, solange es dir beliebt, und essen sollst du nach Herzenslust, oder ich müßte die Lady Liberty nicht kennen. Wir sorgen für deine Mahlzeiten, Tiptoe für ein gutes Nachtlager, und dein einziger Dank soll sein, daß du uns von deiner Heimat und deinen Verwandten erzählst."

Der Huëko, der wohl nur das Versprechen der Speisen begriff und würdigte, gab träge ein zustimmendes Zeichen. Dann hob er drei Finger empor, worauf er den seitwärts geneigten Kopf mit geschlossenen Augen einige Sekunden in der offenen Hand ruhen ließ.

Florence sah fragend auf Walkort.

„Drei Tage oder vielmehr drei Nächte will er Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen," antwortete dieser unzufrieden; „eine ziemlich kühne Forderung; drei Tage genügen indessen, um ihn in Ihren Augen wenigstens teilweise der Romantik zu entkleiden."

„Wir wollen sehen," versetzte Florence eifrig, denn es wurde ihr schwer, allen Träumen zu entsagen, die bei ihren einsamen Besuchen des Ausbaues und angesichts der Reliquien genährt wurden; „an mir aber soll es am wenigsten liegen, wenn er nicht länger bleibt."

Walkort wechselte einen Blick heiteren Zweifels mit der errötenden Grace. Dann schickte er sich zur Heimkehr an. Zuvor betrachtete er den jungen Wilden noch einmal durchdringend vom Kopf bis zu den Füßen, was dieser mit träumerischer Ruhe ertrug. Er kündigte ihm an, daß er sich pünktlich den Anforderungen Tiptoes zu fügen habe, wenn er nicht dessen Zorn herausfordern wolle, und in herzlicher Weise von den beiden Mädchen sich verabschiedend, schritt er davon.

Während Walkort darauf, ernsten Betrachtungen hingegeben seinen Weg heimwärts verfolgte, hatte Florence ihre liebe Not, den Widerwillen der irländischen Köchin zu beseitigen, die

Scheu Graces zu überwinden, um dem jungen Huëko ein Mahl zu verschaffen. Die beiden Mädchen waren indessen kaum in den „Bienenkorb" eingetreten, als Tahakes einen scharfen Blick unter den gesenkten Lidern hervor im Kreise herumsandte. Dann aber schien er plötzlich ein anderer zu werden. Die träge Haltung verwandelte sich in einen Ausdruck der Kraft und Gewandtheit; in seinen Bewegungen offenbarte sich die Geschmeidigkeit einer Wildkatze; zugleich lugte aus seinen nunmehr weit geöffneten Augen ein so hoher Grad von Verschlagenheit, Hinterlist und Raubgier, daß Florence, hätte sie ihn jetzt gesehen sicher erschrocken vor ihm zurückgebebt wäre.

Geräuschlos schlich Tahakes auf seinen weichen Mokassins nach der Haustür hinüber. Dort lauschte er kurze Zeit auf die im Innern des „Bienenkorbes" verhallenden Stimmen, und ein Marder hätte seine Beute nicht leiser umkreisen können, als er den Flurgang betrat. Nach den ersten drei, vier Schritten blieb er wieder stehen. Zu beiden Seiten von ihm lagen Türen. Wie gewöhnlich zur heißen Jahreszeit, standen sie auch heute offen. Nur einige Atemzüge säumte er. Dann schlich er zuerst in das eine, darauf in das andere Gemach hinein, und zwar mit einer Sicherheit, die bekundete, daß er sich nicht zum ersten Male dort befand. Hier wie dort hielt er einige Minuten Umschau; doch nicht wie ein harmloser, neugieriger Eindringling spähte er um sich, sondern wie ein Fuchs, der die Gelegenheit zu einem kühnen Raube auskundschaftet, aber auch die Wege zur Flucht argwöhnisch prüft. An beide Zimmer grenzten in späteren Jahren angebaute Schlafgemächer. Auch in diese blickte er durch die offenen Türen, und die Stellung der Betten prägte er seinem Gedächtnis mit einer Genauigkeit ein, daß er sie mit verbundenen Augen hätte finden können. Wohl erweckte der eine oder der andere, auf Tischen und Kommoden umherliegende Gegenstand seine Raubgier; doch was er auch berühren mochte, alles legte er nach flüchtiger Prüfung wieder hin, vorsichtig darauf Bedacht nehmend, daß er keine verräterischen Spuren hinterließ. In seinem Antlitz aber leuchtete es mehrfach triumphierend auf, als hätte er einzelnes, nach seinen Begriffen Kostbareres bereits als sein Eigentum betrachtet.

So waren sechs, sieben Minuten verstrichen, als er wieder auf den Hausflur hinaustrat, wo er sogleich vernahm, daß Florence, fortgesetzt lebhaft sprechend, sich von der Küche her dem Flurgang näherte. Gleich sank seine Gestalt wieder in sich zusammen, und mit einer gewissen Stumpfheit unter den gesenkten Lidern hervorlugend, bewegte er sich auf die Küchentür zu. Da das weiche Leder der Fußbekleidung seine Schritte bis zur Unhörbarkeit dämpfte, wurde seine Annäherung in der Küche nicht vernommen, und so ereignete es sich, daß Grace, als sie Florence voraus auf den Flur trat, den jungen Wilden plötzlich vor sich stehen sah und mit einem Schreckensruf vor ihm zurückprallte.

„Da ist unser Freund," versetzte Florence dagegen heiter, und sie trat dicht vor den Huëko hin, „er scheint die Geduld verloren zu haben. Kein Wunder, wenn der Hunger peinigt."

„Vielen Hunger, Haufen Hunger", erklärte Tahakes, an den beiden Mädchen vorbei unbemerkt in jeden Winkel der Küche spähend.

„So warte noch ein wenig," riet Florence gutmütig, „je länger es dauert, um so besser für dich."

„Grace, jagen Sie das Scheusal aus dem Hause," beteiligte die Irländerin sich nunmehr grimmig an der Unterhaltung, „eine Frechheit ist's, ungerufen hierher zu kommen. Noch nie sah ich einen braunen Landstreicher, dem ein Christenmensch hätte trauen dürfen, und betritt der meine Küche, soll er mit siedendem Wasser —"

„Nicht doch, Mary," begütigte Florence, „der Ärmste leidet Not, und ist seine Hautfarbe braun, so gibt das niemand ein Recht, ihn zu beleidigen."

„Der gehört zu der Sorte," eiferte Mary weiter, „die man vorn aus dem Hause wirft, um sie gleich darauf durch die Hintertür wieder eintreten zu sehen; solche Leute fühlen sich nie beleidigt. Hungert ihn, so mag er draußen warten, wohin Landstreicher und Bettler gehören."

Florence, betroffen durch die Verachtung, die die Köchin dem jungen Indianer gegenüber an den Tag legte, sah gespannt in dessen braunes Antlitz. Sie erwartete, einen Ausdruck der

Entrüstung über die heftigen Schmähungen in demselben zu entdecken. Peinlich überraschte es sie daher, in den vollkommen ruhigen Zügen nicht den leisesten Anflug von Verdruß zu bemerken. Bevor sie aber vermittelnd einschreiten konnte, drang das Geräusch herein, mit dem der Ponywagen vorfuhr.

„Lady Liberty"! rief Grace erleichterten Herzens aus, und Florence mit sich fortziehend, eilte sie aus der Haustür, es dem Huëko anheimgebend, zu folgen oder zu bleiben.

Heiter begrüßt hatte Lady Liberty den Wagen verlassen, und war von den beiden Mädchen in die Mitte genommen, als Tiptoe sie plötzlich bei Namen rief und nach der Haustür hinüberwies.

„Wie kommt der in mein Haus?" fragte sie erstaunt, als sie den Huëko gleichmütig über die Schwelle schreiten sah

„Ein armer Indianer," erklärte Florence in ihrem süßesten Schmeichelton, „ihn hungert, da glaubte ich, im Sinne der guten Lady Liberty zu handeln, wenn ich für ein Mahl sorgte."

„So? In meinem Sinne"? versetzte Lady Liberty, den Huëko mit einem ihrer strengsten Blicke musternd. „Nun ja. du magst recht haben, Hanik, denn einen Notleidenden soll man nicht unbefriedigt von der Tür weisen. Doch ein anderes will ich dir sagen: der da ist ein gesunder, kräftiger Bursche. Fordere ihn aber auf, eine Axt zu nehmen und so viel Holz zu spalten, wie erforderlich ist, ihm einen Kaffee zu kochen, und du wirst dich wundern, wie schnell er davongeht." Dann zu Tiptoe über die Schulter: „Kennst du diesen Tagedieb?"

„Nie in meinem Leben legte ich ein Auge auf ihn", antwortete Tiptoe mit scharf ausgeprägter Verachtung, ohne indessen dadurch den stumpf dareinschauenden Tahakes aus seinem Gleichmut aufzustören.

„Was denkst du von ihm?" fuhr Lady Liberty fort.

„Ich denke, je eher wir ihn zum Teufel jagen, um so besser", verlieh Tiptoe ungesäumt seinem Widerwillen gegen alle farbige Menschen Ausdruck.

„Das heißt, Tiptoe, du meinst, solche Eingeborene sind ebenfalls Menschen, und bevor man sie fortweist, macht man sie

gehörig satt und gibt ihnen noch ein Kleidungsstück mit auf den Weg", bemerkte Lady Liberty grämlich.

„Exactly, Madam", erklärte Tiptoe sich einverstanden mit der Zurechtweisung.

„Er möchte einige Tage bleiben", versetzte Florence, und eine bescheidene Bitte lag im Tone ihrer Stimme.

„Wohl glaube ich das", erwiderte Lady Liberty, während Tiptoe mißbilligend die Achseln zuckte. Sie wollte augenscheinlich eine ablehnende Antwort erteilen, als sie sich Florences Beziehungen zu den Eingeborenen und ihrer Teilnahme für diese entsann. Sie beauftragte daher Tiptoe, sich des Burschen zu erbarmen, ihm ein Nachtlager anzuweisen und ihn zugleich ein wenig zu überwachen.

„Ich werde ihn im Auge behalten", beteuerte Tiptoe, und in seinem verständnisinnigen Grinsen offenbarte sich eine nicht zu unterschätzende Drohung, wenn der wilde Gast sich der menschenfreundlichen Aufnahme unwürdig zeigen sollte. Dann lockerte er die Zügel, und munter trabte der Pony mit dem Wägelchen um den „Bienenkorb" herum nach dem Hofe hinauf.

Nunmehr trat Lady Liberty dem jungen Huêko einen Schritt näher. Prüfend betrachtete sie ihn von seinen zerfetzten Mokassins bis zu den beiden Eulenfedern auf seinem geschorenen Schädel hinauf, und ihren strengen Blick fest auf das nichtssagende braune Antlitz gerichtet, bemerkte sie:

„Satt sollst du werden, eine Schlafstätte will ich dir gönnen; wenn du aber meinst, daß ich auf dein einfältig ehrliches Leichenbittergesicht auch nur einen Strohhalm gebe, so täuschest du dich mächtig. Hab' schon vor siebenzig Jahren Burschen von deiner Sorte taxiert, und richtig taxiert obenein."

„Ich ein guter Indianer", sprach Tahakes mit einem bescheidenen Lächeln.

„Nach deiner Ansicht, ja, das glaub' ich," versetzte die alte Patriarchin verdrossen, und sich Florence zukehrend, fuhr sie belehrend fort: „Du mußt nämlich wissen, daß Stehlen in den Augen dieser Art Menschen eine Tugend ist; ein Laster dagegen sich dabei erwischen zu lassen," und gewahrend, daß eine Wolke über Florences Antlitz glitt, fügte sie hinzu: „Die Kaskaskias, die

einst in dieser Gegend hausten, waren die einzigen ehrlichen Eingeborenen, die ich je kennen lernte. Wäre dieser Bursche einer ihrer Nachkommen, sollte er mit uns zu Tische sitzen. Jetzt aber mag er's sich hier draußen unter den Bäumen bequem machen; er ist's nicht anders gewohnt, wird sich sogar komfortabel hier fühlen." Die letzten Worte sprach sie mit einer Entschiedenheit, daß Florence keine Einwendungen mehr zu erheben wagte. Zu dem Hueko bemerkte sie im Vorbeigehen: „Setz dich da auf die Bank. Speisen schicke ich dir heraus, und was das übrige anbetrifft, da wird Tiptoe — ich meine den schwarzen Gentleman — für dich sorgen."

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Graham.

An demselben Tage, an dem der hinterlistige Hueko als Gast im „Bienenkorbe" aufgenommen wurde, hatte Wilm sich schon frühzeitig auf den Weg nach der Stadt begeben. Es war zwischen ihm und Walkort verabredet worden, daß, wenn es nicht gelingen sollte, noch selbigen Tages Sicheres über Graham auszukundschaften, er in der Stadt zu übernachten und am folgenden Morgen seine Nachforschungen wieder aufzunehmen habe.

Um die Mittagszeit an seinem Ziel angelangt, verbrachte er die Zeit abwechselnd auf den Straßen und in der Trinkhalle des Gasthofes, die zugleich der Vereinigungspunkt von Leuten aus allen Schichten der Bevölkerung war.

So näherte sich der Abend, ohne daß sein Spähen von irgendeinem Erfolge begleitet gewesen wäre. Er traf daher seine Einrichtungen für die Nacht, worauf er sich in der Halle in einer Fensternische niederließ, von der aus er die in jener stattfindenden Vorgänge ungestört zu überwachen vermochte. Türen und Fenster waren der kühlen Abendluft geöffnet. Menschen kamen und gingen, die einen, um sich durch einen

Trunk zu erfrischen, die andern, um mit Bekannten ein Stündchen die Ereignisse des Tages zu besprechen. Auf ihn achtete niemand, er selbst kümmerte sich nicht um andere. In seinen Betrachtungen störte ihn das Herbeirollen eines Wagens, der vor dem Gasthause anhielt. In dem Absteigenden Graham vermutend, verbarg er so gut es gehen wollte sein Gesicht, um nicht dennoch von ihm erkannt zu werden. Erst als ein Mann von der Tür her sich eiligen Schrittes nach dem Schenktisch hinüberbegab und den Kellner mit heller, wohlklingender Stimme fragte, ob Graham zu Hause sei, kehrte er sich um. Er erblickte einen mit peinlicher Sorgfalt gekleideten schlanken jungen Herrn, der sogar in seinen nachlässigen Bewegungen eine gewisse Anmut zur Schau trug. Sein Gesicht, südliche Abstammung verratend, war fast zu zart für das eines Mannes. Selbst der noch jugendliche schwarze Schnurrbart genügte nicht, das gleichsam Mädchenhafte von seinem regelmäßig schönen Antlitz zu verdrängen, aus dem die großen dunklen Augen mit einem eigentümlichen Ausdruck der Übermüdung oder vielmehr Übersättigung hervorsahen. Trotzdem bot er eine Erscheinung, wohl geeignet, da bestrickend zu wirken, wo das geschmeichelte Auge bei der Beurteilung den Sieg über den ruhig erwägenden Verstand davontrug.

„Ich wundere mich, daß Herr Graham noch nicht zurück ist," hatte der Kellner dem jungen Fremden geantwortet, „zum Abendessen wollte er hier sein, das ist bereits seit einer Stunde beendigt: er kann also nicht lange mehr fortbleiben."

„Weilt er in der Stadt?" forschte der Fremde ungeduldig.

„Nein," hieß es zurück, „seit einer Reihe von Tagen ist er abwesend. Ich vermute, er besichtigt Ländereien zum Zweck des Ankaufs."

Der junge Mann lüftete den Hut, strich mit der freien weißen Hand durch sein weiches Lockenhaar, bedeckte sich wieder und fragte gedehnt:

„So könnte ich ihn vielleicht hier erwarten?"

„Unbedenklich," lautete die Antwort, „Herr Graham ist sonst immer pünktlich; kommt er heute später, liegt's wohl nicht an ihm."

Der Fremde forderte ein Glas Eiswasser mit Rum und nahm vor dem runden Tische Platz, auf dem eine Anzahl Zeitungen unordentlich durcheinander lagen. Einen geringschätzigen Blick warf er auf den jungen Deutschen, der an einem Seitentischchen halb an dieses, halb an die Wand gelehnt saß und eben einschlafen zu wollen schien; dann griff er lässig nach dem ersten besten Blatt, als wäre es ihm mit dem Lesen nicht recht ernst gewesen.

Wilm, in dem angesichts der sich plötzlich für seine Zwecke günstig gestaltenden Lage die alte Schmugglernatur erwachte, stützte den einen, dann den andern Arm auf die Tischplatte, neigte, wie von Schlafsucht übermannt, das auf den Fäusten ruhende Haupt allmählich tiefer und tiefer, bis es endlich auf den verschränkten Armen ruhte. Längere Zeit verstrich, und zweimal hatte der junge Fremde seinen Trunk erneuern lassen, als wiederum ein Wagen vorfuhr und der Kellner nach dem Zeitungstisch hinüberrief:

„Da ist Herr Graham!"

Der Fremde erhob sich, während Wilm verstohlen zwischen seinen Armen hindurchspähte. Fast gleichzeitig trat Graham ein und eilte mit einem Ausdruck des Erstaunens auf jenen zu.

Wilm schloß die Augen. Es beschlich ihn das Gefühl, als wäre sogar im Schatten der Arme sein Antlitz noch nicht sicher genug gewesen. Wild drängte das Blut sich nach seinem Kopfe. Sein ganzer Haß, seine ganze Erbitterung gegen die hinterlistigen Verfolger des Junker Florentin erwachten beim Anblick des Mannes, der vor nunmehr vier Jahren den schamlosen Vertrag mit dem Kontrolleur Ottke abgeschlossen hatte. Er bekämpfte indessen seine Erregung und rührte sich nicht; aber aufs äußerste spannte er seine Sinne an, Näheres über den Zweck der Zusammenkunft der beiden Männer zu erfahren. Graham dagegen und der junge Fremde schienen bei ihrem Gespräche keine Zeugen zu scheuen, denn frei und ungehemmt drangen ihre Stimmen nach der Fensternische herüber.

„Frederik," redete Graham den jungen Südländer noch immer unter dem Eindruck des ersten Erstaunens an, „wie in

des Teufels Namen kommst du hierher? Hast du meinen Brief nicht erhalten?"

„Ich erhielt ihn," antwortete Frederik, indem beide an dem Zeitungstische Platz nahmen und Graham nach einem Glase Eisgrog rief, „ich meine denjenigen, in dem du rietest, uns zur Abreise bereitzuhalten. Wir fürchteten, den vielleicht entscheidenden Zeitpunkt zu versäumen, und begaben uns alsbald auf den Weg."

„Zu früh, Frederik, viel zu früh — wo befindet sich die Barnard?"

„In St. Louis. Dort verabredeten wir, daß ich hierher gehen und mich persönlich mit dir in Verkehr setzen sollte. Von hier kehre ich nach St. Louis zurück, wo Nachrichten uns ja viel früher finden, als in Neuorleans."

„Das ändert allerdings die Sache. Habt ihr euch im ‚Bienenkorb' angemeldet?"

„Schon vor einigen Tagen, um nicht den Eindruck eines Überfalls zu erzeugen."

„Gut. Der Zeitpunkt eures Eintreffens ist indessen noch von einigen Nebenumständen abhängig. Ich erwarte jemand mit wichtigen Nachrichten —" er sprang empor und schritt nach dem Schenktisch hinüber, wo er ein kurzes Gespräch mit dem Kellner führte.

Was verhandelt wurde, verstand Wilm nicht. Leicht aber erriet er den Zusammenhang, als der Kellner auf eine an ihn gerichtete Frage antwortete: „Seit sechs, sieben Tagen. Er schien es eilig zu haben." Dann nach einem kurzen Zwischengespräch: „Verlassen Sie sich darauf, er weilt in der Stadt und kommt heute abend noch, um sich nach Ihnen zu erkundigen. Zweimal war er heute schon hier."

Graham begab sich an den Tisch zurück. In seiner Stimme offenbarte sich jetzt eine gewisse Unruhe.

„Er ist bereits hier. Nach den zwei Worten, die er mir brieflich mitteilte, glaube ich voraussetzen zu dürfen, daß unsere Angelegenheit so günstig wie möglich steht; dann aber wäre euer schleuniges Kommen erwünscht. Je schneller alles eingeleitet wird, um so entscheidender ist der Erfolg. Ich traue

dem —" hier entging Wilm der leise gesprochene Namen — „nicht. In der Hauptsache bin ich ihm allerdings zuvorgekommen — so hoffe ich wenigstens —, doch nun noch ein ernstes Bedenken: der Mann, der mich so lange erwartete und in jedem Augenblick eintreten kann —" hier dämpfte Graham seine Stimme fast bis zum Flüsterton, so daß Wilm nichts mehr verstand. Bald darauf erhob sich Frederik, und mit den Worten „also bis morgen", verließ er schnellen Schrittes die Halle.

Graham war sitzen geblieben und hatte ein Zeitung zur Hand genommen. Argwöhnisch beobachtete ihn Wilm. Sein erster Grimm war hinter ein gewisses Gefühl der Befriedigung zurückgetreten. Er hätte aufjauchzen mögen bei dem Gedanken, die Wege des vor ihm Sitzenden jedesmal gerade dann zu kreuzen, wenn er die Erfolge seines verräterischen Treibens bereits in Händen zu haben glaubte. Seine Hoffnung, ihn im Verkehr mit dem schäbigen Reisenden zu beobachten, erwies sich dagegen als eine trügerische.

Seitdem Frederik die Halle verlassen hatte, mochten zehn Minuten verstrichen sein. Nur noch selten trat einer der vor der Tür sitzenden Gäste an den Schenktisch, als ein Mann hereinschritt, in welchem Wilm auf den ersten Blick den ihm von Walkort beschriebenen schäbigen Hausierer erkannte. Seine letzten Zweifel aber wären geschwunden, sobald er ihn Graham mit einer gewissen Vertraulichkeit die Hand reichen sah, und dieser, anstatt ihn zum Niedersitzen aufzufordern, sich erhob.

„Das war eine Geduldprobe," polterte der Fremde nach der ersten Begrüßung, „Sie hätten verdient, daß ich Ihnen überlassen hätte, mich aufzusuchen. Aber ich bedachte mehr —"

„Daß Sie selber das vorteilhafteste Geschäft dabei machen," fiel Graham spöttisch ein, „dergleichen schiebt man nicht gern auf."

„Aufzuschieben brauchte ich nichts," erwiderte der schäbige Fremde sorglos, „denn es sollte mich kaum wundern, böten andere mir größere Vorteile. Doch ich bin ein Mann von Wort, gewohnt, alles zu halten, was ich versprochen habe."

„Alles"? fragte Graham mit bezeichnendem Ausdruck, und deutlich gewahrte Wilm die Spannung, die sich in seinen Zügen ausprägte.

„Alles", antwortete der Fremde, und er schlug mit der rechten Hand auf die linke Brusttasche, während aus seinen Augen tückischer Triumph hervorleuchtete.

Graham, sonst gewohnt, sich zu beherrschen, seufzte auf wie jemand, der im Begriffe steht, den Gewinn einer gewagten Spekulation in Empfang zu nehmen. Er sah sich in der Halle um. Außer Wilm, über den seine Blicke achtlos hinwegschweiften, waren nur noch drei oder vier Personen anwesend. Einige Sekunden sann er nach, dann kehrte er sich dem ihn scharf beobachtenden Fremden wieder zu.

„Hier können wir es nicht erledigen," sprach er, als hätte es sich um das Ordnen einer kleinen Rechnung gehandelt, „kommen Sie mit mir in mein Zimmer."

Der Fremde gab ein zustimmendes Zeichen, und beide traten an den Schenktisch, wo der Kellner auf Grahams Aufforderung zwei große Gläser Grog mischte, mit denen in der Hand sie die Halle verließen.

Enttäuscht blickte Wilm ihnen nach. Viel hätte er darum gegeben, das zwischen ihnen schwebende Geheimnis zu erfahren, allein er mußte sich mit dem Bewußtsein, die ihm übertragene Aufgabe über Erwarten glücklich gelöst zu haben, bescheiden. Eine halbe Stunde säumte er noch, dann bat er einen Aufwärter, ihm nach seiner Schlafstelle hinaufzuleuchten. Gleich darauf befanden sie sich in dem oberen Stockwerk in dem schmalen Korridor, zu dessen beiden Seiten die kleinen Schlafzimmer und Wohnräume für Kostgänger sich aneinander reihten.

„Hier brennt etwas", bemerkte der Aufwärter, als sie sich dem Ende des Ganges näherten.

„Nach versengtem Papier riecht es", versetzte Wilm.

„Kann auch etwas anderes sein," fuhr jener fort, „da — hier riecht's am strengsten; aus dieser Tür scheint der Qualm zu kommen", und zu gleicher Zeit klopfte er an.

„Wer ist da"? tönte Grahams Stimme ungeduldig heraus, daß Wilm unwillkürlich zurücktrat und den Schatten suchte.

Die Tür wurde indessen nicht geöffnet; dagegen bemerkte

der Aufwärter wie sich entschuldigend hinein: „Wollt' nur wissen, ob jemand zu Hause, von wegen des Brandgeruches —"

„Zum Teufel mit dem Brandgeruch," fiel Graham unwirsch ein, „soll man sich zuvor Erlaubnis einholen, wenn man einen gelesenen Brief verbrennen will?"

„Hier kommen wir an den Unrechten", meinte der Aufwärter gedämpft zu Wilm, und er schnitt eine spöttische Grimasse, indem er sich nach der letzten Tür hinüberbegab und sie öffnete.

Wohl unterschied Wilm, daß in Grahams Zimmer ein lebhaftes Gespräch, wenn auch mit gedämpften Stimmen, geführt wurde, allein an längeres Säumen war nicht zu denken. Gleich darauf betrat er ein kammerartiges, sehr einfach eingerichtetes Gemach, wo ein breites, hartes Bett zu seiner Aufnahme bereit stand. —

Um einen derartigen Brandgeruch zu verbreiten, bedurfte es freilich mehr, als eines gewöhnlichen Briefes. Wer folgenden Tages die schwarzen Aschenflocken auf dem Fußboden bemerkte, hätte ihnen schwerlich noch angesehen, was sie ursprünglich gewesen waren, höchstens, daß ein recht großer und recht dicker Bogen Papier durch Feuer vernichtet worden war. Bevor dies geschah, hatte eine eifrige Verhandlung zwischen Graham und dem schäbigen Fremden stattgefunden, die trotz anfänglicher Meinungsverschiedenheit endlich zu einem beide Teile befriedigenden Abschluß führte.

„Sie haben in der Tat das gefunden, wonach zu suchen mir selbst aus bestimmten Gründen verwehrt blieb", eröffnete Graham das Gespräch, sobald sie in sein Zimmer eingetreten waren und er die Tür hinter sich verschlossen hatte.

„Warum sollt' ich's leugnen?" antwortete der Schäbige, gleich Graham seine Stimme vorsichtig dämpfend, und er nahm ihm gegenüber Platz. „Der Wert der Arbeit kann für mich ja nicht mehr verloren gehen, solange ich den Beweis in Händen halte. Lag anderen Leuten ebensoviel daran wie Ihnen, so ist es zu verwundern, daß sie nicht längst auf derselben Stelle nachforschten."

„Anderen werden die Notizen gefehlt haben, mit denen ich

Sie ausrüstete," versetzte Graham anscheinend sorglos, „und die stammen aus einer Quelle, die einem anderen nimmermehr zugänglich gewesen wäre."

„Ich möchte drauf wetten, daß jener Barnard ein Sohn der alten Lady Liberty gewesen, und da hätte die eigene Mutter doch darum wissen müssen", hieß es lauernd zurück.

„Dennoch scheint sie nicht darum gewußt zu haben," erklärte Graham mit einem Anflug von Ungeduld; „lassen wir das indessen auf sich beruhen und kommen wir zum Schluß. Sie haben jetzt nur noch mir den Beweis auszuhändigen und den Lohn für Ihre Bemühungen in Empfang zu nehmen."

„Der Preis dürfte sich noch ein wenig erhöhen in Anbetracht der Gefahr, die ich lief, dann aber auch mit Rücksicht auf die Zeit, die ich nutzlos hier in der Stadt verbrachte. Zeit ist Geld, und länger als eine Woche wartete ich auf Sie."

„Gut, gut; befriedigen Sie mich vollständig, so knausere ich nicht um etwas mehr oder weniger", versetzte Graham, sein Mißvergnügen hinter ernste Ruhe verbergend.

Der Schäbige lächelte bezeichnend. Es prägte sich in seinem verwitterten Gesicht aus, daß er das Übergewicht in Händen zu halten glaubte und nach besten Kräften auszunutzen gedachte. Einige Sekunden sann er nach, und mit einem wunderlichen Ausdruck von Uneigennützigkeit begann er:

„Die Notizen erwiesen sich also als zutreffend. Im Besitze der Jahreszahl, hatte ich zunächst einige Briefe zu schreiben, um den Namen des Missionars auszukundschaften, der damals die bezeichneten Gegenden bereiste. Ferner, daß er etwas später die Leitung der Mission am oberen Missouri übernahm. Nach dieser Mission begab ich mich also. Dort fand ich die beste Aufnahme, zumal ich Nachforschungen nach einem längst Verstorbenen und dessen Familienverhältnissen anzustellen wünschte. Bis dahin hatte ich noch keine rechte Hoffnung. Als aber der Reverend mir die ältesten vorhandenen Urkunden vorlegte, die über mindestens siebenzig Jahre zurückreichten, schöpfte ich Mut. Was ich kaum zu ahnen gewagt hätte, entdeckte ich in

Wirklichkeit, nämlich ein Buch, in das der wandernde Geistliche alle Notizen, die er auf seinen Missionsreisen sammelte, und die sich auf Trauungen und Taufen bezogen, gewissenhaft eingetragen und nach Tag und Jahreszahl geordnet hatte.

„Zum Glück ließ der Reverend mich in seinem Zimmer allein. Er gab mir anheim, solche Bemerkungen aus dem Buche abzuschreiben, wie sie mir dienten, und das erleichterte mir die Sache. Und so suchte ich nicht lange, bis ich die Stelle fand, auf der der verstorbene Missionar unter genauer Angabe des Datums die Taufe einer jungen Indianerin, Namens Hanik, verzeichnet hatte, und zwar unter Beifügung eines christlichen Namens. Gleich dahinter folgte das Zeugnis, daß er die Ehe eines Florentin Barnard mit der jungen Kaskaskia eingesegnet habe. Leider standen diese Mitteilungen auf verschiedenen Seiten. Ich war also gezwungen, zwei Blätter auszuschneiden."

„Was wohl einmal entdeckt werden wird", meinte Graham, das Mienenspiel des Hausierers argwöhnisch überwachend.

„Darüber mag lange Zeit hingehen," antwortete dieser sorglos, „wenn überhaupt jemals wieder einer in den alten Jahrgängen sucht. Entdeckt man es aber, so bin ich vollständig gesichert; denn in meinem Gespräch mit dem Missionar kam weder die Jahreszahl noch der Name Barnard über meine Lippen. Dagegen zeigte ich ihm einen Zettel, auf den ich einige Notizen über eine zehn Jahre später stattgefundene Heirat niedergeschrieben hatte."

„Wo sind die Blätter?" fragte Graham.

Der Hausierer zog seine Brieftasche hervor und nahm aus ihr zwei halbe Bogen sehr alten und sehr groben Papiers, die auf beiden Seiten mit Rubriken und längeren und kürzeren Bemerkungen bedeckt waren. Nachdem er sie entfaltet hatte, überreichte er sie Graham, zugleich auf die betreffenden Stellen weisend.

Aufmerksam las Graham die Bestätigung der Taufe wie der Trauung, dann bemerkte er ruhig:

„Der Zweck ist erfüllt, und diese Blätter haben ihren Wert verloren."

„Für Sie vielleicht, aber nicht für mich", erwiderte der Hausierer, und er streckte die Hand nach den Papieren aus.

„Sie mißverstehen mich", versetzte Graham lächelnd. Er zog ein Wechselformular hervor, füllte es aus und übergab es dem Hausierer. Dieser las die eingetragene Summe bedachtsam und bemerkte verdrossen:

„Etwas höher hätten Sie immerhin greifen können. Weil's aber einmal geschrieben ist, mag es dabei bleiben", und nachlässig legte er den Wechsel in seine Brieftasche.

„Sie haben nichts dagegen, wenn ich das zwischen uns schwebende Geheimnis vernichte", entgegnete Graham, indem er das eine Blatt an dem zwischen ihnen stehenden Licht entzündete und es in seiner Hand bis auf einen kleinen Rest verbrennen ließ, den die Flamme auf dem Fußboden ganz verzehrte. Ähnlich verfuhr er mit dem zweiten Bogen, und als auch dieser in Asche zerfallen war, blickte er ruhig in die Augen des ihn erstaunt beobachtenden Hausierers.

„Daraus mag der Henker klug werden," redete dieser ihn an, „so viel Geld für die Asche hier fortzugeben; bei Gott, daraus werde der Henker klug."

„Das Weitere ist meine Sache," versetzte Graham kalt, „Sie haben Ihr Geld, ich erhielt den Gegenwert, und da diese Angelegenheit eine nachteilige Deutung erfahren könnte, werden wir beide nicht mehr darüber sprechen."

„Nichts," pflichtete der Hausierer bei, „Ihnen aber ist's wohl am angenehmsten, wenn ich nicht länger säume", und bei den letzten Worten erhob er sich und gleich darauf befand Graham sich allein. Was auch immer hinter seinen verschlossenen Zügen wirken mochte, sein Gesicht blieb ruhig. Langsam wandelte er auf und ab, das Haupt geneigt, die Hände auf dem Rücken ineinandergelegt. Nur einmal regten sich seine Lippen und wie unbewußt sprach er vor sich hin:

„Was würde dieser Walkort für die beiden elenden Papierstreifen gegeben haben?"

Ein höhnisches Lächeln spielte um den von einem schwarzen

Bart umsäumten Mund. Dann aber ließ er sich vor dem Tisch nieder, und zu Papier und Feder greifend, schrieb er:

„Das Gerücht von einer wirklichen Verheiratung, teure Emilia, muß auf einem Irrtum beruhen. Meine Nachforschungen, die sich auf Ihre Angaben stützten, waren vergeblich, es steht unserem energischen Vorgehen also nichts mehr entgegen. Die junge Farbige wohnt im ‚Bienenkorb' und erfreut sich des Wohlwollens der alten Dame. Vorläufig ist die Mehrzahl der Kinder und Enkel noch gegen die Anerkennung einer farbigen Verwandten, und diese Stimmung muß so bald wie möglich ausgenutzt werden. Frederik, der Ihnen diesen Brief überbringt, ist nur zum Teil mit der Sachlage vertraut. Um ihn in seinem Verkehr mit Grace nicht nachteilig zu beeinflussen, halte ich für ratsam, ihn nicht über alles aufzuklären. Schon jetzt glaube ich zuversichtlich, Sie zu dem Erfolge unseres Unternehmens beglückwünschen zu können. Mit aller Anhänglichkeit Ihr Vetter Graham."

Er hatte den Brief eben geschlossen und adressiert, als Frederik bei ihm eintrat.

„Alles geordnet," redete er ihn sofort an, „du wirst dich eiligst nach St. Louis zurückbegeben."

„Ohne Grace Wilson kennen gelernt zu haben?" fragte der junge Mann mißmutig.

„Wirst sie früh genug kennen lernen," versetzte Graham ernst, „im übrigen rate ich dir, wenigstens auf eine Weile mit deiner Leichtfertigkeit abzuschließen. Eine einzige Unvorsichtigkeit von deiner Seite, und meine Mühe war vergeblich."

Frederik zuckte die Achseln geringschätzig und warf sich auf einen Stuhl.

„Daß die Herren Väter so leicht vergessen, selbst einmal jung gewesen zu sein", bemerkte er nachlässig.

„Und die Herren Söhne, daß sie ohne die Väter und deren Rat in den meisten Fällen ziemlich verlassen dastehen", erwiderte Graham, worauf er wieder Platz nahm und sich in eine ernstere Unterhaltung mit dem jungen Manne vertiefte. —

Sie hing sich sogar ein wenig schwerer an seinen Arm, dadurch ihre Zufriedenheit bekundend. (S. 344.)

Dreißigstes Kapitel.

Ein schwerer Gang.

Beinahe eine Woche war wieder verstrichen, ohne daß die freundliche Hausordnung und patriarchalische Ruhe im „Bienenkorb" durch andere Ereignisse, als die Besuche Mac Kinneys und seiner Schwester oder Walkorts in willkommener Weise unterbrochen worden wären.

Der Huëko, die ihm gespendeten Wohltaten als eine Art Tribut hinnehmend, verschwand ebenso geheimnisvoll, wie er gekommen war, und zwar zur nicht geringen Entrüstung Tiptoes, der ihn nicht nur sehr herablassend behandelt, sondern ihm auch alle Einrichtungen der Farm gezeigt und erklärt, namentlich aber ihn mit seinen Obliegenheiten im Pferdestall vertraut gemacht hatte. Und wie Tiptoes Freundschaft, hatte der schlaue Bursche sich auch die des Hundes zu erwerben gewußt, wodurch er selbstverständlich in Lady Libertys Meinung erheblich stieg. Sie ging eben davon aus, daß der Instinkt des Getiers weitaus richtiger und zuverlässiger entscheide, als der Verstand der Menschen, der Huëko also nicht zu der schlechtesten Sorte zähle. Doch die Erinnerung an den Huëko verschwand spurlos, als eines Abends kurz vor Sonnenuntergang Walkort mit der Kunde im „Bienenkorb" erschien, daß Frau Barnard aus Neuorleans mit einem jungen Verwandten auf der herrenlosen Farm eingetroffen sei, sich jedoch zu erschöpft fühle, um noch selber im „Bienenkorb" vorzusprechen. Hieran schloß sich mit wohlwollenden Grüßen die Aufforderung an Grace, zu ihr zu kommen und sie durch ihre Gesellschaft für die lange Trennung von ihr zu entschädigen. Nach Walkorts ferneren Berichten hatte sie große Sehnsucht nach ihrer Enkelin an den Tag gelegt, Florences dagegen mit keiner Silbe gedacht, als ob deren Anwesenheit im „Bienenkorb" ihr noch fremd gewesen wäre.

Auf Lady Liberty schienen diese Nachrichten gar keinen Eindruck auszuüben, so ruhig blickten ihre klaren Augen, so fest klang ihre Stimme, indem sie bemerkte:

„Meine Frau Schwiegertochter steht Ausgang der fünfziger, und doch ist sie vor Entkräftung nicht imstande, der achtzigjährigen Mutter ihres verstorbenen Eheherrn den ersten Besuch abzustatten. Gut, ich werde ihr beweisen, wie frisch das Landleben erhält. Ich will zu ihr gehen, jedoch heute so wenig wie morgen. Sollte sie hingegen ihre Ansicht ändern und sich zu einer kurzen Fahrt hinlänglich gestärkt fühlen, so läuft sie Gefahr, mich nicht zu Hause zu finden."

Sie kehrte sich Grace zu. Mühsam kämpfte diese ihre Erregung nieder, und ängstlich sah sie zu ihr empor, wogegen Florence unter ihren gerunzelten Brauen hervor beide gespannt beobachtete.

„Auf dich hat das gar keinen Bezug," sprach sie ruhig, und sanft strich sie, was sonst nicht geschah, das braune Haar von Graces Schläfen zurück; „wie ich auch reden mag, du darfst deshalb nichts von der Achtung und Ehrerbietung verlieren, die du deiner Großmutter schuldest. Du wirst dich sogleich auf den Weg zu ihr begeben. Fährst du lieber, so sage es Tiptoe —"

„Wenn ich bitten darf, so gehe ich," fiel Grace befangen ein; „sie ist zwar meine Großmutter, aber ich bin ihr fremd geworden, ich fürchte sie —"

„Das brauchst du nicht, darfst du nicht", warf Lady Liberty lebhaft ein, und Grace, noch immer beängstigt, fuhr schüchtern fort:

„Der Pony bringt mich zu schnell hinüber; ich würde nicht Zeit gewinnen, mich auf die Begegnung vorzubereiten. Gehe ich mit Herrn Walkort, so ermutigt er mich ein wenig. Ich würde zittern und beben, träte ich zu jäh vor sie hin."

„Gut," entschied Lady Liberty in ihrer strengen Weise, durch die sie beinah jeden, der mit ihr in Berührung trat, gewissermaßen der Selbständigkeit beraubte oder vielmehr abhängig von sich machte, „so wandere zu Fuß; nur den einen Rat gebe ich dir mit auf den Weg: Fürchte dich vor niemand. Du hast ebensowenig Ursache, jemand zu scheuen, wie ein anderer, dir Leid zuzufügen."

Grace eilte in ihr Zimmer, um sich zu dem schweren Gange zu rüsten. Florence war zur Seite getreten und blickte durch das

offene Fenster in den entschlummernden lieblichen Tag hinaus. Die Brauen hatten sich zwar geglättet, allein auf ihrem jugendfrischen Antlitz ruhte tiefer Ernst. Sobald Grace das Zimmer verlassen hatte, kehrte Lady Liberty sich ihr zu.

„Auch dir scheint die Nachricht die gute Laune verdorben zu haben," sprach sie grämlich; „du fürchtest dich, wie das andere Kind; ich seh dir's an —"

Blitzschnell flog Florence herum. Ihr Antlitz hatte sich gerötet, und trotzig blickten die Augen, während sie die Lippen herausfordernd emporwarf.

„Nein, Lady Liberty," antwortete sie zuversichtlich, „ich fürchte niemand, habe noch nie jemand gefürchtet; aber die Witwe unseres Ältesten kommt nur meinetwegen nicht nach dem ‚Bienenkorb'. Sie braucht sich nicht zu ängstigen; ich werde ihr weit genug aus dem Wege gehen."

Lady Liberty betrachtete Florence einige Sekunden aufmerksam. Wie ihre heftige Erwiderung von der Greisin aufgenommen wurde, hätte sie aus deren hartem Antlitz nimmermehr herausgelesen; es kümmerte sie auch wenig. War sie doch eine zu offene, redliche Natur, um zum Zweck einer Täuschung ihre Regungen gewaltsam zu verheimlichen.

„Also keinen Menschen fürchtest du?" fragte Lady Liberty endlich gelassen.

„Niemand!" hieß es mit derselben ruhigen Entschiedenheit zurück, „und dennoch, ich sagte zu viel. Es ist zwar keine eigentliche Furcht, aber Scheu möcht' ich es nennen, was der Reverend, Mac Kinney mir einflößt, weil er so unendlich hoch über mir steht, und auch —" sie zögerte einen Atemzug, indem sie Walkort einen flüchtigen Blick zusandte, und freimütig fügte sie hinzu: „und auch Herr Walkort."

„So?" meinte Lady Liberty im Geschäftstone, „und welche Rolle spiele ich bei dir?"

Das letzte Wort hatte sie kaum ausgesprochen, da fühlte sie sich von Florences Armen umschlungen, fühlte sie deren Lippen auf den ihrigen, und hörte sie deren helles Lachen.

„Für dich habe ich nur Liebe!" tönte es dazwischen so kindlich, so herzlich, daß der alten Frau ehernes Antlitz sich

wunderbar glättete, „und an deiner Seite fürchte ich erst recht niemand, weder die Frau auf der Farm unseres Ältesten noch den guten Reverend noch den Herrn Walkort!"

„Gut, gut, Hanik!" versetzte Lady Liberty, mit einer sanften Bewegung Florence von sich abwehrend, „in Graces Blut liegt Schüchternheit, in deinem ungestümer Mut, und das sind beides Gaben der Natur; das eine ist so gut wie das andere. Aber in deinem Herzen geht irgend etwas vor, gleichviel, was es ist, ich seh' dir's an — brauchst nicht so einfältig erstaunt zu blicken — ich frage nicht weiter, will's nicht wissen —, geh' nur, geh' und sage Grace, sie möchte sich beeilen, damit die Frau auf der Farm unseres Ältesten nicht glaubt, ich wolle ihr die Enkelin vorenthalten."

Florence leicht erratend, daß die greise Patriarchin mit Walkort allein zu sein wünschte, eilte hinaus, und sie war kaum vor die Tür getreten, als jene sich in der Tat Walkort zukehrte.

„Ein wunderliches Ding, diese Hanik," bemerkte sie gedämpft, und sie wies Florence nach, „Lachen und Zürnen, Spotten und Schmeicheln gehen bei ihr Hand in Hand. Man könnte irre an ihr werden."

„Sie besitzt ein warmes, liebes Herz," versetzte Walkort überzeugungsvoll, „mag sie immerhin exzentrisch sein — was sie selbst am wenigsten verschuldet —, ihr Scharfsinn und ihr guter Wille erleichtern es ihr, ihr Wesen der neuen Umgebung anzupassen —"

„Sie meinen, daß sie sich ändere?" fiel Lady Liberty grämlich ein. „Ich wiederhole, Herr Walkort, was ich schon dem Reverend offenbarte: das braucht sie nicht, darf sie nicht, nein, ich will es nicht. Selbst Tiptoe ist meiner Ansicht, und der besitzt bei aller Einfalt seinen gesunden Menschenverstand. Wenn ich die Hanik ansehe, ist mir's, als sei ich's selber vor sechzig Jahren, als ich lachend die Axt schwang, singend hinterm Pfluge ging, Feder, Tinte und Papier noch zu den Landplagen des alten Juden Moses rechnete." Ihre harten Züge bequemten sich zu einem matten Lächeln, dann aber fuhr sie ernst fort: „Der Frau aus Neuorleans traue ich nicht. Die führt Böses gegen mich im Schilde, gleichviel was. Aber Sie mache ich

verantwortlich dafür, Herr Walkort, daß sie mit dem Kinde nicht davongeht. Hier bin ich Herr. In Neuorleans dagegen stehen ihr die Mittel zu Gebote, mir die Grace gänzlich vorzuenthalten, für Sie ein doppelter Grund, das Kind nicht aus den Augen zu verlieren. Will sie unsere Hanik kennen lernen, so geben Sie mir Nachricht, damit ich sie zum Reverend und dessen Schwester schicke. Dort mag sie bleiben, bis die böse Frau aus dem Wege ist, oder ich erlebe, daß sie der Hanik junges Herz vergiftet, wie es mit deren Mutter geschah."

Walkort seine Gewissenhaftigkeit beteuernd, sprach noch, als die beiden Mädchen wieder eintraten.

„So verliert keine Zeit," befahl Lady Liberty, während Grace ihr zum Abschied die Hand küßte, „du aber fürchte dich nicht. Sei freundlich und ehrerbietig gegen deine Großmutter. Bedenke, sie ist die Witwe unseres Ältesten."

Gleich darauf sah sie Walkort und Grace über den Vorplatz schreiten.

Florence, vor dem andern Fenster stehend, sah den Scheidenden ebenfalls nach. Was sie dachte, darüber hätte sie sich selbst kaum Rechenschaft abzulegen vermocht. Unbewußt hatte sie die Brauen dichter zusammengeschoben. Träumerisch blickten die großen Augen, als hätten ihre Gedanken in weiter, weiter Ferne geweilt.

Walkort und Grace hatten eine ziemliche Strecke zurückgelegt, als Grace ausrief: „Gott sei Dank, ich brauche nicht unvorbereitet vor meine Großmutter hinzutreten. Sie haben sie gesehen, können mir besser als jeder andere raten, wie ich mich zu verhalten habe. Mag sie meine Großmutter sein, mag es unnatürlich erscheinen, ich kann nicht anders: unnennbare Angst beschleicht mich bei dem Gedanken an sie."

„Das Gefühl der Entfremdung müssen Sie durchaus besiegen," ermutigte Walkort in seiner treuherzigen Weise, „müssen es darauf zurückführen, daß heute noch die Erinnerung an die Tage in Ihnen fortwirkt, in denen Sie sich als hilfloses Kind auf der Flucht vor ihr befanden, einer Flucht, die vielleicht nicht einmal ganz gerechtfertigt gewesen —"

„Ja, sie war gerechtfertigt," fiel Grace überzeugungsvoll

ein, „Tiptoe würde sonst nie gewagt haben, mich zu der fürchterlichen Reise zu zwingen. Und wie oft erzählte er mir, daß er allein im Auftrage meiner sterbenden Mutter handelte; um aber einen solchen Auftrag zu erteilen, müssen schwer wiegende Gründe walten."

„So wenig wie möglich denken Sie darüber nach," versetzte Walkort, eine unmittelbare Antwort bedachtsam umgehend, „hoffen Sie vielmehr, daß alle Verhältnisse sich freundlich gestalten, und suchen Sie selbst soviel wie nur irgend möglich dazu beizutragen, daß solche Hoffnungen sich verwirklichen."

„Ich möchte es unendlich gern," erwiderte Grace klagend, „allein mich foltert das Bewußtsein, daß sie Florence feindlich gesinnt ist. Und was kann Florence oder deren Mutter verbrochen haben, um eine derartige Feindschaft gegen sich herauszufordern?"

„Wenn sie besteht," erklärte Walkort tröstlich, „so begründet sie sich wohl am meisten auf ernste Zuneigung zu Ihnen. Geschieht es doch nicht selten, daß gerade verwandtschaftliche Liebe Ungerechtigkeiten gegen andere erzeugt."

„So handelt es sich um materielle Vorteile?" fragte Grace ängstlich.

„Sorgen Sie nicht, teure Grace; überlassen Sie alles denjenigen, die Ihr Wohl und das Florences fortgesetzt getreulich zu fördern trachten", hob Walkort an, als Grace zutraulich einfiel:

„Und zu denen Sie in erster Reihe zählen. Wie meine Wohlfahrt, liegt Ihnen auch die Florences am Herzen; das beruhigt mich am meisten."

„Seien Sie überzeugt, wie in jenen fernen Tagen gräßlicher Gefahren, stehe ich auch heute für mich wie im Auftrage der Lady Liberty zu Ihnen. Wo Sie aber Böses argwöhnen, da lassen Sie es ebenfalls sein, wie damals, als Sie Ihre kleinsten Bedenken und Zweifel vertrauensvoll zu den meinigen machten", erwiderte Walkort in feierlichem Tone.

„Hat sich denn seitdem etwas zwischen uns geändert?" fragte Grace, unschuldvoll in Walkorts Augen schauend. „Sind Sie nicht heute noch mein treuster Freund und Berater? Mein

Hort und mein Heil? Und fühle ich mich ermutigt, so geschieht es doch nur, weil ich Sie mir zur Seite weiß, wie in jenen bösen Zeiten."

Walkort antwortete nicht gleich. Überwältigt von seinen Empfindungen, zog er Graces Arm unter den seinigen, wie schon geschah, als sie mit ihrem braunen Lockenkopf kaum bis in seine Brusthöhe hinaufreichte. Grace duldete es, als hätte diese Bewegung sich von selbst verstanden. Sie hing sich sogar ein wenig schwerer an seinen Arm, dadurch ihre Zufriedenheit bekundend. Und was hätte sie hindern sollen, dem getreuen Freunde in aller erdenklichen Weise ihre herzliche Zuneigung zu erkennen zu geben? Anders hatte sie es nie gekannt, und sie war glücklich in dem Bewußtsein, daß es nie anders werden würde.

Dämmerung hatte sich auf die Landschaft gesenkt; Dämmerung verschleierte auch Graces holdseliges Antlitz, ihre lieben zutraulichen Augen, das schüchterne, innige Lächeln, das um ihre Lippen spielte.

Durch die Beleuchtung begünstigt, versuchte Walkort, im Geiste sich in jene Zeiten zurückzuversetzen — und sie lagen ja nicht so sehr weit —, in denen das lieblich heranreifende Kind nicht anders sprach, als heute, und dennoch mit den tändelnden Worten und herzigen Beteurungen eine von der heutigen so ganz verschiedene Wirkung erzeugte, allein es gelang ihm nicht.

„Es muß ein Ende nehmen," vibrierte es wieder und immer wieder in seinem Innern, „es kann nicht so weiter gehen, soll ich dem Tage nicht fluchen, an dem ich zum ersten Male in ihr liebes Kinderantlitz sah." So kämpfte er, um sich ein böses Erwachen aus den Träumen zu ersparen, in die der fortgesetzte Verkehr mit der jugendlich holden Freundin ihn tiefer und tiefer wiegte.

Und doch wieder hätte Walkort den Gang bis in die Ewigkeit hinein ausdehnen mögen. Und doch war es heute wie vor Jahren nur das gewissermaßen zur Gewohnheit gewordene Vertrauen des hilfsbedürftigen Kindes, dessen er sich erfreute; heute noch wie vor Jahren kindliche Anhänglichkeit, was Grace

die zärtlich klingenden Worte in den Mund legte, was beides aber wie ein Hauch zerfloß, sobald er diesen Regungen vermessen eine andere Bedeutung beizulegen versuchte, und so mußte es bleiben. Seine Freundschaft, sein Schutz waren ihr zum Bedürfnis geworden; seine Ratschläge — und wer hätte treuere zu erteilen vermocht — verliehen dem schüchternen Gemüt einen inneren Halt, und was es ihn selbst kostete, ihr dies alles zu erhalten, das konnte ja nimmermehr ins Gewicht fallen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die böse Frau von Neuorleans.

Die herrenlose Farm oder vielmehr die Besitzung des verstorbenen ältesten Sohnes der Lady Liberty stand in einem solchen Gegensatze zu dem Bienenkorb, daß ein Vergleich zwischen den beiden Grundstücken kaum zulässig war. Abgesehen von dem umfangreichen Hofraum und den stattlichen Wirtschaftsgebäuden und Ställen, bedeckte das Wohnhaus eine Fläche, auf der der Bienenkorb viermal bequem Platz gefunden hätte. Nur einstöckig auf einem für Haushaltungszwecke bestimmten Unterbau errichtet, rief es mit den großen Fenstern und der breiten Veranda einen überaus freundlichen Eindruck hervor. Von einer sanften Bodenerhebung aus schaute es weit über das Land hin, und wer es sah, fühlte sich durch seinen Anblick heimatlich angeweht.

Doch wie im Äußern, war auch im Innern unter Lady Libertys persönlicher Leitung nichts gespart worden, das Haus in ein behagliches Heim zu verwandeln, und überall hatte sie mit rührender Pietät den Geschmack des Verstorbenen als maßgebend gelten lassen. Wäre Florentin Barnard von einer Reise zurückerwartet worden, so hätten die Wohnungsräume, von den luftigen Gardinen bis herunter zu den teppichbelegten Fußböden, nicht bedachtsamer ausgestattet sein können. Kurz,

alles lag und stand so, daß nur jemand einzuziehen brauchte, um sich von der Vollständigkeit der Einrichtung zu überzeugen. Walkort bewohnte zwei kleine Zimmer. Mehr hat er nicht gewünscht, und Lady Liberty erklärte sich damit einverstanden. Daher konnte beinahe das ganze Haus der verwitweten Frau Barnard zur Verfügung gestellt werden, in dem mit allen Behagen sich auszubreiten sie keinen Anstand nahm. Auf der Besitzung ihres verstorbenen Gatten fühlte sie sich eben zu Hause, mochte jene immerhin nur den Charakter eines ihm mit treuer Pietät und mütterlicher Zärtlichkeit errichteten Denkmals tragen. Aber auch in ihr ehrte man den Toten, was sie in dem Glauben bestärkte, daß ihre wirkliche Besitzergreifung nur in Frage der Zeit oder vielmehr der Lebensdauer der greisen Stammutter sei.

Entsprechend solchen weitsichtigen Berechnungen war auch das Äußere der Frau Emilia Barnard. Obwohl bereits hoch in den Fünfzigen — als Südländerin hatte sie sich schon mit siebzehn Jahren verheiratet —, legte sie durch ihre Erscheinung noch immer den Schluß nahe, daß sie einst eine Schönheit ersten Ranges gewesen, die zugleich bei der Wahl des Gatten weniger das Herz befragt habe, als den Stolz, einen der schönsten Männer den ihrigen zu nennen. Er erschien als das verkörperte Urbild männlicher Kraft und Unerschrockenheit. Mit seinen, alle Augen bestechenden äußeren Eigenschaften verband er außerdem ungewöhnlichen Scharfsinn, der es ihm ermöglichte, auf Grund kühner Spekulationen sich innerhalb weniger Jahre zu Reichtum und Ansehen emporzuschwingen. Wahrscheinlich unter Berücksichtigung der eigentümlichen Neigung seiner Frau zu äußerem Glanze hatte er mit derselben klugen Berechnung schon in frühen Jahren Vorkehrungen getroffen, daß außer dem Zinsgenuß das von ihm selber erworbene Vermögen ihr vollständig unzugänglich blieb.

Die darauf bezüglichen Bestimmungen erhielten die gerichtliche Bestätigung zur Zeit seines besten Wohlergehens und lauteten auf seine Nachkommen in gerader Linie in gerechter und gleichmäßiger Verteilung. Der Tod überraschte ihn dann inmitten seiner regen kaufmännischen Tätigkeit, ohne daß er

zuvor seiner indianischen Tochter die Wohltat des Anspruches an sein Vermögen besonders eingeräumt hätte; war es aber dennoch geschehen, so verlautete doch nie ein Wort darüber. Ihrer Zukunft wurde bei dem Ordnen seiner Verhältnisse überhaupt nicht gedacht. Man wußte sie unter dem Schutz ihrer Großmutter, und dieser genügte allen. Die Zeit verrann. Der Bürgerkrieg brach aus, und Frau Emilia Barnard opferte auf dem Altar der südlichen Institutionen nicht nur den größten Teil ihres eigenen Vermögens, sondern auch ihre nächsten Angehörigen. Als darauf ihre Tochter, ihr letztes Kind, starb, Grace aber zu Lady Liberty entführt wurde, billigte sie es schweigend, um zwischen sich und das mutmaßlich sehr reiche Erbteil ihres verstorbenen Gatten ein Verbindungsglied einzuschieben.

Die zahlreichen schweren Verluste und herben Erfahrungen mußten notgedrungen einen nachhaltigen Eindruck auf die einst so hochgestellte Südländerin ausüben. Doch, wo andere Frauen vielleicht tiefgebeugt worden wären, wo Trauer um Verlorenes ihr Denken besänftigt, sie um so inniger an das ihnen noch erhalten Gebliebene gekettet hätte, da war in ihr Gemüt unheilbare Verbitterung eingezogen. Der durch die Niederlage der Sezession gekränkte Stolz auf ihre südliche Abstammung hatte sich in einen unnahbaren Hochmut verwandelt. In ihrer Brust gärte ein Haß gegen den siegreichen Norden, daß für dessen Demütigung ihr kein Preis, kein Opfer zu groß gewesen wäre. Ihre verstohlen glühenden, unversöhnlichen Leidenschaften aber erhielten reiche Nahrung im Kreise fanatischer Gesinnungsgenossen, die durch die Befreiung der Sklaven verarmt waren und daher am liebsten alle Farbigen mit einem Schlage von der Erde vertilgt hätten. Zu diesen zählte Graham, dem sie in blindem Vertrauen die Verwaltung ihres eigenen Vermögensrestes übergab. —

Zu der Zeit, in der Walkort und Grace auf die herrenlose Farm zuwanderten, befand Frau Emilia Barnard sich in dem geschmackvoll eingerichteten Salon, den Lady Liberty bei den Zusammenkünften mit ihren Angehörigen und den sogenannten verwandtschaftlichen Ratsversammlungen zu benutzen pflegte.

Auf dem Gesimse des Kamins standen zwei brennende Lampen; zwei andere auf den Konsolen an den Spiegelwänden. Eine fünfte hing von der Decke nieder und beleuchtete einen darunter stehenden Tisch, der mit Büchern und Bilderwerken bedeckt war.

Mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen schritt Frau Emilia auf und ab. Unhörbar traten ihre Füße auf den weichen Teppichstoff. Wäre das Rauschen des schwerseidenen, mit einer Schleppe versehenen Kleides nicht gewesen, so hätte man meinen mögen, daß sie langsam hin und her geschwebt sei.

An dem Tische unterhalb der Hängelampe saß Frederik Graham; nachlässig blätterte er in einem Buche, während er zugleich den gelegentlich an ihn gerichteten Bemerkungen lauschte.

„Man muß einräumen," sprach Frau Emilia nach einer längeren Pause des Schweigens eintönig, während sie in der Nähe des Tisches stehen blieb, „es gehören mehr als eine barocke Laune dazu, ich meine, recht viel Geld, um ein solches Haus im Grunde nur für einen Schatten einzurichten und Jahre auf Jahre gewissermaßen als einen Schatten fortbestehen zu lassen."

„Ich lebte bisher unter dem Eindruck, diese Farm, die gewiß ein ansehnliches Vermögen darstellt, sei zu Ihrem Witwensitz bestimmt gewesen", antwortete Frederik, und indem er zu seiner stolzen Verwandten emporsah, belebten seine mädchenhaft zarten Gesichtszüge sich ein wenig.

Frau Emilia nahm ihren Gang wieder auf und fuhr in demselben metallenen Ton fort:

„Nachdem mein Mann gestorben war, ließ seine Mutter an mich schreiben — sie selbst soll kaum lesen gelernt haben —, daß sie mit der Absicht umgehe, zur Erinnerung an ihren Ältesten — anders nannte sie meinen Mann grundsätzlich nie — eine besonders wertvolle Farm zu gründen und ich auf dieser so lange leben möge, wie es mir behage. Eine zweite Einladung erging an mich, nachdem der verräterische Sklave ihr Grace zugeführt hatte. Zu dieser Zeit stand die Farm bereits, und wiederum hieß es, ich möchte das Haus ihres Ältesten nach Belieben zu meinem Aufenthalt wählen. Ich sollte also nur Gast

sein, anstatt die Erbschaft meines Mannes zugunsten unserer Enkelin anzutreten. Ich und Gast dieser sogenannten Lady Liberty! Ich sollte mich von Verhältnissen, die mir im Laufe der Jahre durch Lebende und Tote teuer geworden, losreißen, der edelsten Aristokratie des Kontinents den Rücken kehren, meine Abstammung verleugnen, um hier unter rohen Ackerbauern ein elendes Dasein und obenein gewissermaßen als Almosenempfängerin fristen? Nein, nimmermehr! O, ich durchschaue alle, die lächerliche Patriarchin sowohl wie den hinterlistigen Walkort, der den wilden Sprößling aus indianischem Geschlecht trotz aller Gegenmaßnahmen herbeizuschaffen wußte. Doch wir wollen sehen, wer zuletzt lacht, wir oder dieser deutsche Tölpel, der schon einmal an der Hand eines verräterischen Negers meine Pläne umstieß. Ich will sehen, ob die alte Frau wagt, allen Formen und Gesetzen ins Angesicht zu schlagen und eine Farbige als gleichberechtigt mit meiner Enkelin hinzustellen; will sehen, ob die von dem Vormunde einer Minderjährigen eingegangenen Verpflichtungen auf dieser Seite des Ozeans Gültigkeit haben oder nicht."

„Ich fürchte, solange Lady Liberty lebt, kann sie nach Willkür mit ihrem Eigentum schalten", bemerkte Frederik gedehnt.

„Ja, das kann sie," hieß es kalt zurück, „dagegen nicht mit dem Eigentum ihres verstorbenen Mannes — und von ihm rührt alles her —, sondern sie hat Verpflichtungen gegen dessen Kinder, und da, wo diese tot sind, gegen dessen legitime Nachkommen, also in diesem Falle gegen Grace, was allerdings bisher nie abgeleugnet wurde. Ja, ich durchschaue das ganze Gewebe, dessen Seele dieser Walkort ist, der sich so fest hier eingenistet hat, daß seine Stellung kaum noch zu erschüttern ist. Zunächst soll die junge Farbige als gleichberechtigt mit Grace anerkannt werden. Dann will man nicht nur Graces Ansprüche an diese Farm zur Hälfte auf die junge Farbige übertragen, sondern auch die Hälfte der Hinterlassenschaft meines verstorbenen Mannes. Schließlich aber gedenkt man dem Werke dadurch die Krone aufzusetzen, daß Walkort die junge Farbige heiratet. Gut, mag er sie zum Weibe nehmen, sie dagegen als Graces Miterbin einzusetzen soll ihnen nicht

gelingen, solange einem geschriebenen Worte bindende Kraft innewohnt und ein ungeschriebenes nicht mehr wert ist, als die Flammen der Lampen hier nach ihrem Erlöschen. Doch diese Angelegenheiten entziehen sich deiner Beurteilung. Du wirst Grace zum Traualtar führen, wodurch sich alles vereinfacht; und wäre die Beschleunigung der Auseinandersetzung der einzige Gewinn unserer Reise, so wollte ich zufrieden sein."

„Sie glauben, verehrte Tante, daß Grace, die sich meiner schwerlich noch erinnert, einwilligt?"

„Sie wird es, sie muß es", erklärte Frau Emilia Barnard, an den Tisch tretend, indem sie jedes Wort mit einem leichten Schlage des Zeigefingers auf dessen Rand begleitete. „Ihre Mutter war meine Tochter, und wenn jemand ein Recht besitzt, nach dieser Richtung über ihre Zukunft zu verfügen, so bin ich das!"

„Und wenn jemand hofft, daß keine Täuschung walte, so bin ich das," versetzte Frederik mit einem selbstzufriedenen matten Lächeln, „an mir soll es nicht liegen, wenn sie in Erinnerung unserer frühen Bekanntschaft kein Vertrauen zu mir gewinnt."

„Wir werden sehen", versetzte Frau Emilia, sich alsbald wieder majestätisch einherbewegend. „Dir kann ich nur raten, dich allein um sie zu kümmern und das Weitere mir und deinem Vater zu überlassen. Hoffentlich hat die alte Person ihr nicht verwehrt, sich hierher zu begeben."

„Vielleicht erscheint Lady Liberty selber?"

„Es sähe ihr kaum ähnlich. Nicht unüberlegt schützte ich Müdigkeit vor. Ich halte nämlich für ratsamer, vor meiner Begegnung mit ihr uns mit Grace zu befreunden."

Da ertönten Schritte auf den nach der Veranda hinaufführenden Stufen. Frau Emilia blieb stehen, und nun erblickte sie die arme schüchterne Grace in aller ihrer Lieblichkeit, die großen blauen Augen mit wachsender Angst auf das strenge Antlitz der majestätischen Frau gerichtet, als wäre von deren Lippen ein Urteil über Leben und Tod zu erwarten gewesen. Daß sich noch ein anderer in dem Salon befand, dessen Blicke mit unverkennbar freudigem Erstaunen auf ihr ruhten, sah

sie nicht. Rief es doch den Eindruck hervor, als hätten die Augen ihrer Großmutter für sie die sagenhafte Zauberkraft einer sich zum Angriff aufringelnden Schlange besessen.

„Frau Barnard," brach Walkort höflich das Schweigen, „mir ist die Ehre zuerkannt worden, Fräulein Grace Wilson bei ihrer Großmutter einzuführen."

„Die alte Dame hatte wohl keine Pferde zur Hand, daß sie dir zumutete, den weiten Weg zu Fuß zurückzulegen?" redete Frau Emilia das bebende Mädchen an, mit ausgeprägter Absichtlichkeit Walkorts nicht achtend.

„Es war mein Wunsch — ich bat darum", stotterte Grace, und als sie ganz schwieg, bemerkte Walkort mit ruhiger Würde: „Lady Liberty sendet ihre Empfehlungen; sie bedauert die Übermüdung ihrer Frau Schwiegertochter. In ihrem Namen soll ich Sie ersuchen, deren Gastfreundschaft sich im weitesten Umfange zunutze zu machen."

„Gastfreundschaft?" wiederholte Frau Emilia scharf, und geringschätzig betrachtete sie Walkort vom Kopf bis zu den Füßen. Doch wie bereuend, ihm so viel Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, kehrte sie sich Grace wieder zu, indem sie fortfuhr: „Komm her, mein Kind. Ich heiße dich im Hause deines Großvaters, meines vielgeliebten, unvergeßlichen Gatten willkommen, und so magst du für's erste gemeinsam mit mir die so liebenswürdig angebotene Gastfreundschaft genießen."

Metallen klang ihre Stimme. Trotzdem offenbarte sich in ihr wohl ein wenig Befriedigung über das liebliche Bild, das Grace in ihrer Befangenheit bot, denn indem sie ihre Hand ausstreckte, schritt Grace auf sie zu, diese an ihre Lippen hebend. Frau Emilia küßte sie dagegen auf die Stirn. Es war eine Berührung, die Grace auf's neue erbeben machte, als ob sie nunmehr durch eine unheimliche Gewalt unauflöslich an die gefürchtete Frau gekettet gewesen wäre. Wie Rat von ihm erflehend, sah sie sich scheu nach Walkort um. Frau Emilia entging diese Bewegung nicht; sie gab sich indessen das Ansehen, sie nicht bemerkt zu haben, und mit einer erhabenen Neigung des Hauptes rief sie Walkort zu:

„Ich danke Ihnen für heute abend. Meine Enkelin wird bei mir übernachten."

„Wozu Lady Liberty bereits ihre Erlaubnis erteilte", versetzte Walkort und sich höflich verneigend, trat er aus dem Zimmer.

Über Frau Emilias Antlitz eilte matte Röte; doch sie verstand es, sich zu beherrschen, und mit derselben Kälte sprach sie zu Grace:

„Wie rücksichtsvoll die ehrwürdige Dame ist; selbst daran dachte sie — doch hier, mein Kind, stelle ich dir Herrn Frederik Graham vor. Du wirst dich seiner kaum noch entsinnen. Ich schätze ihn nicht nur als einen entfernten Verwandten, sondern auch als einen lieben, aufrichtigen Freund. Du wirst ihm ebenfalls dein ungeteiltes Vertrauen entgegentragen; er verdient es im höchsten Grade, zumal du in nächster Zeit viel auf ihn angewiesen sein wirst. Frederik, dies ist meine sehr liebe Enkelin Grace, die Letzte meines Stammes. Vergiß das nicht und zeige dich würdig des Vertrauens, mit dem sie dir jederzeit begegnen wird."

Grace, den eigentlichen Sinn der Worte ihrer Großmutter nicht ahnend, reichte mit ihrem holdesten Erröten Frederik die Hand. Sie war so befangen, daß sie die verbindlichen Worte, die er an sie richtete, überhörte. Es war ihr daher willkommen, zum Niedersitzen aufgefordert zu werden, worauf Frau Emilia und Frederik ihr gegenüber Platz nahm.

„Recht gut herausgewachsen bist du," übernahm erstere alsbald die Leitung des Gespräches, „und schön geworden bist du ebenfalls. In der Tat, es ist die höchste Zeit, daß wir dich nach Neuorleans verpflanzen, oder du wirst zu alt, um dich leicht und schnell in die neuen Verhältnisse hineinzuleben."

„Ich bitte um Verzeihung, Großmutter," antwortete Grace ungesäumt, denn noch wirkten in ihr Walkorts Ratschläge, „ich sehne mich nicht nach dem Leben in einer großen Stadt —"

„Nach fremden Dingen kann man sich unmöglich sehnen," fiel Frau Emilia wie beiläufig ein, „du wirst dich daher in das fügen, was deine natürlichen Beschützer über dich bestimmen. Behaupte ich, du gehörst in eine große Stadt, in einen Zentral-

punkt des höheren gesellschaftlichen Verkehrs, so walten bei mir unwiderlegliche Gründe, und erkläre ich, du seist zu gut zu einer einfachen Landdame, so magst du mir blindlings glauben. Wie bist du zum Beispiel gekleidet? Weder Stoff noch Farbe noch Schnitt stehen im Einklang mit deinen körperlichen Vorzügen. Deine Eltern und dein Großvater mit ihrem feinen Geschmack würden sich in der Erde umkehren, könnten sie dich so sehen. Und wie sitzt dein Haar? Was soll der Scheitel, der die Schläfen bedeckt? Fort damit, abgeschnitten bis in gleiche Höhe mit den Brauen und dann nach oben gekräuselt! Gut, daß ich meine Kammerjungfer mitgebracht habe, die soll dich umgestalten, daß du dich selber nicht wiedererkennst. Aber noch ist nichts verloren; an der Hand eines Mannes aus der fashionablen Welt wirst du sehr schnell alles nachholen."

Förmlich entsetzt starrte Grace auf ihre Großmutter. Es schien fast, als hätte sie deren Worte nicht verstanden. Dabei war die frische Farbe von ihren Wangen gewichen; indem sie aber, wie Hilfe von ihm erwartend, auf Frederik sah, der sie mit einem eigentümlichen Ausdruck der Bewunderung und des Verlangens betrachtete, bedeckte ihr Antlitz sich jäh mit dem Purpur der Scham und Entrüstung. Unwillkürlich mochte sie ihn und sein fremdartiges Wesen mit Walkort und dessen würdevollem Auftreten vergleichen und daraus neuen Mut schöpfen, denn sich der sie kalt beobachtenden Großmutter wieder zukehrend, sprach sie mit fester Stimme:

„Nie wird eine Schere mein Haar in entstellender Weise berühren, nie werde ich andere Kleider, als die meinem Geschmack entsprechenden tragen, und wohin ich nicht gehen will, vermag keine Überredung mich zu führen. Nein, nicht für das Landleben bin ich zu gut, sondern für das Stadtleben." Sie holte tief Atem, wie im Erstaunen über ihre Kühnheit; dann aber fügte sie hinzu, als hätte sie dadurch die Brücke zu ihrer bisherigen Schüchternheit abbrechen wollen: „Um mich glücklich zu fühlen, bedarf ich nicht der Leitung eines Mannes, am wenigsten jemandes, der sich vielleicht die Aufgabe stellt, mit Sitten mich vertraut zu machen, die ich hasse, ohne sie zu kennen."

Ruhig, wie ein Wachsgebilde, hatte Frau Emilia Grace zu Ende sprechen lassen. Dann kehrte sie sich nachlässig dem ihrer Erwiderung gespannt entgegensehenden jungen Graham mit den Worten zu:

„Allerliebst, die Kleine! Wer hätte in dem Kinde so viel Widerspruchsgeist vermutet? Aber ich finde, es kleidet sie besser, als langweilige Sanftmut.“ Und wieder zu Grace: „So gefällst du mir! Wenn du an die neuen Verhältnisse dich gewöhnt hast, wirst du eine Zierde unserer Salons sein. Dein Zukünftiger wird freilich seine Not mit dir haben —“

„Was soll das heißen?“ fiel Grace erbleichend und wie nach Atem ringend ein.

„Ei, wie du aufbrausest in deiner Einfalt und Unschuld vom Lande,“ antwortete Frau Emilia, „du mußt eingedenk bleiben, daß es deine eigene, viel getreue Großmutter ist, die ein wenig an dir herumtadelt! Die erste Probe deines ungestümen Mutes genügte vollkommen. Beruhige dich daher jetzt und gewinne die Überzeugung, daß ich nur dein Bestes will. Du wirst wohl auch begreifen, daß bei deiner gänzlichen Unerfahrenheit, bei deiner natürlichen Unfähigkeit, alles über die Grenzen deines mädchenhaften Gesichtskreises Hinausreichende sachgemäß zu beurteilen, dein eigener Wille nimmermehr in die Wagschale fallen darf.“

Die eiserne Ruhe, mit der ihre Großmutter diese Erklärungen erteilte, war zu viel für Graces Fassung. Die Möglichkeit, der Willkür der vor ihr sitzenden strengen, hartherzigen Frau preisgegeben zu werden, erstarrte sie förmlich. Vergeblich beschwor sie das Bild Walkorts vor ihre Seele, vergeblich das Lady Libertys und endlich das der unerschrockenen Florence. Vergeblich fragte sie sich, wie sie an ihrer Stelle gehandelt hätte, wie jene ihre Lage beurteilen würden, und fast unfähig zu denken, beugte sie sich unbewußt unter das Übergewicht derjenigen, die sie gewissermaßen als eine willenlose Sache betrachtete.

Eine längere Pause verrann in dumpfem Schweigen, als Frau Emilia plötzlich wieder anhob:

„Ich sehe dir's an, das Vertrauen in diejenige, die von

allen Menschen der Welt dir am nächsten steht, ist mit großem Bedacht schwer erschüttert worden. Welcher Mittel man sich dazu bediente, in welchem Lichte ich geschildert wurde — nun, es gehört kein großer Scharfsinn dazu, das zu erraten —"

Und wiederum flackerte Graces Mut empor. Brennende Glut bedeckte ihr Antlitz, indem sie erzwungen ruhig, jedoch gegen Tränen kämpfend, einfiel:

„Nie hörte ich einen andern Rat, nie eine andere Lehre, als daß ich meiner Großmutter Achtung und Ehrerbietung zu zollen habe."

„Keine Liebe, keinen Gehorsam," bemerkte Frau Emilia mit einem kaum bemerkbaren Anfluge von Spott, und wie eine Unnatur erschien ihre starre, erbarmungslose Haltung der nur zu Liebe und Freundlichkeit ermunternden holden Gestalt gegenüber; „man hielt dergleichen wohl für zu selbstverständlich, als daß es noch besonderer Erwähnung bedurfte."

„Ja, man hielt es für überflüssig," versetzte Grace mit bebenden Lippen, während wieder helle Tränen in ihre Augen drangen, und mit einer Entschlossenheit der Verzweiflung fügte sie hinzu: „man glaubte vielleicht, daß es Aufgabe meiner Großmutter sei, meine angeborene Liebe zu ihr nach der langen Trennung durch ein gütiges Wort, durch einen einzigen freundlichen Blick neu zu beleben. Und den Gehorsam setzte man sicher voraus in der festen Überzeugung, daß ich nie in die Lage geraten würde, ihn verweigern zu müssen. Großmutter, glaube mir, ich bin dazu erzogen, dich zu lieben, zu verehren, deine Wünsche zu achten und hochzuhalten, allein was mir bisher unmöglich erschien, jetzt weiß ich es, fühle ich es: es gibt Dinge und Anforderungen, in deren Befolgung ich unerträgliches Leid für mich heraufbeschwören würde, und unter die beuge ich mich nie."

„Wie redegewandt du bist," bemerkte Frau Emilia, durch gänzliche Nichtachtung des Inhaltes ihrer Erklärungen Graces erwachende Selbständigkeit schnell wieder in Fesseln schlagend, „für deine Erziehung ist in der Tat etwas geschehen, wofür wir der alten Dame recht dankbar sein müssen. O, ich sehe voraus, du wirst mein Stolz, der Stolz desjenigen werden,

der dich heimführt! Und wie dein junges Blut regsam geworden ist! Blühst du noch wie eine Flatterrose — jetzt möchte ich dich in einem himmelblauen seidenen Kleide sehen mit Perlen in deinem kostbaren Haar — drei der schönsten Perlenschnüre besitze ich. Dein Großvater gab sie mir einst zum Angebinde, die schenke ich dir samt den dazu gehörigen Ohrgehängen und Tuchnadel. Was meinst du, lieber Frederik, sie muß ein Bild für Götter sein?"

„Aber noch mehr für irdisch Geborene," antwortete der junge Mann begeistert, und mit berauschten Blicken umfing er die im Purpur tiefer Verwirrung prangende liebliche Gestalt, die nicht mehr wußte, wohin sie in ihrer Angst und Not die Augen wenden sollte und daher sinkenden Herzens vor sich niedersah.

„Ei, mein teurer Frederik," nahm Frau Emilia alsbald wieder mit freundlicher Nachsicht das Wort, „heute wie immer verstehst du es, eine richtige Bezeichnung im richtigen Augenblick anzuwenden. Du bist daher eine geeignetere Gesellschaft für die Jugend und Schönheit, als eine alternde Frau, die überall mit herben Erinnerungen kämpft."

Damit richtete sie sich stolzer empor, und begleitet von dem Rauschen der langen Schleppe, verschwand sie in dem Nebenzimmer, die Tür hinter sich ins Schloß ziehend.

Grace atmete auf, sobald sie sich außerhalb der Zauberkreise befand, die die unheimliche Frau bedachtsam um sie webte. Um so zugänglicher wurde sie dagegen dem heiteren Geplauder, in das der junge Graham sie alsbald mit der Gewandtheit eines feinen Weltmannes hineinzog. Arglos bewunderte sie seine Gabe einer leichten Rede, sein mit scharfen Bemerkungen durchwobenes, nachlässiges, gleichsam wegwerfendes Urteil über Menschen und Dinge, die sie selbst als weit außerhalb ihres Gesichtskreises liegend betrachtete. Ob sie ihm überall beipflichten könne, fragte sie sich nicht. Sie war zufrieden, eine Ablenkung für ihre Betrachtungen zu finden, die sich immer wieder mit den ersten Eindrücken ihres Empfanges beschäftigten. Es konnte daher nicht überraschen, daß später beim gemeinsamen Mahle Grace viel von ihrer ersten Scheu verlor. Durch Frederiks sorglos heiteres Wesen gefesselt,

fand sie weder Zeit noch Gelegenheit, die ermutigenden Ratschläge Walkorts sich ins Gedächtnis zu rufen.

Die Zeit enteilte ihr im Fluge; Mitternacht war nicht fern, als Frau Emilia endlich das Zeichen zum Aufbruch gab und jeder das ihm bestimmte Gemach aufsuchte.

Bald darauf verdunkelte sich das letzte Fenster des Hauses. Still lag das Gehöft mit seinem Garten; still lagen Felder, Wiesen und Haine.

Eine milde, eine liebliche Nacht! Verrat und Tücke wirkten nur noch im verborgenen: in der dicht überwucherten Regenschlucht, wo die wilde Hanik zwischen Dornen und Gestrüpp ihre Rachepläne schmiedete; auf der herrenlosen Farm, wo die verbitterte stolze Südländerin auf weichen Pfühlen ihre das Glück und den Frieden anderer nicht minder bedrohenden Ränke ersann. Dort galt es der Rache an arglosen Weißen, hier der Verfolgung des angestammten wilden Blutes, das den Schlag eines treuen, liebevollen und opferwilligen Herzens regelte.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Zwei starke Gegnerinnen.

Wie Lady Liberty nicht anders erwartete, fühlte ihre Schwiegertochter sich auch folgenden Tages noch zu erschöpft, um in dem Bienenkorb einen Besuch abzustatten. Dagegen war sie nicht zu erschöpft, in Frederiks und Graces Begleitung in der Nachbarschaft des Gehöftes umherzuwandeln und, während die beiden jungen Leute, anscheinend von ihr nicht beachtet, sich in lebhaften Gesprächen ergingen, den Wert der schönen Besitzung einigermaßen abzuschätzen.

Damit war der Vormittag hingegangen, sowie die erste Hälfte des Nachmittags, als Tiptoe, die Pfauenfeder mit dem argwöhnisch schielenden grünen Auge auf dem Hute furchtsam nach hinten gesenkt, plötzlich den Pony außerhalb des Hofes

im Wege anhielt und Lady Liberty, von Walkort unterstützt, dem Wagen entstieg.

Von dem Salon aus, in dem Frau Emilia, Frederik und Grace weilten, war das Fuhrwerk bemerkt worden. Und kaum hatte Lady Liberty festen Fuß auf der Erde gefaßt, als Grace sich an ihrer Seite befand, ihre Hand küßte und ihr aus übervollem Herzen zuraunte:

„Lady Liberty, ich habe mich so sehr geängstigt — hier ertrag ich's nicht. Nimm mich mit fort —"

„Geh' hin zu deiner Großmutter," fiel Lady Liberty grämlich ein, und dennoch mußte im Tone ihrer Stimme etwas Beruhigendes für Grace liegen, daß sie nicht einmal durch einen Blick Einwendungen erhob; „geh zu ihr. Sie darf nicht wähnen, daß ich zwischen sie und dich treten möchte. Zeige ihr ein fröhliches Gesicht;" und als Grace, vertraut mit der Entschiedenheit ihres einmal ausgesprochenen Willens, sogleich von ihr forttrat, rief sie ihr nach: „Noch lebt die Lady Liberty! Ich komme nach, will mich zuvor ein wenig auf dem Gehöft umsehen," und laut genug, daß es durch die offenen Fenster im Salon verstanden werden konnte, fügte sie hinzu: „vielleicht fühlt deine Großmutter sich dann kräftig genug, mich zu empfangen!"

„Hörst du, Frederik, welchen Trumpf sie auf die Verzögerung meines Besuches gegen mich ausspielt?" fragte Frau Emilia ihren jungen Verwandten, sobald sie der greisen Patriarchin Worte vernahm. „Um so besser; das überhebt mich der Mühe, ihr entgegenzugehen."

Sie warf einen Blick durchs Fenster, und ein wenig fester legten sich ihre Lippen aufeinander, als sie gewahrte, daß Lady Liberty, den runden Strohhut nach Männerart über die Stirn geschoben und ihren Stab mehr schwingend als sich auf ihn stützend, an Walkorts Seite im Bogen um das Haus herum nach den Ställen ging.

„Die meint es gut," fuhr sie mit einem Anflug hochmütigen Spottes fort; „nebenbei ein Zerrbild mit ihrem Vogelgesicht, dem kurzen Haar und den schlotterigen Röcken. Sieh doch, Frederik, schreitet sie nicht einher, wie ein virginischer Farmer-

knecht? O, sie wäre die Rechte, die Erziehung Graces zu vervollständigen!"

„Das arme Kind," so lauteten die ersten Worte, die Lady Liberty zu Walkort sprach, nachdem sie Tiptoe angewiesen hatte, langsam vor dem Hause auf und ab zu fahren. „Aber leider kann ich ihm nicht helfen. Die Frau muß ihren Willen haben — schade, daß wir die Hanik nicht an Graces Stelle setzen können."

„Die wäre vielleicht in der ersten halben Stunde nach dem Bienenkorb aufgebrochen", meinte Walkort teilnahmvoll.

„Womit nichts gewonnen gewesen wäre," versetzte Lady Liberty; „nein, nein, es muß alles abgesponnen werden. Ich muß wissen, wie weit meiner Frau Schwiegertochter Pläne reichen. Nebenbei hat die Grace sehr viel von meinem guten John. Der war ebenfalls sanft und langmütig. Riß ihm aber die Geduld, so war's gefährlich für denjenigen, der seinen Zorn herausforderte. Heute erhält er wieder seinen Kranz. Da ich die Hanik nicht mitnehmen konnte, begab sie sich bald nach dem Essen mit einem sehr schönen Blumengewinde auf den Weg — wunderbar, selbst in ihren Neigungen unterscheidet sie sich kaum von mir. Und bei ihr ist's nicht Schein, sondern guter, ehrlicher Wille."

„Sie ist die letzte, die einer Täuschung fähig wäre", beteuerte Walkort eifrig.

„Von Graham hörten Sie nichts mehr?"

„Er soll abgereist sein; dagegen befindet sein Sohn sich bei Frau Barnard."

„Wahrscheinlich beabsichtigt man, ihn mit Grace zu verheiraten", bemerkte Lady Liberty kaltblütig. „Nun ja, wenn Grace einwilligt, warum nicht? Als ich meinem guten John folgte, fragte ich ebenfalls niemand um Erlaubnis. Gedenkt man dagegen Zwang auf das Kind auszuüben, so sind wir auch noch da."

So miteinander plaudernd und beratend, suchten die beiden das ganze Gehöft ab. In jeden Stall warf Lady Liberty einen Blick. Selbst die Tauben auf den Dächern und das Geflügel auf dem Hühnerhofe entgingen nicht ihrer Aufmerksamkeit,

bis sie endlich sich entschloß, zu ihrer Schwiegertochter hineinzugehen.

Es geschah dies mit dem vollen, ruhigen Selbstvertrauen das sich auf ein langes Leben angestrengter und erfolgreicher Tätigkeit wie auf das Bewußtsein begründete, in weitem Umkreise als unumschränkte Gebieterin geachtet und geehrt zu werden.

„Bleiben Sie sitzen, Frau Schwiegertochter", begrüßte sie beim Eintreten in den Salon Frau Emilia Barnard, als diese, ohne ihre stolze Haltung abzulegen, eine matte Bewegung machte, sich zu erheben. Den jungen Mann, der mit dem Buch in der Hand aufgesprungen war, beachtete sie dagegen nicht, sondern einen Stuhl vor jene hinziehend, setzte sie sich mit dem Ausdruck unerschütterlicher Gemütsruhe nieder. Sie legte Hut und Stock auf den Tisch, strich ihr ergrautes Haar von den Schläfen zurück, und mit flüchtigem, aber haarscharfen Blick die förmlich eingeschüchterte Südländerin musternd, fuhr sie fort: „Was sollen wir uns gegenseitig das Leben erschweren mit lächerlichen Komplimenten und Vorstellen?! Wir sind einander zwar fremd, trotzdem kennen wir uns gegenseitig so genau, wie zwei Menschen, die Jahr und Tag unter demselben Dache lebten und beim Wiedersehen nach langer Trennung Tränen der Rührung weinten," und gleichmütig, wie sie gesprochen hatte, betrachtete sie den jungen Graham, der hinter seinem Stuhl stand und sichtbar verwirrt darauf wartete, bei ihr eingeführt zu werden.

Frau Emilia, trotz ihrer gleichsam fanatischen Entschlossenheit von heimlicher Scheu ergriffen und in der rücksichtslosen alten Frau sofort eine ebenbürtige und daher um so verhaßtere Gegnerin erkennend, hatte keine Miene gemacht, sie höflich entgegenkommend zu unterbrechen. Dagegen benutzte sie die dadurch gewonnene Zeit, ihren Grimm niederzukämpfen und sich auf den offenbar bevorstehenden Kampf vorzubereiten. Sie bemerkte indessen nicht so bald, daß Lady Liberty Frederik ihre Aufmerksamkeit zuwandte, als sie in vornehm verbindlicher Weise eine Art Vorstellung folgen ließ.

„Herr Frederik Graham," sprach sie mit einer matten

Handbewegung auf diesen; „ein zwar nur entfernter, jedoch sehr lieber Verwandter." Dann zu diesem gewendet: „Mein teurer Frederik, ich habe die Ehre, Frau Libertas Barnard meine Schwiegermutter zu nennen. Ich kann nur wünschen, daß es dir gelingen möge, deren Wohlwollen zu erwerben —"

„Das findet sich von selbst, wenn Grund dazu vorhanden ist", fiel Lady Liberty wie beiläufig ein, denn ihre erfahrenen Augen hatten dem jungen Mann bis ins Herz hinein gespäht. „Da helfen weder Empfehlungen noch Schmeicheleien. Selbst ist der Mann, Frau Schwiegertochter. Ich hoffe, Sie wurden gut aufgenommen und bedient. Von meinem Freunde Walkort kann ich wenigstens nichts anders erwarten. Ihm liegt nämlich ob, mich auf dieser meiner Lieblingsbesitzung — den Bienenkorb nehme ich aus — zu vertreten; ebenso wird Grace ihrem Amt als Wirtin Ehre gemacht haben."

„Aufnahme und Bedienung ließen nichts zu wünschen übrig," antwortete Frau Emilia; verstohlen prüfte sie dabei die einfach gekleidete alte Frau mit der männlich energischen Haltung von dem lose niederhängenden grauen Haar bis hinunter zu den dicksohligen kalbledernen Stiefeln. „Zu der Stellung der Wirtin habe ich mich indessen selber emporschwingen müssen, um der befremdenden Schüchternheit meiner Enkelin entgegenzukommen und das Gefühl in ihr zu erwecken, daß sie sich bei der Witwe ihres Großvaters auf dessen Farm als Gast befinde."

„Grace," kehrte Lady Liberty sich dem die beiden Gegnerinnen mit ängstlicher Spannung beobachtenden Mädchen zu, „junges Volk gehört an solch schönem Nachmittage nicht zwischen vier Wände. Ich rate dir daher zu einem längeren Spaziergange mit Herrn Graham. Im Vorbeigehen bitte meinen Freund Walkort, sich euch anzuschließen. Er ist geeigneter, als du, dem jungen Stadtherrn die Vorzüge unserer Bewirtschaftung klar zu machen. Ferner sage meinem trefflichen Tiptoe, ich wüßte nicht, wie lange es hier daure. Er möchte daher dem Pony gesunde Bewegung verschaffen, sich aber nicht zu weit entfernen, so daß ich ihn jederzeit rufen könne."

Sie säumte, bis die beiden jungen Leute den Salon verlassen hatten und fuhr dann kaltblütig fort:

„Aus der Wendung, die Sie dem Gespräch gaben, Frau Schwiegertochter, entnahm ich, daß Sie mich in Geschäftsangelegenheiten zu sprechen wünschten. Ich beeilte mich daher, unberufene Zeugen zu entfernen und hoffe, in Ihrem Sinne gehandelt zu haben."

„Sehr dankbar", erwiderte Frau Emilia, die ihre Überlegung und damit ihre Kampfeslust zurückgewonnen hatte. „Beliebt es Ihnen, verwandtschaftliche Verhältnisse als Geschäftssache zu behandeln, so darf ich keine Einwendungen erheben."

„Wir beide kommen damit am weitesten, Frau Schwiegertochter, und ich glaube kaum, daß Ihr Besuch eine andere Bezeichnung verdient, als die einer Geschäftsreise. Zunächst möchte ich indessen Ihre Ansicht berichtigen, daß wir uns hier auf der Besitzung meines Ältesten befinden. Damit sind Sie im Irrtum. Eigentlich ist diese Farm herrenlos, jedoch unter der kleinen Nebenbedingung, daß ohne meinen Willen hier kein Blatt vom Baume, kein Grashalm von seiner Wurzel getrennt werden darf. Ich selber habe also das Vergnügen, Wirtin zu sein. Das seltsame Verhältnis begründet sich darauf, daß ich diese Farm als ein meinem Ältesten geweihtes Denkmal errichtete. Sie gehört dem Toten. Hierher gehe ich, wenn ich mich mit ihm beschäftigen will, hierher gehe ich, um bei wichtigen Entschlüssen mich zuvor mit ihm, als dem Ältesten, im Geiste zu beraten, und hier halte ich meine Familiensitzungen ab, bei denen stets zwei Stühle, der meines verstorbenen Mannes und der unseres Ältesten, leer bleiben. Ich bilde mir dann ein, beide seien zugegen, und das gibt mir Kraft zu einem gesunden entscheidenden Urteil. Ja, mein armer Ältester, einst meine Herzensfreude; ahnt er in seinem fernen Grabe, daß seine alte Mutter ihn nie vergißt, so schläft er gewiß doppelt sanft unter seinem einfachen Hügelchen."

Bei den letzten Worten zitterte Lady Libertys Stimme ein wenig. Ihre teuersten Erinnerungen waren mächtig angeregt worden, und wie den längst Verstorbenen sich vergegenwärtigend, sah sie vor sich nieder.

„So wähnen Sie, er sei von mir vergessen worden?" fragte Frau Emilia Barnard scharf. „O, ich könnte Ihnen ein marmornes Denkmal zeigen —"

Sie verstummte vor dem Ernst, mit dem Lady Liberty ihre Hand abwehrend erhob und, nunmehr wieder ganz sie selbst, in die Worte ausbrach:

„Von meinem John, dem besten Manne der Welt, will ich nicht sprechen. Auf seinem Grabe steht ein einfaches Kreuz mit einer Inschrift, die ihn über alles ehrt. Aber hinter dem Bienenkorb im Maisfelde, da liegt ein freies Plätzchen, und da schläft im Schatten einer alten Eiche ein indianischer Krieger. Kein Marmordenkmal schmückt die Stätte, kein Kreuz, obwohl ich ihm eins hingestellt hätte, wäre er kein Heide gewesen. Ja, die Stätte ist einfach genug, aber ein goldenes Denkmal, so groß wie dieses Haus, könnte ihn nicht mehr erfreuen, sähe er es, als die Kränze, die hin und wieder von einem treuen Kinde auf sein Grab gelegt werden."

„Ich vermute, die junge Farbige, die jüngst bei Ihnen einzog, ist die Spenderin der duftenden Gaben", bemerkte Frau Emilia kalt.

„Dieselbe junge Farbige, die rechtmäßige Enkelin meines Ältesten," erklärte Lady Liberty im Geschäftston, „ein Mädchen, das auf dieser Farm ebensogut zu Hause ist, wie Sie oder Grace. Doch davon zu einer anderen Stunde", fügte sie hinzu, und ihr entging nicht, daß die hochmütige Südländerin die Farbe leicht wechselte und ihre Augen sich feindlich zuspitzten. „Ursprünglich wollte ich nur andeuten, daß wir hier bei unserem Gespräch nicht allein sind. Ich fühle die Nähe meines John und unseres Ältesten, und das setzt mich in den Stand, in deren Sinne zu urteilen und zu entscheiden. Vielleicht denken Sie ebenso, und dann nehmen Sie Anstand, die Pfeile zu verschießen, die Sie unstreitig noch in irgendeiner Falte Ihres Gewissens versteckt tragen. Da ich indessen einmal hier bin, mögen wir auch dieses und jenes besprechen und vereinbaren. Einigen wir uns nicht, so will ich meinen Familienrat zusammenberufen, auf daß jedes meiner Kinder auf Pflicht und Gewissen seine Stimme abgebe. Ich setze nämlich voraus, daß Sie nur

zum Zweck irgendeiner Vereinbarung sich der erschöpfenden Reise unterzogen haben."

„Nur zu solchem Zweck," antwortete Frau Emilia mit aller ihr zu Gebote stehenden Erhabenheit; „meine Enkelin ist allerdings noch nicht großjährig, allein das gleicht sich bald aus, da ich sie zu verheiraten gedenke und ich wünsche daher, die Fragen betreffs ihres Vermögens zuvor zu ordnen."

„Also verheiraten wollen Sie das Kind?" fragte Lady Liberty scheinbar harmlos.

„Sobald wie möglich," erklärte Frau Emilia entschlossen, „nach jemandem, durch den ihre Zukunft gesichert wird, brauche ich nicht länger zu suchen."

„Ei, das ist ja erfreulich. Ich hoffe, Grace ist mit Ihrer Wahl einverstanden."

„Sie wird es sein."

„Gut, diese Angelegenheit wäre also geordnet," meinte Lady Liberty, und sie wiegte anscheinend billigend ihr Haupt, „wir brauchen daher nur noch die Vermögensfrage in Erwägung zu ziehen."

„Weiter nichts, und da liegen die Verhältnisse einfach genug. Als mein Mann starb, hatte er ein beträchtliches Vermögen vor sich gebracht. Da unsere Kinder noch zu jung zur Selbstbestimmung waren, er außerdem einen weit hinausliegenden Zeitpunkt zur Teilung anberaumt hatte, wurde die Hinterlassenschaft von Gerichts wegen verwaltet. Meine Söhne und mein Schwiegersohn starben den Heldentod in dem leider fruchtlosen Kampfe um unsere Unabhängigkeit, wodurch das ungeteilte Erbe Graces Mutter und nach deren Tode Grace selber zufiel. Graces Minderjährigkeit gestattete indessen keine Änderung in der Verwaltung, und da ich selber nur den mir gebührenden Anteil an den Zinsen bezog, Grace dagegen durch Ihre Güte nichts bedurfte, so ist ihr Vermögen durch den jedesmaligen Zinszuschlag allmählich bis auf die ungefähr Summe von hundertundvierzigtausend Dollar angewachsen."

„Das betrüge siebenzigtausend für jede", versetzte Lady Liberty zuversichtlich.

„Ich verstehe Sie nicht", erwiderte Frau Emilia, nur mit Mühe ihre Ruhe bewahrend.

„Ist ein Testament vorhanden?" forschte Lady Liberty wie beiläufig.

„Nur insoweit, als mein verstorbener Gemahl feststellte — ich verzeihe ihm gern den Mangel an Vertrauen in meine Gewissenhaftigkeit —, daß sein ungeschmälertes Vermögen auf unsere Nachkommen überzugehen habe."

„Ja, ja," versetzte Lady Liberty sichtbar befriedigt, „mein Ältester war ein sehr vorsichtiger Geschäftsmann. Er hatte überhaupt viel von mir, und das mag ihm gesegnet sein, denn dadurch vereinfacht sich die Angelegenheit. Zwei Nachkommen sind nur da, das Kind, die Grace, und dann meine junge Farbige, die Hanik —"

„Sie scherzen," fiel Frau Emilia ein, und wie um die einfache alte Frau dadurch einzuschüchtern, richtete sie ihren in straff gespannter Seide knarrenden Oberkörper höher empor.

„Hochbetagte Leute scherzen in ernsten Dingen nicht gern, Frau Schwiegertochter; die junge Hanik ist zu der Erbschaft ebenso berechtigt wie Grace, und ich glaube nicht, daß die beiden Kinder jemals darüber in Zank geraten werden. Auch Sie selber bezweifeln es nicht, oder Sie hätten sich vielleicht die erschöpfende Reise erspart, um alles seinen ruhigen Gang gehen zu lassen."

„Sie behaupten in der Tat, Lady Liberty, daß Ihre Hanik oder wie die junge Indianerin heißen mag, gleichberechtigt sei", fragte Frau Emilia. „Welche Bedeutung können Farbige nur haben, die ihren Vater nicht kennen?"

„So kenne ich ihn um so besser, das heißt Haniks Großvater, meinen Ältesten, und ihren Vater, den ehrenwerten Blenfeld."

„So bleibt leider nur der einzige Ausweg, daß die Gerichtsbarkeit die Erbberechtigung prüft, und die Verhältnisse müßten sich in neuerer Zeit sehr geändert haben, würden einer natürlichen Tochter und deren Nachkommen dieselben Rechte eingeräumt, wie den aus christlicher Ehe Entsprossenen."

„Wenn ich sie nur anerkenne," entgegnete Lady Liberty mit stoischer Ruhe, „und geschieht es von meiner Seite, so

finden sich bald mehr, die ähnlich denken. Doch über diese Frage einigen wir uns wohl nicht. Fahren wir daher mit anderen Dingen fort, ohne uns zu ereifern. Blinder Eifer benachteiligt ein gesundes Urteil. Was sind also Ihre nächsten Absichten und Zwecke?"

„Eine Vereinbarung mit Ihnen über das anzustreben, was Sie für Ihre Person der Enkelin Ihres Sohnes einzuräumen beabsichtigen."

„Mit anderen Worten, Frau Schwiegertochter, was ich einst Grace zu hinterlassen oder noch bei Lebzeiten zu überweisen gedenke. Denn bei meiner Rüstigkeit und den zweckmäßigen Lebensgewohnheiten hoffe ich noch eine Reihe von Jahren den Kopf oben zu behalten."

„Sie werden mich überleben, und das wünsche ich Ihnen von Herzen."

„Für manchen wäre es vielleicht besser," versetzte Lady Liberty, ob aber mit versteckter Bosheit oder in harmloser Überzeugung, verrieten ihre harten Züge nicht. „Doch ich verstehe, worauf Sie hinauswollen. Und so mögen Sie denn wissen, daß, solange ich lebe, ich niemand das Recht einräume, auch nur über eine Schaufel Erde meines Besitztums zu verfügen. Selbst meine Kinder und deren Kinder sind mein Pächter, mag ich sie immerhin ein wenig günstiger gestellt haben. In demselben Verhältnis hat das Erinnerungszeichen unseres Ältesten, ich meine diese Farm, bisher zu mir gestanden. Alle Ersparnisse — und da hier ein größerer Hausstand fehlte, konnten sie erheblicher sein — sind genau gebucht und den Nachkommen meines Ältesten gutgeschrieben worden. Und Herr Walkort versteht dergleichen aus dem Grunde. Der ist nämlich meine rechte Hand, indem die meinige wohl mit Axt und Pflug, dagegen nur sehr wenig mit der Feder hantieren lernte. Verheiraten sich Grace und Hanik, so haben sie den Vorteil, die vieljährigen Ersparnisse sofort unter sich teilen zu können. Über den Besitz dieser Farm sich zu vereinbaren, ist dann ihre Sache, wobei ich allerdings immer noch ein Wort mitrede. Möglichenfalls entscheidet die Verheiratung der einen oder der anderen über den Be-

sitz; auf alle Fälle berücksichtige ich den letzten Willen meines Ältesten."

„Inwiefern, wenn ich mir die Frage erlauben darf?" versetzte Frau Emilia, ihre Spannung hinter einem matten Blick unter den halb gesenkten Lidern hervor verbergend.

„Einfach genug", antwortete Lady Liberty sorglos. „Ist in dem Testament eine Lücke, durch die meine farbige Hanik von der Erbschaft ihres Großvaters ausgeschlossen werden kann, und man versucht wirklich, durch diese Lücke hindurch das Kind zu benachteiligen, so gleiche ich es doppelt aus. Leid, wie es mir um die arme Grace tut, muß doch Gerechtigkeit walten — und darin stimmt das gute Kind vollkommen mit mir überein — ich würde dann Ihrem Beispiel folgen und Grace von der Teilung ausschließen."

„Und alles der Tochter des natürlichen Kindes meines verstorbenen Mannes zuwenden?" fragte Frau Emilia, und sie bebte vor verhaltener Wut.

„Wir sind alle natürliche Kinder, Frau Schwiegertochter, unnatürliche Menschen sind solche, die am Körper oder an der Seele verkrüppelt sind."

„Ich verstehe Sie nicht, Frau Schwiegermutter", fuhr die erbitterte Südländerin auf, als hätte sie sich durch die sorglose Bemerkung getroffen gefühlt.

„Was ich bedauere," hieß es ruhig zurück; „auch mir ist manches unverständlich an Ihnen. Zum Beispiel der Unterschied, den Sie zwischen den beiden Enkelinnen meines Ältesten machen."

„Sie stellen einen Sprößling aus indianischem Geschlecht neben meine Enkelin."

„Ich kenne nur Sprößlinge meines Ältesten."

„Aber Ihre anderen Angehörigen? Wie urteilen die über — über den Mißgriff?"

„Hier bin ich Herr, Frau Schwiegertochter; das wissen alle meine Kinder. Sogar Tiptoe, obgleich nur ein einfältiger Neger, kann Ihnen das auseinandersetzen, und so bitte ich auch Sie, das nicht zu vergessen."

Frau Emilia bedurfte einer vollen Minute, um sich mit

der schnöden Zurechtweisung der alten Frau vertraut zu machen und sich für eine Antwort zu entscheiden. Dann sprach sie mit vor Erregung halb erstickter Stimme:

„Sie erinnern mich daran, daß ich Ihr Gast bin, es in Ihrer Gewalt liegt, mich fortzuweisen?"

„Um meines Ältesten willen nehme ich mit Ihnen mehr Rücksicht, als mit andern unfreundlichen Menschen."

„Und ich lasse mir von der Mutter meines verstorbenen Gemahls mehr gefallen, als von jedem andern," zischte Frau Emilia, „bemerken muß ich aber noch, daß bekannt geworden ist, Sie hätten die farbige Tochter meines Mannes bei ihrer Verheiratung mit einer erheblichen Geldsumme abgefunden."

„Ganz richtig, Frau Schwiegertochter; wer Ihnen das in die Ohren blies, will ich nicht untersuchen, noch weniger es verheimlichen. Was auch immer ich hingab, niemand hat sich darum zu kümmern."

„Niemand, außer der Gerichtsbarkeit, und deren Pflicht ist es, die Gerechtsame meiner Enkelin zu überwachen. Das Vermögen ihres Sohnes kann selbst eine Mutter nicht antasten."

„Sie werfen Rechtsfragen und heimliche Wünsche durcheinander, wie mein Tiptoe rote und gelbe Maiskolben, die gleich viel wert sind, Frau Schwiegertochter, um nicht zu sagen, wie den Staub, den er den drei Gäulen abbürstet und striegelt. Sie haben sich verrechnet und verrechnen sich mit jedem Worte mehr, bis Sie sich festgerannt haben. Mit dem Meinigen schalte ich, wie mir's gefällt. Doch Sie scheinen zu glauben, daß Sie mit dem alten Farmerweibe hier umgehen dürfen, wie einst mit dem ehrlichen Tiptoe? Gehen Sie lieber nicht zu weit. Mein Name ist Liberty und mein Wahlspruch: Freiheit und Gerechtigkeit. Gerechtigkeit will ich auch Ihnen widerfahren lassen. Ich will sogar, obwohl ich's nicht nötig habe, die Meinigen hierher zu einem Familienrate zusammenberufen. Sie mögen sich dazu ein halbes Dutzend Advokaten verschreiben. Dann aber wollen wir sehen, ob eine vierspännige Fuhre Akten mehr wert ist, als der gesunde Menschenverstand rechtschaffener Männer. Das heißt, es wird nur über die Gleichberechtigung meiner Hanik verhandelt. Geldfragen, auf die Sie einen

„Um meines Ältesten willen nehme ich mit Ihnen mehr Rücksicht, als mit andern unfreundlichen Menschen." (S. 368.)

höheren Wert zu legen scheinen, bleiben unerörtert. Denn ich brauche nur gereizt zu werden, nur den Willen zu erkennen, daß jemand in meine Tasche sehen möchte, so soll's mich keine Überwindung kosten, mich zur Ruhe zu setzen und der farbigen Hanik meine ganze Habe zu verschreiben. Ei, das gefällt Ihnen nicht, Frau Schwiegertochter? Ich seh's Ihnen an, das alte Farmerweib ist nicht nach Ihrem Geschmack. Aber hat die Lady Liberty sich einmal etwas in den Kopf gesetzt, ziehen es zehn Pferde nicht mehr heraus. Außerdem bin ich gewohnt, daß keiner der Meinigen wagt, mich über irgend etwas zur Rede zu stellen. Ihnen verzeihe ich es, weil Sie mit unsern Sitten nicht vertraut sind. Vergessen Sie indessen nicht, daß Sie in meinen Augen die Witwe meines Ältesten, also selber noch ein Kind sind, Ihre städtischen Moden sind mir, Gott sei Dank, fremd geblieben. Doch etwas Großes habe ich gelernt, und das war mir ein Segen mein ganzes Leben lang, nämlich die zehn Gebote halten, und deren eines lautet: Ehre Vater und Mutter."

Sie erhob sich und sandte einen Blick ins Freie hinaus, wo Tiptoe gemächlich dem Pony gesunde Bewegung verschaffte. Die Nähe der bösen Frau von Neuorleans schien ihren Schrecken für ihn verloren, ihn sogar kriegerisch gestimmt zu haben; denn ebenso tief, wie bei seiner Ankunft nach hinten, wies die boshaft schielende Pfauenfeder jetzt nach vorn, als hätte er jemand damit aufspießen wollen. Aufmerksam betrachtete Lady Liberty den ehrlichen Schwarzen.

„Ein guter Bursche, dieser Tiptoe," bemerkte sie nach einer längern Pause wie zu sich selbst sprechend, „der und der Pony passen zusammen, wie die Augen in eines Mannes Gesicht —"

Frau Emilia schien die Worte zu überhören, denn sie bemerkte einfallend mit erzwungener Ruhe:

„Auf Ihre Anklagen zu antworten, erlassen Sie mir. Ich möchte nur wissen, ob Sie Einwände dagegen erheben, wenn ich meine Enkelin mit nach Neuorleans nehme, um sie vor ihrer Verheiratung in höhere Kreise einzuführen."

„Keineswegs," antwortete Lady Liberty, ohne ihre Aufmerksamkeit von dem Fuhrwerk abzuziehen, „wenn Grace mit

Ihnen gehen will — mein Gott, jeder Mensch ist mit einem freien Willen in die Welt geschickt worden. Hat sie Lust, den jungen Affen zu heiraten, so hindert sie niemand —"

„Er ist mein Neffe", warf Frau Emilia zornbebend ein.

„Und wäre er Ihr und meines Ältesten leibeigener Sohn," fuhr Lady Liberty gleichmütig fort, „eine Vogelscheuche ohne Saft und Kraft bliebe er dennoch. Nur vor dem einen warne ich Sie: Überreden Sie das Kind nach Herzenslust; gibt's Ihren Wünschen nach, soll mein Segen es begleiten. Versuchen Sie dagegen nicht, Gewalt anzuwenden. Ich habe meinen Freund Walkort beauftragt, Grace zu überwachen, auch ist da der Tiptoe, die verstehen beide keinen Spaß, wenn es sich um Eingriffe in die heiligsten Rechte anderer handelt. Damit sei es für heute genug. Das weitere erledigen wir im Familienrat. Wollen Sie mich im Bienenkorb besuchen, so sind Sie willkommen. Grace mag hier bleiben und Ihnen zu Diensten sein, solange es ihr und Ihnen gefällt. Bekommt sie's satt, so kennt sie den Weg zu mir. Leben Sie wohl, Frau Schwiegertochter. Die alte Liberty hat keinen sonderlich günstigen Eindruck auf Sie ausgeübt. Kann's mir denken; aber ich bin schon zu bejahrt, um mich noch viel zu ändern. Auch Sie ändern sich nicht mehr," und hart wie ein angeschlagener Stein klang ihre Stimme, „wenigstens nicht anders, als daß Sie von Tag zu Tag mehr verwittern, wie ich selber, und das deckt keine Seide, kein Sammet zu."

Mit einer unbeabsichtigt hastigen Bewegung erhob sich Frau Emilia. Das Haupt emporgeworfen, überragte sie um Handbreit die greise Stammutter. Diese stand dagegen mit unerschütterlichem Gleichmute da, und während die klaren blauen Augen das Bewußtsein ihrer Unabhängigkeit zu spiegeln schienen, ließen die streng geschlossenen Lippen eine Nichtachtung aller irdischen Schätze erkennen, sofern sie nicht als Mittel zur Sicherstellung der Wohlfahrt ihrer Angehörigen galten.

Eine kurze Pause des Schweigens verrann. Kleiner und kleiner erschien Frau Emilia sich ihrer gleichsam mannhaften Schwiegermutter gegenüber. Mühsam nur gelang es ihr,

notdürftige äußere Ruhe zu erheucheln, indem sie endlich boshaft lächelnd erwiderte:

„Gewiß läßt eine derartige Wandlung bei keinem Menschen auf sich warten. Je älter man wird, um so eindringlicher werden die Mahnungen an Tod und Grab."

„Recht so, Frau Schwiegertochter," versetzte Lady Liberty ernst, jedoch nicht unfreundlich, dadurch bekundend, daß sie die erbitterte Südländerin kaum noch als Gegnerin betrachtete, „das ist das erste vernünftige Wort, das ich heute von Ihnen höre. Je älter der Mensch, um so ernster die Mahnung. Es waltet nur der Unterschied, daß man in meinem hohen Alter mit Freudigkeit der ewigen Ruhe nach einem köstlichen Leben der Mühe und Arbeit gedenkt, während in früheren Jahren das Schwinden der äußeren Reize als ein Unglück, als eine Ungerechtigkeit der Natur hingenommen wird. Damit Adieu, Frau Schwiegertochter."

Sie nickte noch einmal flüchtig, griff nach Hut und Stock, und bevor Frau Emilia ihr das Geleite bis vor die Tür hinaus zu geben vermochte, schritt sie aus dem Zimmer.

In der Haustür gab sie dem eine Strecke abwärts befindlichen Tiptoe ein Zeichen, der sofort umwendete. Nachdenklich wiegte sie ihr greises Haupt.

„Und die war das Weib meines Ältesten," entwand es sich leise ihren schmalen Lippen, „armer Junge, armer Florentin; für dich war's das beste, daß du rechtzeitig von dannen gingst, mag's mir immerhin das Herz beinah gebrochen haben. An ihrer Seite konntest du nicht viel Freude erleben, wäre nicht viel Freude mehr für dich zu erwarten gewesen."

Der Wagen rollte vor. Lady Liberty bestieg ihn mit Leichtigkeit.

„Fahre mich auf dem Gehöft herum, bis wir das Kind und Herrn Walkort finden", befahl sie, und lustig trabte der Pony unter Tiptoes lenkender Hand davon.

Als sie Graces und Walkorts sowie Frederiks ansichtig wurde, rief sie die beiden ersteren zu sich heran. Über den jungen Mann glitten ihre Blicke achtlos hinweg, während sie sich an Walkort wendete.

„Herr Walkort," sprach sie, „sollte meine Frau Schwiegertochter irgend welche Wünsche haben und sich deshalb an Sie wenden, so bewilligen Sie alles. Sie darf keinen Anlaß finden, sich über Mangel an Gastfreundschaft auf der Farm unseres Ältesten zu beklagen."

Walkort verneigte sich, und Lady Liberty fuhr zu Grace fort: „Begegne deiner Großmutter zuvorkommend und mit rechter Ehrerbietung. Vergiß nicht, sie ist die Witwe deines Großvaters. Befällt dich Heimweh, so kennst du den Weg nach dem Bienenkorb. Bist du eines guten Rates bedürftig, gleichviel, um was es sich handelt, so wende dich vertrauensvoll an unsern Freund Walkort. Im übrigen präge dir täglich ein, daß Freiheit und Gerechtigkeit die edelsten Güter dieser Welt sind." Sie reichte Grace, die mit ängstlicher Spannung zu ihr emporsah, die Hand, und wie seinen Wert abschätzend, betrachtete sie den jungen Graham.

„Man scheint in Neuorleans gute Schneider und Friseure zu haben," sagte sie absichtlich in Graces Gegenwart, um auch deren Unmut über die geckenhafte Erscheinung zu wecken; „trotzdem sehen Sie im Gesicht aus wie saure Milch. Ein paar Jahre hinter dem Pfluge würden vielleicht einen Mann aus Ihnen machen. O, Sie brauchen nicht zu erröten wie ein junges Mädchen. Wenn die Lady Liberty etwas behauptet, hat's Hand und Fuß. Und noch eins: Zum Schlingenstellen für arglose Singvögelchen ist auf meinem Grund und Boden nicht der rechte Ort. Tiptoe, vorwärts!" Und von dannen trabte der Pony, als hätte er über das beißende Urteil seiner Herrin nicht mindere Genugtuung empfunden, als der schwarze Kutscher, dessen Entzücken sich in einem wunderlichen Grinsen offenbarte.

„Eine seltsame alte Dame; ich verstand ihren Vergleich nicht", sprach Frederik mühsam lachend. Er hatte nicht Zeit gefunden, Lady Liberty eine Antwort zu erteilen; denn diese flößte ihm bei seinem weibischen Charakter eine an Furcht grenzende Scheu ein.

„Seltsam wohl," versetzte Walkort, um den peinlichen Vorgang schnell zum Abschluß zu bringen, „aber von einer

Menschenfreundlichkeit und gütiger Sorge für andere, die ihres Gleichen suchen."

„Genau so beurteile ich die ehrwürdige Dame," erwiderte Frederik aufatmend.

Und weiter schritten die drei, um auf einem Umwege wieder vor das Haus zu gelangen. Dort trennte Walkort sich von den beiden jungen Leuten, die sich zu Frau Emilia Barnard hineinbegaben.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Ein tiefes Geheimnis.

Während Lady Liberty ihren Besuch auf der herrenlosen Farm abstattete, verlebte Florence auf dem Gehöft des Geistlichen frohe, glückliche Stunden. Wie in der alten Heimat das planlose Umherschweifen in Feld und Wald, bei dem sie ungestört ihren wunderlichen Gedanken nachhängen konnte, entsprachen auch hier stille Gänge auf dem schattigen Friedhof ihren eigentümlichen Neigungen. Mit Eifer ordnete sie die Kränze auf der Grabstätte des „besten aller Männer". Dann durchschritt sie langsam die Gräberreihen, bald hier, bald dort einen Kranz gerade hängend, eine welke Blume entfernend. Dabei entdeckte sie plötzlich Mac Kinney, der offenbar sie schon eine Weile bei ihrem stillen Walten beobachtet hatte. Brennende Glut eilte über ihr blühendes Antlitz, scheinbar unbefangen beantwortete sie den Gruß Mac Kinneys, und unbefangen legte sie ihre Hand in die seinige, worauf sie den Friedhof verließen und die Richtung nach dem Pfarrhause einschlugen.

„Sie verstehen doppelt zu erfreuen," knüpfte er an die ersten gewechselten vertraulichen Bemerkungen an, „einmal unsere gütige Lady Liberty, und dann ihn, an den deren Herz heute mit derselben Wärme hängt, wie in jenen Tagen, in denen beide gemeinsam schwer um's Dasein kämpften."

„An Lady Liberty habe ich gar nicht gedacht," versetzte

Florence, den Geistlichen mit ihren aufrichtigen Augen voll anschauend, „dagegen leugne ich nicht, daß der unbekannte Urgroßvater mir um so lebhafter vorschwebte. Ich frage mich oft in Gedanken: Wenn der wüßte, daß seine Urenkelin, das Mädchen mit dem wilden Blut, ihm so nahe, ihm so freundlich gesinnt sei."

„Er weiß es, o, er weiß es," antwortete Max Kinney in seiner milden, Zutrauen erweckenden Weise, „trachten Sie nur, mit diesem Glauben innig zu verwachsen, und jetzt wie in späten Tagen werden Ihnen manche Freuden, und wären es auch nur wehmütige, daraus erspießen. In das ungelichtete Dunkel des Jenseits vermögen wir allerdings nicht einzudringen; dafür aber genießen wir die volle Freiheit, uns von ihm, ohne die Satzungen irgendeiner Religion streng zu berücksichtigen, ein Bild zu entwerfen, wie es uns am faßlichsten, also auch am tröstlichsten erscheint."

Hier säumte Mac Kinney einige Sekunden, um in Florences Antlitz zu lesen, und als er in diesem nur den Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit entdeckte, fuhr er fort:

„Manche nehmen an, daß mit dem Tode die Individualität verloren gehe. Das ist indessen kein wohltuendes Bild. Anders und besser scheint es mir, wenn wir uns den Glauben an eine fortlebende Persönlichkeit bewahren. Das Wie wird freilich ewig ein Rätsel bleiben, dessen Lösung vermessen suchen zu wollen selbst den durchdringendsten Verstand in endlose Zweifel stürzen würde. Schließen wir aber Zweifel von uns aus, so werden, wenn wir vor Gräbern weilen und unsere Blicke liebevoll nach oben richten, die Seelen der Verstorbenen uns umschweben, sich unserm Geiste anschwiegen."

„Wie das freundlich klingt," versetzte Florence träumerisch, als Mac Kinney schwieg, um ihr Zeit zu einer Gegenbemerkung zu gönnen, „verstehe ich auch nicht alles, so finde ich doch eine Erklärung dafür, daß, so oft ich mich dem Grabe meines Urgroßvaters nähere, eine feierliche Stimmung sich meiner bemächtigt, ich mit Empfindungen von dannen gehe, als wären in dem stillen abgeschiedenen Winkelchen mir die lieblichsten, wenn auch ernste Erzählungen zugeraunt worden."

Damit waren sie unter den Bäumen vor dem Pfarrhause eingetroffen, und im nächsten Augenblick wurde Florence von Mac Kinneys Schwester mit der Innigkeit einer Mutter willkommen geheißen. Unter den Bäumen im kühlen Schatten verbrachten sie auch den größten Teil des Nachmittags in heiterem Verkehr. Da hörte man ernste Mitteilungen und klingendes Lachen; Blicke des Frohsinns und freundlicher Zuneigung schweiften hin und her, bis endlich Mac Kinney sich rüstete, um auf einer benachbarten Farm einen erkrankten Arbeiter zu besuchen.

Als er sich von seiner Schwester verabschiedete, gab er ihr mit den Augen einen kaum bemerkbaren Wink, der von ihr durch einen Blick freundlichen Einverständnisses beantwortet wurde. Florence sah dieses Lächeln und es auf die ihr am nächsten liegende Art deutend, bemerkte sie scherzhaft:

„Wie entzückend muß es sein, einen Bruder zu besitzen, an den man sich in allen Lebenslagen vertrauensvoll anschließen kann!"

„Ein Segen ist es," versetzte Frau Morton, und gerührt betrachtete sie die anmutige Gestalt; „das schließt indessen nicht aus, daß auch Fremde unser hingebendes Vertrauen zu erwerben vermögen."

Dann sahen sie dem Geistlichen nach, bis er durch das Buschwerk des Gartens ihren Blicken entzogen wurde, worauf Florence sich der mütterlichen Freundin mit den Worten zukehrte:

„Ich könnte ihn beneiden um das Bewußtsein, von Kranken und Sterbenden sehnsüchtig erwartet zu werden."

„Ein erhebendes Bewußtsein," ging Frau Morton mit großer Bereitwilligkeit auf dieses neue Gespräch ein, „ein Bewußtsein, das dem Willen, zu raten und zu trösten, heilige Kraft verleiht und den Träger einer solchen Aufgabe so lange er es redlich meint, veredelt."

„Und ich gewinne es noch über mich, mit dem ehrwürdigen Herrn meine losen Scherze zu treiben," bemerkte Florence nachdenklich, indem sie sich erhob und zur Heimkehr rüstete, „aber es ist nicht meine Schuld, es liegt in der Abstammung,

die mir so oft zum Vorwurf gemacht wird. Wie ist Grace doch so viel anders; wie geht sie in allem so zart, so sittig und holdselig zu Werke!"

„Warum stets zu Vergleichen greifen?" fragte Frau Morton gütig. „Ihr Frohsinn, Ihre Sorglosigkeit sind holde Geschenke des Himmels. Gönnen Sie Ihren munteren Launen freien Lauf, hemmen Sie nicht die Regungen Ihres sogenannten wilden Blutes, und nie werden Sie irgend welchem Tadel begegnen."

Eine kurze Strecke legten sie schweigend zurück. Florence sah sinnend vor sich nieder, wie sich Frau Mortons letzte Worte wiederholend, wogegen diese die jugendliche Gefährtin mit zärtlicher Spannung überwachte. Als Florence aber mit einer Erwiderung zögerte, hob sie in ihrer liebevollen Weise an:

„Wenn zwischen Menschen ein Vertrauen waltet, wie zwischen uns, so gibt es nichts in der Welt, gleichviel ob von außen hereinstürmend oder in dem eigenen Herzen geboren, was sie nicht frei voreinander offenbaren und besprechen dürften."

Florence blieb stehen und sah in Frau Mortons Augen. Einige Sekunden schien sie zu zweifeln, dann bemerkte sie befangen:

„Ich habe wieder gefehlt; ich verdiene Tadel."

„Nein, Hanik," beruhigte sie Frau Morton, sich alsbald wieder in Bewegung setzend, „was sollte ich tadeln, und geschähe es auch nur in der Form eines treu gemeinten Rates? Mit Ihnen und Ihrer Zukunft beschäftigte ich mich allerdings, und zwar nicht ganz frei von Egoismus. Es schwebten mir traumhaft Bilder vor, in deren Verwirklichung auch ich eine alle meine bisherigen Hoffnungen übersteigende innige Befriedigung finden würde. Mit Ihrem Frohsinn, mit Ihren bescheidenen Ansprüchen an das, was die geräuschvolle Außenwelt bietet, mit Ihrem gerechten Urteil über irdische Größe und deren Scheinglanz, mit Ihrer Vorliebe für Heimstätten, die ihren Hauptschmuck der Natur verdanken, sind Sie mehr als jede andere geeignet, in einer stillen Häuslichkeit den Segen der Zufriedenheit zu verbreiten. Ich spreche zunächst für mich

selbst, und da darf ich beteuern, daß es einen freundlichen Schimmer auf meinen Lebensweg werfen würde, Sie beständig um mich zu sehen. Ihr helles Lachen möchte ich hören zu jeder Tagesstunde; ich möchte mich weiden an Ihrem Tun, eingehen auf Ihre ergötzlichen Einfälle und mit Ihnen mich verjüngen."

Als sie schwieg, ergriff Florence ihre Hand und sie teilnahmvoll anschauend, sprach sie treuherzig:

„Ich will öfter kommen, ich will täglich kommen, wenn es auch nur ein wenig zu Ihrer Erheiterung beiträgt."

Frau Morton lächelte sinnend. So gingen beide eine kurze Strecke, bevor sie wieder anhob:

„Bis jetzt sprach ich nur von mir allein und von meinen Wünschen. Aber da ist noch jemand, für den ich eintreten möchte."

„Natürlich für den Reverend Mac Kinney," versetzte Florence noch immer ahnungslos, „ohne ihn kann ich mir unsere Zusammenkünfte — o, das ganze Pfarrgehöft nicht denken; sein Fehlen würde unser idyllisches Stilleben stören!"

Frau Mortons Antlitz erhielt einen ernsten, fast besorgten Ausdruck. Daß Florence nicht das leiseste Verständnis für ihre Andeutungen verriet, hatte ihre freundlichen Hoffnungen erschüttert. Und doch gewann sie es nicht über sich, nachdem sie so weit gegangen war, auf halbem Wege umzukehren.

„Ein reizvolles, idyllisches Stilleben", wiederholte sie daher träumerisch, und etwas lebhafter fuhr sie fort: „Ein Leben, wie ich einem solchen eine ewige Dauer wünschen möchte, wenigstens eine Dauer, bis ein höherer Wille anders entscheidet. O, wie habe ich mir es ausgemalt mit entzückenden Farben, wenn Sie meinen Bruder in seinem treuen, uneigennützigen Walten unterstützten, wenn Sie ihn auf seinen menschenfreundlichen Gängen begleiteten, seinem ruhigen, milden Ernst Ihren Frohsinn zur Seite stellten —"

Mit einer kurzen Bewegung blieb Florence wieder stehen. Sie blickte wohl ein wenig befremdet, jedoch immer noch unbefangen und heiter. Unbefangen klang auch ihre Stimme, indem sie lachend einfiel:

„Sie meinen, ich solle den Reverend Mac Kinney heiraten? Das wäre eine seltsame Zusammenstellung: der kluge, würdige

Geistliche und das Mädchen mit dem wilden Blut und den tollen Launen — o ,ich kenne mich selber zu genau, wie bald, wie bald würde ihn das gereuen!"

Sie schritten weiter, Florence, als ob eine ergötzliche Unterhaltung ihr harmloses Ende erreicht habe, Frau Morton dagegen mit unverkennbarer Besorgnis dieselbe weiterspinnend.

„Mein Bruder ist ein zu scharfsinniger Beobachter," sprach sie freundlich, „um in der Beurteilung der Menschen sich leicht zu täuschen. Aber auch ein zu edler, gewissenhafter Charakter ist er, um sich zu irgend welchen Herzenswünschen und von diesen abhängigen Fragen und Entscheidungen hinreißen zu lassen, solange ihn nicht die Überzeugung trägt, damit Gutes zu stiften oder Glück zu begründen. Der würdige Geistliche — ich gebrauche Ihre eigenen Worte — und das wilde Blut, sie würden bei gegenseitiger aufrichtiger Zuneigung Hand in Hand gehen, sie würden sich gegenseitig ergänzen, einer von dem anderen lernen, gemeinschaftlich ein über alle Beschreibung glückliches Erdenlos begründen."

Auf Florences Wangen brannte die Glut einer tiefen Erregung.

„Sind das seine eigenen Worte?"

„Nein, meine herzliebe Hanik, nein, solche Worte wären ihm wohl zu arm gewesen. Aber was ich Ihnen anvertraute, das las ich aus seinen Blicken, wenn wir uns geistig mit Ihnen beschäftigten, hörte ich aus dem Tone seiner Stimme, wenn er Ihrer gedachte. Ich dagegen gelobte mir zu solcher Stunde, in offener Rede vor Sie hinzutreten, einen prüfenden Blick in Ihr Inneres zu tun, um zu ermessen, ob ich ihn in seinen Hoffnungen ermutigen dürfe, oder ihm raten solle, mit ihnen auf immer zu brechen. Und so betrachten Sie mein Verfahren ebenfalls nur als eine Prüfung, wie sie zwischen zwei innig vertrauten Freundinnen erlaubt ist. Wähnen Sie auch nicht, daß ich Sie zu irgendeiner Entscheidung drängen möchte. Ich bitte Sie nur, gewissenhaft mit sich zu Rate zu gehen und das Vernommene entweder zu vergessen oder durch einen einzigen mir geltenden aufmunternden Blick eine Entscheidung herbeizuführen, wie ich eine solche als eine vom Himmel gewährte Gnade unter Freudentränen willkommen heißen würde."

Florence sah wieder zur Seite. Das ungestüme Blut war aus ihrem Antlitz zurückgetreten, um sich in dem aus seinem Kindheitsschlummer jäh wachgerüttelten Herzen ängstlich zusammenzudrängen. Frau Morton beobachtete sie mit der Zuneigung einer mütterlichen Freundin und den Empfindungen einer um die Wohlfahrt des Bruders besorgten Schwester. Sie ahnte, daß mit der Frage, die so weit außerhalb des Gesichtskreises Florences gelegen hatte, eine Wandlung angebahnt worden, die sonst vielleicht noch auf wer weiß wie lange Zeit hinausgeschoben geblieben wäre. Rief es doch den Eindruck hervor, als ob sie binnen wenigen Minuten um ebenso viele Jahre gealtert wäre, indem es wie eine sanfte Klage von ihren Lippen floß:

„Hätte ich das doch nie gehört. — Ich werde ihm nicht mehr unter die Augen treten können," sprach Florence gedämpft vor sich hin, „und die andern — mir ist, als wäre mein Gewissen belastet —"

„Nicht so weit gehen Sie," unterbrach Frau Morton sie wieder sanft, „ist es doch nichts Tadelnswertes, was zwischen uns erörtert wurde. Wie oft haben Sie einen starken Willen bewiesen; und so wird es Ihnen auch jetzt gelingen, alles als ein zwischen uns schwebendes Geheimnis zu betrachten, an das keine andere Hand rühren darf."

„Ich will es versuchen, ja, ich will es versuchen," antwortete Florence zerstreut, „aber ich fürchte, es kann nicht mehr so sein wie früher —"

„Und dennoch, teure Hanik," fiel Frau Morton ermutigend ein, „Licht und Schatten wechseln in jedem Leben; wohl demjenigen, dem der Schatten nichts Ernsteres bedeutet, als Ihnen. Wie sollten es die Augen ertragen, wären sie gezwungen, unablässig dem blendenden Glanze der Sonne zu begegnen? Deshalb wechseln Tag und Nacht zur Wohltat für uns — sehen Sie drüben, wie die Sonne sich ermüdet ihrer Schlafstätte zuneigt. Auch sie möchte rasten — um morgen wieder mit frischen Kräften an ihr Werk zu gehen."

Florence kehrte sich um und sandte einen Blick nach dem Pfarrgehöft hinüber. Dann streckte sie die Hand nach diesem

aus, indem sie mit ihrem herzgewinnenden Lachen hinzu fügte:

„Und dort erhebt sie sich morgen früh wieder in erneutem Glanze."

Sie errötete, wie plötzlich erwägend, daß ihrer Bewegung wie ihren Worten eine tiefere Bedeutung beigelegt werden könne.

Dann aber preßte sie die mütterliche Freundin fest an sich, küßte sie auf den Mund und stürmte davon. Ihre Bewegung war hastig, doch nicht schnell genug, daß Frau Morton die Tränen in ihren Augen entgangen wären.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Eine Botschaft.

Wie die Spinne bei Herstellung ihres Netzes zuerst die Hauptträger des ganzen Gewebes strahlenförmig befestigt und demnächst die Öffnungen, durch die hindurch ihren Opfern der Weg zur Freiheit offen stände, mit zarten Fäden gefällig und regelmäßig dicht bezieht, so hatte Frau Emilia Barnard mit ihrem genau berechneten Verfahren Graces letzten freien Willen in scheinbar unzerreißbare Fesseln geschlagen. Die Hauptträger ihres Gewebes waren bis zur Grausamkeit gesteigerte, mitleidlose Strenge und kaltes, sogar spöttisches Abschneiden von Einwänden und Erwiderungen. Zwischen diesen vermittelten dann wieder beiläufige Bemerkungen, die nach manchen Richtungen hin auf Nachsicht deuteten; ferner Versprechungen, gleichsam hingeworfen im Tone einer gewissen Nichtachtung aller irdischen Schätze, flüchtige Schilderungen glänzender Lebensgenüsse, Ausdrücke verwandtschaftlicher Anhänglichkeit und geschäftsmäßig milde Urteile über diejenigen, ohne die für Grace eine freundliche Zukunft undenkbar schien. So war ein Gewebe entstanden, von dessen Fäden eng umschlungen Graces Geist kaum noch

einer eigenmächtigen Regung fähig war. Furcht für sich selbst und Furcht für andere hatten ihn förmlich gelähmt. Sie besaß nicht mehr den Mut, sich Rat bei Lady Liberty oder Walkort zu holen. Es schwebte ihr vor, daß dies die Kluft zwischen Lady Liberty und ihrer Großmutter erweitern würde. Den sprechendsten Ausdruck fanden solche Empfindungen in dem Umstande, daß sie seltener nach dem „Bienenkorb" hinüberwanderte, Walkort sogar auswich. Es beseelte sie die Besorgnis, durch unabsichtliches Kundgeben ihrer Angst und Not die bereits bestehenden Zerwürfnisse bis zur Unversöhnlichkeit zu verschärfen.

Eines Vormittags hatte sie sich aber doch wieder zu einem Besuch im „Bienenkorb" gerüstet. Nach schüchtern freundlichem Abschied von ihrer Großmutter und Frederik schritt sie am Garten vorbei und um diesen herum, als Walkort sich ihr zugesellte.

Herzlich, wie immer, war sein Gruß, wogegen sie tief errötend ihm die Hand reichte und sichtbar scheute, seinem Blicke zu begegnen. Um ihre Befangenheit nicht zu erhöhen, deren Ursache er leicht erriet, hob er mit gewohnter Vertraulichkeit an:

„Als einen glücklichen Zufall betrachte ich es, daß Sie gerade heute zum ‚Bienenkorb' hinübergehen. Als ich davon hörte, begab ich mich hierher, um Sie zu erwarten. Nein, nein, beunruhigen Sie sich nicht," bat er dringend, als Grace ängstlich zu ihm emporsah, „es handelt sich nur um eine Botschaft, die Sie Florence zutragen sollen. Denn ich hoffe, auch heute noch Ihr volles Vertrauen zu besitzen, mögen die Verhältnisse jetzt auch immerhin so liegen, daß es nicht recht zum Ausdruck gelangen kann."

Grace sandte einen flüchtigen Blick rückwärts; dann ergriff sie Walkorts Hand, diese krampfhaft drückend.

„Nein, nein," sprach sie leise, wie befürchtend, daß ihre Worte nach der herrenlosen Farm getragen werden könnten, „nichts, gar nichts hat sich zwischen uns geändert," und sie kämpfte sichtbar gegen Tränen, „nichts kann sich zwischen uns ändern, aber ich habe Rücksichten zu nehmen —"

„Weshalb entschuldigen, wo kein Grund zur Entschuldigung

vorliegt"? fragte Walkort tröstend. „Müssen wir alle doch den Umständen Rechnung tragen, von der Lady Liberty bis herab zu unserem getreuen Tiptoe. Fassen Sie daher Mut. Die ganze Sachlage wird, muß sich innerhalb kurzer Frist, und zwar zu aller Zufriedenheit klären."

„Ich wage kaum noch, es zu hoffen", klagte Grace wiederum sanft, und doch rief es den Eindruck hervor, als ob an Walkorts Seite ihr schwer geknechteter Geist sich wieder emporrichte. „Mir ist oft, als müßte ich ersticken. Wenn Lady Liberty das wüßte, und doch widerstrebt es mir, ihr meinen Kummer zu klagen —"

„Sie weiß alles," fiel Walkort beruhigend ein, „ihre Augen sind fortgesetzt auf Sie gerichtet; aber es muß ihr überlassen bleiben, nach eigenem Ermessen zu Werke zu gehen. Sie selbst dagegen befinden sich unter dem Eindruck des Gegensatzes, den Ihre jetzige Umgebung zu dem Aufenthalt im ‚Bienenkorb' bildet. Sie sollen sich plötzlich beugen, während Sie früher nie den leisesten Zwang kennen lernten, und das verschärft in Ihnen das Gefühl des Zagens. Andererseits ist Ihre Großmutter in den Erwartungen, die sie von Ihnen hegte, herbe enttäuscht worden. Sie begreift, daß, um Sie in das großstädtische Leben einzuführen, es schon zu spät geworden ist, wenigstens zu spät, um noch ein Gefühl des Glückes in den neuen Verhältnissen voraussetzen zu dürfen."

„Und doch fürchte ich, daß sie fest entschlossen ist, mich von hier fortzunehmen."

„Halten Sie sich an den Wahrspruch der Lady Liberty, teure Grace: Freiheit und Gerechtigkeit. Sie besitzen einen freien Willen, und dafür, daß Ihnen das Recht der freien Entscheidung zuerkannt wird, sorgen andere."

„Nein, Herr Walkort, ihr gegenüber habe ich keinen freien Willen mehr. Wie Eis legt es sich um meine Brust, wenn sie mit ihren großen Augen mich so ruhig und kalt anblickt."

„Darin liegt für Sie die Gefahr gewiß", versetzte Walkort dringend. „Sie müssen sich durchaus ermannen, dürfen bei allen an Sie herantretenden Fragen nur Ihr eigenes Herz, Ihren eigenen Willen sprechen lassen, wollen Sie den Händen

anderer, die auf Ihre Wohlfahrt bedacht sind, nicht die einzige Waffe entwinden."

Eine kurze Strecke wandelten sie schweigend einher, Grace, wie von einer schweren Last bedrückt, das Haupt geneigt, Walkort dagegen tief erregt und die Wirkung seiner Worte in Gedanken prüfend, bevor er wieder anhob:

„Wenn aber die Wogen der Beängstigung über Ihnen zusammenzuschlagen drohen, Sie ratlos nach einem Halt spähen, dann flüchten Sie sich vertrauensvoll zu mir. Ich will an Ihre Seite treten, Ihren Seelenfrieden mit derselben Gewissenhaftigkeit verteidigen, wie ich einst das hilflose Kind auf der bösen Wanderung durch Wald und Moor behütet habe."

Ein süßes, dankbares Lächeln schwebte auf Graces zartem Antlitz, indem sie antwortete:

„Wohl ermutigt mich Ihr Versprechen; ob es aber genügt, auch wenn ich Sie fern weiß, den Zauber zu brechen, den die Großmutter um mich webt? Ach, dieser unheimliche Zauber! Er kann nicht aus einer Zuneigung entspringen, wie eine Frau sie gegen das einzige Kind ihrer Tochter hegen soll. Rätsel über Rätsel umgeben mich."

„Aber keins, das nicht zu seiner Zeit eine Lösung fände", fügte Walkort hinzu, und er blieb stehen, um sich von Grace zu verabschieden.

„Wie war es doch anders bisher," klagte diese, „indem sie einen Blick nach der gefürchteten herrenlosen Farm zurücksandte, „da gab es nichts zu verheimlichen, brauchte ich niemand zu scheuen. Werden solche Zeiten jemals wiederkehren?"

„Sie werden wiederkehren, Grace," beteuerte Walkort ermutigend, „und um so früher, je fester Sie stehen, und je zuversichtlicher Sie auf den Schutz Ihrer Freunde bauen. Wann wir die nächste Gelegenheit zu einem vertrauensvollen Gedankenaustausch finden, ist unbestimmt. Ich selbst suche sie nicht anders herbeizuführen, als wenn, wie heute, dringende Notwendigkeit vorliegt. Nun gehen Sie, teure Grace; Florence aber bestellen Sie von mir, sie möchte wenn möglich heute noch, mit Tiptoe und dem Ponyfuhrwerk zu Wilm kommen, es stände Wichtiges auf dem Spiel."

„Binnen einer Stunde weiß sie alles. Kein Wort vergesse ich."

„So wird Florence auch Mittel finden, meinen Rat zu befolgen, und damit ist vielleicht sehr viel gewonnen. Also Mut, Grace, gedenken Sie des Wahrspruches unserer guten Lady Liberty: Freiheit und Gerechtigkeit."

Grace seufzte tief auf, als sei ihr eine Last von erdrückender Schwere aufgebürdet worden, aber ihre Augen blickten vertrauensvoll. Sie sprachen noch von baldigem Wiedersehen, wie gute Freunde, indem ihre Hände sich ineinanderlegten, dann schieden sie voneinander. — — —

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Der Besuch bei dem Zauberer.

Pünktlich hatte Grace die Botschaft überbracht; Florence aber hätte weniger von der Lady Liberty haben müssen, um nicht das Ponyfuhrwerk zu einem Besuch bei dem Doktor Towaka zur Verfügung gestellt zu erhalten.

„Nehmt mir den Pony in acht, damit er mit mir aushält!" lautete der greisen Stammutter Scheidegruß, als Florence den Sitz zur rechten Hand einnahm, Peitsche und Zügel ergriff und Tiptoe sich freudestrahlend nach der linken Seite hinüberschob.

„Vor Dunkelwerden sind wir zurück, Lady Liberty"! antwortete Florence munter, und der Pony trabte davon, noch eine Strecke von den Blicken der alten Frau verfolgt.

Zunächst wurde der Weg nach dem Waldwinkel eingeschlagen um Wilm abzuholen.

Nachdem sie lustig plaudernd den Waldwinkel erreicht hatten, verbrachte Florence noch ein Viertelstündchen mit Hanna, die des Erzählens über ihr Glück nach so viel Trübsal kein Ende wußte. Dann aber trabte der Pony mit seiner um das Gewicht eines kräftigen Mannes vermehrten Last weiter. Florence

hatte Tiptoe Peitsche und Zügel übergeben und auf der andern Bank neben Wilm Platz genommen. Hin und wieder tauschte sie geheimnisvolle Bemerkungen mit ihm aus, die sich vorzugsweise auf die geeignetste Art des Verkehrs mit dem Doktor Towaka Koti bezogen.

Beinah ein Stunde waren sie gefahren, als endlich das Bruch vor ihnen lag und Tiptoe nach der Stelle hinüberlenkte, auf der der Pfad neben dem sprudelnden Bach zu der Hütte hinabführte. Dort hielt er an. Wilm sprang zur Erde, worauf Florence den Sitzkasten öffnete und ihm alles darreichte, was Lady Liberty ihr für den alten Medizinmann mitgegeben hatte. Zuletzt zog sie eine in Papier gehüllte Rolle hervor, und mit dieser in der Hand gesellte sie sich Wilm zu. Tiptoe erhielt noch den Rat, dem Pony etwas Zerstreuung zu verschaffen; dann traten beide so weit vor, daß sie zwischen dem Gesträuch hindurch den ersten Anblick der Hütte und des alten Indianers gewannen. Dieser kauerte auf dem äußersten Uferrande des Baches, in der einen Hand die brennende Pfeife, in der andern eine Angelschnur, die vor ihm in den durch das stürzende Wasser allmählich geschaffenen Trichter hinabreichte.

Regungslos saß er da, mit dem braunen Oberkörper und dem schlichten, lang niederfallenden Haar einem vom Alter zermorschten Baumstumpf nicht unähnlich. Das Heranrollen des Wagens hatte er gehört, ebenso die Stimmen, allein seine starre Ruhe wurde dadurch nicht beeinträchtigt.

Er verharrte in seiner eigentümlichen Regungslosigkeit, so daß es Florence fast widerstrebte, ihn aus seinem Grübeln aufzustören. Auf einen Wink von ihr trat Wilm endlich neben ihn hin, zugleich die Hand auf seine Schulter legend.

In demselben Augenblick riß ein Fisch an der Schnur, und erst nachdem der Alte eine Forelle zu sich heraufgezogen und in einen neben ihm liegenden feuchten Sack geschoben hatte, hielt er es für angemessen, sich nach der Ursache der Störung umzuschauen und als Begrüßung ein heiseres „Hau" auszustoßen.

„Ich komme von der sehr alten Freundin des großen Towaka," hob Wilm an, sich an Walkorts Anweisungen haltend: „sie schickt dem berühmten Zauberer Lebensmittel und Tabak.

Sie läßt ihm sagen, wenn er seine Medizinlieder singe, möchte er an gutes Wetter für Mais und Weizen denken."

Towaka warf einen flüchtigen Blick auf die Pakete, die Wilms Arm beschwerten, und sah durchdringend auf Florence.

„Reichen Sie ihm die Hand," riet Wilm in deutscher Sprache, als Florence die unheimliche Erscheinung befremdet betrachtete, „er erkennt das als ein Zeichen der Freundschaft und wird gesprächiger."

Florence trat näher. Obwohl eingeschüchtert durch die auf ihr ruhenden mißtrauisch blitzenden schwarzen Augen, die in grellem Gegensatz zu dem feuerrot gefärbten Habichtsgesicht standen, leistete sie der Aufforderung Folge, indem sie freundlich sprach:

„Alle diese Sachen soll ich dem großen Zauberer einhändigen. Dafür soll er mir von seinen Stammesgenossen erzählen. Ich kenne sie noch nicht, aber ich liebe die braunen Menschen."

„Wo sind meine Stammesgenossen?" fragte Towaka zurück, ohne seine Blicke von Florence abzuziehen. „Wo sind die Stammesgenossen der weißen jungen Frau? Kennt sie alle, die vor ihr dagewesen sind? Nein. Wer tot ist, wird vergessen."

„Nein, guter Freund, die Toten werden nicht vergessen," entgegnete Florence, und wiederum offenbarte sich ihre eigentümliche Gabe, schnell auf die Ideen anderer einzugehen; „die vor mir dagewesen sind, sah ich nicht; aber ich hörte von ihnen, was ich einmal hörte, vergesse ich nie."

„Die junge weiße Frau spricht sehr klug," versetzte Towaka sichtbar befriedigt, „sie besitzt die Klugheit der Weißen und den Scharfsinn der Indianer. Ich seh's an ihren Augen, ich sch's an ihrem Haar. Vielleicht weiß sie mehr von meinen Stammesgenossen, als ich selber."

„Will der alte Freund der Lady Liberty mich nicht in sein Haus führen?" fragte Florence, überrascht, daß der Alte in ihrem Äußern die schwachen Merkmale ihrer Verwandtschaft mit den Eingeborenen erkannte; „wenn er meint, daß meine Augen und mein Haar ihm nicht fremd sind, warum will er

mir nicht zeigen, wie es in einem indianischen Bau aussieht? Ich komme einen weiten Weg in heißer Sonne; ich sehne mich nach Schatten."

Towaka versah die Angel mit neuem Köder und senkte sie wieder ins Wasser hinab. Aber erst nachdem er die Schnur bedachtsam um einen nahen Binsenbusch geschlungen hatte, erhob er sich, und zwischen Florence und Wilm hindurchtretend, begab er sich nach der Hütte hinüber, es jenen anheimstellend, ihm zu folgen.

Florence ließ Wilm den Vortritt. Sie konnte immer noch nicht die Scheu überwinden, die der Alte ihr einflößte, dessen verwitterter, runzeliger und bestaubter Oberkörper, abgesehen von dem scharfen Vogelgesicht, sie an eine belebte tausendjährige Mumie erinnerte. Erst als sie im Innern der Hütte auf ein einladendes Zeichen Wilms Towaka gegenüber vor dem erloschenen Feuer sich niedergelassen hatte, dann aber die seltsame Umgebung ihre Neugierde mehr fesselte, kehrte ihr alter Mut und damit ihre ruhige Überlegung zurück. Wohl fühlte sie, daß Towaka sie fortgesetzt scharf beobachtete, gab sich indessen das Ansehen, es nicht zu bemerken, und ließ ihre Blicke lebhaft umherschweifen. Erst nachdem auch Wilm Platz genommen hatte, kehrte sie sich Towaka mit den Worten zu:

„Ein behagliches Haus bewohnt der große Doktor; es ist alles vorhanden, was ihm das Leben angenehm machen kann, sollte ihm etwas fehlen, so mag er es sagen. Ich bin bereit, seine Wünsche zu erfüllen."

„Ich gebrauche nichts," antwortete Towaka mürrisch, „will die junge Frau sagen, was sie hierher führt, so mag sie sprechen; meine Ohren sind offen. Die junge weiße Frau ist sehr klug. Wenn sie etwas tut, hat sie einen Grund dafür."

„Gewiß habe ich den," gab Florence bereitwillig zu, „ich bin gekommen, den Zauberer Towaka zu befragen, ob er mit den Kaskaskias befreundet gewesen ist, die einst in dieser Gegend hausten."

Towakas Blicke verschärften sich, während seine Augen sich hinter den zitternden Lidern zu verkleinern schienen. Auf seinem roten Antlitz war dagegen nicht die kleinste Wandlung

bemerkbar. Ebensowenig offenbarte sich in seiner Stimme irgendeine Regung, indem er antwortete:

„Viele Kaskaskias habe ich gekannt. Sie wohnten in dieser Gegend und weit gegen Sonnenuntergang. Alle sind dahin gegangen, von woher kein Weg zurückführt."

„Der Stamm ist ausgestorben, ich weiß es," versetzte Florence ernst, „aber von den Toten höre ich ebenfalls gern. Weiß mein Freund Towaka von dem Manne zu erzählen, der hinter dem ‚Bienenkorb' begraben liegt? Er hatte Weib und Kind; wo sind die geblieben?"

„Ich weiß nichts," sprach der Alte störrisch, sogar feindselig, „ich zähle so viele Winter, wie die Bäume dieser Wälder. Meine Glieder sind alt und schwach. Mein Geist ist stumpf. Ein stumpfes Messer schneidet nicht mehr. Die junge weiße Frau hält in den Händen ein großes Papier. Birgt es Tabak, oder ist es ein sprechendes Zaubermittel?"

Es war dies eine Frage, offenbar eingegeben durch die eigentümliche Neigung der Eingeborenen, alles, was ihnen begehrenswert erscheint, den Weißen abzufordern. Florence wurde dagegen durch diese dem Zwecke näher geführt, zu dem sie auf Walkorts dringendes Anraten die Fahrt unternommen hatte. Sie erhob sich, und um die Feuerstelle herumschreitend, ließ sie sich neben Towaka nieder. Behutsam löste sie das Papier, aus dem die in dem Ausbau entdeckte Lederrolle zum Vorschein kam, dann kehrte sie sich dem Alten wieder zu.

„Es ist ein Zaubermittel," begann sie, sobald sie gewahrte, daß Towakas Blicke mit versteckter Gier an der Rolle hingen, in der er indianisch zubereitetes unverwüstliches Rohleder erkannte, „ein sehr großes sprechendes Zaubermittel, aber kein solches, wie sie von den Weißen angefertigt werden. Eine indianische Hand hat es hergestellt, und indianische Gedanken sind es, die auf diesem Leder verzeichnet stehen. Ich wiederhole, es ist ein großer Zauber; Towaka hat keinen größeren und wirksameren in seinem Ranzen dort", und sie wies auf den von einem Querpfahl niederhängenden Behälter, den Walkort und Wilm ihr so genau beschrieben hatten, daß ein Verkennen unmöglich war. „Den indianischen Zauber zu deuten, ist nicht

Gabe der Weißen; die Indianer lesen nicht unsere Schrift. Will Towaka mir erklären, was auf diesem Leder steht, so lese ich für ihn die Schriften, die in seinem Zauberranzen verborgen sind. Er mag mich einen Blick darauf tun lassen, gefallen sie mir, so will ich mit ihm tauschen. Was ich hier in der Hand halte, ist sehr kostbar. Es stammt von dem größten indianischen Zauberer her, der jemals lebte."

Ohne das Haupt merklich zu drehen, betrachtete Towaka Florence einige Sekunden argwöhnisch von der Seite. Die innerhalb weniger Wochen zum zweitenmal an ihn gerichtete Aufforderung hatte sein Mißtrauen wachgerufen. Befanden sich wirklich Schriftstücke in seinem Besitz, so war er schlau genug, ihnen jetzt erhöhten Wert beizumessen und sie daher, gleichviel aus welchen geheimnisvollen Gründen, um so schärfer zu bewachen."

„Was in dem Ranzen verborgen ruht," sprach er darauf, anscheinend gleichmütig, „ist nur für alte Augen bestimmt. Junge Augen stören den Zauber. Besitze ich sprechendes Papier, so brauche ich nicht zu wissen, was es sagt. Hält die junge weiße Frau in ihren Händen einen indianischen Zauber, so ist es besser, sie lernt ihn nicht kennen. Er möchte ihr schaden. Sie mag ihn wieder in das Papier hüllen. Ich will ihn nicht sehen, will nicht erfahren, was er redet. Will meine junge Freundin in meinen Zauberkasten spähen, so sage ich nein. Weiberaugen sind nicht gut für alle Dinge."

Aber in einer Weise, als ob sie schon wer weiß wie lange mit ihm auf vertrautem Fuße gestanden hätte, hob Florence alsbald wieder an:

„Will der große Doktor Towaka nicht wissen, was auf diesem Zauberleder geschrieben steht, so möchte ich es doch erfahren," und bei jedem der letzten Worte schlug sie mit der Rolle energisch in ihre offene linke Hand; „nach seinem Medizinranzen verlangt mich nicht mehr. Denn was wird der enthalten? Höchstens einige alte Briefe, die, nachdem sie gelesen wurden, nicht mehr wert sind, als die kalte Asche hier vor uns. Liebt er Briefe, so schreibe ich ihm für jeden seiner alten drei neue, und so viel Zauberkraft lege ich hinein, daß er sie der guten

Lady Liberty nur vorzulegen nötig hat, um Tabak und Lebensmittel in Fülle ausgehändigt zu erhalten."

Der schlaue Alte wiegte sein Haupt nachdenklich, sog eine Dampfwolke aus der Pfeife in die Lungen ein und blies sie durch die Nase wieder von sich. Dann sprach er, als hätte er seine Worte an die schwarzen Kohlen auf der Feuerstelle gerichtet:

„Die junge weiße Frau versteht das Reden. Ihre Worte sind glatt wie die Haut eines Katzenfisches. Sie taucht ihre Worte in Honig. Sie reicht Honig mit der Zunge und raubt dafür nahrhaftes Fleisch mit den Augen und den Ohren. Das junge Weib ist sehr klug, aber Towakas Gehirn ist noch nicht ganz vertrocknet."

„Ich kann nicht rauben, was Towaka mir nicht freiwillig gibt," erwiderte Florence, den Sinn von des Alten Vergleich sehr wohl verstehend, „auch verlange ich weiter nichts, als daß er mir dieses hier deutet."

Bei den letzten Worten rollte sie das Leder schnell auseinander, so daß Towaka einen vollen Anblick der Bilderschrift gewann; zugleich beobachtete sie seine glühend roten Züge, um zu erfahren, welchen Eindruck die Malerei auf ihn ausübte.

Der Alte war freilich auf seiner Hut. Trotzdem entschlüpften seinen Lippen, ein sicheres Zeichen seines namenlosen Erstaunens, leise wie ein lauterer Atemzug die Worte: Hanik Wisah. Außerdem entging weder Florence noch Wilm, daß es wie ein Blitz aus seinen Augen hervorschoß, bevor er sie vorsichtig mit den Lidern verschleierte.

„Indianisches Werk," sprach er erzwungen gleichmütig vor sich hin, „nicht jedes indianische Werk ist Zauber."

„Was bedeutet das Ganze?" forschte Florence mit heimlicher Spannung, und auf einen Wink von ihr rückte Wilm auf die andere Seite Towakas, und den ihm gereichten Rand des Leders ergreifend, war er ihr behilflich, dasselbe straff zu halten. „Was bedeutet es denn," wiederholte sie, die klugen Augen fest auf das starre rote Antlitz gerichtet, „ich lese im Herzen des großen Zauberers die Worte Hanik Wisah. Warum spricht er sie nicht aus?"

Towaka sank ein wenig mehr in sich zusammen. Unbewußt war ihm der Name entschlüpft; ihn von Florences Lippen wiederholt zu hören, übte daher den Eindruck eines übernatürlichen Ereignisses auf ihn aus. Er besaß indessen die List und Überlegung, ihrer letzten Bemerkung scheinbar keinen Wert beizumessen.

„Nun, mein Freund," fragte Florence endlich wieder, ihre heftige Erregung ebenfalls nach besten Kräften niederkämpfend, „verstehst du, diese Schrift zu deuten?"

Towaka holte tief Atem, wie vor Erschöpfung, und antwortete grämlich:

„Meine Augen sind sehr alt; mein Kopf ist sehr alt. Ich weiß nichts."

„Wohlan denn," fuhr Florence ungeduldig fort, denn das seltsame Wesen Towakas, der augenscheinlich die volle Bedeutung der Bilderschrift kannte, steigerte ihre Begierde von Minute zu Minute, „so will ich meinem Freunde auf den Weg helfen. Wie heißt gelbes Eichhorn in der Kaskaskia-Sprache?"

Towaka antwortete nicht. Es fesselte entweder die seltsame Malerei seinen Geist vollständig, oder er suchte unter der Maske, die Frage nicht gehört zu haben, die Erklärung ganz zu umgehen.

„Mein Freund scheint mich nicht verstanden zu haben," sprach Florence nach einer Pause. „Hört er meine Worte nicht? Ich sehe, er hat nur ein Ohr, vielleicht liegt's daran. Ich will ihn noch einmal fragen: wie nannten die Kaskaskias ein gelbes Eichhorn?"

Wie von einer unsichtbaren Waffe getroffen, hob Towaka die Hand empor. Wild funkelten seine Blicke auf Florence, während er durch das Herüberziehen des Schläfenhaares das Fehlen der Ohrmuschel gleichsam unwillkürlich zu verheimlichen suchte.

„Damit habe ich ihn mitten ins Herz hinein getroffen," bemerkte Florence in deutscher Sprache zu Wilm; „ich gäbe viel darum, könnte ich in seinem Gedächtnis lesen."

„Schlägt die Klapperschlange ihre Zähne in ein Glied," sprach Towaka nunmehr wieder mit Überlegung, und wie durch Zauber ebneten seine runzeligen Züge sich zu einem

Ausdruck der Übermüdung, „so schneidet man das Glied ab, bevor das Gift seinen Weg in die Brust findet. So habe ich getan, und ich bin sehr alt geworden."

„Wie der Kerl lügt," versetzte Florence in einer Anwandlung ihrer Koboldlaune, sich abermals der deutschen Sprache bedienend, und englisch fuhr sie fort: „Ich weiß immer noch nicht, wie die Kaskaskias ein gelbes Eichhorn nennen."

„Hanik Wisah", hielt Towaka jetzt für angemessen, Florences Neugierde zu befriedigen.

„Also das ist es," erwiderte diese, und in ihrer Überraschung wieder deutsch, „daher das Hanik Wisah von deinen Lippen, alter Mann? Ei, das hätte ich mir selber sagen müssen, und fremd sind die gelben Eichhörnchen dir ebenfalls nicht gewesen. Ja, ja, Towaka, blicke immerhin, als könntest du nicht bis drei zählen; mich täuschest du dadurch nicht. Wilm, behalten Sie ihn scharf im Auge. Wir müssen das Äußerste aufbieten, das von Walkort in uns gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen."

„Rauscht der Wind in den Blättern, so verstehe ich mehr davon, als von den Worten der jungen Frau", bemerkte Towaka verdrossen.

„Glaub's gern, Freund Towaka," entgegnete Florence schnell, um sich den vermeintlichen Vorteil über den Alten nicht entschlüpfen zu lassen, und sie bediente sich wieder der englischen Sprache, „und so höre denn, was ich in deinem großen Herzen und hier auf dieser Haut lese: Der Mann heißt Hanik Wisah," und indem sie erklärte, glitt der Zeigefinger ihrer rechten Hand von Figur zu Figur, „der war unstreitig ein großer Krieger. Diese Frau führt den Namen ihres Vaters. Der weiße Mann hier heiratet die junge Hanik Wisah. Der weiße Mann in dem schwarzen Rock mit dem Kreuz zaubert die beiden zusammen. Hier ist die tote junge Hanik. Hier wieder ihr lichtbraunes Kind, das trägt der weiße Jäger zu seiner Mutter nach dem ‚Bienenkorb'. Da ist die lichtbraune Hanik Wisah herangewachsen. So, das wäre alles bis auf den Mann hier, der offenbar flieht und etwas in der Hand trägt, wahrscheinlich eine Botschaft für den weißen Jäger. Aber ich kann dir noch mehr erzählen, Freund Towaka. Es kam wieder ein weißer Mann, der heiratete

die lichtbraune junge Hanik und nahm sie mit sich fort in ein fernes fremdes Land. Dort starben beide. Aber sie hinterließen eine Tochter, und die erhielt wiederum zum Andenken an ihre Mutter den Namen Hanik. Und nun, alter weiser Mann, betrachte mich aufmerksam. Denn ich, die ich hier neben dir sitze, bin jene Tochter, die jüngste Hanik, die von dir erfahren möchte, was du über ihre Großeltern weißt."

Nachdem der Alte so lange fest auf das Pergamentleder gestarrt hatte, richtete er die kleinen funkelnden Augen durchdringend auf Florence. Was in seinem Innern vorging, verheimlichte er in einer Weise, daß sie bei weniger Argwohn hätte getäuscht werden können.

„Das ist Indianerwerk," sprach Towaka teilnahmlos, „ich hörte von den Haniks Wisah; das ist lange her. Ich mag es geträumt haben. Die junge weiße Frau hat eine braune Großmutter gehabt. Die kann nicht hundert Winter überlebt haben. Sie ist längst gestorben. Hanik Wisah, Hanik Wisah", sprach er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hindurch vor sich hin, indem er die Blicke wieder auf das ausgespannte Leder senkte.

„Das bezweifle ich nicht," versetzte Florence, ihre Ungeduld mühsam bekämpfend; „obwohl sie heute schwerlich hundert Jahre alt wäre, muß sie doch Kinder und Kindeskinder hinterlassen haben, und die möchte ich kennen lernen, um ihnen zu helfen, wenn sie in Not sein sollten. Weiß der Doktor Towaka aber nichts über sie, so könnte man Näheres von dem schwarz gekleideten Mann erfahren, und lebt der nicht mehr, dann aus seinen Büchern und Schriften — ich meine, aus seinen sprechenden Papieren. Nun sage mir also der berühmte Doktor, wo der schwarz gekleidete Mann lebte, der hier so schön abgezeichnet ist. Wenn ich nur das erfahre, will ich zufrieden sein. Und daß dem weisen Towaka Koti die Angelegenheit nicht fremd ist, lese ich in seinem klugen Angesicht, lese ich in seinem Herzen."

Towaka lächelte verschmitzt, indem er bemerkte: „Hat die junge weiße Hanik so scharfe Augen, was braucht sie zu fragen? Sie mag alles in meinem Kopfe lesen."

„Der ist noch schlauer, als ich glaubte," kehrte Florence sich in deutscher Sprache Wilm zu; dann wieder zu Towaka: „Der

große Medizinmann traut mir viel zu. Aber er hat recht. Ich lese in seinen Augen, daß er manches weiß, dagegen nicht sprechen will. Er sollte bedenken, daß er durch seine Worte vielleicht einzelnen noch lebenden Kaskaskias große Dienste leistete, sie kleidete und ihren Hunger stillte."

Zum ersten Male erwies Towaka sich zu schwach, seine wilderregten Leidenschaften zu beherrschen. Denn aus seinen Augen leuchtete ein so hoher Grad von Haß und Feindseligkeiten, daß Florence sich vor ihm entsetzte und dadurch, daß sie Wilm unabsichtlich das steife Leder entzog, dessen schnelles Zusammenrollen bewirkte. Diese Bewegung aber brachte den Doktor zu dem Bewußtsein, eine Unvorsichtigkeit begangen zu haben; schläfrig schaute er wieder darein, und schläfrig klang seine Stimme, indem er sprach:

„Ich weiß nichts. Ich kenne keinen Mann in schwarzen Kleidern, keinen weißen Jäger im Lederrock. Aber ich mag es auskundschaften. Ich will die Rolle unter meinen Kopf legen und darauf schlafen drei Nächte. Ich werde Träume haben; was die Träume mir bringen, soll die junge weiße Hanik erfahren", und bei den letzten Worten entriß er Florence mit schnellem Griff die Rolle, sie ebenso schnell unter seinen Sitz schiebend.

Dieses unvorhergesehene Verfahren verwirrte Florence in einem Maße, daß ihr keine Erwiderung zu Gebote stand. Erschreckt starrte sie auf den unheimlichen Alten, der die Hand auf den Griff des in seinem Gurt steckenden Messers gelegt hatte, wie um seine Beute mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu verteidigen. Auch Wilm erschrak, sprang aber im nächsten Augenblick empor, und den Zauberranzen von der Stange reißend, schlang er dessen Tragriemen um seinen Nacken, und weniger rücksichtsvoll, als Florence, rief er dem Doktor drohend zu:

„Um die Rolle streiten wollen wir nicht. Schläfst du zehn Jahre auf dem Leder, so sagen deine Träume dir nicht mehr, als du heute weißt, aber zu verschweigen für gut befindest. Behalte du die Rolle, dafür nehme ich den Ranzen, und an dem Tage, an dem du das Leder unbeschädigt zurückgibst, händige

ich dir deinen Plunder aus. Vielleicht finden wir hier," und dröhnend schlug er mit der Faust auf den Behälter, „was du heute nicht verraten willst."

Towaka hatte seine Stellung nicht verändert; dagegen betrachtete er Wilm mit einem Ausdruck, als hätte er das Schwinden seiner einstmaligen Kraft und Gewandtheit beklagt, wodurch er außerstande gesetzt wurde, jenem mit einer noch böseren Drohung gegenüberzutreten. Sich in das Unabänderliche fügend, sprach er daher anscheinend harmlos:

„Hänge mein Freund den Zauberranzen dahin, woher er ihn nahm, bevor er sich selber Schaden zufügt. Schlafe ich nicht auf dem Leder, so bleiben gute Träume mir fern." Er zog die Rolle hervor und warf sie nachlässig vor Florence hin, indem er bemerkte: „Auch Kinder und Weiber haben Träume. Was sie des Nachts im Schlafe sehen, zeichnen sie am Tage zuweilen mit bunten Farben auf. Sie glauben, es sei Zauber; aber es ist Kinderwerk. Ich bin ein alter Mann. Was soll ich Weiberträume deuten? Das ist Arbeit der Weiber. Ihre Gedanken sind nichts."

Argwöhnisch überwachte er, wie Wilm seine Schätze wieder forthing, dann fuhr er fort, zugleich auf die in seiner Nähe liegenden Geschenke weisend:

„Alles ist gut; aber die Reden meiner Freunde machen den Zucker bitter, den Kaffee zu Holzspänen, den Tabak zu Stein; er brennt nicht. Wollen meine Freunde mir Geschenke reichen, was reden sie dazu? Sie suchen Dinge in meinem Kopf, die nicht da sind. Sucht hier in der Asche nach Wasser. Die Asche ist trocken; mein Kopf ist trocken. Ihr mögt dahin gehen, woher ihr gekommen seid."

„So weist der Doktor Towaka mich aus seinem Hause," versetzte Florence heftig, sogar unfreundlich, „er vergißt, daß ich Hanik heiße, vergißt, daß der Vater meiner Großmutter so braun war, wie er selber, die Mutter meiner Mutter vielleicht das schönste Kaskaskia-Mädchen im Lande gewesen. O, ich sehe es dem Towaka Koti an," fuhr sie erregter fort, im Eifer zu den ersten besten phantastischen Gründen ihre Zuflucht nehmend, um den Alten einzuschüchtern, „ich sehe es ihm an,

meine Worte treffen ihn wie spitze Messerklingen. Wo ist sein Ohr geblieben, daß er das Fehlen ängstlich verheimlichen möchte? Vielleicht war er ein Freund der Haniks; vielleicht verlangte er eine Hanik zur Frau, und man wies ihn ab. Vielleicht schlug ihn ein Hanik, daß er es jetzt an mir rächen möchte —"

Sie verstummte. Erstaunt, jedoch keineswegs furchtsam betrachtete sie das rote Antlitz Towakas. Während seines langjährigen stumpfen Vegetierens in trostloser Einsamkeit mochte die angeborene Gabe der Selbstbeherrschung gelitten haben, denn seine scharfen Züge verzerrten sich förmlich vor aufflammendem Zorn. Florence begriff, daß in dem instinktartigen leidenschaftlichen Trachten, ihn zu neuen Kundgebungen zu reizen, sie an eine wunde Stelle seines Daseins gerührt, einen unter der Asche glimmenden rätselhaften Haß geweckt hatte, der, anstatt im Laufe der Jahre zu ersticken, durch unablässiges Grübeln einen giftigen Charakter erhalten hatte.

„Wer ist Hanik Wisah"? brach seine gärende Wut sich nach einer kurzen Pause Bahn. „Wo ist er geblieben? Wo sind sein Weib und seine Kinder? Alle tot. Towaka Koti lebt noch. Nie freite er um ein Kaskaskia-Mädchen. Paart der Fuchs sich mit dem Eichhorn? Nein. Towaka Koti ist der Letzte seiner Familie. Von den Haniks blieb nur ein weißes Mädchen. Wer sagt, die junge weiße Frau sei eine Hanik? Das Leder mit den Bildern ist Kinderwerk," und geringschätzig wies er auf die wieder in Florences Händen befindliche Rolle, „ich bin alt, meine Augen haben viel gesehen; ich glaube an kein Kinderwerk."

„Es ist vergeblich," kehrte Florence sich, nur diesem verständlich, Wilm zu, „mehr bekommen wir nicht aus ihm heraus. Enge Beziehungen walteten unzweifelhaft zwischen ihm und den Haniks, und zwar nicht die freundlichsten. Mit meinen Worten traf ich ihn bis ins Mark hinein, und böse Geheimnisse müssen es sein, in deren Erinnerung er so plötzlich aus seiner Rolle fiel. Hoffentlich haben wir den Weg so weit angebahnt, daß Walkort ihn weiter zu verfolgen vermag."

„Ich beobachtete ihn scharf," versetzte Wilm lebhaft, „und mein Leben verwette ich, daß in dem Ledersack gestohlene Schriften verborgen sind. Ich möchte wissen, wer mir's ver-

dächte, wenn ich das Ding mit fortnähme. Nachdem wir's durchsucht, könnte ich es ihm wieder zustellen."

„Ich, Wilm, ich würde es Ihnen verargen, wendeten Sie dem elenden Alten gegenüber Gewalt an. Lassen wir ihn ungestört. Walkort wird nach unseren Mitteilungen wissen, was er zu tun hat. Was im Bereich unseres Könnens lag, ist geschehen, und ich glaube, wir dürfen mit dem Erfolge zufrieden sein."

Sie erhob sich und reichte Towaka die Hand.

„Ich habe den großen Zauberer in seiner Ruhe gestört," sprach sie gütig, und sie empfand in der Tat Mitleid mit dem vereinsamten Manne, der ein Bild der aussterbenden braunen Rasse war; „ich kam, um sein Herz zu erfreuen und dafür von ihm erfreut zu werden. Es hat nicht sein sollen; da will ich wenigstens in guter Freundschaft von ihm scheiden. Ich werde ihn öfter besuchen und ihm andere Geschenke zutragen. Vielleicht besinnt er sich unterdessen auf dieses oder jenes, was er mir anvertrauen möchte. Bis dahin lebe wohl, alter Mann. Wenn du von mir träumst, so laß es Gutes sein."

Towaka sah anscheinend stumpf zu Florence empor; in seinen halb verschleierten Augen funkelte es seltsam. Schwer wäre es indessen gewesen, zu entscheiden, ob es der Ausdruck versteckten Hasses war oder eines besänftigenden Einflusses, den die schlanke schöne Mädchengestalt mit ihrem ruhigen, unerschrockenen Wesen auf ihn ausübte. Zögernd, wie von Zweifeln befangen, hatte er seine Hand in die Florences gelegt, sie aber schnell wieder zurückgezogen, und als sie schwieg, sprach er grämlich:

„Der jungen weißen Frau Stimme ist die eines Spottvogels. Sie klingt süß in den Ohren. Mag sie gehen, mag sie kommen. Meine Ohren sind alt. Sie hören den Drosselgesang nur halb. Meine Augen sehen nur halb die weiße Tochter der braunen Haniks. Sie kann mein altes Herz nicht mehr jung machen. Ihre Honigreden gehen an meinen Ohren vorüber."

Er reichte Wilm die Hand. Dann sank er in sich zusammen, mit der unverkennbaren Absicht, auf kein weiteres Gespräch mehr einzugehen. Florence und Wilm kehrten sich dem Aus-

gange zu. Sie waren kaum von ihm fortgetreten, da wendete Towaka sein Gesicht ein wenig seitwärts. Seine grellroten Züge und die schwarzen Augen belebten sich eigentümlich, indem er Florences anmutige Gestalt mit den Blicken verschlang. Es offenbarte sich in diesen sogar ein gewisses Wohlgefallen, als wäre er trotz seiner gegenteiligen Beteurungen und trotz seines hohen Alters nicht unempfindlich gegen hohe weibliche Reize gewesen.

Schweigend, wie es sonst nicht ihre Art war, bestieg Florence den Wagen. Wilm setzte sich zu ihr auf die hintere Bank, Tiptoe trieb den Pony an. Der Abend war nicht mehr fern, aber noch lagerte sengende Hitze auf Wald und Flur. Kein Lüftchen regte sich. Nur hin und wieder erhoben sich wirbelnd Grashalme und Staub und verfolgten in kreisender Bewegung die westliche Richtung. Wo diese Windsäulen über Wiesen und Getreidefelder hinwegglitten, da regten sich Halme und Stauden als ob lustige Geister in schleuniger Flucht ihr Unwesen getrieben hätten. Der Neger sowohl als auch Wilm, beobachteten mißtrauisch den östlichen Himmel, der sich mehr und mehr verfinsterte, lauter und zusammenhängender sein Donnergerolle herübersandte und endlich mit zackigen Feuerstrahlen übermütig zu spielen begann.

Florence beteiligte sich nicht an diesen Beobachtungen. Sie schaute ernst drein, als hätte sie die in ihrem Verkehr mit Towaka wachgerufenen Gedanken gar nicht überwinden können.

Wilm aber meinte, als er sich von Florence verabschiedete: „Sie werden noch trocken nach Hause kommen."

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Das unheimliche Kleeblatt.

Und trocken waren alle nach Hause gekommen, Wilm sowohl wie Florence, Tiptoe und der Pony wie Grace, die schon früher nach der herrenlosen Farm hinübergewandert war. Kaum aber hatte Tiptoe den Pony vor die

gefüllte Heuraufe geführt, kaum die beiden Staatspferde zärtlich begrüßt und den Wagen in den Schuppen gezogen, und kaum hatte Lady Liberty Florence grämlich beteuert, daß sie noch heute kein Wetter scheue, da sauste ein Windstoß über den „Bienenkorb", der ihn bis in sein dürftiges Fundament hinein erschütterte. Ein betäubender Donnerschlag brachte etwas Veränderung in das eintönige Grollen und Rollen; die Atmosphäre verfinsterte sich, obwohl die Sonne noch nicht zur Rüste gegangen war; vereinzelte schwere Regentropfen prasselten nieder; dann leitete ein dichter Schauer den Tanz ein, der die halbe Nacht hindurch dauern und Menschen und Tiere munter erhalten sollte. —

Towaka Koti bearbeitete zu derselben Stunde seine Trommel, deren dumpfes Dröhnen mit seinen wilden Zaubergesängen begleitend. Der Besuch Florences und deren Mitteilung hatten ihn gewaltig aufgeregt. Der Donner, der bald darauf zu seinen Liedern aufspielte, bestärkte ihn in dem Glauben an die ihm innewohnende geheimnisvolle Macht. Einmal angeregt, schien seine Kraft in demselben Maße zu wachsen, in dem er neue Bilder in seiner rastlos schaffenden Phantasie heraufbeschwor. Alles, was an Haß und Feindseligkeit seit einer langen Reihe von Jahren in seiner Brust aufgespeichert gewesen, heute verlieh er ihm Worte, ahnungslos, daß Fremde den wilden Gesängen lauschten, sie Wort für Wort, wie sie von seinen Lippen fielen, in sich aufnahmen, um sie demnächst dahin zu tragen, wo sie in finsterem Wahn willkommen geheißen wurden.

Tahakes, der listige Huëkoräuber, war es, der ihn belauschte. Auf mancherlei Umwegen hatte er das Bruch erreicht. Den Schatten des Gehölzes suchend, bewegte er sich in dessen Saum so lange einher, bis er des Ponyfuhrwerks ansichtig wurde. Dort hielt er sich verborgen, bis Florence, Wilm und Tiptoe davongefahren waren. Vorsichtig schlich er darauf nach dem Wasserfall hinüber, und ein Schatten hätte nicht geräuschloser einherschweben können, als er auf den Vorplatz der Hütte hinabstieg. Behutsam näherte er sich dem halbgeschlossenen Vorhange, und sich davor lang ausstreckend, spähte er durch

„Wer ist Hanik Wisah?" brach seine gärende Wut sich nach einer kurzen Pause Bahn.
(S. 397.)

eine schmale Ritze zwischen diesem und dem Holzwerk hindurch. Beinahe im ganzen Umfange lag das Innere der Hütte vor ihm. Neugierig betrachtete er den alten Mann; dabei entging seinen scharfen Blicken nicht, daß ihm das eine Ohr fehlte. Anfänglich fesselte die äußere Erscheinung des unheimlichen Zauberers seine Aufmerksamkeit ausschließlich. Allmählich aber kehrte er diese dem Gesange zu, dessen Sinn ihm Wort für Wort verständlich war, und seine Augen nahmen mehr und mehr den Ausdruck einer lauernden Katze an.

Der Hueko rührte sich nicht. Den Sturm hielt die Vegetation von ihm ab; gegen den niederströmenden Regen schützte ihn die sinnig um seinen Körper geordnete Decke.

Ähnlich wie Tahakes, der nur auf seinen eigenen Vorteil bedachte hinterlistige Kundschafter, hatten auch die greise Hanik und ihr wahnwitziger Sohn sich gegen das heraufziehende Unwetter geborgen, nur daß sie, durch die Bodengestaltung begünstigt, die Feuchtigkeit ganz von sich abzuhalten vermochten. Ihr Versteck, das sie schon seit Wochen bewohnten, lag in einer Schlucht mit hohen schroffen Ufern. In erheblicher Entfernung von den nächsten Gehöften und nur von zur Beackerung ungeeigneten Weideplätzen und Hainen umgeben, war die Schlucht fast gänzlich unbeachtet geblieben. Brombeerranken, Haselnußgesträuch, Sassafras- und Sumachgestrüpp bildeten das Sohle und Uferabhänge bekleidende Unterholz, während darüber verkrüppelte Eichen, Ahorn- und Hickorybäume ihre Wipfel dicht ineinander verschlangen.

Dort hauste die wilde Hanik mit ihren beiden Begleitern. Auf der tiefsten Stelle der Schlucht, wo ein dichtes Laubdach sie von oben gegen die sengenden Strahlen der Sonne, zugleich gegen die Blicke vorüberstreifender Jäger und Hirten schützte, hatten sie ihr Lager eingerichtet. Ihre Pferde und sonstige Habseligkeiten waren in der Ferne bei befreundeten Indianern zurückgeblieben. Das gedörrte Fleisch war ja keine schwere Bürde für sie gewesen, und außer einigen Decken gebrauchten sie kaum etwas, um Tage und Nächte, ähnlich scheuen Raubtieren, in trägem Nichtstun zu verbringen. Im übrigen schützten dornige Ranken und stacheliges Gestrüpp sie besser gegen unwill-

kommenen Besuch, als es auf jede andere Art möglich gewesen wäre.

Angesichts des heraufziehenden Unwetters hatten die wilde Hanik und ihr Sohn sich rechtzeitig in ihren Schlupfwinkel zurückgezogen. In der gekrümmten Stellung, mit den hagern, sehnigen Gliedern und den langen Haarsträhnen, die ungeordnet Schlangen ähnlich von ihrem Haupte niederfielen und das scharfe Antlitz häßlich einrahmten, glich die wilde Hanik in der Tat einer brütenden Eumenide. Ihr Sohn kauerte neben ihr. Seit längerer Zeit dem Einfluß des Whisky bedachtsam entzogen, schien er zu leiden. Seine Blicke hatten infolge der gezwungenen Mäßigkeit etwas von ihrer Stumpfheit verloren; dagegen lugten aus seinen Augen in erhöhtem Grade jene von Wahnwitz getragene Tücke und gefährliche Gier, die, um sich einen verderblichen Genuß zu verschaffen, nicht vor hundert Morden zurückschrecken. Nur der eiserne Wille der zähen alten Frau hielt ihn zurück, nach den Ansiedelungen der Weißen hinüberzuflüchten und dort bei dem sinnlosen Versuch, sich gewaltsam des verführerischen Trankes zu bemächtigen, wie ein wildes Tier niedergeschossen zu werden. Hätte er gewußt, daß seine Mutter dennoch eine Flasche des brennenden Trankes mit sich führte und ängstlich vor ihm verborgen hielt, so würde er keinen Augenblick gezögert haben, sie zu deren Herausgabe zu zwingen; was ihr aber bevorstand, wenn sie unfähig sein würde, die einmal gereizte Gier weiter zu befriedigen, wußte die wilde Hanik selber am besten. —

Die Zeit verrann. Stunde folgte auf Stunde. Wiskun war in Schlaf gesunken, während die wilde Hanik ihren Rachegedanken nachgrübelte. Der Osten begann sich zu röten. Mensch und Tier erquickend, lagerte die abgekühlte Atmosphäre unter dem klaren Sternenhimmel, als sie plötzlich emporfuhr. Von dem hohen Uferrande drang der Lockruf eines Präriehahns in das finstere Versteck nieder. Sie brach ein in ihrem Bereich befindliches Blatt, legte es zwischen die Lippen und erzeugte das scharfe Wispern einer Heuschrecke. Während sie darauf ihren Sohn weckte, wurde das Knicken dünner Zweige vernehmbar, und etwas später schlüpfte Tahakes zu dem unheimlichen Paar herein.

„Mein junger Huëkofreund ist lange fortgeblieben," redete die wilde Hanik ihn an, „aber er ging weit herum. Er bringt Kunde, wann der starke schwarze Mann den ‚Bienenkorb' verläßt, damit er ihn nicht hindere, die schönen Pferde aus dem Stall zu ziehen und mit ihnen gegen Sonnenuntergang zu flüchten. Und mehr noch hat er ausgekundschaftet. Er sah den braunen Zauberer, von dem er die Menschen sprechen hörte. Er weiß, ob er ein junger Mann und ein Freund der Weißen, ob er die Spuren des flüchtigen Tahakes zu verfolgen versteht."

„Ich sah viel, ich hörte viel," berichtete der Huëko ohne Säumen, „ich hörte einen Tag nennen, an dem die starke Frau die weisen Häupter der Ansiedelungen auf einem Gehöft um sich versammelt. Das Gehöft liegt eine Strecke von dem ‚Bienenkorb'. Viele Menschen wohnen dort; ich habe es gesehen. Die Frau in dem ‚Bienenkorb' ist sehr alt. Ihre Glieder sind nicht mehr die der jungen Hirschkuh. Sie wird in einem Wagen fahren, ein kleines Pferd wird sie ziehen. Neben ihr sitzt der gefährliche schwarze Mann. Wenn die Sonne in die Prärie hinabsteigt, sind alle beisammen. Die starke Frau ist der Häuptling. Man wird viel reden. Die Sterne werden lange leuchten, und ihre Zungen regen sich noch immer. Das ist die rechte Zeit für die weise Hanik, ein Feuer auf dem Grabe ihres toten Herrn anzuzünden. Nur das Mädchen, seit vielen Jahren das Augenlicht der starken Frau, bleibt im ‚Bienenkorb', und ein weißes Weib. Will die weise Hanik die starke Frau selber strafen, so mag sie einen andern Tag erwarten. Ich kenne keinen andern Tag. Wo die starke Frau ist, da ist der starke schwarze Mann. Er ist sehr stark. Seine Augen sind die des Panthers. Er sieht in schwarzer Nacht, denn seine Haut ist schwarz. Er ist ein Nachtmensch. Er ist stärker, als vier Huëkos und Kaskaskias. Wacht er im ‚Bienenkorb', so ist die Mühe der weisen Hanik nichts wert. Will die weise Hanik auf eine andere Gelegenheit warten, so mag der Herbst hingehen, der Winter; sie findet keine."

Ruhig hatte die alte Frau den listigen Burschen zu Ende sprechen lassen, der sich weniger um ihre Rache, als um die zu raubenden Pferde kümmerte, dann bemerkte sie eintönig:

„Wodurch trafen die Weißen mich am härtesten? Dadurch daß sie die Kaskaskias und die Haniks vertrieben? Nein. Sie schlugen und marterten mich in meinen Kindern und deren Kinder. Sie verschuldeten deren Tod. Erschlugen sie mich, als alle noch lebten, so war es gut. Ich hätte nicht gewußt, daß die Haniks dazu bestimmt gewesen sind, vom Erdboden fortgefegt zu werden. Ich brauchte nicht zu klagen; meine Tränen wären eingetrocknet; ich hätte nichts gefühlt. Meine Kinder und deren Kinder starben an Krankheiten, die die Weißen ihnen schenkten, und ich jammerte und weinte manche Nacht. Einzelne wurden von den Weißen getötet, andere von braunen Feinden, als sie auf der Flucht deren Jagdgebiet betraten, und ich klagte manchen Winter, manchen Sommer. Hier ist mein letzter Sohn. Er stirbt seit vielen Jahren. Die Weißen haben ihn vergiftet mit ihrem Feuertrank. Er spricht nicht, was er denkt, er denkt und weiß nicht was. Ich bin sehr alt. Wenn ich von ihm gehe, ist er ein Wurm, den jeder zertreten mag. Er soll vor mir hinübergehen. Er soll vor seinen Vater hintreten als ein Mann. Sein Gehirn ist versengt; auch sein Körper soll verbrennen. Er ist mein Sohn, mein letztes Kind, ich liebe ihn. In ihm bin ich gestorben so viele Jahre, daß ich sie nicht zählen kann. In jedem meiner Angehörigen bin ich gestorben. Soll die starke Frau nur einmal sterben? Nein. Nur wenige Winter liegen noch vor ihr. In dieser Zeit soll sie jeden Tag zweimal sterben. Einmal für sich selbst, das ist ein leichter Tod, einmal für ihren Liebling, das ist ein doppelter Tod. Mein Freund Tahakes kennt jetzt meine Gedanken. Wir brauchen nicht zu warten, bis unser Fleischvorrat aufgezehrt ist. Weiß mein junger Freund einen Abend, an dem das Kind allein im ‚Bienenkorb' ist, so ist es gut. Ich brauche nicht mehr zu erfahren. Mein Sohn Wiskun, mein letztes Kind, sehnt sich nach Ruhe. Ich will ihm von dannen helfen. Ich will ihn begleiten, ihm den Weg zu seinem Vater zeigen, zu seinem Weibe, zu seinen Kindern. Der Liebling der starken Frau soll vorausgehen und Steine und Gerank aus unserem Wege räumen. Hat mein junger Huëkofreund mich verstanden?"

„Ich verstand die weise Hanik."

„Gut; so erzähle er von dem Medizinmann, berichte er alles, was er sah und hörte."

„Ich sah ihn in seinem Wigwam. Die Weißen sagen: Er ist ein großer Zauberer, und geben ihm Fleisch, Mehl, Tabak, Decken und Kalikot. Er ist ein alter Mann. Er singt weise Zauberlieder. Ich hörte ihn singen lange Zeit. Er sang seinen Namen und seine Feindschaft. Ich vergaß nichts. In seinem Blut ist Gift. Wen er bedroht, der muß sterben."

„So sage Tahakes seinen Namen. Ist er ein Kaskaskia, so muß ich ihn kennen."

„Er gehört zum Stamme der Kaskaskias. Die Kaskaskias haben ihn gepeitscht und sein Ohr abgeschnitten. Sein Name ist Towaka Koti."

„Towaka Koti", wiederholte die alte Frau mit dem Ausdruck unsäglichen Erstaunens, dann neigte sie das Haupt auf die Knie, für den Huëko ein Zeichen, mit seinen ferneren Mitteilungen zu säumen.

Eine längere Pause verstrich in dumpfem Schweigen. Die wilde Hanik schien durch die unerwartete Kunde überwältigt zu sein. Endlich richtete sie sich schwerfällig empor; als hätte sie im Traume gesprochen, klang ihre Stimme, indem sie anhob:

„Towaka Koti, ist er nicht vor langer, langer Zeit dahin gegangen, woher die Rückkehr unmöglich? Ich kannte einen Kaskaskia, der verlangte meine Tochter, die junge braune Hanik; er bot vier Pferde für sie. Er war ein mutiger Krieger; er kannte Zaubergeheimnisse, und ich gönnte ihm das Mädchen. Da kam der Sohn der starken Frau im ‚Bienenkorb' und verblendete sie. Sie wurden Mann und Frau. Ein Mann in schwarzen Kleidern band ihre Hände zusammen. Damit sie nicht voneinander getrennt würden, gab er meiner Tochter ein sprechendes Papier. Das sollte sie behüten und vorzeigen, wohin sie kamen; es sollte die weißen Menschen zu ihren Freunden machen. Sie sollten erfahren, daß sie auf weißer Menschen Art das Weib des Jägers geworden. Da schlich der Kaskaskia in das Zelt meiner Tochter. Ich meinte, er trachte ihr nach dem Leben. Meine Söhne fingen ihn, peitschten ihn

blutig, Wiskun schnitt ihm ein Ohr ab. Die braunen Menschen sollten ihn verlachen, wenn er zu ihnen zurückkehrte, er war Towaka Koti geworden. Er ging; aber er rief zurück: die Haniks sollen sterben, manche alt, manche jung. Wer sich mit den Weißen verbindet, kann nicht leben. Ich nahm den großen Zauber der Haniks mit fort; alle Haniks müssen zugrunde gehen. Meine Söhne verlachten ihn. Er besaß ein Weib und Kinder; die hatte er vergessen. Er ging. Nie hörten wir von ihm. Aber seine Worte sind wahr geworden. Meine Tochter starb, der Sohn der starken Frau zog mit der kleinen lichtbraunen Hanik nach dem ‚Bienenkorb'. Ich suchte unter den Sachen meiner Tochter nach dem sprechenden Papier; ich wollte es dem lichtbraunen Kinde zutragen; es war verschwunden. Towaka Koti hatte den Zauber gestohlen. Da jammerte ich um das lichtbraune Kind meiner Tochter viele Monde und Winter. Einen neuen Zauber fertigte ich an für die junge Hanik. Ich nahm ein Stück halb gegerbtes Leder. Darauf zeichnete ich, was auf dem Papier stand. Der weiße Jäger hatte mir alles kundgegeben. Das sprechende Papier des Mannes in den schwarzen Kleidern war aber stärker. Towaka Koti hatte es gestohlen. Hätte ich es zurückerhalten, so war alles gut. Wo sollte ich suchen, wo es finden? Die Haniks sind verschwunden. Ich bin die letzte Hanik Wisah; denn mein Sohn Wiskun wird vor mir sterben. Hörst du," wendete sie sich an diesen, der von dem ganzen Gespräch nichts verstanden zu haben schien, „hörst du, der Mann, du hast ihn gezeichnet wie einen Hund, der Towaka Koti lebt noch?"

„Lebt Towaka Koti, so verschuldet er den Tod aller Kaskaskias," antwortete Wiskun, wie zu vorübergehender Geistesklarheit erwachend; „hätten wir ihn getötet, so lebten die Haniks noch. Das sprechende Papier ist in seinen Händen, kein Hanik kann leben. Er verzauberte mein Gehirn. Ich will den Towaka mit mir nehmen. Ich gebrauche jemand, der meine Waffen trägt und Fleisch und Mehl. Es ist ein langer Weg nach den ewigen Jagdgefilden."

„Erschlägt Wiskun den Towaka, wird dadurch ein Hanik ins Leben zurückgerufen?" fragte die alte Frau in ihrer Be-

sorgnis, daß das Ziel ihrer lange geplanten Rache durch die Nähe Towakas aus Wiskuns Gesichtskreis gerückt werden könne, „nein; die Toten wachen durch kein Mittel auf. Dennoch mag er des Towaka Schultern belasten; zuvor aber soll er das Kind der starken Frau zu seiner Begleitung sichern. Doch erzähle mein junger Huëkofreund weiter. Laß er mich hören, was Towaka Koti sang."

„Towaka sang von klugen Gedanken, die in seinem Kopfe wohnen," hob der Huëko alsbald an; „er sang von den Narben, die die Haniks mit Riemen auf seinen Körper schnitten, von dem Feinde, der ihm das Ohr raubte. Er sang von dem sprechenden Zauberpapier in seinem Medizinranzen, daß es die Haniks von der Erde fortgefegt habe. Weiter sang er zu dem Rasseln der Zaubertrommel: ‚Das Haar vieler Haniks ziert meine Leggins. Ich erschlug sie heimlich; niemand sah es. Ich locke alles herbei, was von den Haniks übrig. Mädchen mit dem Blut der Weißen sind keine Kaskaskias. Sie bringen mir Geschenke. Heiratet ein Weißer ein braunes Mädchen, so machen sie eine Zauberschrift. Geht die Zauberschrift verloren, so sind ihre Kinder nicht besser, als junge Wölfe. Wölfe kennen ihre Eltern nicht. Mir gehört die Zauberschrift der jungen Hanik. Ich habe sie gegen die Haniks gebraucht. Wo sind die Haniks? Sie finden keine Ruhe in den Jagdgründen der Seligen. Sie irren umher und klagen: warum verfeindeten wir den Towaka Koti? Er hat sich gerächt für die Schmach, er rächt sich täglich mehr.'"

„Towaka ist ein Lügner," nahm die alte Frau nunmehr wieder das Wort, „Wahrheit sang er, aber auch Lügen. Er ist feige. Er läßt sich von den Weißen füttern wie ein Rind, er ist ihr Knecht. Er vergißt, daß die weißen Menschen gekommen, um die braunen zu vertilgen. Sie hetzen die braunen aufeinander, damit sie einer den andern würgen. Towaka rächt sich an dem braunen Menschen und dient den weißen. Was soll ich mit ihm? Es sind keine Haniks mehr da, um sie zu verderben. Mag Towaka die Zauberschrift an anderen versuchen. Ich räche mich allein an den Weißen. Sie verschuldeten das Ende aller Kaskaskias, nicht Towaka mit seinen Zaubergesängen."

Die Greisin antwortete nicht mehr. Wiskun dagegen begann mit gedämpfter Stimme zu singen und seine wirren Gedanken in Worte zu kleiden. Aufmerksam lauschte seine Mutter, aufmerksam und von abergläubischer Scheu befangen lauschte der Huêko. Die tollen Phantasien, die sich fortgesetzt zwischen Blut und Feuer, zwischen Rache und Tod bewegten, erschienen den beiden als Eingebungen einer geheimnisvollen höheren Macht. In die Schlucht hinein drang allmählich die Beleuchtung des anbrechenden Tages.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Der Familienrat.

Der Tag des Familienrates war endlich da, das Zusammentreffen aller Beteiligten war in die Abendstunde verlegt worden.

Da jeder sich streng an die empfangene Vorschrift der Lady Liberty hielt, sah man zur anberaumten Stunde in der Nachbarschaft der herrenlosen Farm eine Anzahl Reiter einzeln und zu zweien auftauchen und sich dem gemeinschaftlichen Ziel in gemächlichem Schritt zubewegen. Dort wurden sie von Walkort, in dem alle den würdigen Vertreter der greisen Stammmutter achteten, willkommen geheißen und in den für die Beratung hergerichteten Salon geführt, um zunächst mit Frau Emilia Barnard und Frederik Graham bekannt gemacht zu werden. Die darauf folgende Unterhaltung war eine etwas erzwungene. Die in Seide rauschende Südländerin war in dortiger Gegend eine zu fremdartige Erscheinung, als daß die einfachen Männer mit ihren patriarchalischen Anschauungen eine gewisse Befangenheit leicht überwunden hätten. Nur Grace, ermutigt durch die Anwesenheit so vieler wohlwollenden Verwandten, bewegte sich freier umher. Sie war neben Walkort gewissermaßen in die Rolle der Wirtin eingetreten, und wohin sie sich wenden mochte, überall begegnete sie liebevollste Aufmerksamkeit.

Graham, mit allen Anwesenden mehr oder minder bekannt, war schon im Laufe des Vormittags eingetroffen. Als Beistand der Frau Emilia sollte er indessen erst dann mit in den Geschäftsgang eingreifen, wenn jene ihn zur Schlichtung schwieriger Rechtsfragen auffordern würde. Bis dahin gedachte er in dem Zimmer seines Sohnes zu verweilen, wo er sich mit dem Durchlesen von Briefen und sonstigen Papieren eifrig beschäftigte.

Die Letzten der zu dem Familienrat Berufenen waren eben von ihren Pferden gestiegen, und von den bereits Anwesenden treuherzig begrüßt worden, als Lady Liberty sich anschickte, den „Bienenkorb" zu verlassen, und von dem Ponywagen herab noch einige Worte an Florence richtete.

„Du wirst mir so lange gut hausholten," sprach sie ungewöhnlich sanft, und Wehmut lugte aus ihren klaren blauen Augen, indem sie das Mädchen aufmerksam betrachtete, „kannst der Mary ein wenig zur Hand gehen, wo es noch etwas für die Nacht zu ordnen gibt. Ich vermute, es wird spät werden; denn haben die Köpfe sich erst erhitzt, so geraten sie wohl schnell aneinander, aber nicht so leicht auseinander."

„Sollen denn so sehr ernste Sachen beraten werden?" forschte Florence, mit unverkennbarer Unruhe zu der alten Stammutter emporsehend.

„Nun ja, Hanik," antwortete Lady Liberty gütig, „wie man's nehmen will. Für mich ist die ganze Angelegenheit Spielerei, nur daß ich ihr eine gewisse Form geben möchte. Wird die Sache ernst, so wird sie's nicht durch mich."

Florence war dicht an den Wagen herangetreten, und die mit blauen Gäder überflochtene harte Hand der alten Frau ergreifend, zog sie sie an ihre Lippen.

„Lady Liberty," bat sie sanft, und sie errötete, als hätte sie plötzlich mit Grace die Gemütsart vertauscht gehabt; „ich weiß, sie wird ernst durch mich allein, und das darf nicht geschehen. Es ist ja nicht schwer zu erraten, man will Bestimmungen über meine Zukunft treffen. Ich habe vielleicht etwas Vermögen von meinem verstorbenen Großvater zu erwarten, und da gibt es Menschen, die das dem Mädchen mit dem wilden

Blut nicht gönnen. Nun aber, liebe süße Lady Liberty, bitte ich dich recht inständig, sage ihnen, sie möchten alles behalten oder es der armen schüchternen Grace geben. Sage ihnen, ich verlangte nichts, gar nichts, wenn es mir nur vergönnt wäre, bis an mein Lebensende im ‚Bienenkorb' zu wohnen."

Lady Liberty sann ein Weilchen nach, während Tiptoe, vor dem es ja keine Geheimnisse gab, sich gerührt auf seinem Sitz hin und her schob; dann sprach sie forciert gleichmütig:

„Hanik, du bist kein guter Geschäftsmann. Du weißt noch nicht, was ein guter Silberdollar wert ist, den man Cent um Cent mühsam zusammenarbeitete."

„Das zu lernen, ist's nicht zu spät, Lady Liberty, ich bin noch jung", fiel Florence ein, offenbar um die eigene Rührung zu bekämpfen.

„Gut, gut, Hanik," versetzte Lady Liberty wie grollend, und doch meinte Florence, eine Welt der Herzensgüte aus diesem Grollen herauszuhören; „ich muß jetzt fort. Auf der Farm unseres Ältesten wird man schon ungeduldig auf mich warten. Aber laß sie nur. Da stehst du, hier sitze ich, und wer meiner Hanik ein Leid zufügt, der fügt mir ein doppeltes zu. Fort, Tiptoe", befahl sie, in eine andere Richtung schauend, um zu verheimlichen, daß sie mit den Augen verräterisch zwinkerte.

Als der Wagen vor dem Wohnhause der herrenlosen Farm anhielt, drängten schon markige Gestalten ins Freie hinaus, indem jeder der erste sein wollte, nicht nur die eigenen Grüße, sondern auch die seiner Angehörigen daheim darzubringen.

„Wie geht's zu Hause?" fragte Lady Liberty, nach allen Richtungen die Hände ausstreckend, um andern Händen in kräftigem Druck zu begegnen; „was machen die Kinder und Enkel? Wie steht's mit dem Ben, dem Dick, dem John, der Ellen, der Margret, der Betsy? Doch da ist ja auch unsere Grace, Mädchen, du blühst mit den Rosen um die Wette. Nun, Kind, wir wollen dafür sorgen, daß es so bleibt", und herablassend duldete sie, daß Grace fortgesetzt ihre Hand hielt.

Frau Emilia Barnard aber, ihr zur Seite der junge Graham, beobachtete durch das offene Fenster ernst, wie man mit patri-

archalischer Ehrerbietung der alten Frau begegnete und diese mit patriarchalischem Selbstbewußtsein die ihr dargebrachten aufrichtigen Huldigungen entgegennahm. Sie erkannte recht wohl, daß der eigenwilligen alten Frau gegenüber Schmeicheleien ebenso unwirksam seien, wie Drohungen, und daß sie mit ihrem scharfen Verstande sehr wohl Wahrheit von Täuschung zu unterscheiden, natürliches Wesen von gemachtem zu trennen verstehe.

Die lebhafte Begrüßung erreichte ihr Ende; vor Lady Liberty wurde Raum geschaffen, und Grace noch immer an der Hand, trat sie in das Haus und demnächst in das Beratungszimmer ein.

Bei ihrem Erscheinen ging Frau Emilia ihr einige Schritte entgegen, während Frederik Graham sich tief verbeugte. Beide, obwohl prangend in einer nach ihren Begriffen der feierlichen Gelegenheit entsprechenden Bekleidung, empfanden sichtbar das Übergewicht, das die einfache alte Farmerfrau in ihrem, jeder Mode spottenden, nur aufs Praktische berechneten Anzuge über sie besaß.

„Guten Abend, Frau Schwiegertochter, guten Abend, junger Mann", beantwortete diese gleichmütig die seidenrauschende Verneigung und das salonmäßige Schurren, das den Gruß Frederiks begleitete. Dann nahm sie den Strohhut von ihrem Haupte, ihn nachlässig auf den nächsten Stuhl werfend, und einen Blick im Kreise herumsendend, sprach sie, halb zu den sich hinter ihr hereindrängenden Männern gewendet:

„Schon alles geordnet, wie ich sehe. Da leuchten sogar Lampen trotz des hellen Sonnenscheins draußen. Verschwendung, reine Verschwendung. Aber man scheint sich auf eine Nachtsitzung vorbereitet zu haben, und da mögen sie brennen bleiben. Grace, für dich ist's hier nichts. Bitte den jungen Herrn, dich ins Freie hinauszubegleiten. Sollten wir eurer bedürfen, was ich bezweifle, so lasse ich euch rufen", und der sich entfernenden jungen Leute nicht weiter achtend, schritt sie mit der vollen Zuversicht jemandes, der sich seiner Würde bewußt ist, nach der anderen Seite des Zimmers hinüber.

Nach altem Brauch waren auch heute eine Anzahl Stühle in einem länglichen Kreise nebeneinandergestellt worden.

Feind aller Schreibereien, duldete Lady Liberty keinen Tisch innerhalb desselben. Sehen müsse man sich können vom Kopf bis zu den Füßen, meinte sie, um ein vernünftiges offenes Wort miteinander zu reden. Einen flüchtigen Blick warf sie noch um sich, wie sich überzeugend, daß ihren Gewohnheiten auch heute pünktlich Rechnung getragen worden war, dann nahm sie ihren Sitz auf der in den Salon hineinragenden Spitze des Ovals ein, wo die offene Flurtür gerade vor ihr lag und sie zugleich alle Mitglieder der Versammlung im Auge zu behalten vermochte. Die beiden Stühle neben ihr blieben leer, um dadurch anzudeuten, daß Lady Liberty sie mit nie entschlummernder Pietät als von ihrem John und ihrem Ältesten eingenommen betrachtete.

„Licht und Schatten müssen gleichmäßig verteilt sein, Frau Schwiegertochter," bedeutete sie diese, indem sie auf den mit der Lehne der Tür zugekehrten Stuhl wies, „wir beide sind die Hauptpersonen, und da ist es ratsam, daß wir uns gegenseitig gerade in die Augen schauen."

Frau Emilia hatte unterdessen ihre durch Lady Libertys sorgloses Auftreten erschütterte Besonnenheit und damit ihre stolze Haltung zurückgewonnen. Majestätisch nahm sie den ihr angewiesenen Platz ein. Die übrigen Anwesenden folgten ihrem Beispiel. Gleich darauf trat Stille ein. Mit ehrerbietiger Spannung hingen die Blicke der ergrauten Männer an den Lippen der greisen Stammutter.

„So begrüße ich euch denn alle noch einmal," begann diese mit klarer Stimme, „ich freue mich, euch wohl und munter beisammen zu sehen, Sie mit einbegriffen, Frau Schwiegertochter, und setze voraus, daß ihr den nötigen Ernst mitgebracht habt, mich mit eurem Rat zu unterstützen. Wessen Ansichten aber mit den meinigen nicht übereinstimmen, der mag's furchtlos bekennen. In Freiheit seid ihr geboren und erzogen, und was Gerechtigkeit bedeutet, werdet ihr allmählich ebenfalls von mir gelernt haben. Es handelt sich nämlich um den Nachlaß meines Ältesten, eures Bruders und Schwagers Florentin, und um die Art der Verteilung. Ich hätte damit nicht geeilt, hätte es sogar meinen Kindern überlassen, die Angelegenheit nach meinem

Tode in meinem Sinne gerecht zu ordnen; allein da eure Frau Schwägerin den dringenden Wunsch hegt, Klarheit in eine Sache zu bringen, die freilich für mich nicht mehr klarer gemacht werden kann, so habe ich mich entschlossen, nachzugeben. Und so fordere ich Sie auf, Frau Schwiegertochter, zunächst zu offenbaren, was Sie überhaupt bezwecken, ich meine, wie Sie über eine Teilung der Hinterlassenschaft meines Ältesten, Ihres verstorbenen Herrn Gemahls, denken."

Frau Emilia hatte während dieser Ansprache Zeit gefunden, zu einer Erwiderung ihre Gedanken zu sammeln, zumal sie von Graham über die Tragweite dieser oder jener Redewendung genau unterrichtet und vor jeder Übereilung gewarnt worden war. Sie antwortete daher mit einer vornehmen Gemessenheit:

„Eine eigentliche Teilung habe ich überhaupt nicht ins Auge gefaßt. Ich konnte es nicht, weil leider nur ein Nachkomme aus unserer kurzen glücklichen Ehe, nämlich die Ihnen allen lieb gewordene Grace, lebt. Auf sie geht selbstverständlich alles über, was von meinem verstorbenen Gemahl herrührt. Zunächst also das, was er während der Dauer seines Ehestandes erwarb und als unantastbares Eigentum für seine Kinder und Kindeskinder bestimmte; folgerichtig dann aber auch derjenige Teil seiner Habe, der ihm von seiten seiner Eltern rechtlich zusteht. Ich greife wohl nicht fehl, wenn ich behaupte, daß, wie meines verstorbenen Gemahls Geschwister in Haus und Hof eingesetzt wurden, ich berechtigt bin, Ähnliches für den Heimgegangenen und dessen Erbin zu erwarten."

„Wohl gesprochen, Frau Schwiegertochter", versetzte Lady Liberty. „Ich kann Ihnen nur beipflichten: wenn Grace einzige Nachkomme meines Ältesten wäre, so würde niemand an eine Teilung der Hinterlassenschaft denken, und ich selber am wenigsten. Da mein Ältester aber, bevor er Sie ehelichte, schon einmal verheiratet gewesen ist, aus dieser Ehe aber ein Nachkomme lebt, sogar auf derselben Generationsstufe und beinahe in demselben Alter wie Grace, so ist es sonnenklar — und ich wiederhol's hier vor Zeugen —, daß die beiden Mädchen, nämlich Grace Wilson und Florence Blenfeld, ich nenne sie gern Hanik, genau zu halb und halb in die Erbschaft sich zu

teilen haben. Ich fordere meine Söhne und Schwiegersöhne auf, ob sie etwas anderes als Vernunft in meiner Berechnung entdecken."

Ein zustimmendes Gemurmel lief durch den Kreis, bis eins der ältesten Häupter laut erklärte:

„Lady Liberty, eine Teilung dessen, was Florentin während seiner Ehe mit der Frau Emilia erwarb, erscheint mir zweifelhaft. Andererseits kann dies aber nicht maßgebend sein für das, was du dem Florentin und dessen Erben zugedacht hast. Doch um ein richtiges Urteil zu fällen, müssen wir mehr hören."

„Recht so, Ben," versetzte die Patriarchin ruhig, „und ich denke, es dauert nicht lange, bis meine Frau Schwiegertochter ein wenig deutlicher geworden ist."

Diese säumte denn auch nicht, und wie den in Lady Libertys Worten versteckten Spott nicht fühlend, hob sie an:

„Von den Gründen, die gegen die Ansichten meiner ehrwürdigen Frau Schwiegermutter sprechen, führe ich den zunächstliegenden an, der wohl kaum auf Widerspruch stoßen dürfte. Ich bestreite nämlich, daß mein verstorbener Gemahl vor seiner Bekanntschaft mit mir schon einmal verheiratet gewesen sei. Ließ er sich im Jugendalter und bei seinem abenteuerlichen Jagdleben zu einer Verirrung hinreißen, so wird wohl schwerlich jemand zu behaupten wagen, daß indianischen Ehen ein Wert beigelegt werden kann, der vor den Gesetzen zivilisierter Nationen seine bindende Kraft behält. Daher erkläre ich, daß ich jene Indianerin nimmermehr als seine rechtmäßige Gattin, deren Kinder und Kindeskinder ebensowenig als seine rechtmäßigen Erben gelten lassen kann."

„Wer will behaupten, daß mein gewissenhafter Ältester nicht durch einen Missionar oder sonstigen Geistlichen oder Notar mit jener Indianerin christlich zusammengesprochen gewesen ist?" fragte Lady Liberty frei von jeder Leidenschaftlichkeit.

„Und wer will behaupten, daß jene Hinterwaldsehe, die Ehe meines verstorbenen Gemahls mit einer Farbigen, eingesegnet worden war"? fragte Frau Emilia zurück, sich ebenfalls klug beherrschend.

„Frau Schwiegertochter, Sie meinen, das dürfte schwer zu entscheiden sein, wenigstens schwarz auf weiß? Sie haben recht. Mich kümmert das indessen wenig, die Schrift wurde überhaupt nur erfunden, um ein ehrliches Manneswort aus dem Wege zu räumen. Als mein Ältester mir das bräunliche Kind brachte, sprach er: „Dies ist meine rechtmäßige Tochter" und über meines Ältesten Lippen kam nie eine Unwahrheit. Was brauchte ich da elendes Schwarz auf Weiß? Das Mädchen im ‚Bienenkorbe' ist aber die Tochter der bräunlichen Hanik, die in meinem Hause aufwuchs und einen Deutschen Namens Blenfeld heiratete, und da ist diese neue junge Hanik ein so makellos geborenes Kind wie Sie oder ich oder Grace, und daher gleichberechtigt mit dieser."

„Dieser Ausspruch, hervorgegangen aus einem menschenfreundlichen Herzen hindert nicht, daß die Mutter ohne beigefügte Beweise nimmermehr als in einem gesetzlich verwandtschaftlichen Verhältnis zu uns stehend betrachtet werden kann," wendete Frau Emilia zuversichtlich ein, „und war diese keine gesetzlich Verwandte, so steht es mit deren Tochter nicht anders."

„So folgern Sie," fuhr Lady Liberty mit unerschütterlicher Ruhe fort, „ich denke dagegen anders. Daß Sie meines toten Ältesten Wahrheitsliebe, vielleicht auch die meinige bezweifeln, lasse ich unerörtert. Sie sind als Gegenpartei sogar in Ihrem Recht, wenn Sie Beweise verlangen, zumal solche, die nicht beizubringen sind. Dem gegenüber könnte ich die junge Hanik einfach adoptieren; ich könnte ihr die vollen Rechte ihres Großvaters einräumen, sie mit dessen Geschwistern gleichstellen, sie für das ihr Vorenthaltene doppelt und dreifach entschädigen, allein das verschmähe ich. Es soll nicht den Anschein gewinnen, als dächte ich daran, um der jungen Hanik willen andere zu beeinträchtigen. Andererseits bestehe ich darauf, daß sie von seiten ihres Großvaters — gleichviel durch wen — keine Zurücksetzung erfährt. Daher erkläre ich, daß ich diese Hanik Florence Blenfeld als die rechtmäßige Enkelin meines Ältesten anerkenne und deren Beteiligung an der von ihm selbst erworbenen Hinterlassenschaft fordere. Es liegt allerdings in meiner Gewalt — wie ich Ihnen bereits mitteilte —, sie auf

Behutsam schlichen sie an der Einfriedigung hin, bis sie aus entgegengesetzter Richtung das Weizenfeld erreichten. (S. 445.)

dieser Farm einzusetzen und zu ihr zu sprechen: „Nimm das Erbteil deines Großvaters"; das aber möchte in Grace das Gefühl der Zurücksetzung erwecken, und wer weiß, ob die Hanik selber damit einverstanden wäre. Da bleibt Ihnen denn wohl nichts anderes übrig, Frau Schwiegertochter, als sich in das Unabänderliche zu fügen und auf meinen Vorschlag einzugehen."

Bei Lady Libertys Andeutung, Florence die Farm samt allen Ersparnissen zu übergeben, wechselte Frau Emilia die Farbe ein wenig; doch geübt, sich zu beherrschen, antwortete sie anscheinend nachlässig:

„Als jene Halbindianerin, die bei Ihnen heranwuchs, von dem Herrn Blenfeld zur Ehe gefordert wurde, billigten Sie deren Auswanderung. Sie zahlten ihr sogar eine erhebliche Summe, wofür sie gemeinschaftlich mit ihrem Manne erklärte, daß damit allen Erbansprüchen genügt sei. Ferner verpflichteten sich beide, nicht mehr hierher zurückzukehren. Die Urkunde muß sich noch in Ihren Händen befinden."

„Recht genau hat man Sie unterrichtet, Frau Schwiegertochter," bemerkte Lady Liberty, und einen eigentümlich durchdringenden Blick sandte sie im Kreise herum, „ich will der Sache indessen nicht auf den Grund gehen, um nicht diesen oder jenen Anwesenden oder Abwesenden zu beschämen. Außerdem könnte das auf meine Entschließungen nie den geringsten Einfluß ausüben. Und weshalb sollte ich ein Geheimnis aus Dingen machen, die das Tageslicht nicht zu scheuen brauchen? Ja, was Sie mir da erzählen, hat im großen und ganzen seine Richtigkeit. Es gehört dazu aber eine kleine Erläuterung, und die will ich Ihnen geben, unbekümmert darum, ob sie dem einen oder dem andern mißfällt. So hört denn alle miteinander, was der Mehrzahl von euch schwerlich fremd ist:

Als ich die junge Halbindianerin in meinem Hause pflegte und erzog, rümpften meine eigenen Kinder die Nasen, weil ich einer Farbigen Barmherzigkeit und Liebe erwies. In demselben Maße, in dem das bräunliche Kind heranwuchs, häuften sich die Kränkungen, denen es ausgesetzt war. Es klagte zwar nie, dazu war es zu sanft und schüchtern; allein meine Augen waren damals nicht weniger scharf als heute, und heute noch

brauche ich nur jemand anzusehen, um zu wissen, wie ich mit ihm dran bin. Mich dauert das Mädchen in seiner ergebungsvollen Schönheit, und als endlich Blenfeld kam und es zur Frau begehrte, betrachtete ich das als einen Wink des Himmels. Ich pries als ein Glück, daß das sanfte Geschöpf, meine eigene liebe Enkelin, allen fernern Kränkungen und Zurücksetzungen, die ihm auf Grund seiner Geburt noch bevorstanden, mit einem Schlage entrückt werden sollte, um an der Seite eines braven Mannes ein glückliches Los zu finden. Dann berechnete ich meine Habe — diese Farm stand noch nicht — und was ich glaubte, das auf meine bräunliche Hanik entfallen würde, zahlte ich in meiner Liebe zu ihr den beiden jungen Leuten aus. Eine Quittung ließ ich mir ausstellen von wegen Lebens und Sterbens, und die lautete meiner andern Kinder wegen, daß die Hanik mit ihrem Erbanteil abgefunden sei, und das war eine Gerechtigkeit. Nicht mehr hierher zurückzukehren, mußten sie sich ebenfalls verpflichten, und dazu hatte ich meine guten Gründe. Erstens hätten bei ihrem Wiedererscheinen die Kränkungen von neuem begonnen, und dann auch war es mein ganzes Leben hindurch stets meine Aufgabe gewesen, selbst unter schweren Opfern die Eintracht unter meinen Angehörigen aufrechtzuerhalten.

Das junge Paar zog also nach fernen Landen, und nur selten hörte ich von ihm. Das war nicht zu verwundern, weil ich selber der Schrift nicht kundig bin und ich meinen eigenen Kindern nicht zutraute, daß sie fähig sein würden, ein rechtes aufrichtiges Liebeswort von mir so mitten aus der Seele heraus niederzuschreiben. Daß sie im Jugendalter gestorben waren, konnte ich nicht ahnen, und wenn andere es wußten" — hier zuckte ein Blitz aus Lady Libertys Augen auf Frau Emilia —, „so hielten die es für überflüssig, mich davon in Kenntnis zu setzen. So empfing ich denn die erste Kunde von dem betrübenden Ereignis durch meinen Freund Walkort, der irgendeine zufällige Äußerung Tiptoes aufgefaßt und ihr weiter nachgeforscht hatte. Als ich den Tod der armen jungen Leutchen erfuhr, zugleich daß sie eine Tochter zurückgelassen hätten, die unter fremden Menschen groß geworden war, fiel's mir

aufs Gewissen, daß ich aus lauter Liebe zu Eintracht und Frieden doch wohl unrecht gehandelt haben möchte, indem ich vor zwanzig Jahren die Mitgift der bräunlichen Hanik nach meinen damaligen Vermögensverhältnissen berechnet hatte, die Berechnung jetzt aber nicht mehr stimmte. Denn der Wert meines Eigentums war seitdem durch treue Verwaltung, durch die Nähe der Eisenbahnen und die Anlage einer Stadt auf meinem Grund und Boden mindestens um das Zwanzigfache gestiegen. Ferner fiel mir auf die Seele, daß ich überhaupt kein Recht besaß, die Tochter meines Ältesten von hier zu verbannen und sie auf diese Art mancher ihr von seiten ihres Vaters zustehenden Vorteile zu berauben. Eine Beraubung aber war's, weil ich eines ihrer köstlichsten Güter, die Freiheit des Willens, in heillose Fesseln schlug.

Es lastete also wie eine Schuld auf mir, die gesühnt und ausgeglichen werden mußte, und dazu bot sich als einziges Mittel das verwaiste Mädchen. Da gab es kein langes Zaudern mehr — ich war alt und konnte jeden Tag abberufen werden — und so kostete es mich nur eine kurze Beratung mit meinem Freunde Walkort, um ihn, ausgerüstet mit allen Vollmachten, auch für den Fall meines Todes, und mit einem ausgiebigen Kredit nach Europa abreisen zu sehen. Ich hätte keinen Bessern schicken können als ihn, einen Deutschen, der mit den Verhältnissen in seiner alten Heimat vertraut sein mußte. Mein Auftrag lautete, das Kind, wenn es sich überhaupt für die hiesigen Verhältnisse eigne, mir zuzuführen. An die Ungerechtigkeit und die Abneigung meiner Kinder und deren Kinder brauchte ich weniger zu denken, weil die neue junge Hanik nicht viel mehr von einer Farbigen an sich haben konnte, und doch erscheint es mir auffällig, daß, seitdem sie bei mir weilt, nur selten einer meiner Angehörigen sich im ‚Bienenkorb' hat sehen lassen. Ich vermute indessen, die gescheitesten Gedanken kommen oft erst nachträglich; schließlich bin ich auch so gestellt, denjenigen die meine Wünsche nicht ehren, einfach sagen zu können: ‚Eure Pacht läuft mit dem nächsten Jahre ab, und da seht ihr euch nach einem andern Heimwesen um. Einmal habt ihr mit eurer Empfindlichkeit gegen eine etwas dunklere Haut eine

nahe Verwandte von hier vertrieben, woraus mir viel Gram erwachsen ist, jetzt ist die Reihe an euch, zu weichen. Die junge Hanik, deren Großmutter eine vollblütige Indianerin war, bleibt, und solange meine Augen offen stehen, bin ich Herrin in meinem Hause,'" und wiederum flog einer ihrer scharf prüfenden Blicke im Kreise herum, bevor sie fortfuhr:

„Doch was rede ich da? Seid ihr nicht alle die Meinigen? Ist da einer unter euch, dem, wenn Angst und Not an ihn heranträten, der ‚Bienenkorb' nicht weit offen stände? Ist da einer unter euch, der die letzten Lebenstage der alten Liberty trüben, ihr mißgönnen möchte, nicht nur im Geiste, sondern auch im Fleisch und Blut das Andenken ihres Ältesten zu hegen und zu pflegen? Nein, unter den Meinigen befindet sich keiner, der angesichts der beiden nur *scheinbar* leeren Stühle hier fähig wäre, einen derartigen Gedanken in sich aufkommen zu lassen. Waret ihr früher mit Vorurteilen behaftet, so seid ihr jetzt so viel älter und einsichtsvoller geworden, und dann —" und unbewußt richtete sie sich ein weniger höher empor —, „die neue junge Hanik hat doch auffällig viel von mir, das behaupten wenigstens alle Menschen, die sie nur einmal sahen."

Indem Lady Liberty dies aussprach, machten sich auf den alten Gesichtern ihrer Söhne und Schwiegersöhne die freundlichsten aller Regungen bemerklich. Einige lächelten sogar. Sie entsannen sich, daß dieselbe Bemerkung von denselben Lippen alle neugeborenen Kinder ihres Stammes, ausgenommen diejenigen, die sie pietätvoll ihrem John zuerkannte, begrüßte.

Bei solchem Anblick wiegte Lady Liberty billigend ihr Haupt, und in ihrer ruhigen Weise sprach sie weiter:

„Und nun, Frau Schwiegertochter, wie gefällt Ihnen das?"

Frau Emilia Barnard hatte allmählich die letzte Spur von Unruhe verloren. Auf ihrem Antlitz thronte die hochmütige Strenge, vor der sie so manches liebes Mal in ihrem Leben den ernstesten Widerstand hatte brechen sehen. So verriet sich auch in ihrer Stimme keine Spur von Erregung, indem sie begann:

„Ich bewundere Sie, Frau Schwiegermutter, weil Sie Ihrem warmen Herzen zu viele Rechte über Ihren ungewöhnlich scharfen Verstand einräumen."

„Frau Schwiegertochter," versetzte Lady Liberty, ihre Brauen leicht runzelnd, für diejenigen, die sie genauer kannten, ein drohendes Zeichen, „als Sie noch zwischen seidenen Kissen in der Wiege lagen, da beschäftigte sich diese Hand" — und sie hob den sehnigen rechten Arm empor, daß der leichte Kattunärmel bis zum Ellenbogen zurückfiel — „zwar nicht mit Pomade, Schminke und samtenem Firlefanz, dagegen mit dem Fällen von Bäumen und mit dem Lenken der Stiere vor dem Pflug. Sie mögen sich daher vorstellen, daß, wie damals, ich auch heute nicht bewundert sein will, am wenigsten aber, wenn mein altes Herz einmal mit meinem noch recht jungen Verstande durchgehen sollte; bewundere ich doch nicht an Ihnen, daß Ihr Herz allmählich im Verstande erstickte."

„Gut, Frau Schwiegermutter," erwiderte die aufgebrachte Südländerin heftiger, als sie beabsichtigte, und die Zornesröte stieg ihr bis zu den Schläfen hinauf, „so wollen wir wenigstens jetzt in einer so ernsten Sache den Verstand allein sprechen, Familienangelegenheiten nur als Geschäftssachen gelten lassen. Von diesem Standpunkt aus erwähne ich zunächst, daß Sie von niemand gedrängt worden sind, die natürliche Tochter meines verstorbenen Gemahls zu verbannen und ihr Verpflichtungen aufzuerlegen, die durch eine Abfindungssumme zu rechtlich bestehenden erhoben wurden. Wie wollen Sie es nun deuten, daß jene Verpflichtungen nicht innegehalten wurden?"

„Sie sind scharf, Frau Schwiegertochter," erklärte Lady Liberty gleichmütig, „aber für mich lange nicht scharf genug. Die arme bräunliche Hanik und ihr guter Mann haben ihre Verpflichtungen streng innegehalten — Gott segne noch im Grabe ihre treuen Herzen —, aber Sie übersehen, daß sie sich nicht für ihre Nachkommen verpflichten konnten, mithin die junge Hanik nichts hinderte, sich mir zuzugesellen. Ich sehe davon ab, daß es in meinem Belieben stand, jene Verpflichtung null und nichtig zu machen."

„Was aber nicht geschah, Frau Schwiegermutter."

„Nein," versetzte Lady Liberty nachlässig, „und heute bedaure ich es doppelt. Doch was hat das mit meiner Hanik zu schaffen?"

„Nicht mehr und nicht weniger, als daß ich die junge Farbige als nicht hierher gehörend bezeichnen muß, am wenigsten ihr irgendwelche Rechte an meine Familie einräumen darf. Sie hat die Verpflichtungen gebrochen, die ihre Vormünder für sie unterzeichneten, die durch eine namhafte Schenkung an die Waise rechtlich erhärtete Verpflichtung, ihren weißen Verwandten auf dieser Seite des Ozeans fern zu bleiben."

„So?" meinte Lady Liberty gleichmütig, „was kümmern mich die Vormünder? Ich bin die Mutter ihres Großvaters, und daher hat diese Verpflichtung für mich nicht den Wert eines Strohhalms. Wer besaß überhaupt ein Recht, sie durch einen Dritten der Freiheit ihrer Bewegungen zu berauben?"

„Ich, die Großmutter Graces, die Witwe Ihres Sohnes," antwortete Frau Emilia mit versteckter Wut, „oder möchten Sie andern ein höheres Recht zuschreiben?"

„Gewiß tue ich das. Die Hanik stammt in gerader Linie von mir, wogegen sie mit Ihrer Person gar nichts zu schaffen hat, wenigstens in keiner anderen Weise — wie oft soll ich das wiederholen —, als daß sie die Enkelin Ihres Ehegatten ist, und das war mein Ältester."

„Und daß sie, die Tochter seines natürlichen Kindes, meine leibliche Enkelin zu schädigen droht."

„Die Hanik bedroht niemand, Frau Schwiegertochter, vergessen Sie das nicht. Wenn jemand zu drohen imstande ist und seine Drohung wahr zu machen versteht, so bin ich es. Sie haben es überhaupt sehr eilig mit dem Ordnen von Fragen, die in meinen Händen am sichersten aufbewahrt gewesen wären. Sie hätten wenigstens die Großjährigkeit der beiden Kinder abwarten sollen."

„Grace wird binnen kürzester Frist großjährig sein. Es bedarf von meiner Seite nur eines Wortes."

„Ich entsinne mich, Sie wollen sie an den Mann bringen. Mit der Verheiratung tritt allerdings die Mündigkeit ein."

„Mir erscheint, Frau Schwiegermutter, als ob unser Gespräch eine Wendung nähme, bei der unsere Rechtskenntnisse nicht ausreichen. Ich erlaube mir daher vorzuschlagen, daß ich mich eines Beistandes bediene."

„Ein halbes Dutzend Beistände, wenn es Ihnen beliebt, Frau Schwiegertochter," antwortete Lady Liberty in ihrer auf felsenfestes Rechtsbewußtsein begründeten, etwas formlosen, beinahe rauhen Weise, „ich werde mir dagegen erlauben, Ihnen nur einen einzigen gegenüberzustellen," und als Frau Emilia sich erhob und majestätisch nach ihrem Wohnzimmer hinüberschritt, rief sie in den Kreis ihrer ergrauten Angehörigen hinein: „Jungens, geh einer hin zu meinem Freunde Walkort und sage ihm, ich ließe ihn bitten, sich hierher zu bemühen, um mich zu vertreten. Ich sei es müde, auch zu alt, um noch viel leeres Stroh zu dreschen."

Die letzten Worte erreichten Frau Emilia, als sie eben im Begriff war, den Salon zu verlassen. Sie zuckte, wie von einem unsichtbaren Geschoß getroffen, zusammen. Geschah es doch zum erstenmal in ihrem Leben, daß sie eine derartige rücksichtslose Behandlung über sich ergehen lassen mußte, gegen die ihr nicht einmal eine Waffe zu Gebote stand. Indem sie aber der sie gespannt beobachtenden Gesellschaft den Rücken zukehrte, entging dieser, daß in ihrem Antlitz die Zornesflammen emporflackerten und sie die Hand zitternd auf das Türschloß legte. Doch indem sie öffnete, gewann sie ihre Fassung zurück, und förmlich sanft klang ihre Stimme, als sie in das Nebenzimmer hineinsprach: „Mein lieber Graham, ich bitte", worauf sie sich langsam nach ihrem Stuhl zurückbegab und unter lebhaftem Schwingen ihres Fächers wieder Platz nahm.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Freiheit und Gerechtigkeit.

„Ah, Herr Graham," rief Lady Liberty diesem zu, sobald er mit feierlichem Wesen und sich höflich verneigend eintrat, „dachte mir fast, daß es kein anderer sein könnte, als der liebenswürdige Gentleman, der vor kurzem unsere bescheidene Landschaft mit seiner besonderen Aufmerk-

samkeit beehrte, überall vorsprach, um neue Bekanntschaften zu schließen und die Leute auszufragen. Sie hätten sich gar nicht so viel Mühe zu geben brauchen. Zu mir selber mußten Sie kommen. Eine offene Frage, und ich hätte Sie gern über alles unterrichtet, und zwar weit genauer, als dies von seiten meiner lieben Kinder und Kindeskinder geschehen konnte."

Graham erstarrte förmlich unter dem Eindruck der freimütigen Art, in der die alte Frau ihn vor den anwesenden Männern an den Pranger stellte und dadurch deren Urteile beeinflußte, hielt aber für angemessen, den Verdruß zu verheimlichen und sein Verfahren eben so offen zu verteidigen. Mit einer neuen höflichen Verbeugung antwortete er daher:

„Beauftragt mit der Geschäftsführung eines Klienten, mußte ich es als meine nächste Aufgabe betrachten, mit der Sachlage mich vertraut zu machen, unbekümmert darum, ob hier und da ein Tadel von gegnerischer Seite mich trifft."

„Ich bilde also die gegnerische Seite meiner Frau Schwiegertochter," bemerkte Lady Liberty sorglos, „gut, ich liebe Offenheit, obwohl es in Geschäftsangelegenheiten nicht ganz weise sein mag, den Gegner zu frei in die Karten schauen zu lassen —"

In diesem Augenblick trat Walkort an der Seite eines der alten Recken ein, die zu der greisen Stammutter mit der ehrerbietigen Scheu wohlerzogener Knaben emporsahen und ohne deren Aufforderung nicht einmal das Wort zu ergreifen wagten. Lady Liberty aber wurde seiner kaum ansichtig, als sie, auf ihn weisend, fortfuhr:

„Herr Walkort, meine rechte Hand in schriftlichen Sachen wie auch in anderen Dingen. Zwar nicht vertraut mit Advokatenkniffen, besitzt er doch gesunden Menschenverstand, und Freiheit und Gerechtigkeit stehen in seinem Katechismus auf der ersten Seite. Er soll mich also vertreten. Wo es notwendig erscheint, werde ich selber ein Wort mit dreinreden. Herr Walkort, nehmen Sie hier auf gegnerischer Seite Platz — da neben dem Stuhl meines John. Und Sie, Herr Graham, sitzen wohl am liebsten neben Ihrer Klientin — so, Herr Graham, jetzt hindert Sie nichts mehr, zu beginnen."

Graham verständigte sich durch einige geflüsterte Worte mit Frau Emilia und hob an:

„Es betrifft also eine Rechtsfrage, die in einem Familienrat zum Austrag zu bringen versucht werden soll, bevor die Gesetzesparagraphen vor einem andern Forum entscheiden. Deren Mittelpunkt ist der Nachlaß des verstorbenen Herrn Florentin Barnard und zunächst das Objekt von hundertundvierzigtausend Dollar. Erzielen wir über diese Summe eine Einigung, so ergibt sich das Weitere von selbst. Von des Herrn Florentin Barnard Nachkommen leben nur noch zwei junge Damen; die eine, Fräulein Grace Wilson, deren Erbberechtigung nicht angezweifelt werden kann, und eine gewisse Florence Blenfeld, hervorgegangen aus einem Verhältnis, das der Verstorbene während seines Verweilens unter den Kaskaskia-Indianern mit einer Tochter dieses Stammes einging. Daraus ergibt sich, daß der zuletzt genannten jungen Dame Mutter den Namen ihres Vaters unberechtigt führte. Sie war also nicht wirkliches Mitglied der Familie Barnard, folglich darf Fräulein Blenfeld ebenfalls nicht als in näherer Beziehung zu jener stehend betrachtet werden. Verschärft wird dieser Eindruck durch den Umstand, daß nach Empfang einer Abfindungssumme die verstorbene Frau Blenfeld und deren Mann sich verpflichteten, den Angehörigen der Frau Libertas Barnard fern zu bleiben. Daraus ziehe ich den einfachen Schluß, daß die Tochter der verstorbenen Blenfelds sich nicht in der Lage befindet, irgendwelche Ansprüche an den Nachlaß des Herrn Florentin Barnard erheben zu dürfen. Ich hoffe, in meiner bündigen Auseinandersetzung klar genug gewesen zu sein, und bitte ich daher alle Anwesenden, die den Familienrat bilden, mir zu erkennen zu geben, ob sie noch Zweifel in die Richtigkeit meiner Erklärung setzen."

Worte der Zustimmung durchliefen den Kreis, sogar Lady Liberty neigte billigend ihr Haupt, kehrte sich aber sogleich Walkort mit den Worten zu:

„Dasselbe hörten wir schon verschiedene Male, wenn auch nicht so säuberlich geordnet. Haben Sie darauf etwas zu erwidern?"

„Gewiß," antwortete Walkort bereitwillig, „ich finde es sogar ratsam, jeden einzelnen Punkt der Reihe nach zu erörtern. Als allgemeine Folgerungen lassen sich die Ansichten des Herrn Graham wohl kaum anfechten; dagegen auf den vorliegenden Fall angewendet, erlaube ich mir zu bemerken, daß seine Entscheidung mindestens verfrüht ist. Ich stelle nämlich seiner Behauptung die meinige gegenüber, daß der Herr Florentin Barnard mit der Indianerin Hanik verheiratet gewesen ist, daß ein Geistlicher diese Ehe nach christlichem Ritus einsegnete, die junge Indianerin also ebenso unauflöslich an ihn gekettet war, wie nach ihrem Tode deren Nachfolgerin, die jetzige Frau Emilie Barnard."

„Eine Beleidigung!" stieß diese sichtbar entrüstet aus, als ein Zeichen Grahams sie beruhigte, der sich darauf Walkort mit der Erklärung zukehrte:

„Auch Ihre Folgerungen entbehren nicht einer gewissen Berechtigung, sobald Sie die entsprechenden Beweise dafür beibringen. Dann aber bin ich der erste, der sagt: ‚Die beiden jungen Damen sind im Besitze derselben Rechte.'"

„Gut," sprach Walkort, und er fühlte förmlich die Blicke der Lady Liberty, die mit dem Ausdruck zweifelnden Erstaunens auf ihm ruhten; „mir und den anwesenden Herren würde die auf eine Mitteilung ihres verstorbenen Sohnes sich begründende Aussage der Lady Liberty genügen. Von Ihnen darf das indessen nicht erwartet werden. Ich berufe mich daher auf einen andern Beweis. Dieser besteht zwar nur aus bildlichen Darstellungen von einer indianischen Hand, die wohl schwerlich von einem Gerichtshof anerkannt werden, dagegen bin ich durch sie auf Spuren geleitet worden, die voraussichtlich bei weiteren genauen Nachforschungen uns an das von Ihnen als unabweislich hingestellte Ziel führen."

In Frau Emilias Antlitz machte sich bei dieser Ankündigung Unruhe bemerklich, auch Graham war auf eine solche Kundgebung nicht vorbereitet und suchte nach einer vorsichtigen Erwiderung, als einer der alten Farmer das Wort nahm.

„Herr Walkort," hob dieser in einfacher, jedoch strenger Weise an, „haben Sie die Güte, die Bilderschrift vorzulegen.

Wir sind westliche Ansiedler, die schon im frühesten Jugendalter mit den Eingeborenen verkehrten, und wissen daher genau, sobald indianisches Machwerk vor uns liegt, ob es echt oder gefälscht ist. Außerdem geschähe es nicht zum erstenmal, daß der eine oder der andere von uns solchen Bilderbrief richtig deutete. Erkenne ich aber — und meine Brüder und Schwäger denken wie ich —, daß den Bildern Wahrheit zugrunde liegt, so bin ich entschlossen, sie als vollgültig hinzunehmen. Unser Bruder Florentin war eine ehrenwerte Natur. Von ihm weiß ich, daß er seiner Tochter von Herzen den eigenen Namen gönnte. Säumte er aber, zu solchem Zwecke die entsprechende Maßregel zu ergreifen, so geschah's aus Rücksicht für andere, und wohl am meisten für seine zweite Frau, bis dann plötzlich der Tod ein Ende mit ihm machte. Ich weiß aber auch, daß, wenn er jetzt unter uns weilte — und da steht sein Stuhl heute noch wie vor dreißig Jahren —, so würde er sprechen: ‚Die beiden Mädchen sind meine Enkelinnen, es soll kein Unterschied zwischen ihnen gemacht werden.'"

„Brav gesprochen," versetzte Lady Liberty befriedigt, „brav gesprochen, Dick; warst immer ein guter Junge bis auf den heutigen Tag, und mit deinen Geschwistern und euren ganzen Familien steht es hoffentlich nicht anders," und in verschiedenen Richtungen erhoben sich Stimmen, die zu erkennen gaben, daß die alte Stammutter sich in ihren Voraussetzungen nicht täuschte.

„Recht so," versetzte ein anderer Sohn der Patriarchin zuversichtlich, „zunächst handelt es sich um die indianische Schrift. Erkennen wir sie als richtig an, so hat das Gesetz sich nicht darein zu mischen. So oder so, unsere gute Lady Liberty wird dafür sorgen, daß keiner zu kurz kommt. Und nun, Herr Walkort, haben Sie die Güte, uns das erwähnte Ding vorzuzeigen, damit wir ein Gutachten darüber ablegen."

„Augenblicklich habe ich sie nicht zur Hand," erwiderte Walkort, und ein spöttisches Lächeln der Frau Emilia gewahrend, fuhr er etwas lebhafter fort: „Die Inschrift ist einem Stück Leder aufgetragen und befindet sich nebst anderen wichtigen Sachen im Besitze Florences. Sie erbte sie von ihrer

Mutter, wie diese wahrscheinlich von der ersten Gattin des Herrn Florentin Barnard. Sie bewahrt ihren Schatz als ein Heiligtum, als ein Geheimnis —"

„Das hätte die Hanik nicht nötig gehabt," warf Lady Liberty fast rauh ein.

„Nein, gewiß nicht," pflichtete Walkort bei, „aber Tadel verdient sie deshalb nicht. Sie wünschte alles zu vermeiden, was vielleicht trübe Erinnerungen hätte erwecken können. Dem Zufall und dem Drange der Verhältnisse ist es aber zuzuschreiben, wenn sie mich schon drüben in Europa mit dem Geheimnis vertraut machte. Wohl wäre es mir möglich gewesen, die Lederrolle herbeizuschaffen; doch um das durchzusetzen, hätte ich notgedrungen einen Grund angeben müssen, und da wäre ich in die Lage geraten, Fragen zu berühren, wie solche bereits hier zur Verhandlung kamen, und die sich kaum für die Ohren eines arglosen jungen Mädchens geeignet hätten."

„Vollständig in der Ordnung," billigten die reckenhaften Männer in ihrer rauhen, entschiedenen Form, „Walkort ist ein Gentleman, der's Herz auf auf der rechten Stelle trägt."

Lady Liberty aber fügte bedächtig hinzu:

„Sehen wir die Schrift heute nicht, ist's morgen früh genug, und dauert's noch länger, ist's kein Unglück. Werd' es selber besorgen."

„Wir legen überhaupt keinen Wert auf das geheimnisvolle Dokument," erklärte Graham, sobald er zu Worte kommen konnte; „in meiner Eigenschaft als Rechtsbeistand der Frau Emilia Barnard darf ich sogar keinen Wert darauf legen, und ich bitte daher, von der Herbeischaffung abzusehen."

„Auch ich lege nur insofern hohen Wert darauf," bemerkte Walkort mit Zuversicht, „als es mir Mittel an die Hand gibt, das wirkliche Trauzeugnis, auf das die Zeichnungen sich beziehen, auszukundschaften."

„Wie und wo gedenken Sie Ihre Nachforschungen anzustellen?" fragte Graham, wie von harmloser Neugierde beseelt.

Doch Walkort war auf der Hut und antwortete lächelnd:

„Unter jeden anderen Umständen würde ich Ihnen mit

Freuden Auskunft erteilen; unter den obwaltenden dagegen muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Lady Liberty, die zu vertreten ich die Ehre habe, als Gegnerin Ihrer Partei bezeichnet wurde. Sie haben also ebenso großes Interesse daran, daß meine Bemühungen kein Ergebnis liefern, wie ich, daß sie von dem erhofften Erfolg gekrönt werden."

„Gut gegeben," versetzten einzelne der ergrauten Stammhalter der Lady Liberty, die sich, obwohl früher durch Graham gegenteilig beeinflußt, mehr und mehr Walkort zuneigten, und Lady Liberty selber fügte anerkennend hinzu: „Geantwortet wie der geriebenste Advokat, der jemals einen überwiesenen Pferdedieb unter dem Galgen fortredete."

Walkort aber, die Blicke durchdringend auf ihn geheftet, und mit Betonung jedes einzelnen Wortes, sprach:

„Nur so viel darf ich Ihnen verraten, daß meine Nachforschungen mich auch nach einem Gasthofe in der Stadt führen. Dort gedenke ich die Spuren eines Hausierers aufzunehmen, der eine volle Woche und darüber auf das Eintreffen eines ihm sehr befreundeten Herrn wartete." Er säumte einen Atemzug, und durch das in Grahams Zügen sich kundgebende, an Schrecken grenzende Erstaunen ermutigt, fügte er anscheinend sorglos hinzu: „Vielleicht erfahre ich durch ihn, was die beiden hinter der verschlossenen Tür verbrannten."

Angesichts der ihn gespannt beobachtenden zahlreichen Augen konnte Graham wohl seine Fassung auf einige Sekunden verlieren, jedoch nicht länger; denn Walkort hatte kaum geendigt, als er mit einem verbindlichen Lächeln erklärte:

„Wenn ich wollte, könnte ich Ihre Bemerkungen recht bitter deuten; aber ich gestehe, in meinem Trachten, unserem Gespräch einen vertraulichen Charakter zu verleihen, machte ich mich einer Gedankenlosigkeit schuldig. Als Sühne für meine knabenhafte Frage spreche ich daher den aufrichtigen Wunsch aus, daß, wenn jemals ein Zeugnis ausgefertigt wurde, Ihre Nachforschungen die erfolgreichsten sein mögen. Bis dahin aber muß ich leider dabei stehen bleiben, daß die Enkelin einer Indianerin nimmermehr als Partei der Fräulein Grace Wilson gegenübergestellt werden darf."

Auf Walkorts Antlitz prägte sich noch der Triumph aus, den er darüber empfand, durch seine auf Wilms Entdeckung begründete, gleichsam instinktartige Bemerkung Grahams bisherige Zuversicht vielleicht erschüttert zu haben, als der älteste aus der Reihe der Söhne sich zum Worte meldete.

„Mit Erlaubnis, Mutter," wandte er sich flüchtig an Lady Liberty; dann zu Graham: „Vergessen Sie nicht, daß Sie sich in einem Familienrat befinden und nicht in einer Schwurgerichtssitzung. Wir leben hier als freie Herren auf dem freien Boden der Lady Liberty. Was wir für gut und gerecht erkennen, das geschieht. Wollen Sie einen Prozeß anstrengen, und dringen Sie wirklich mit Ihren Kniffen durch, so schädigen Sie die Frau Emilia Barnard am meisten, und das hätte die Dame schon längst bedenken sollen. Denn einigen wir uns mit unserer Mutter dahin, daß die junge Hanik oder Florence an Stelle unseres Ältesten zu gleichen Teilen mit uns geht, Grace aber ausgeschlossen bleibt, so möchte das jener zufallende Vermögen wohl etwas mehr betragen, als die ihr abgestrittenen lumpigen siebzigtausend Dollar. Wir denken indessen anders. Die Grace ist ein herzliebes Kind; an ihr hängen wir alle, und deshalb wollen wir nicht, daß sie von uns ausgemerzt werde. Sie soll das Bewußtsein mit ins Leben nehmen, daß sie mit Leib und Seele zu uns gehöre. Daher schlage ich vor, die ganze Angelegenheit vorläufig auf sich beruhen zu lassen, wenigstens so lange, bis unser Freund Walkort das Zeugnis aufgefunden hat oder erklärt, seine Nachforschungen als fruchtlos aufgeben zu müssen. Dann können wir ja weiter sehen."

„Junge, an dir ist ein Senator verdorben, denn zum Advokaten bist du zu ehrlich," bemerkte Lady Liberty mit einem gewissen Stolz, „hattest aber von jeher viel von mir, und da soll auch dein Wort gelten. Die Frage bleibt offen bis auf weiteres."

„Und ich erkläre mich im Namen meiner verehrten Verwandten und Klientin damit einverstanden," versetzte Graham höflich, „mag diese peinliche Frage schlummern. Vielleicht wird in den ferneren Verhandlungen ein Ergebnis erzielt, das ihr abermaliges Beleben derselben überflüssig macht.

Irre ich mich nicht, so äußerte Frau Libertas Barnard sich in früheren Tagen und auch heute sehr entschieden dahin, daß diese Farm samt allem, was zu ihr gehört, nach Graces Verheiratung in deren Besitz übergehen solle."

„Das war meine Absicht," bestätigte Lady Liberty, und vergeblich strengte sie sich an, zu ergründen, welchen Zweck Graham mit dieser Frage verband, „ja, gewiß war das meine Absicht," wiederholte sie energischer, „und ich dächte, wenn es doch einmal hier zur Sprache gebracht wird — woher Sie's haben, mag Gott wissen —, daß es aller Ehren wert ist, wenn ich das für meinen Ältesten Bestimmte, wenn auch erst in der dritten Generation, dessen Fleisch und Blut zuzuwenden gedachte. Merken Sie aber, Herr Graham, wenn ich auf diese Angelegenheit überhaupt eingehe, so ist das nur mein guter Wille und geschieht, damit niemand im unklaren über meine Pläne bleibe, die ich freilich bis zur Stunde der Entscheidung gern geheim gehalten hätte," — und ein fast zornig vorwurfsvoller Blick streifte den Kreis der Recken. „Daher noch einmal: Diese Besitzung geht auf die Enkelin meines Ältesten über, und zwar am Tage ihrer Verheiratung."

„So dürfen wir uns also an den Wortlaut Ihres Versprechens halten," versetzte Graham ruhig, während die Spannung in Frau Emilias Blicken sich verschärfte, „Ihr Wort war stets berühmt als lauteres Gold, wir hätten uns daher im Verkehr mit Herrn Walkort kaum zu erwärmen brauchen. Der erste Schritt zu einer Einigung ist angebahnt, indem festgestellt wird, daß Grace Wilson mit ihrer Verheiratung den Besitz der Farm ihres Großvaters antritt."

Jetzt erhob sich Frau Emilia Barnard und bekundete durch ihre majestätische Haltung, daß sie das Wort zu nehmen wünsche. Sie begriff, daß durch weitere Erörterungen die Meinung derjenigen unter den Anwesenden, die Graham für sich gewonnen zu haben wähnte, sich immer mehr gegen sie kehren mußte. Die letzte Hoffnung, auf dem Wege des Prozesses oder durch Androhung eines solchen ihr Ziel zu erreichen, war geschwunden. Außerdem aber schwebte ihr vor, daß es vielleicht kein leeres Wort sei, wenn Lady Liberty andeutete,

Bebenden Herzens duldete Florence, daß die alte Frau ihre Hände schmeichelnd in die kurzen Locken vergrub, dabei mit gedämpfter Stimme fort und fort den Namen Hanik wiederholend. (S. 453.)

durch Florences Verheiratung in jedem Augenblick die ganze Streitfrage zu einem endgültigen Abschluß bringen zu können. Ihr allein, die mißtrauisch jede Bewegung, jeden Blick überwachte, war nicht entgangen, daß bei der darauf bezüglichen Bemerkung Lady Liberty Walkort verstohlen ins Auge faßte, als wäre er das geeignete Mittel, ihre Drohung wahr zu machen. Und was hätte nach ihren Anschauungen näher gelegen, als daß Walkort in dem vermeintlichen Trachten nach Reichtum den langen, ungestörten Verkehr mit Florence und deren Vertrauen in seinen Schutz hinterlistig ausbeutete, das unerfahrene Mädchen zu betören und an sich zu fesseln? So blieb ihr als letzter Ausweg nur noch, ihrer Schwiegermutter zuvorzukommen. Da sprach sie denn mit der ihr eigentümlichen Ruhe:

„Geduldig ließ ich die bisherigen Verhandlungen an mir vorüberziehen. Anstatt die Verhältnisse zu klären, verwirrten sich diese immer mehr. Mir aber ist es peinlich, Familienangelegenheiten der Öffentlichkeit preiszugeben, solange noch ein Weg zu einem friedlichen Ausgleich offen steht. Diesen Weg gedenke ich jetzt zu beschreiten. Zuvörderst aber möchte ich bitten, Grace und meinen Neffen Frederik herbeizurufen. Was irgend geeignet war, das Ohr meiner Enkelin peinlich zu berühren, hat ja seine Erledigung gefunden, so daß sie ungestört unseren ferneren Beratungen beiwohnen darf."

Wohl wurden unter den Anwesenden Blicke des Befremdens gewechselt, während der energische Zug um Lady Libertys Lippen sich noch tiefer in die verwitterte Haut senkte, das hinderte indessen Walkort nicht, sich sofort hinauszubegeben, um die beiden jungen Leute zu rufen. Der Abend war bereits weit vorgeschritten. Er brauchte daher nicht lange nach ihnen zu suchen. Hinter dem Hause saßen sie auf einer Gartenbank, Frederik eifrig bemüht, die gedrückte Stimmung Graces in heiterer Unterhaltung zu verscheuchen.

Als sie in Walkorts Begleitung im Saale erschienen, hatte Frau Emilia wieder Platz genommen. Wie sie mit Graham leise Bemerkungen wechselte, unterhielten sich auch die übrigen Anwesenden mit gedämpften Stimmen, wogegen Lady

Liberty, den Abschluß der Beratung herbeisehnend, bald diesem, bald jenem Recken ihre Ansichten über die Getreidefelder und den Viehstand zurief.

Beim Anblick Graces, die mit einem Ausdruck des Zagens eintrat, als wäre ein Urteil über Leben und Tod für sie zu erwarten gewesen, verstummten alle. Nur Frau Emilia erhob sich wieder, und in eisigem Tone, jedoch mit zärtlichen Worten, wie sie wußte, daß sie einen gleichsam erstarrenden Einfluß auf ihre Enkelin ausübten, rief sie diese neben sich, Frederik durch einen Wink bedeutend, auf ihre andere Seite zu treten.

„So stehe ich denn endlich vor dem Ziele, nach dem ich mich lange von ganzem Herzen sehnte," wendete sie sich darauf an die sie mit fast ängstlicher Spannung beobachtenden Zeugen, „Glück verheißend, wie dieses Ziel für alle Teile ist, bin ich jetzt eines unfreundlichen Gedankens nicht fähig. Es lebt in mir nur noch das einzige Gefühl einer zärtlichen Großmutter, die mit Freuden nach jedem Mittel greift, ein dauerndes gutes Einvernehmen zwischen sich und allen Verwandten ihres unvergeßlichen Gatten herzustellen."

Sie zögerte, wie ihren Zuhörern Zeit zu gönnen, im Geiste ihre Worte zu wiederholen und sich von deren Aufrichtigkeit zu überzeugen. Grace stand unterdessen da wie ein Opfer, das angesichts einer tödlichen Gefahr sich nicht zu regen wagt. Es hatte sich ihrer eine Stimmung bemächtigt, in der Frau Emilia sie zu sehen wünschte, und wie eine solche während des vieltägigen Verkehrs mit ihr sorgfältig vorbereitet worden war. Was aber vielleicht noch an Widerstandskraft in ihr lebte, das tötete die scharf berechnende Südländerin ab, indem sie ihre Hand auf des zitternden Mädchens Haupt legte und tief und lange in die ängstlich zu ihr erhobenen Augen sah.

„Grace," begann sie endlich, während die Blicke der durch ihr zuversichtliches Wesen eingeschüchterten rauhen Männer an ihren Lippen hingen und nur in Walkorts Haltung sich verriet, daß er hätte zuspringen mögen, um das zitternde Opfer den Griffen der herzlosen Frau zu entreißen, „Grace, du mein einziges Kleinod, das mir von meinem unvergeßlichen Gemahl geblieben ist; hier stehe ich vor dir als deine Großmutter,

die keine andere Lebensaufgabe mehr kennt, als deine Wohlfahrt. Nur dir allein gehöre ich noch, wie du mein unumschränktes heiliges Eigentum bist. Das möge dir zur Überzeugung werden. Nie räume anderen einen Einfluß ein, der störend zwischen dich und das Andenken deines verklärten Großvaters und deiner seligen Eltern treten könnte, die in diesem Augenblick segnend auf mich und mein Tun niederschauen."

Wiederum zögerte sie vorsichtig, ohne indessen ihre Blicke von Graces Antlitz abzuziehen, über deren Wangen heiße Tränen der Ergriffenheit und Todesangst rollten. Sie sah daher nicht, wie die Gesichter der alten Hünen einen trotzigen Ausdruck erhielten, um Lady Libertys Lippen dagegen ein böser Hohn zuckte.

„Du hast Zeit genug gehabt," fuhr sie darauf fort, „meinen vielgeliebten jungen Freund, den Sohn meines teuren Verwandten Graham, kennen zu lernen. Du hast dich von seinem Wert überzeugt, und mit inniger Befriedigung beobachtete ich, wie eure Herzen sich mehr und mehr zueinander hinneigten. Wenn freundliche Rücksichten aber bisher Frederiks Lippen schlossen, so las ich dafür um so klarer in seiner Seele, daß er dir in unendlicher Liebe ergeben ist, er entzückt die Stunde begrüßt, in der ich dich ihm zu eigen gebe."

Sie nahm Graces Hand und die Frederiks.

„Und so verlobe ich euch denn, meine teuren Kinder," nahm sie nach einer kurzen Pause ihr sorgfältig abgewogenes theatralisches Verfahren wieder auf, und den augenscheinlich besorgt dreinschauenden Graham als den Vater des Bräutigams heranwinkend, legte sie die Hände der beiden jungen Leute ineinander; „ich verlobe euch, daß ihr hinfort eines Herzens und einer Seele sein mögt zu eurem Glück, zu meiner endlosen Freude, zur friedlichen Ausgleichung der zwischen zwei verwandten Familien durch Mißverständnisse erzeugten Gegensätze. Ich verlobe euch in Gegenwart teurer, hochverehrter Zeugen, von denen ich zuversichtlich hoffe, daß sie nunmehr den letzten, vielleicht durch allzu große Zärtlichkeit für meine Enkelin bedingten Groll gegen mich sinken lassen werden."

So sprach Frau Emilia mit feierlich bewegter Stimme. Grace stand da totenbleich, wie geistesabwesend, während Frederik neben dem Ausdruck inneren Triumphes eine gewisse Verlegenheit und erwachende Besorgnis nicht ganz zu verheimlichen vermochte. Sein Vater schickte sich dagegen an, mit einigen klug berechnenden Worten die noch herrschende Wirkung der allgemeinen Überraschung auszunutzen. Doch bevor er begann, schallte Lady Libertys Stimme herrisch durch den Saal.

„Frau Schwiegertochter," sprach sie, „die Verlobung ist recht schön; ich verweigere aber so lange meine Zustimmung, bis Grace selber hier vor uns allen laut erklärt, daß sie mit der für sie getroffenen Wahl einverstanden ist. Meint sie, mit dem jungen hübschen Herrn glücklich zu werden, so bin ich die letzte, die zwei Herzen, in rechter Liebe geeint, mutwillig auseinander reißt. Freiheit und Gerechtigkeit sind bei mir zu Hause, und die sollen auch hier streng walten."

„Hörst Du, Grace, was die Mutter Deines Großvaters sagt?" versetzte Frau Emilia mit dem Ausdruck unantastbarer Überlegenheit; „du selber wirst jetzt für mich auftreten, wirst erklären, ob ich, deine Großmutter, deine nächste Verwandte, die ich deine verklärte Mutter Tochter nannte, die Zweifel an meiner Wahrhaftigkeit, an der zärtlichsten Besorgnis um dein Glück verdiene."

Grace kehrte sich Lady Liberty zu. Sie befand sich noch immer in den Fesseln des unheimlichen Zaubers, den Frau Emilia um sie wob. Wohl entdeckte sie in dem strengen Antlitz der greisen Patriarchin ernste Spannung, doch nichts, was vielleicht darauf hingedeutet hätte, sie in ihrer freien Wahl nach der einen oder der anderen Richtung hin zu beeinflussen. Und so war sie im Begriff, geleitet von dem dumpfen Gefühl, den Frieden in der Familie wiederherzustellen, die Worte ihrer Großmutter zu bekräftigen, als ihr gleichsam ersterbender Blick dem Walkorts begegnete und plötzlich eine Wandlung in ihr erzeugte. Hastig entzog sie Frederik ihre Hand; zugleich schoß es dunkelglühend in ihr zartes Antlitz. Indem sie aber die Lippen öffnete, fehlten ihr die Worte zu einer Erwiderung. Sie atmete lang und tief, während neue Tränen ihre Augen füllten.

Regungslos, förmlich starr hatte Walkort so lange dagestanden. Angesichts der Vergewaltigung des sichtbar verzweifelnden Mädchens tobte ein heftiger Kampf in seiner Seele. Als Grace aber, wie Hilfe von ihm erflehend, zu ihm hinübersah, vermochte er nicht länger an sich zu halten. Rücksichtslos über alle Formen sich hinwegsetzend, rief er mit vor Jammer und Innigkeit bebender Stimme aus:

„Grace, gedenken Sie der Ratschläge Ihres ältesten und bewährtesten Freundes — nein, Frau Emilia Barnard," wendete er sich an diese, die, herrisch Schweigen gebietend, die Hand emporhob, „ich will sprechen, ich muß sprechen, und es geschieht in dem Bewußtsein, nichts in meinem Leben begangen zu haben, was mich hindern könnte, in meiner Stellung als Beschützer Graces bis zum letzten Atemzuge auszuharren." Und wieder zu dem zitternden Mädchen: „Ihr freier Wille soll geachtet werden, und daß niemand auf dieser Seite mich unterbricht, deute ich als Ermutigung für mich. Mißverstehen Sie das bisherige Schweigen nicht. Sehen Sie sich um in dieser Gesellschaft. Sie besteht aus Menschen, die Ihnen aufrichtig wohlwollen. Entdecken Sie aber jemand, zu dem Sie vorzugsweise in herzlichem Vertrauen sich hingezogen fühlen, wer auch immer es sei, so gesellen Sie sich zu ihm ohne Scheu. Fordern Sie ihn auf, Sie zu vertreten, und wo Sie glauben, daß ein Zwang auf Ihre freie Willensäußerung ausgeübt worden —"

Er stockte, sobald er gewahrte, daß Grace, wie von neuer Lebenskraft durchströmt, sich unter den flammenden Blicken der erbarmungslosen Südländerin plötzlich emporrichtete. Dann aber eilte sie auf ihn zu, und wie einst auf der Flucht durch Wald und Moor, schlang sie die Arme um seinen Hals, ihr in Tränen schwimmendes Antlitz an seiner Schulter bergend.

„Retten Sie mich, retten Sie mich," bat sie mit vor Schluchzen halb erstickter Stimme, „schützen Sie mich — man will mich verderben —"

Walkort erbleichte. Aber im Blicke namenloses Entzücken, gepaart mit männlichem Selbstbewußtsein, legte er seinen Arm um das weinende Mädchen.

Walkort wollte sich Lady Liberty zukehren, um aus deren Antlitz ihr Urteil über die ungeahnte Wendung herauszulesen, als Frau Emilia mit durchdringender Stimme seine Aufmerksamkeit wieder auf sich zog und er zugleich die in wildem Haß düster erglühenden Augen Grahams auf sich gerichtet sah.

„Verrat!" rief sie aus, in ihrer Bestürzung kaum noch ihrer Sinne mächtig. „Der elende Diener der Frau Libertas Barnard hat es sich zur Aufgabe gemacht, das unschuldige Herz meiner Enkelin zu berücken, die Gelegenheit auszunutzen gewußt, das Vertrauen eines arglosen Kindes schamlos zu mißbrauchen —"

Schnell entwand Grace sich dem Arme Walkorts. Seine Hand ergreifend, trat sie neben ihn hin; wie in dem Bewußtsein, nunmehr gegen alle Fährnisse gesichert zu sein, vergessend, daß sie der Mittelpunkt der allgemeinen gespanntesten Aufmerksamkeit war, kehrte sie sich ihrer in ohnmächtiger Wut sich verzehrenden Großmutter zu. Was diese am meisten befürchtete, war eingetroffen. Aus dem zagenden Kinde war eine sich ihres guten Rechtes bewußte Jungfrau geworden, bereit, allen ferneren gegen sie unternommenen Angriffen mit Entschlossenheit zu begegnen, ihre Freiheit mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln mutig zu verteidigen.

„Keines Verrates ist Herr Walkort schuldig," sprach sie leidenschaftlich, daß die sonnverbrannten Gesichter der alten Recken in Wohlgefallen strahlten, „noch weniger trifft ihn der Vorwurf der Berechnung mir gegenüber. Wie ich als Kind an ihm vor allen anderen Menschen gehangen habe, so gehöre ich auch heute noch zu ihm. Nein, Großmutter, Herr Walkort kennt keine Falschheit. Glaubst du aber, daß äußere Vorteile mich bestimmen könnten, einem anderen anzugehören, als demjenigen, an dem mein Herz hängt, so verzichte ich auf alles, alles — ich will nichts, gar nichts, als das, was Herr Walkort mir bietet" — und wie entsetzt über ihr Geständnis, suchte sie wieder Schutz bei diesem.

Wie ein Rausch legte es sich um Walkorts Sinne, indem er Grace an sich zog. Die plötzlich eingetretene tiefe Stille ringsum aber mahnte ihn an die Gegenwart. Nicht frei von

einem Gefühl der Besorgnis die Blicke der übrigen Anwesenden meidend, kehrte er sich Lady Liberty zu. Bei ihrem Anblick erschrak er sichtlich und alle mit ihm, die der Richtung seiner Augen folgten.

Regungslos saß die alte Frau da. Den Oberkörper wie lauschend nach vorn geneigt, starrte sie auf die offene Tür und den matt erleuchteten Flurgang. Tiefes Erstaunen prägte sich auf ihren verwitterten Zügen aus; aber ein Erstaunen, wie es in schmerzlich wirkenden Ereignissen seine Quelle findet.

Frau Emilia war erschöpft auf ihren Stuhl zurückgesunken. Sie rang nach Fassung, schien die Beruhigungsgründe nicht zu hören, die Graham ihr mehr durch finstere Blicke, als in den kurzen geflüsterten Bemerkungen übermittelte. Noch weniger achtete sie auf Frederik, der, halb beschämt, halb erbittert, die Achsel geringschätzig zuckte, nach dem nächsten Fenster hinüberschritt und sich dort mit unterschlagenen Armen im Schatten der Nische aufstellte. Seine Eitelkeit war verletzt. Er hielt es für unter seiner Würde, zumal bei der gänzlichen Aussichtslosigkeit, einen Versuch zur Zurückgewinnung des verlorenen Bodens zu unternehmen.

„Unerhört!" rief Frau Emilia Barnard endlich auf dem Gipfel ihrer herben Enttäuschung und der daraus entspringenden Wut aus. „Ich erhebe Einspruch gegen einen solchen Verrat."

Auch sie verstummte, als sie schärfer zu Lady Liberty hinübersah und bemerkte, daß diese, wie der Sprache beraubt, durch ein Zeichen ihrer Hand die Aufmerksamkeit aller nach der offenen Tür hinüberlenkte.

Neununddreißigstes Kapitel.

Die beiden Haniks.

Lady Liberty hatte den „Bienenkorb" nicht lange verlassen gehabt, und geschäftig beteiligte Florence sich an den kleinen Obliegenheiten der Irländerin, als sie vom Hofe aus einer langsam einherschleichenden Frau an-

sichtig wurde, deren Ziel augenscheinlich die offene Haustür war. Ungesäumt eilte sie über den Flurgang, und gleich darauf erkannte sie eine hochbetagte Indianerin, die sich, wie nach langer, mühseliger Wanderung, schwerfällig einherbewegte.

Es war die wilde Hanik. Obwohl bestaubt und abgetragen, verriet ihre Bekleidung in allen Teilen den unverfälschten, ursprünglichen Geschmack der Eingeborenen, wodurch Florences Teilnahme noch erhöht wurde. In das finstere, tief gerunzelte braune Antlitz blickend, bedauerte sie, nicht die Mittel zu einer Verständigung mit der seltsamen Erscheinung zu besitzen, als diese sie mit dem üblichen englischen, wenn auch in der Aussprache entstellten Gruß anredete. Dem Gruß folgte die Bitte, im „Bienenkorbe" rasten zu dürfen. Wenn der alten Frau aber auch hin und wieder Worte zu einer lebhafteren Unterhaltung fehlten, so begleitete sie ihr Anliegen nach indianischer Weise mit so eigentümlich ausdrucksvollen Zeichen, daß Florence kaum einer der ihr offenbarten Gedanken verloren ging. Leichter noch verstand die wilde Hanik Florences vorsichtig betonte Worte und damit die freundliche Einladung, ihre müden Glieder so lange zu rasten, wie es ihr gefalle; ebenso freundlich fügte sie hinzu, daß es ihr nicht an Speise und Trank fehlen solle.

Nach diesem herzlich gemeinten Anerbieten richtete die wilde Hanik sich in ihrer ganzen Länge empor, dadurch Florence um gute Handbreite überragend. Weder Dankbarkeit noch Mißfallen prägte sich dabei in ihrem scharfen Antlitz aus, das durch das von den Schläfen bis auf die Brust niederfallende ungeordnete Haar erheblich verkleinert wurde. In ihren Augen dagegen, von den schlaffen Lidern bis auf das Schwarze verschleiert, funkelte es, als hätte der letzte noch in dem morschen Körper wohnende Rest von Lebenskraft sich in den finsteren Blicken zusammengedrängt gehabt.

„Nicht nach Speise verlangt mich, nicht trinken will ich," antwortete sie, „ich kann leben zehn Tage und zehn Nächte, ohne meine Zunge zu netzen. Aber meine Füße sind alt, sehr alt. Sie tragen mich nicht weiter."

„So ruhe zunächst hier, gute Frau," fuhr Florence tröstlich

fort, die Alte zu der Bank neben der Haustür hinführend und dort mit ihr niedersitzend, „vielleicht stellt sich dennoch Hunger ein, nachdem du dich ein wenig erholt hast."

Unwillig, sogar mit einem Ausdruck von Gehässigkeit, der Florence indessen nicht befremdete, schüttelte die wilde Hanik das Haupt.

„Ich esse kein Brot, ich esse kein Fleisch," sprach sie beinahe ausdruckslos, „ich lebe von Wurzeln, die grabe ich in der Prärie. Ich lebe von Fischen; ich verstehe es, sie aus dem Wasser zu holen. Ich will nichts hören von Speisen."

„Gut, liebe Frau," beruhigte Florence, und Mitleid lugte aus ihren dunkeln Augen, tönte aus ihrer Stimme, indem sie der Alten dürre Hand flüchtig drückte, „du sollst zu nichts gezwungen oder überredet werden, was deinen Neigungen widerspricht. Reden wir daher von anderen Dingen — und wir verständigen uns ja gut genug — erzähle mir von deinen Freunden und Verwandten."

Als hätte sie den Sinn von Florences Worten nicht begriffen, betrachtete die wilde Hanik deren Antlitz mit unverkennbarer Bewunderung.

„Du bist eine schöne weiße Frau," bemerkte sie sinnend, „dich lieben alle Menschen."

„Mehr als ich verdiene," gab Florence heiter zu, „alle Menschen sind gut und freundlich gegen mich."

„Ich hörte, es lebe hier eine sehr alte starke Frau; liebt die meine junge Freundin?"

„Sie liebt mich sehr, sehr", ging Florence nach besten Kräften auf ihres Gastes seltsame Redeweise ein, um leichter verstanden zu werden.

Die Alte verschleierte ihre Augen noch tiefer, um das wilde Frohlocken in ihnen Florences Aufmerksamkeit zu entziehen. Darauf fragte sie, wie um überhaupt kein Schweigen eintreten zu lassen:

„Wenn meine junge Freundin stürbe, würde die starke Frau klagen?"

„Weinen würde sie um mich Tag und Nacht," beteuerte Florence, ahnungslos, daß sie dadurch die finstern Pläne der

von unauslöschlichem Rachedurst beseelten unheimlichen Alten schürte, „wenn aber Lady Liberty weint, muß ihr sehr weh ums Herz sein. Sie besitzt nämlich den Mut eines Mannes", fügte sie mit einem gewissen Stolz hinzu.

Die wilde Hanik neigte das Haupt auf die Knie, wie um sich in Träume zu versenken. Florence ließ sie gewähren. Wehmütig erwog sie, in welcher elenden Weise die hinfällige Frau ihr Dasein fristete. Sie verglich sie mit einem Stück Wild, das, wenn es gelähmt und der Kraft beraubt ist, keinen andern Ausweg hat, als in einem versteckten Winkel geduldig den Tod zu erwarten.

Nach einer Weile richtete die wilde Hanik sich wieder empor.

„Die sehr alte starke Frau, ich hätte sie gern gesehen", sprach sie lauernd.

„Heute wird das nicht angehen," versetzte Florence zuvorkommend, „es kann Mitternacht werden, bevor sie heimkehrt."

„Ist meine junge Freundin allein?" forschte das erbitterte Weib mit schlauer Überlegung weiter.

„Noch eine Frau leistet mir Gesellschaft," verdeutlichte Florence der scharfsinnigen Alten, „sie weilt auf dem Hofe bei den Hühnern."

„Zwei Frauen", bemerkte die wilde Hanik, und nur einem haßerfüllten Charakter, wie dem ihrigen, konnte es gelingen, sein inneres Frohlocken zu verheimlichen. „Zwei Frauen," wiederholte sie nachdenklich, „ich kannte eine Zeit, da hätten zehn weiße Männer sich gescheut, zugleich die Augen hier zum Schlaf zu schließen. Das ist lange, sehr lange her. Heute brauchen zwei Mädchen sich nicht zu fürchten, allein zu wohnen."

„Wir fürchten uns auch nicht," ging Florence freundlich auf der alten Frau seltsame Ideen ein, „die Mary so wenig wie ich. Wilde Tiere gibt es nicht in unserer Landschaft, auch keine bösen Menschen, am wenigsten Feinde — o, woher sollten uns Feinde kommen?"

„Keine Feinde, keine wilden Tiere," bestätigte die braune Greisin ernst, „meine junge Freundin ist sehr schön; sie ist wie die aufgehende Sonne. Alle Menschen lachen der aufgehenden Sonne entgegen. Sie hat nur Freunde, viele, viele weiße

Freunde ringsum. Ich bin alt, sehr alt. Meine Füße waren einst jung, wie die der schönen weißen jungen Frau. Wo heute die Rinder der starken Frau weiden, da tanzte ich auf dem Rasen. Ich war glücklich. Ein großer Krieger nahm mich in sein Zelt. Er starb frühzeitig. Die Weißen hatten ihm eine Krankheit zugetragen. Ich klagte um ihn Tag und Nacht. Die schönste Stätte suchte ich aus. Da legte ich ihn in die Erde, neben ihn seine Waffen, gestampften Mais und gedörrtes Fleisch. Ich wurde von hier vertrieben mit Kindern und Freunden. Viele Winter sind verstrichen seitdem. Ich bin alt, meine Zeit ist abgelaufen. Da gedachte ich meines Herrn. Auf seinem Grabe wollte ich noch einmal laut nach ihm rufen. Ich bin gekommen. Sein Grab ist verschwunden. Das Haus der starken Frau mit den vielen Kindern steht auf dem Grabe des großen Häuptlings. Er kann nicht ruhig schlafen. Die Füße der Weißen schreiten über ihn hin. Er hört ihr Lachen, ihr Singen. Will ich klagen, mag ich mich hierher setzen. Hier will ich weilen die ganze Nacht. Wenn die Sonne aufgeht, ziehe ich weiter."

Mit tiefer Spannung hatte Florence den trüben Mitteilungen gelauscht. Größer und größer wurden ihre Augen, inniger die Teilnahme, die aus ihnen hervorlugte. Mit ihrer Spannung wuchs die Fähigkeit, das Vernommene, wo das Verständnis erschwert wurde, zu enträtseln, zu einem geordneten Ganzen aneinander zu reihen und dieses mit allem zu vergleichen, was sie seit ihrer Aufnahme im „Bienenkorb" über die Zeiten der ersten Besiedlung der Landschaft erfahren hatte. So lag es für sie zutage, daß die hinfällige Frau an ihrer Seite ihre eigene Urgroßmutter war. Es konnte nur die alte Hanik vom Stamme der Kaskaskias sein, die mit letzter schwindender Kraft eine weite beschwerliche Reise zurückgelegt hatte, um vor ihrem Hinscheiden noch einmal die Stätten zu besuchen, an die sich für sie die vielleicht einzigen freundlichen Lebenserinnerungen knüpften. Schweigend betrachtete sie das durch der Jahre Zahl und Entbehrungen entstellte Menschengebilde. Ihr treues Herz schwoll vor Wehmut, indem sie sich das endlose Leid zu vergegenwärtigen suchte, dem das arme, augenscheinlich aller näheren Angehörigen beraubte Geschöpf

während eines langen Lebens unterworfen gewesen. Da hob sie nach einer längeren Pause dumpfen Schweigens in herzlichem Tone an:

„Als dieses Haus vor vielen Jahren gebaut wurde, fand man in der Erde die Überreste eines indianischen Kriegers und seiner Waffen. Man kannte seinen Namen. Es war der große Hanik, der Vater des braunen Mädchens, das der Sohn der Lady Liberty, ich meine der sehr alten starken Frau, heiratete. Man wollte den Toten ehren. Da legte man die Gebeine samt Waffen in einen Sarg — das ist nämlich ein geräumiges, bequemes Bett mit Deckel — und den begrub man eine kurze Strecke von hier. Jetzt wächst Mais um das Grab des toten Kriegers. Eine Tafel steht darauf, und auf ihr der Name Hanik. Will die gute Frau, die ihren Gatten so sehr liebte, an seinem Grabe trauern, so führe ich sie gern dahin."

Aufmerksam, jedoch ohne ihre Stellung zu verändern, hatte die wilde Hanik den mit großem Bedacht gewählten und in kurze Sätze gekleideten Mitteilungen gelauscht. Sobald Florence aber schwieg, richtete sie sich schwerfällig empor, und sie fest anschauend, sprach sie, ihre Worte ebenfalls nach besten Kräften wählend und aneinander reihend:

„Die junge weiße Frau will mir Honig reichen, aber ihr Honig ist Gift. Hier, wo dieses Haus steht, hat ein großer Häuptling nur wenige Winter geschlafen. Man grub ihn aus und warf seine Gebeine durcheinander. Auf einer anderen Stelle wurden sie eingescharrt. Kann ein Mensch schlafen, wenn man ihn fortträgt? Nein. Fühlt der Geist des Toten Schmerz, wenn man seine Glieder auseinander reißt? Ja. Aber ich will den Ort sehen, wo man den mutigen Hanik Wisah verscharrte, wie einen toten Büffel, damit er die Luft nicht mit bösen Krankheiten fülle. Ich will den Ort sehen," und ein unheilverkündender Blitz zuckte aus ihren Augen, indem sie sich erhob, „ja, das Kind führe mich. Noch scheint die Sonne. Sie wird bald schlafen gehen; für manchen zum letztenmal. Ich will die Stelle sehen, bevor es Nacht ist."

Bereitwillig trat Florence an der wilden Hanik Seite; zutraulich ergriff sie deren Hand, sie sanft mit sich fortziehend.

So schritten sie von dem Vorplatz des „Bienenkorbes" aus an dem Garten vorbei in einen Pfad hinein, der zwischen einem Weizen- und einem Maisfelde hinführte.

Zu gleicher Zeit erhoben sich hinter dem Gartenzaun, von wo aus sie den Vorplatz notdürftig zu überblicken vermochten, zwei halbnackte braune Gestalten. Behutsam schlichen sie an der Einfriedigung hin, bis sie aus entgegengesetzter Richtung das Weizenfeld erreichten, hinter dem die wilde Hanik und Florence verschwunden waren. Der Huëko und der blödsinnige Sohn der wilden Hanik waren es, die, gemäß ihrer Verabredung mit dieser, sie beständig im Auge zu behalten und ihres Winkes gewärtig zu sein trachteten. Sie sahen schrecklich aus. Jemand, der mit indianischen Sitten und Gebräuchen vertraut ist, würde bei ihrem Anblick sofort erraten haben, daß sie sich auf dem Wege zu einem blutigen Unternehmen befanden. Feuerrot hatte Wiskun Antlitz und Oberkörper gefärbt, ersteres aber noch mit breiten gelben Querlinien versehen, wogegen seine Brust das notdürftig erkennbare Bild eines gelben Eichhorns zierte. Auf seinem schwarz und zottig behaarten Haupte trug er, vereinigt mit der geflochtenen Wirbellocke, einen Busch Eulenfedern, der nach hinten niederfiel.

Weniger auffällig hatte der Huëko sich ausgestattet. Denn zu dem Zwecke, den er verfolgte, bedurfte es keiner herausfordernden Malerei, wie bei festlichen Gelegenheiten oder auf den Kriegspfaden gebräuchlich ist. Ihm konnte nur erwünscht sein, so wenig wie möglich durch äußere Merkmale die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Wiskun führte Bogen und gefüllten Köcher bei sich. Im übrigen waren beide, um in ihren Bewegungen weniger behindert zu sein, nur mit Messer und Beil bewaffnet.

Vor dem Weizenfelde eingetroffen, taten sie, um keine augenfälligen Spuren zu hinterlassen, behutsam einige Schritte hinein. Dann sich niederlegend, krochen sie verhältnismäßig schnell in der Richtung davon, aus der hin und wieder Florences ausdrucksvolle Stimme zu ihnen herüberdrang. —

Diese und die wilde Hanik hatten unterdessen die Grabstätte erreicht, die aus einer Fläche von zehn Fuß im Geviert

bestand. Als man die Überreste des Kaskaskia beerdigte, hatte die arbeitgewohnte Lady Liberty eigenhändig eine junge Eiche dort angepflanzt. Es geschah aus Pietät für die vertriebenen ursprünglichen Besitzer der von ihrem John angekauften Landstrecke. Viele, viele Jahre waren seitdem verstrichen. Aus dem Bäumchen war ein Baum geworden, der jetzt mit seiner breit verzweigten Krone die einsame Stätte beschattete. Wie es auf christlichen Friedhöfen Sitte ist, wölbte sich auch hier ein mit Rasen bedeckter Hügel. Rasen wucherte ringsum; doch waren vor kurzer Zeit einige immergrüne Sträucher angepflanzt worden, die die Einförmigkeit freundlich unterbrachen. Zu Häupten des Grabes, mit dem oberen Ende an die Eiche lehnend, war eine breite Planke in die Erde getrieben worden. Auf ihr las man den mit schwarzer Farbe gemalten Namen „Hanik". Welke und frische Kränze lagen auf dem Hügel und hingen an dem Brett, davon zeugend, daß Florence mit ihrer ewig regsamen Phantasie in sinnigem Walten des längst verstorbenen Großvaters ihrer Mutter ebenso liebevoll gedachte, wie des getreuen John der Lady Liberty auf dem Friedhofe.

„Hier ruht der große Hanik," hob Florence an, als ihre unheimliche Begleiterin vor der Einfriedigung stehen blieb und über diese hinweg finster auf den Grabhügel starrte. Mit leichter Mühe hob sie einen losen Pfahl aus seinen Haften, worauf sie der wilden Hanik voraus die Stätte betrat. Leichten Schrittes begab sie sich nach dem Kopfende des Hügels hinüber, mit flinken Händen einige verwitterte Kränze beseitigend und die noch frischeren ordnend. Als sie sich der wilden Hanik wieder zukehrte, bemerkte sie, daß diese sie mit unverkennbarem Erstaunen betrachtete, dann aber, wie dieser Regung sich schämend, schnell neben die einfache Holztafel hinschritt. Ihre dürre braune Hand darauf legend, fragte sie mit rauher, sogar drohender Stimme:

„Wer hat den Zauber der Weißen auf den Kopf eines toten Kaskaskia gestellt?"

Florence erschrak. Ihr angeborener Mut gewann indessen schnell wieder das Übergewicht, und begütigend antwortete sie:

„Es ist ein guter Zauber", und sie legte ihre Hand von der anderen Seite her auf die Schrift, „diese Zeichen erzählen jedem, daß hier ein Hanik liegt."

Von abergläubischer Scheu befangen, betastete die wilde Hanik vorsichtig mehrere Buchstaben. Dann fragte sie wiederum, doch weniger gehässig:

„Wer schaffte diesen sprechenden Zauber?"

„Die starke Frau", antwortete Florence in der alten Weise, „sie sagte, der Kaskaskia war der Vater der braunen Frau meines Sohnes; er soll geehrt werden."

„Wer trug die Blumen herbei und verwandelte sie in Gerank?" hieß es weiter.

„Ich selber", erklärte Florence, das gefurchte, finstere Antlitz scharf überwachend und vergeblich nach einem Merkmal milderer Regungen forschend, Die wilde Hanik aber fuhr in ihrer eigentümlich herben Weise fort:

„Machen die Blumen und der hölzerne Zauber alle Kaskaskias lebendig, die durch die Weißen starben? Nein. Geben sie mir meinen Herrn, meine Kinder zurück? Nein."

„Die Toten können nicht mehr ins Leben zurückgerufen werden," erwiderte Florence, um tröstliche Gedanken anzuregen; „so ist es bei den braunen Menschen, so ist es bei den weißen. Keiner lebt ewig; sterben müssen wir alle."

„Wir müssen alle sterben," wiederholte die wilde Hanik mit feindseligem Hohn; „manche sterben alt; manche sterben jung. Wenn junge Menschen sterben, weinen die alten. Sterben ist leicht. Weinen und klagen ist schwer. Ich weiß es; ich hab' es oft kennen gelernt, ich kann nicht sagen, wie oft."

Wie von Erschöpfung übermannt, ließ sie sich auf den Hügel nieder, und sich zusammenkrümmend, barg sie ihr Antlitz zwischen den auf den Knien rastenden Armen. In dieser Stellung bot sie im vollsten Sinne des Wortes das Bild einer Verzweifelnden. Florences Mitleid und innige Teilnahme wurden durch den Anblick bis aufs äußerste gesteigert, und doch wagte sie nicht, der alten Frau sich zu nähern und sie durch Zeichen und Worte freundlichem Trost zugänglich zu machen. Leise trat sie bis an die Einfriedigung zurück und

wartete geduldig, daß jene sich ermannen und bereit erklären würde, sie nach dem „Bienenkorb" zu begleiten.

Längere Zeit verrann. Die wilde Hanik schien entschlafen zu sein; regungslos verhielt sich Florence, um sie nicht zu stören. Tiefer neigte sich die Sonne und tiefer; weder Florence noch die alte Frau bemerkten es. In geringer Entfernung aber von beiden, keine zehn Schritte weit hinter Florence, da wachten Verrat, Tücke und Wahnsinn, um ein mit geringen Kräften und Mitteln, dagegen um so bedachtsamer eingeleitetes teuflisches Werk zu einem grauenhaften Abschluß zu bringen.

Wie mit dem Erdboden verwachsen, lag Wiskun zwischen den ihn verbergenden dichten Weizenhalmen. In der linken Faust das Messer, in der rechten das langstielige Beil, starrte er mit den blutunterlaufenen Augen auf die anmutige Gestalt neben der Einfriedigung. Ahnungslos stand Florence da. Daß überhaupt ein gräßliches Verhängnis auf sie hereinbrechen könne, lag für sie zu weit außerhalb jeder Möglichkeit. In dem jungen Herzen webte nur Milde, während die großen Augen ernst die von der zunehmenden Dämmerung verschleierte Gestalt auf dem Grabhügel betrachteten.

Da ertönte in geringer Entfernung in dem Weizenfelde das laute Wispern einer Baumgrille. Florence achtete des Geräusches nicht, zumal es nach einigen kurzen Proben wieder verstummte. Die wilde Hanik richtete sich dagegen auf. Sie schien sich auf etwas zu besinnen; denn erst nach einer Pause fragte sie wie geistesabwesend:

„Wie heißt das Kind mit der hellen Haut, mit dem schwarzen Haar und den dunkeln Augen? Ich hörte, der blaue Himmel spiegle sich in seinen Augen. Die Menschen sprachen falsch. Es hat Blumen hierher getragen, wie keine in den Prärien wachsen. Ich will seinen Namen wissen, damit ich ihn dem Manne zuraune, dessen Gebeine hier in der Erde liegen."

Florence glaubte, daß nunmehr die Zeit gekommen, in der sie der Unglücklichen ohne Furcht vor nachteiligen Folgen näher treten dürfe, und antwortete einfach:

„Hanik."

„Mein Name", versetzte die Greisin, die mißverstanden zu sein meinte.

„Auch ich heiße Hanik," sprach Florence eindringlich, „meine Mutter hieß Hanik. Sie war lichtbraun, und die hatte den Namen von ihrer Mutter geerbt. Die aber war braun, war die Tochter der armen Frau, die jetzt auf dem Grabe ihres Gatten trauert."

Bei den letzten Worten schnellte die wilde Hanik mit der Gewandtheit weit zurückliegender Jahre empor. Zugleich schwebte ein dunkler Schatten aus dem Weizenfelde bis dicht an den Zaun. Dort versank er anscheinend in dem üppig wuchernden Unkraut. Florence vernahm nichts, ahnte nicht, daß ein einziges mißverstandenes Zeichen oder Wort der Alten gleichbedeutend war mit ihrem eigenen jähen Ende. Die wilde Hanik aber zögerte, das entscheidende Signal zu erteilen. Sie hielt den Zeitpunkt der Rache entweder noch nicht für gekommen, oder Florences Mitteilungen hatten plötzlich eine Wandlung in ihr angebahnt. Denn den rechten Arm emporstreckend, sprach sie einige indianische Worte, die den beiden versteckten Feinden galten, von Florence dagegen als ein Ausbruch ihres Erstaunens über die ihr gewordene Offenbarung gedeutet wurden. Nachdem sie auf solche Weise einer Übereilung Wiskuns vorgebeugt hatte, trat sie vor Florence hin, wie um durch die Dämmerung hindurch deren Antlitz schärfer zu prüfen.

„Ich will es noch einmal hören," sprach sie, der Nähe Wiskuns wegen ihre Stimme vorsichtig dämpfend, „ich weiß nicht, war es Drosselgesang oder das Krächzen eines Raben, was in meine Ohren drang."

Bereitwillig wiederholte Florence ihre letzten Worte. Sie begleitete diese sogar mit einigen Erläuterungen, von denen sie glaubte, daß sie den Weg zu dem Herzen der argwöhnischen Alten finden würden.

„Es klingt wie Wahrheit," hob diese darauf wieder an, „die weiße junge Frau besitzt das Haar einer Hanik, die Augen einer Hanik. Aber die Weißen sprechen mit vielen Zungen. Sie sprechen jeden Tag anders. Ich muß sehen, was ich glauben soll. Die Weißen belogen mich oft."

„So komm", versetzte Florence ermutigt, „komm mit mir, gute Frau," wiederholte Florence ihre Einladung zutraulich, „ich will dir etwas zeigen, woran du mich erkennst."

„Gehe meine Tochter voran; ich will hinter ihr bleiben", versetzte die wilde Hanik, denn sie befürchtete einen tückischen Angriff ihres irrsinnigen Sohnes. Und wiederum rief sie einige indianische Worte in die sich verdichtende Dämmerung hinaus, Wiskun unterrichtend, daß sie das weitere Verfahren im Hause einleiten werde, er aber unterdes aus der Flasche trinken möge, die sie neben der Einfriedigung habe zur Erde gleiten lassen.

Wie zuvor, deutete Florence auch jetzt die unverständlichen Worte in der harmlosesten Weise, und langsam bog sie in den Pfad ein.

Die Hälfte der Entfernung bis zum „Bienenkorb" hatten sie ungefähr zurückgelegt, als der Irländerin Stimme herübertönte, indem sie den Namen Hanik laut ausrief.

„Ich komme!" antwortete Florence durchdringend, und sich halb nach ihrer Begleiterin umkehrend, fragte sie:

„Hast du gehört?"

„Ich höre meinen Namen," versetzte die wilde Hanik.

„Und meinen Namen", fügte Florence lebhaft hinzu, heimlich frohlockend, daß es ihr geglückt war, die alte Frau ihren Vorstellungen zugänglicher zu machen.

„Eile, meine Tochter," riet diese gedämpft, „meine Füße sind jung geworden; ich will sehen, was zu dem Namen Hanik gehört."

Florence beschleunigte ihre Schritte. Nach einigen Minuten trafen sie wieder vor dem „Bienenkorb" ein. Dort ergriff Florence der Alten Hand, sie in das Wohnzimmer führend, in dem Mary bereits eine Lampe angezündet hatte. Auf ihre Einladung setzte die wilde Hanik sich nieder. Geschäftig eilte sie hinaus, um der Irländerin in Tiptoes Auftrag die Pflege der beiden Pferde anzuempfehlen, die Bitte hinzufügend, sie in ihrem Verkehr mit der Indianerin nicht zu stören. In das Wohnzimmer zurückgekehrt, ermahnte sie die unheimliche Alte zur Geduld, worauf sie sich in ihr eigenes Gemach begab.

Die wilde Hanik versenkte sich unterdessen wieder in ihre düsteren Träumereien. Regungslos vor sich niederstarrend, beschäftigte sie sich im Geiste mit ihrem mordgierigen Sohne und dem raublustigen Huëko. Denn bis jetzt war es Florence noch nicht gelungen, ein anderes Gefühl in ihr wachzurufen als das der Neugierde. Minuten verrannen. Dann öffnete sich eine Tür. Die wilde Hanik sah empor. Zugleich schien ihre hagere Gestalt sich in Stein zu verwandeln, während ihre letzte Lebenskraft sich gewissermaßen in ihren schwarzen Augen zusammendrängte. Denn vor ihr stand Florence in dem phantastisch geschnittenen und gestickten Lederrock, die Arme bis zu den Ellenbogen hinauf entblößt, in der rechten Hand die Bilderrolle. Ein stolzes und doch ängstliches Lächeln spielte auf ihrem Antlitz. Doch aus Besorgnis, einen Mißgriff zu begehen, wartete sie darauf, angeredet zu werden.

Sekunden auf Sekunden verrannen. Florences Befangenheit steigerte sich unter den auf ihr ruhenden glühenden Blicken zur Angst. Sie dachte bereits daran, sich wieder zurückzuziehen, als die wilde Hanik sich erhob. Wie um einen besseren Anblick zu gewinnen, tat sie einen Schritt auf Florence zu. Gleichsam abwehrend streckte sie die Arme aus; einige Augenblicke suchte sie nach Mitteln zur Verständigung, dann brach sie in die Worte aus:

„Meine Augen sind sehr alt, aber sie sehen ein Kleid, an dem ich zwei Sommer und zwei Winter arbeitete. Ich gab es dem lichtbraunen Mädchen. Es sollte nicht vergessen, daß seine Mutter eine Kaskaskia. Wo ist das lichtbraune Mädchen? Ein Weißer hat es gekauft, geraubt. Das Kleid warf er zur Seite. Wo fand das Kind den Schmuck meiner Hanik?"

„Das lichtbraune Mädchen war meine Mutter; von ihr habe ich das Kleid", antwortete Florence, noch immer in Zweifel, ob sie zur Besänftigung der erbitterten Alten das richtige Mittel gewählt habe.

„Auf der Brust des weißen Mädchens sehe ich ein gelbes Eichhorn," fuhr diese fort, „wer das Eichhorn stickte, zeichnete eine Zauberschrift. Die Zauberschrift gehört zu dem Kleide."

Statt einer Erwiderung rollte Florence das Leder ausein-

ander, so daß die wilde Hanik einen vollen Anblick der Bilder gewann.

Wiederum verstrich kurze Zeit in tiefer Stille. Die Augen der wilden Hanik schienen zu erstarren, so durchdringend schauten sie. Langsam sanken ihre Arme, bis sie schlaff an ihrem Körper niederhingen. Florences Besorgnis wuchs, denn nichts in dem dunkelbraunen gefurchten Antlitz verriet das dahinter pulsierende Leben.

Endlich regte es sich wieder, und von den Lippen floß es, wie von denen einer Nachtwandlerin:

„Der Mann mit dem schwarzen Rock sprach einen großen Zauber der Weißen, und die braune Hanik ward des weißen Jägers Frau. Er gab ihr eine Zauberschrift, die stahl der listige Towaka. Ohne die Zauberschrift mußten die Haniks sterben. Ich fertigte eine andere an. Ich sehe sie vor mir. Sie war gut, aber sie hat nur halb geholfen. Alle sind gestorben: braune Haniks, die lichtbraune Hanik, weiße Männer. Noch lebt die letzte Kaskaskia, es lebt eine junge weiße Hanik. Ich war blind. Ich lese in den Augen der weißen Tochter: Hanik; ich lese in ihrem Haar: Hanik."

Einige Atemzüge säumte sie; dann sprach sie mit einer Weichheit, die, mochte sie auch mit ihrem Äußeren im Widerspruch stehen, wie der unverfälschte Ausdruck mütterlicher Zärtlichkeit klang:

„Hanik, Hanik," und sie schritt dicht vor Florence hin, „ich rufe Hanik, und es antwortet jemand. Hanik, Tochter der lichtbraunen Hanik. Sie war die Tochter der braunen, die braune war mein Kind."

Bebenden Herzens duldete Florence, daß die alte Frau ihre Hände schmeichelnd in die kurzen Locken vergrub, dabei mit gedämpfter Stimme fort und fort den Namen Hanik wiederholend. Endlich aber zog sie das liebliche Haupt an sich, um das erregte Antlitz mit ihren dürren Händen vorsichtig zu betasten und zu streichen.

„Die junge Hanik besitzt ein mutiges Herz," fuhr sie fort, und Tränen liefen in den alten Augen zusammen, „sie fürchtet nicht die wilde Hanik; sie flieht nicht, wenn braune Hände sie berühren —"

Vom Hofe drang der zitternde Schrei der Ohreule herein. Zum zweiten und zum dritten Male wurde er wiederholt, und jedesmal lauter und unregelmäßiger, daß er dem Rufe des die Nacht liebenden Vogels nicht mehr ähnlich war.

Florence trat erschrocken zurück.

„Was ist das?" fragte sie ängstlich.

Auf die wilde Hanik hatte der Ruf sichtbar eine erschütternde Wirkung ausgeübt. Ihre Gestalt wurde kleiner, hinfälliger. Ihre scharfen Züge entstellten sich, wogegen die Augen die Sehkraft verloren zu haben schienen. Der Ruf belehrte sie, daß der Genuß des Branntweins den Wahnsinn ihres Sohnes zur Tollwut aufgestachelt hatte, daß es ihn drängte, mit tierischer Mordlust über sein Opfer herzufallen, mit einer von ihr selbst bedachtsam geschürten Mordlust, die sie jetzt nicht mehr zu zügeln vermochte.

„Das ist eine Eule," sprach sie äußerlich ruhig, „eine Eule folgt der wilden Hanik. Es ist ein Zaubervogel, der sagt mir, was ich tun soll. Er sagt, die junge Hanik soll zu der starken Frau gehen; sie soll ihr verkünden, die Frau des toten Hanik Wisah sei gekommen." Sie entsann sich, daß Florence von einer Frauenstimme gerufen worden war, und in dem Glauben es sei die ihr von dem Huëko geschilderte blauäugige Grace gewesen, fragte sie hastig:

„Ein anderes weißes Mädchen mit dem Blau des Himmels in den Augen wohnt in diesem Hause; wo blieb die Gefährtin der jungen Hanik?"

„Fort ist sie," antwortete Florence, über die gemeinte Person nicht im Zweifel, „sie weilt bei der starken Frau."

Die wilde Hanik seufzte tief auf.

„Es ist gut," sprach sie, „so mag die junge Hanik ihr folgen."

Ein näherer, unheimlich vibrierender Schrei drang vom Hofe herein.

„Die Eule, der Zaubervogel," flüsterte die wilde Hanik, „das bedeutet Unglück, wenn meine Tochter nicht schnell zu der starken Frau eilt."

Sie ergriff die Hand des Mädchens, das sich willenlos von ihr fortziehen ließ.

Bevor es zur Besinnung kam, hatte die wilde Hanik sie auf den Flur und von dort ins Freie hinausgeführt, wo sie zu ihrer Beruhigung die Richtung zu ihren Freunden einschlug. Ihr Glaube an den Irrsinn der Alten aber wurde dadurch befestigt, daß diese sie scheu ermahnte, kein Wort zu sprechen und die Füße so leise auf die Erde zu stellen, wie ein Marder.

„Die Eule ist ein böser Vogel", erklärte sie kaum vernehmbar, der hört alles. Sein Schrei ängstigt meine Tochter. Der Wind hat schnelle Füße; meine Tochter muß schneller eilen, als der Wind, und mit langen Schritten bewegte sie sich einher, daß Florence, ohne zu laufen, sich ihr kaum zur Seite zu halten vermochte."

Eine längere Strecke legten sie mit unverminderter Eile und geräuschlos durch die nächtliche Dunkelheit zurück. Da drang wieder der grauenhafte Eulenruf herüber, jetzt aber gedämpft, als ob er in einem geschlossenen Raume ausgestoßen worden wäre. Wiskun hatte das Haus betreten. Seine Mutter erriet, daß ihr Fehlen und das seines Opfers ihm die letzte Probe des Denkvermögens rauben würde. Dann aber standen die tollsten Ausschreitungen zu befürchten, die bisher allerdings in ihrer Absicht gelegen hatten.

„Die Eule ruft mich," raunte sie Florence zu, „ich gehe zurück. Ich will ihren Zauber lösen. Die junge Hanik kennt den Weg. Sie soll der starken Frau sagen: Die wilde Hanik ist da. Sie will die Zauberschrift deuten", und sie berührte die noch in Florences Hand befindliche Rolle; dann sich kurz umkehrend, schlug sie die Richtung nach dem „Bienenkorb" ein.

Vierzigstes Kapitel.

Eine unerwartete Wendung.

Als die wilde Hanik den „Bienenkorb" erreichte, hatte sich in dem Wohnhause wie in dessen Umgebung nichts geändert. Nur aus dem Gemach, das sie kurz zuvor mit Florence verlassen hatte, und wo die Lampe noch brannte,

drang gedämpftes Heulen zu ihr heraus, eine Art Totengesang, durch den Wiskun seine Opfer herbeizulocken glaubte. Außerdem unterschied sie auf dem Hofe das Stampfen von Pferdehufen, dem alsbald das Gepolter folgte, unter dem der Huëko sich mit seiner leicht gewonnenen Beute entfernte. Auch Mary hörte den flüchtigen Hufschlag wie den unheimlichen Gesang. Auf dem Hofe lag sie unter einer Anhäufung von Maisstroh, von wo aus sie das Wohnhaus und an diesem vorbei einen Teil des Vorplatzes zu überblicken vermochte.

Auf dem Wege zum Pferdestalle hatte sie sich befunden, als der erste Eulenruf Wiskuns sie erschreckte. Wie von einer Lähmung befallen, war sie stehen geblieben. Erst als sie mit ihren an die Dunkelheit einer klaren Sternennacht gewöhnten Augen zwei Gestalten entdeckte, die sich geräuschlos über die Garteneinfriedigung schwangen, belebte sie sich wieder, und sich zur Erde werfend, suchte sie in ihrem Entsetzen Schutz unter den locker liegenden dürren Stauden. Die Räuber schritten denn auch vorüber, ohne sie zu entdecken; worauf der eine im Schatten des Pferdestalles verschwand, wogegen der andere sich niederkauerte und abermals den häßlichen Ruf erschallen ließ. Fast besinnungslos vor Grausen, faßte sie doch wieder einige Hoffnung, als nach einer längeren Pause der auf dem Hofe kauernde Wilde ins Haus schlich und bald darauf gedämpftes Singen zu ihr herausdrang. Etwas später führte der andere die beiden Pferde aus dem Stalle und sich auf des einen Rücken schwingend, entfernte er sich in schnellster Gangart. Fast gleichzeitig unterschied sie die alte Indianerin, die allein zurückkehrte und sich alsbald dem im Hause befindlichen Räuber zugesellte.

Was dort vorging, ahnte sie nicht. Um ihr Versteck zu verlassen und zu entfliehen, wohl gar einen Blick durchs Fenster zu werfen, fehlte ihr der Mut. Nur von drohendem Heulen und Jauchzen wußte sie folgenden Tages zu erzählen, von geheimnisvollen Bewegungen im „Bienenkorb" und von ausgestandener furchtbarer Todesangst. —

Als die wilde Hanik das erleuchtete Gemach wieder betrat, fiel ihr erster Blick auf Wiskun, der eben im Begriff war,

mittelst der nächsten ihm brennbar erscheinenden Gegenstände ein Feuer zu erzeugen. In der Mitte des Zimmers saß er auf dem Teppich, neben sich die jeglichen Schutzes entkleidete Lampe. Als Späne dienten ihm mehrere zerbrochene Pfeile aus seinem Köcher, die er an der Flamme entzündete. Seine Arbeit begleitete er mit einem melodielosen Gesang, der Aufzählung von Heldentaten, die er selbst vollbracht haben wollte.

Die wilde Hanik betrachtete ihn düsteren Blickes. Er war ihr Sohn; das Gefühl der Mutter war in ihrer Brust noch nicht gestorben. Und dennoch kannte sie für ihn nur den einzigen Wunsch, daß er dahin gehen möge, wohin alle ihre Angehörigen bereits hinüberberufen worden waren, bevor sie selbst, seine Beschützerin, seine Ernährerin, sich zum Todesschlaf hinstreckte. Das Aufgeben ihrer Rachepläne erzeugte darin keine Wandlung. Ihr letztes Kind sollte nicht wie ein schädliches Tier niedergehetzt und zertreten werden, nicht dem Hunger und dem Elend erliegen; dagegen aber gab es nach ihren Begriffen nur ein einziges Mittel. Die milden Regungen, die Florence in ihrem durch Leid und Gram versteinerten Herzen wachgerufen hatte, waren nur ihr selbst zustatten gekommen. Die junge Hanik, dachte sie, sollte leben und glücklich sein; sie wollte sie schützen gegen fernere Nachstellungen, losreißen von der braunen Verwandtschaft, von der sie nur Tod und Schrecken für sie fürchtete.

Ihr tief gefurchtes, von dem wirren Haar halb verschleiertes Antlitz hatte daher wieder den Ausdruck eines feindseligen Dämons angenommen. Als habe nur noch mechanisch wirkendes Leben in ihr gewohnt, schritt sie zu dem Unglücklichen hinüber, und ihren Fuß einige Male auf das Feuer stellend, tötete sie es. Wiskun sah mit seinen blöden, blutunterlaufenen Augen zu ihr empor.

„Bringt meine Mutter die Töchter der starken Frau, damit ich sie mit mir nehme?“ fragte er heiser, und flüchtig offenbarte sich in seinen schrecklich bemalten Zügen auflodernde Wut.

„Nein, ich bringe sie nicht,“ antwortete die wilde Hanik klanglos, „sie sind dahin geflohen, wo der mutige Wiskun sie leicht findet. Der Huëko erzählte von dem Towaka Koti,

von dem bösen Zauberer, von dem Todfeinde der Haniks. Er wohnt in einem hölzernen Hause. Dorthin soll mein Sohn gehen. Wiskun kennt den Weg. Er war ein Kind, da wanderte er ihn oft. Das Haus des Towaka liegt an dem lachenden und springenden Wasser. In dem Hause sind alle beisammen, Towaka Koti und die Kinder der starken Frau. Wiskun mag alle töten. Sein Arm ist wieder stark geworden, sein Messer spitz, sein Beil scharf. Hat er sie vorausgeschickt, dann soll er Feuer an das Haus legen. Er soll sich in Flammen und Rauch kleiden und ihnen folgen. Sie werden ihn bedienen auf dem Wege nach dem Lande der Ruhe."

„Es ist ein weiter Weg zum lachenden Wasser," versetzte Wiskun, und er kämpfte mit Macht, seine Gedanken zu klären, „meine Glieder sind nicht mehr die des Hirsches."

„Der starke Trunk hat ihn erquickt," erwiderte die wilde Hanik dringend, „mein Sohn darf nicht säumen, oder der Zauber des Trunkes erlischt. Towaka Koti ist im Besitze vieler vollen Flaschen. Eile, mein Sohn, wie die Biene fliegt, und er wird bald das Blut der Feinde der Haniks sehen. Wenn sich im Morgen der Himmel rötet, fühlt er keine Schmerzen mehr. Zwei schöne weiße Frauen führen ihn, tragen seine Waffen, Towaka Koti räumt Steine und Dornen aus seinem Wege. Eile, eile," fuhr die alte Frau angstvoll fort, als Wiskun noch immer blöde zu ihr emporstierte, jedoch unbewußt mit den Zähnen knirschte und Messer und Beil fester packte, „gehe, ich werde hier warten. Meine Augen sollen dem mutigen Wiskun folgen. Flüchten die weißen Kinder hierher, so schicke ich sie ihm nach. Sehe ich gegen Sonnenaufgang den Schein eines Feuers, dann spreche ich: „Wiskun hat seine Todfeinde erschlagen. Er ist mit ihnen auf der großen Reise. Flammen sollen aus diesem Hause schlagen; glühende Asche mich vor unsern Feinden verbergen."

„Ist mein Sohn ein Weib geworden?" fragte sie nach einer Pause, als Wiskun immer noch zögerte. „Weiß er nicht, woher Towaka seinen Zauber nimmt? Er ist ein Freund der Weißen; die gaben ihm viele, viele volle Flaschen. In seinem Hause hält er sie verborgen —"

Wie von einer Bogensehne geschnellt, sprang der Unglückliche empor. Sein gräßlich bemaltes Gesicht verzerrte sich, daß es nichts Menschlichem mehr ähnlich war. Im Feuer des Wahnsinns glühten seine Augen und drohend schwang er die Waffen, indem er ein durchdringendes Geheul ausstieß. Sogar seine Mutter, die ihn sonst stets mit wenigen wohlüberlegten Worten zu zügeln vermochte, wich vor dem grauenhaften Bilde zurück, das er in seiner tierischen Wut bot.

„Ich gehe! Ich gehe! Ich gehe!" rief er gellend aus, daß die Irländerin in ihrem Versteck den Schweiß der Todesangst von ihrer Stirn rieseln fühlte, „mir gehört das brennende Wasser! Mir gehört Towaka Koti! Mir gehören die weißen Kinder"! und die bewaffneten Fäuste im Kreise schwingend, stürzte er ins Freie hinaus.

Als Wiskun das Zimmer verließ, ging die wilde Hanik ihm bis zur Haustür nach. Dort weilte sie, bis seine schattenähnliche Gestalt in der Dunkelheit versank. Kurze Zeit lauschte sie. Dann kehrte sie in das Zimmer zurück, wo sie sich auf derselben Stelle, auf der ihr Sohn kurz zuvor gesessen hatte, niederkauerte. Die Knie zog sie empor, um diese schlang sie die Arme, und das Antlitz tief neigend, brach sie in jene seltsamen indianischen Klagen aus, die man mit dem verstärkten Ruf einer Unke vergleichen möchte. Geisterhaft schallten die gedehnten Laute durch das Haus, geisterhaft über den stillen Hof, die bebende Mary mit neuem Grauen erfüllend.

Eine Stunde verrann. Die ergreifenden Klagelaute verstummten, und gleich darauf gewahrte die Irländerin, daß eine gebeugte Gestalt, sich mühsam aufrechterhaltend, über den Hof nach dem Garten schlich. Längere Zeit herrschte wieder Stille. Nichts regte sich in dem Hause, nichts in den Ställen, nichts unter dem Maisstroh. Denn nicht um die Welt hätte Mary ihr Versteck verlassen. Überall meinte sie Feinde zu sehen und zu hören. Jeder Schatten war für sie ein mordlustiger Eingeborener; ja, den Ton des rastlos umherschweifenden Ziegenmelkers hielt sie für eine Kundgebung hinterlistiger Verräter.

Da drang es von dem Maisfelde wie ein gedehnter zitternder

Unkenruf herüber. Wieder und immer wieder ertönte er unendlich traurig und ergreifend. Eine Welt des bittersten Kummers und Herzeleids schien in jedem einzelnen verborgen zu sein. Allmählich wurden sie schwächer, größer die Pausen, in denen sie sich wiederholten, bis endlich der letzte, wie in unsäglicher Qual ersterbend, verhallte und tiefe Stille folgte. Nur der Ziegenmelker ließ seine melancholische Stimme bald aus dieser, bald aus jener Richtung, bald lauter, bald gedämpfter ertönen. In den Bäumen wisperten Grillen, Heimchen zirpten zwischen den Balken der alten Baulichkeiten, gelegentlich verkündete ein Laubfrosch gutes Wetter, für die bebende Mary lauter Signale, die von einer raubgierigen Horde zur gegenseitigen Verständigung erzeugt wurden.

Florence hatte unterdessen die herrenlose Farm wohlbehalten erreicht, und war durch die Haustür auf den Flurgang geschlüpft. Dann neben dem Türpfosten stehend, wo niemand von den im Salon Anwesenden sie sehen konnte, wurde sie Zeugin von Walkorts Worten, und was sie hörte, erregte sie derart, daß sie sich dem Umsinken nahe fühlte. Und ihre Erregung steigerte sich noch, als sie, um den Rahmen der Tür herumlugend, sah, wie Grace in Walkorts Arme eilte und von ihm innig umschlungen wurde. Jetzt erst wurde Florence sich dessen bewußt, wie teuer ihr der Freund war, wie sie ihr ganzes Herz an ihn gehängt hatte, trotz allen oft bewiesenen Trotzes, zu dem ihr absichtlich übertriebenes Selbstbewußtsein sie wieder und wieder aufstachelte. Aber was sie so oft geübt, bewährte sich auch jetzt. Selbstbewußtsein und Selbstbeherrschung verhalfen ihr zum Siege über die Schwäche, die sie auf Sekunden übermannt hatte. Und stolz, ohne die erstaunten Blicke der Anwesenden zu beachten, trat sie ins Zimmer, schnellen Schrittes auf Lady Liberty zueilend.

„Ich mußte kommen," sprach sie mit mühsam beherrschter Stimme, „zu Wichtiges hat sich ereignet, drüben im ‚Bienenkorb'. Aber auch hier hörte ich, ohne es zu wollen, Dinge, die mein Herz unsagbar schwer belasten."

Hier drohte die Stimme ihr zu versagen, aber wieder rang das mutige Mädchen sich zur Ruhe durch. Der Greisin Hand

an ihre Lippen ziehend, sprach sie weiter: „Um mich soll kein Zwist stattfinden. Gebt alles an Grace; ihr gebührt es. Sie hat kein wildes Blut, nennt keine alte, verkommene Indianerin ihre Urgroßmutter. Drum gebt alles ihr — nur eines laß mich behalten, Lady Liberty: deine Liebe, deinen Schutz. Gönne mir, wie bisher, ein Plätzchen in deinem ‚Bienenkorb', und ich werde wunschlos glücklich sein."

Hier aber übermannte die Erregung sie, so daß sie aufschluchzend den Kopf in der alten Frau Schoß barg. Diese, selbst Tränen in den Augen, legte wie segnend die Hände auf das lockenumwallte Haupt der vor ihr Knienden und sprach in beteuerndem und dabei liebevoll beschwichtigendem Tone: „Du bleibst so lange bei mir, Hanik, wie du selbst dies willst."

Ihre Blicke schweiften im Kreise, von einem zum andern, aber aller Augen hingen mit Ehrerbietung an ihren Zügen, und aus allen sprach die Zustimmung, die der Greisin fragende Blicke heischten.

Frau Emilia aber verließ mit den beiden Grahams das Zimmer. Hochmütig wendete sie auf der Türschwelle noch einmal das blasse Gesicht zurück, und ein „Auf später" zischte über ihre Lippen, dann war Lady Liberty mit ihren Angehörigen, zu denen ja jetzt auch Walkort gehörte, allein. Er und Grace waren natürlich der Mittelpunkt aller. Jeder hatte für sie herzliche Worte, die Walkort mit offenem Entzücken hinnahm, während Grace vor jungfräulicher Scham nicht wußte, wohin mit den Augen.

Auch Florence beteiligte mit der ganzen ihr zu Gebote stehenden Selbstbeherrschung sich an den Glückwünschen für das junge Brautpaar, dann aber trat sie auf Lady Liberty zu und sprach mit fliegendem Atem: „Um Gottes willen, fort von hier, im ‚Bienenkorb' wartet jemand auf uns." — — —

Rüstig erstieg sie den Wagen. Dann sich neben Florence setzend, befahl sie: „Vorwärts, Tiptoe!"

Bald darauf knallte die Peitsche, und der Pony rührte seine kurzen Beine in ungewöhnlich schnellem Takt, wie um so bald wie möglich aus der Nähe der nunmehr nicht länger herrenlosen Farm zu kommen.

Einundvierzigstes Kapitel.

Die Heimkehr.

Das Wägelchen hielt vor dem Bienenkorb an. In dem Wohnzimmer brannte noch immer die Lampe. Die Haustür stand offen, allein Mary, die sonst stets aufmerksam zur Hand, fehlte heute.

„Lady Liberty, hier stimmt etwas nicht!“ rief Tiptoe über die Schulter rückwärts.

„Die alte Frau weilt im Hause,“ versetzte Florence ängstlich, indem sie auf die Erde sprang, und wie eine Bürde von unendlicher Schwere wälzte sich plötzlich alles auf ihre Seele, was sie jüngst im Bienenkorb erlebt hatte.

„Welche alte Frau?“ fragte Lady Liberty befremdet.

„Eine hochbetagte, hinfällige Frau. Hanik lautet ihr Name.“ Beklommen hatte Florence geantwortet.

„Wir wollen uns ihrer christlich erbarmen,“ fiel Lady Liberty lebhaft ein, sobald sie auf der Erde festen Fuß gefaßt hatte; „Gott soll mich behüten, daß ich störend zwischen Blutsverwandte trete. Ob braun oder weiß, sie soll geehrt werden — es scheint wirklich nicht alles zu stimmen hier,“ fuhr sie im Eifer redseliger fort, während sie, Florence an der Hand, der Haustür zuschritt und Tiptoe nach dem Hofe herumfuhr, „denn wo steckt die Mary? Wird sich wohl mit der alten Frau beschäftigen, die gute Seele — aber der Brandgeruch —“

Sie waren in den kleinen Vorflur getreten. Durch die offene Tür fiel ihr Blick auf die Spuren des ausgelöschten Feuers, das die rötlich schwelende Lampe melancholisch beleuchtete.

„Hier hat jemand Arges im Sinn gehabt,“ rief sie erschrocken aus, und näher tretend, prüfte sie den versengten Teppich und die angekohlten Holzsplitter.

„Die arme Frau,“ erwiderte Florence vor Entsetzen kaum verständlich; „ihr Wesen war seltsam, daß es mir Grauen einflößte. Sie ängstigte mich mit geheimnisvollen Worten und riet mir, zu dir zu eilen. Dieses Kleid und die Bilderrolle

hatten sie aufgeregt. Ich glaube, sie redete irre, und doch war sie so gut gegen mich — ach, wie erscheint mir alles so furchtbar, so grausig —"

„Ruhig, Hanik," unterbrach Lady Liberty sie wiederum gütig, „jetzt ängstige dich nicht weiter. Ist doch alles glücklich abgelaufen. Kranke Menschen können nicht für ihre Handlungen verantwortlich gemacht werden, und wie auch immer es mit der alten Frau stehen mag: es soll nach Gebühr für sie gesorgt werden — aber die Mary, die Mary — da, Kind, bringe zunächst die Lampe in Ordnung —"

Draußen ließen sich hastige Schritte vernehmen. Gleich darauf stürmte Tiptoe, hinter ihm die Irländerin, herein. Sein Gesicht, sonst vom schönsten Schwarz, schimmerte im häßlichen Grau des Schreckens, während Mary im Äußern alle Merkmale der überstandenen Todesangst zur Schau trug.

„Fort, beide fort!" stöhnte Tiptoe förmlich geknickt wie die Pfauenfeder auf seinem Strohhut, den er zur Verdeutlichung seiner Worte nach der offenen Tür hinüberschwang. „Fort, beide fort!" und aufflammende Wut gab ihm seine ursprüngliche Farbe zurück.

„Wer beide?" fragte Lady Liberty ruhig.

„Beide Gäule, Madam! Es ist erstaunlich! Nicht einmal die Krippe haben die Schurken sie leer fressen lassen! Sie sind gestohlen! Indianische Räuber haben es getan, sind mit den kostbaren Tieren davongeritten! Sie werden sie umbringen mit dem schnellen Jagen! O, Lady Liberty, wer hätte das gedacht, als ich heute von ihnen ging! Die Mary weiß alles — die hat's gesehen mit ihren eigenen Augen! Das Elend über diese rothäutigen Schurken —"

„Schon gut, schon gut," beruhigte Lady Liberty den jammernden Riesen, als er, tief Atem schöpfend, mit seinen Klagen und Verwünschungen einen neuen Anlauf nehmen wollte; denn in der Seele Florences, die sich bebend an sie anschmiegte, empfand sie die wilden Schmähungen, als hätten sie ihr selbst gegolten; „wer die Pferde mitgenommen hat, wird gute Tiere in ihnen erkennen und sie demgemäß behandeln. Außerdem weiß niemand, ob gerade Indianer diesen Fehler begingen —"

„Indianer, schreckliche Indianer," beteuerte Mary, unter Tränen einfallend, „mit meinen lebendigen Augen sah ich sie."

„Gut, so waren es Indianer, und bei denen gilt's nicht als Verbrechen, solange sie mit ihrer Beute glücklich davonkommen. Doch nun beruhigt euch, die kehren nicht mehr zurück. Geht, geht, wenn ihr mir nicht Auskunft über eine alte Frau geben könnt."

„Das kann ich," antwortete Mary zu Lady Libertys neuem Verdruß und zu Florences Schrecken, „die war nämlich die Urheberin von allem. Die hielt Fräulein Hanik im Hause fest, während die beiden blutigen Männer auf dem Hofe heulten, den Hund an sich lockten, daß er keinen Laut von sich gab und die Pferde aus dem Stalle zogen. Dann ging der eine ins Haus, um auch hier zu rauben, und als das Weib, nachdem es Fräulein Hanik auf den Weg gebracht hatte, zurückkehrte, lief er davon und nahm sicher unser ganzes Geld mit sich fort. Eine Zeitlang hielt die Alte hier Wache, dann entfloh auch sie. Durch den Garten und das Maisfeld, wo die Eiche steht beim toten Häuptling, nahm sie ihren Weg. Ich hörte es an der Stimme, denn die wurde immer schwächer, bis ich endlich gar nichts mehr unterschied."

„Bist Du jetzt fertig?" fragte Lady Liberty kalt.

„Ich weiß nichts mehr zu sagen," hieß es ängstlich zurück, „und hindern konnte ich die Räuber nicht; ich brauchte mich nur unter dem Maisstroh zu rühren, um von ihnen umgebracht zu werden."

„Ein Glück, daß wir den Pony bei uns hatten," begann Tiptoe wiederum, als Lady Liberty ihn mit den Worten unterbrach:

„Jetzt stört mich nicht länger. Hier im Hause fehlt nichts, also hat auch keine Beraubung stattgefunden. Sind die Pferde fort, so müssen wir uns nach andern umsehen. Im übrigen rate ich euch, so wenig darüber zu sprechen, wie möglich. Es soll nicht in die Mäuler der Menschen kommen, als ob unsere Landschaft eine unsichere sei. So, nun geht schlafen und laßt mich ungestört."

Tiptoe und Mary wechselten einen Blick des Erstaunens über den Gleichmut, mit dem ihre Gebieterin, die sonst kein

Ein wenig später, da saß sie vor dem Kamin des kleinen Wohnzimmers auf ihrem roh gezimmerten Armstuhl. (S. 491.)

Maiskorn unter die Füße getreten sehen konnte, den Überfall und den Verlust der Pferde besprach. Sie waren indessen so sehr gewohnt, sie als ein unfehlbares Orakel zu betrachten, daß sie keine Einwendungen zu erheben wagten, sondern sich schweigend entfernten.

Sie waren kaum aus Hörweite getreten, als Florence ihre Augen mit bangem, flehendem Ausdruck zu Lady Liberty erhob.

„Wenn sie im Lande umherirrt," sprach sie schmerzlich bewegt, „so muß sie elendiglich zugrunde gehen. Sie ist so hinfällig —"

„Morgen wird nach ihr geforscht," versetzte Lady Liberty mit ihrem gewöhnlichen strengen Wesen, „ist sie aber so hinfällig, wie du schilderst, so brauchen wir nicht lange nach ihr zu suchen. Sobald der Tag leuchtet, gehen wir beide selber nach dem Grabhügel im Maisfelde hinüber. Vielleicht ließ sie dort ein Zeichen zurück; auf alle Fälle können von dem lockeren Boden des Feldes aus ihre Spuren aufgenommen werden, und alles soll geschehen, was nur möglich, sie zu retten. Ich möchte wohl sagen, daß in deine Verständigung mit ihr ein Irrtum sich eingeschlichen habe, und die Alte eine fremde Person gewesen ist; besuchte sie hingegen das Grab des toten Häuptlings, so ist's damit nichts — o, Hanik, ich kenne das. Solch kleiner Grabhügel zieht oft stärker an, als die ganze übrige Welt. Von den Pferden wollen wir nicht weiter reden. Wer die holte, stand nicht in Beziehung zu der armen alten Frau. Mir gehen auch andere Dinge im Kopfe herum."

Sie ließ sich auf ihren einfach gezimmerten, mit Armlehnen versehenen Holzstuhl nieder. Kaum aber saß sie, da kniete Florence nieder vor ihr und, sie zärtlich umschlingend, sah sie mit ihren großen, tränenschweren Augen zu der ernsten Greisin empor.

„Lady Liberty," flehte sie mit vor Innigkeit bebender Stimme, „du bist so gütig gegen mich, so nachsichtig; verlaß mich fernerhin nicht. Ich erscheine mir ja so grenzenlos vereinsamt. Müßte ich auch dich verlieren, so würde ich nicht leben können — aber dieses Kleid — ich will es wechseln —"

„Hier bleibe, Hanik," unterbrach die alte Stammutter sie milde, „gerade in diesem Aufzuge gefällst du mir am besten. Er erinnert mich daran, was ich im Namen meines Ältesten, deines guten Großvaters, dir schuldig bin. Und fühlst du dich einsam und bedrückt, so sollst du mir doppelt willkommen sein; willkommen in deinen Sorgen, willkommen in deiner Not, bis endlich ein höherer Wille uns scheidet, und auch dann noch sollst du glauben, ich sei täglich um dich. Ja, Hanik, was anderen entging, das habe ich in deinen Augen und durch diese in deinem Herzen gelesen, und du hast zu viel von mir selber, als daß mir ein Winkelchen in deiner jungen Brust hätte verborgen bleiben können. Das Bewußtsein aber, daß ich alle deine Gemütsregungen kenne, daß die Ursache deines Gefühls der Vereinsamung mir nicht fremd ist, das lasse zugleich Ursache sein, daß du dich fester an mich anlehnst, daß du die Überzeugung gewinnst, bei mir stets den rechten Trost zu finden."

Sie fühlte, daß Florence heftig zitterte und zögerte. Doch bevor sie wieder fortfuhr, richtete diese sich mit einer lebhaften Bewegung empor, und fest in die klaren, blauen Augen schauend, sprach sie bittend:

„Nur eins sage mir, gute Lady Liberty, und dir allein glaube ich aus vollem Herzen: Wenn man das Glück eines Nebenmenschen begründet, ein Glück, wie er es am meisten ersehnt und am meisten verdient, trägt das zum eignen Seelenfrieden bei?"

Aufmerksam suchte die greise Patriarchin in den großen, ängstlich schauenden und doch so vertrauensvollen Augen zu lesen. Die Frage befremdete sie, doch vergeblich trachtete sie, deren Ursache zu entdecken. Daher antwortete sie auch erst nach einer Pause überzeugungsvoll:

„Wohl befestigt sich der Seelenfriede in dem Bewußtsein, andere beglückt zu haben, und das kann in einem Grade geschehen, daß man selbst dadurch hoch beglückt wird."

Florence sah eine Weile starr vor sich hin; dann wieder in der Greisin mitleidige Augen blickend, fragte sie, wie von heimlicher Scheu befangen:

„Wenn man, um eines treuen Menschen Glück zu fördern und zu befestigen, eine Täuschung begeht, die indessen nie ans Tageslicht kommt, und dadurch eine Schranke vor die eigenen Gedanken stellt, über die sie nicht mehr hinausirren können, ist das verwerflich?"

„Nein, Hanik, handelt es sich um die Wohlfahrt anderer, handelt es sich um die eigene Ruhe, da brauchen wir in der Wahl der Mittel nicht peinlich zu sein, solange sie im Einklang mit Ehre und Rechenschaft stehen."

Florences Antlitz erhielt wieder einen eigentümlichen Ausdruck von Entschlossenheit. In ernstem Nachdenken rückten ihre starken Brauen näher zusammen. So blickte sie zu Lady Libertys heimlicher Besorgnis eine Weile gewissermaßen ins Leere. Plötzlich trat ein süßes, wehmütiges Lächeln auf ihre Züge, und träumerisch klang ihre Stimme, indem sie sprach:

„Wie oft schalten mich die Menschen, daß ich zu viel von einem Junker in meinem Wesen offenbare! Im stillen gab ich ihnen recht, kümmerte mich indessen nicht viel um ihr Urteil, sondern war stolz auf meinen Mannesmut. Heute weiß ich freilich, daß auch bei unserem Geschlecht ehrliche, starke Willenskraft von großem Segen sein kann."

„War stets mein Grundsatz, Hanik, und von dir hör ich's doppelt gern. Kannst auch das nur von mir haben; woher sonst solltest du dahinter gekommen sein, daß das Schicksal dem Weibe oft mehr Kraft zutraut, als den Männern —"

Im Hause ertönten Tiptoes schwere Schritte.

„Der bringt etwas Ungewöhnliches," sprach die greise Stammutter, als Florence emporsprang; dann zu dem Neger der in die Tür trat: „Was hält dich noch munter? Hättest schon seit einer Stunde schlafen können."

„Nein, Lady Liberty, schlafen konnt' ich nicht," antwortete Tiptoe eifrig, „ich dachte an die beiden Gäule, wie die wohl jetzt abgetrieben sein mögen. Auch der Pony sah sich nach ihnen um und wollte nicht fressen. Da ging ich in meiner erstaunlichen Sorge aus der Stallkammer ins Freie hinaus, und das erste, was ich sah, war ein heller Feuerschein —"

„In welcher Richtung, Tiptoe? Du kennst die Lage aller

Farmen — wen hat das Unglück betroffen?" fragte Lady Liberty erschrocken, und Florence mit sich fortziehend, schritt sie der Tür zu, um sich von der Wahrheit der bösen Kunde zu überzeugen.

„'ne Farm betraf's nicht, Lady Liberty," beteuerte Tiptoe „das weiß ich genau; aber brennen tut's, das läßt sich nicht ableugnen, und zwar nach dem Bruch hinüber."

„Wo der alte Towaka haust?"

„Exactly, Madam."

„So wird er in seiner Tollheit ein Medizinfeuer angezündet haben, vielleicht um zu zaubern oder jemand herbeizurufen."

„Meine Meinung, Lady Liberty, vielleicht hält er's mit den Pferderäubern —"

„Unsinn, Tiptoe, von Pferdedieben ist überhaupt keine Rede; am wenigsten würden sie dahin gehen, wo sie Gefahr liefen, ihre gute Beute zu verlieren."

Sie hatten die Stelle erreicht, von welcher aus ihnen die Aussicht auf den roten Schein offen stand. Schweigend sahen sie hinüber. Nach kurzer Pause hob Lady Liberty wieder an:

„Nein, Tiptoe, in der Richtung liegt keine Farm. Ich halte dafür, der Schein geht von einem gehörigen Zauberfeuer aus; denn seine Hütte in Brand zu stecken, wird der Doktor wohl nicht dumm genug gewesen sein. Das hättest du dir an den Fingern abzählen können. Aber in der Aufregung sieht der Mensch überall Gespenster."

„Exactly, Madam."

„Gut, Tiptoe; wir wollen Gott danken, daß das Feuer da drüben keine ernstere Bedeutung hat, und so magst du dich ohne Sorge zum Schlaf niederlegen. Gute Nacht also; viel wird's wohl nicht mehr werden mit der Ruhe." Und zu Florence gewendet: „Sieh, wie der Morgen sich rötet. Das soll uns als gute Vorbedeutung gelten," und das noch immer schmerzlich erregte Mädchen an sich ziehend, begab sie sich ins Haus zurück.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Auf dem Grabe des Häuptlings.

Der Feuerschein war auch von Wilm, und zwar gleich nach seinem Entstehen, bemerkt worden, als er nach später Heimkehr und nach einem längeren Gespräch mit Hanna noch einen letzten Rundgang auf seinem kleinen Gehöft machte. Noch nicht vertraut mit der Lage der benachbarten Farmen, und daher ein Unglück befürchtend, weckte er Lude, worauf sie die beiden Pferde aufzäumten und nach kurzem Abschiedsgruß von Hanna sich schleunigst auf den Weg nach der Brandstätte begaben. Beständig sein leuchtendes Ziel im Auge, hielt Wilm so viel wie möglich eine gerade Richtung, und nicht eher fühlte er sich beruhigt, als bis er in der Nähe des Bruchs eingetroffen war. Um sich indessen von dem Tatbestande zu überzeugen, ritt er nach dem Wasserfall hinüber, wo Towakas Hütte längst in Trümmer gesunken war und nur noch eine rötlich beleuchtete Rauchwolke himmelwärts sandte. Den bekannten Pfad neben dem Wasserfall hinunterkletternd, erstaunte er, den Besitzer der vernichteten Hütte nicht zu erblicken. Um ihn zu erwarten, den grasenden Pferden aber nach dem scharfen Ritt eine kurze Rast zu gönnen, ließ er sich auf dem Ufer des Baches nieder, im Geplauder mit Lude die Zeit verkürzend. Eine Stunde verrann, es lichtete sich der Osten. Die Glut der brennenden Balken war erloschen; nur unter der Asche glimmte es noch, hier und da schmale weiße Rauchsäulen emporsendend.

„Was sollen wir länger hier?" bemerkte Wilm endlich, indem er sich erhob; „wer weiß, der Alte mag davongegangen sein, nachdem er, um den Bau keinem andern zugute kommen zu lassen, ihn zuvor angezündet hat."

Er trat noch einmal vor die Brandstätte hin, als Lude einen formlosen Gegenstand entdeckte, der ein wenig abseits von einem Baumaste niederhing. Auf den ersten Blick erkannte Wilm den Zauberranzen, und ohne Säumen schritt er hinüber, um ihn an sich zu nehmen.

„Das ist kein gutes Zeichen," sprach er, „den Alten muß ein Unglück ereilt haben; bei Lebzeiten hätte er diesen Schatz nimmermehr von sich gelassen." Er entsann sich mehrerer unheimlichen Andeutungen Towakas und kehrte sich verstört Lude zu: „Es ist nicht unmöglich, daß er sich selber verbrannt hat. Wir müssen das auskundschaften, bevor wir heimkehren. Wahnwitzigen Menschen ist das Ärgste zuzutrauen."

Er legte den Zauberranzen zur Seite und begann alsbald gemeinschaftlich mit Lude unter Zuhilfenahme abgebrochener langer Eisenstämme in dem Gluthaufen zu wühlen. Doch kaum zerrten sie die dampfende Asche in der Mitte der Brandstätte auseinander, als beide entsetzt zurückprallten. Sie hatten die verkohlten Überreste eines Menschen erkannt. Lange dauerte es, bevor sie ihre Nachforschungen fortzusetzen vermochten; dann entdeckten sie, daß zwei Menschen in der glühenden Asche begraben waren. Anscheinend hatten sie dicht nebeneinander, wenn nicht gar sich gegenseitig umschlingend, dagelegen, als Flammen und Rauch sie erstickten. Für Wilm und seinen jungen Gefährten war dies um so auffälliger, weil wenige Schritte genügt hätten, sie aus dem Bereich der Gefahr zu bringen. Ob die beiden alten Todfeinde sich gegenseitig mit der Waffe in der Faust angefallen hatten, ob der eine den andern überwältigte und dann neben ihm in der brennenden Hütte stoisch sein Ende erwartete, oder ob endlich beide im wilden Irrwahn gemeinschaftlich den Balkenbau in ihren Scheiterhaufen verwandelten, das ruhte als unlösbares Rätsel mit ihnen auf dem noch qualmenden Sterbelager. Für letzteres zeugte, daß Towaka Koti aus irgendwelchen geheimnißvollen Gründen den Zauberbehälter vor Zerstörung bewahrte.

„Das ist furchtbar", bemerkte Wilm, als sie die Pferde bestiegen und heimwärts lenkten.

Lude, der sonst so leichtfertige Bursche, antwortete nicht; zu lebhaft schwebte seinem Geiste das Bild vor, das kurz zuvor sein Grauen wachgerufen hatte.

In gemäßigtem Schritt verfolgten sie ihren Weg, bis der Bienenkorb endlich vor ihnen auftauchte. Dort trennten sie

sich voneinander. Lude kehrte sich dem Waldwinkel zu, um Hanna von ihrer Unruhe zu befreien, wogegen Wilm Walkort aufsuchte, um ihm den Zauberranzen zu überbringen. —

Lady Liberty und Florence befanden sich um diese Zeit längst wieder in Bewegung. In Tiptoes Begleitung waren sie nach der Grabstätte in dem Maisfeld hinübergegangen, und dort fanden sie die wilde Hanik. Zwischen dem Hügel und der Eiche hatte sie sich eng zusammengekauert, Rücken und Haupt an das die Inschrift tragende Brett gelehnt. Starr, wie nicht mehr zu den Lebenden zählend, saß sie da, auf dem abgezehrten braunen Antlitz die Merkmale tödlicher Erschöpfung. Nur die Augen, die unter den schlaff niederhängenden Lidern teilnahmlos hervorsahen, verrieten noch matt pulsierendes Leben.

Sobald sie Florence erkannte, die an Lady Libertys Seite die kleine Stätte betrat, leuchtete es auf ihrem welken Antlitz wieder ein wenig empor. Als diese aber neben sie hinkniete, unter Tränen des Mitleids sie zu unterstützen suchte, ihr versprach, sie mit nach dem Bienenkorb zu nehmen und sie durch Speise und Trank zu kräftigen, erhob sie beide Hände abwehrend.

„Hier will ich bleiben," erwiderte sie mit gebrochener Stimme, „hier will ich sterben. Hanik Wisah war ein großer Kaskaskia. Er war mein Herr. Seine Spuren sind verwischt, aber ich werde sie finden. Hier beginnen sie. Ich will ihnen folgen. Ich will ihm die Kunde zutragen von der jungen Hanik. Sie ist die Letzte seines Stammes."

Florence wollte neue Vorstellungen erheben, als Lady Liberty, die so lange ernst auf das Wehmut erzeugende Bild niedergesehen hatte, das Wort nahm.

„Störe sie nicht," riet sie, „jede Änderung der von ihr gewählten Lage würde sie als eine Entweihung der Anhänglichkeit an ihren verstorbenen Mann betrachten. Ihr Wille muß geachtet werden." Dann sich der wilden Hanik zukehrend: „Versuche es, alte Frau, dem Tode Widerstande zu leisten. Hier steht die junge Hanik. Die soll um dich sein, soll für dich sorgen, dich pflegen. Deinen Mann findest du nach Jahren

ebensogut wie heute — es ist überhaupt nicht viel mehr mit uns beiden alten Leuten —, dann magst du ihm erzählen, daß du die Enkelin deiner Tochter sahest. Also ändere deinen Plan. Medizinen werde ich dir geben lassen, die dich stärken, und gute Speisen, damit du dich kräftigst. Deine Tochter war meines Sohnes Frau. Beide sind tot; das aber will ich dir mit großer Liebe gedenken," und sie ergriff der Alten Hand, sie kräftig drückend.

Über das abgezehrte Antlitz der Indianerin eilte ein mattes Lächeln des Wohlbehagens.

„Die Weißen sind gut," sprach sie, wie von neuem Leben durchströmt, „sie sind besser, als die braunen Menschen. Wohin die Weißen gehen, da müssen die Braunen verschwinden. Das Blut der alten Hanik und ihres Herrn" — und sie legte die Hände vor sich auf den Hügel — „lebt in den weißen Menschen fort. Die junge Hanik wird das wilde Blut weiter verbreiten. Es wird nicht aussterben. Ich habe die junge Hanik gesehen; das ist genug. Die Medizinen der starken Frau sind gut. Sie machen Tote lebendig. Ich will sterben, ich berühre sie nicht. Ich esse keine Speisen. Ich will nicht in dem Hause gepflegt sein. Hier ist meine Stelle. Einen weiten Weg kam ich. Hier steht ein Baum. Der beschattete das Grab meines Herrn viele Jahre. Unter diesem Baume will ich sterben; von hier aus die Reise zu meinem Herrn antreten. Er wartet auf mich. Er und viele Kinder und Kindeskinder. Aus dem Hause finde ich den Weg nicht. Ich muß den blauen Himmel über mir sehen und Sonnenschein. Die starke Frau wird mich hier neben meinem Herrn in die Erde legen. Er wartet auf mich."

„Gut, alte Hanik," versprach Lady Liberty mit einem herzlichen Blick auf Florence, die noch immer neben der braunen Greisin kniete und traurig deren Haupt stützte, „alle deine Wünsche sollen erfüllt werden. Hier neben dem Häuptlinge sollst du schlafen, und auch auf dein Grab wird die junge Hanik Blumen und Kränze legen."

„Ich will es, ja, ich will es," versetzte Florence innig, dadurch die Aufmerksamkeit der Indianerin auf sich lenkend; „aber noch lebt sie, noch mag sie manches Jahr leben."

Die wilde Hanik starrte ins Leere. In ihren verwitterten Zügen prägte sich aus, daß peinliche Gedanken sie beschäftigten. Ihr Blick streifte Tiptoe, der auf der anderen Seite der Einfriedigung stand.

„Sah mein Freund mit der schwarzen Haut den Rauch eines Feuers? Sah er den Rauch auf der Stelle, wo Towaka Koti Flammen schürte?" fragte sie ängstlich.

„Exactly, auf derselben Stelle," antwortete Tiptoe; „ein großes Feuer in der Nacht, viel Rauch bei Sonnenaufgang."

„Es ist gut," versetzte die wilde Hanik anscheinend befriedigt, doch wollte ein Ausdruck des Zweifels nicht von ihren Zügen weichen.

Lady Liberty darauf vorbereitet, sie in jeder neuen Minute den letzten Atem aushauchen zu sehen, wollte Florence diesen Anblick ersparen.

„Hanik," redete sie sie daher an, „um hier recht Hilfe zu gewähren, sind unser zu wenige. Tiptoe soll den Pony einspannen, selbst aber sogleich wieder hierher kommen. Schicke mir auch die Mary mit einem kühlen Trunk für die Ärmste. Du hingegen fährst zu Walkort hinüber und bittest ihn — sie zögerte, als sie gewahrte, daß bei Nennung des Namens Florence in ihrer knienden Stellung sich unbewußt ein wenig tiefer beugte, und mit erzwungenem Gleichmute fuhr sie fort: „Doch was soll der hier? Fahre lieber zum Reverend. Erzähle ihm alles und bitte ihn, dich hierher zu begleiten."

Florence erhob sich schweigend. Wie um dadurch Trost zu spenden, ließ sie ihre Hand ein Weilchen auf der wilden Hanik dicht behaartem Scheitel ruhen, bevor sie neben Lady Liberty hintrat.

„Du wolltest allein hier bleiben?" fragte sie zaghaft.

„Geh, geh, Kind," ermahnte diese freundlich, „hier bin ich ebensoviel wert, wie jeder andere. Die Mary wird bald hier sein." Und zu Tiptoe, während Florence sich eilig entfernte: „Ordne Geschirr und Zügel bedachtsam, damit ihr kein Unglück begegnet." Sie trat neben die Einfriedigung hin und raunte dem Schwarzen mit einem Seitenblick auf die sich anmutig einherbewegende Gestalt zu: „Tiptoe, es ist wunderbar

mit dieser Ähnlichkeit — und dann, Tiptoe, das heilige Mitleid in ihrem armen jungen Herzen."

„Exactly, Madam," bestätigte Tiptoe überzeugungsvoll, und mit langen Schritten eilte er Florence nach, worauf Lady Liberty sich in der Nähe der wilden Hanik auf den Grabhügel niedersetzte.

Nach kurzer Frist erschien Mary mit dem Trunk. Als sie ihn der braunen Greisin anbot, gab diese ein verneinendes Zeichen, ohne indessen ihre Stellung zu verändern. Tiptoe kam etwas später, meldend, daß der Pony sich mit Florence auf dem Wege zu dem Geistlichen befinde. Ihn behielt Lady Liberty bei sich, wogegen Mary zu ihrer Obliegenheit im Bienenkorb zurückkehrte.

So verrann eine halbe Stunde, als Walkort in Wilms Begleitung eintraf. Obwohl durch Mary auf den Anblick vorbereitet, betrachteten sie die vor ihnen liegende Szene mit starrem Erstaunen. Mit wenigen Worten schilderte Lady Liberty die jüngsten Ereignisse. Dabei sprach sie den Namen Hanik aus, der von Walkort im Schrecken etwas lauter wiederholt wurde.

Die Sterbende, als sei sie gerufen worden, richtete sich empor. Ihr erster Blick fiel auf den Zauberranzen, den Wilm vor sich hielt. Zugleich spannten ihre welken Züge sich ein wenig ein.

„Wo fand der Mann den Zauberkasten?" fragte sie vernehmlich.

„An einem Baume hing er neben der niedergebrannten Hütte des Doktor Towaka," antwortete Wilm.

„Sah mein Freund die Asche? Suchte er in ihr?" forschte sie weiter.

„Ich suchte in der Asche, ich rührte sie auf."

„Was fand er?" fragte die Alte wieder ängstlich.

Wilm sah zweifelnd auf Lady Liberty; erst als diese ihn durch Neigen des Hauptes aufforderte, nichts zu verschweigen, was er gesehen und erfahren habe, sprach er gedämpft, wie in der Erinnerung von neuem Entsetzen ergriffen:

„Ich fand menschliche Überreste —"

„Wie viele?“ unterbrach die wilde Hanik ihn mit krankhafter Hast. „Tötete das Feuer einen Mann? Tötete es zwei?“

„Zwei,“ erklärte Wilm eintönig.

Ein Lächeln der Befriedigung eilte über das fahle Antlitz, und beide Hände vor sich auf den Hügel legend, fuhr die dem Tode Verfallene mit einem eigentümlichen Ausdruck wilder Verzückung fort:

„Es ist gut. Wiskun war krank, jetzt ist er gesund. Wiskun war ein Weib, jetzt ist er ein Mann. Mein letztes Kind ist auf dem Wege zu seinem Vater, dem großen Hanik Wisah. Mein Sohn ist auf dem Wege zu den Kaskaskias. Towaka Koti ebnet den Pfad vor seinen Füßen; er bindet ihm die Riemen an den Mokassins. Es ist gut. Wiskun gebraucht seine Mutter nicht länger; ich kann gehen. Ich werde ihn einholen.“

Sie sann eine Minute angestrengt nach. Auf ihr ruhten alle Blicke mit teilnahmsvoller Spannung, indem man den Sinn der rätselhaften Worte zu deuten suchte; mit teilnahmsvoller Spannung lauschten alle, als sie endlich wieder anhob:

„Der Mann trägt den Zauberkasten. Er enthält eine große Medizin. Ich will sie sehen.“

Ohne Säumen begaben Wilm und Walkort sich ans Werk, den Behälter zu öffnen. Wo die Knoten der Riemen zu eng verschlungen, bedienten sie sich der Messer, bis das steife Leder auseinander gebogen werden konnte und der ganze Inhalt vor aller Augen dalag.

„Suchet, suchet,“ riet die wilde Hanik dringend, als man unentschlossen zögerte, „ein großer Zauber der Weißen ist darunter; der Zauber eines schwarz gekleideten weißen Mannes.“

Nunmehr begriff Walkort, des seltsamen Wesens Towakas sich entsinnend, um was es sich handelte. Neben Wilm hinkniend, begann er gemeinschaftlich mit diesem eifrig die im buntesten Durcheinander liegenden Paketchen, Amulette und wunderlichen Zauberdinge zu prüfen. Klappern von Schlangen, Knochen und Schädel kleinerer Tiere, getrocknete Zwergschildkröten und Horneidechsen, Vogelköpfe, weiße Spechtschnäbel,

Wurzeln, farbige Kiesel, seltsam geknotete Schnüre, Federn und wer weiß was sonst noch wurden enthüllt und zur Seite gelegt, bis endlich nach Abrollen einer Schlangenhaut Walkort ein Paketchen in den Händen hielt, dessen höheren Wert ein besonderer Umschlag von gegerbter Biberhaut andeutete. Behutsam löste er den Pelzstreifen, aus dem er ein vielfach zusammengekniffstes Papier hervorzog. Es war schon sehr morsch, und so entfaltete er es mit äußerster Vorsicht. Doch bevor er sich überzeugte, daß dessen innere Seite mit englischer Schrift bedeckt war, rief die wilde Hanik unter schwerer Anstrengung aus:

„Das ist das Zaubermittel! Ein weißer Mann in schwarzen Kleidern schaffte es. Ein großes Zaubermittel. Es einte den Sohn der starken Frau mit der braunen Hanik. Es einte ihn mit meiner Tochter bis zum Tode."

Unter ihren argwöhnisch spähenden Augen las Walkort das geheimnisvolle Schriftstück, wobei sein Antlitz wachsendes, freudiges Erstaunen offenbarte. Sobald er geendigt hatte, wendete er sich an die wilde Hanik, um ihr das Verständnis zu erleichtern, sich ihrer eigenen Worte bedienend.

„Es ist das Zaubermittel, durch das die Tochter der alten Hanik mit dem Sohne dieser Frau," und er wies auf Lady Liberty, „unauflöslich vereinigt wurde."

„Towaka Koti stahl den Zauber; er hat den Zauber zerstört; beide mußten sterben," erwiderte die wilde Hanik gehässig.

„Nein, gute Frau," versetzte Walkort eindringlich, „solche sprechende Papiere enthalten Zaubermittel, die niemand zerstören kann, nicht Feuer, noch Wasser. Sie einen für die Ewigkeit, auch wenn sie nicht mehr vor Augen liegen; der Tod zerreißt sie nicht —"

„Es ist gut," fiel die Sterbende wie ermüdet ein, während ihr abgezehrtes Antlitz den Ausdruck innerer Zufriedenheit erhielt. Sie legte beide Hände vor sich auf den Grabhügel und fuhr leiser fort: „Jetzt will ich gehen. Ich gebrauche niemand, der mir den Weg zeigt. Ich werde mein letztes armes Kind einholen. Mein Herr wartet auf mich. Neben ihm liegen

Berge von Wildhäuten, Berge von Stachelschweinkielen. Die Häute soll ich gerben; ich soll ihm Jagdhemden nähen und Gamaschen; ich soll sie sticken und verzieren. Er öffnet seine Ohren. Ich erzähle ihm von der jungen weißen Hanik. Sein Blut und das meinige lebt unter den Weißen fort."

Von Erschöpfung übermannt, neigte sie das Haupt tief auf die Brust. Sie schien gestorben zu sein. Nur eine kaum bemerkbare Regung der Schultern verriet, daß das in ihr wohnende Leben noch zögerte, den morschen Körper zu verlassen.

Mit tiefem Ernst hatte Lady Liberty die wilde Hanik überwacht. Sobald diese aber für fernere Gespräche unzugänglich schien, kehrte sie sich Walkort zu.

„Steht das wirklich auf dem Papier," fragte sie ungläubig, „oder wollten Sie ihr nur den Abschied erleichtern?"

„Ein Trauschein, lautend auf den Namen Florentin Barnard und Hanik Wisah, getauft unter dem Namen Florence," antwortete Walkort teilnahmsvoll; „ausgefertigt wurde er von einem Missionar. Der Jahrestag und der Name der Mission, auf der jener Geistliche wirkte, erleichtert es, genauere Nachforschungen anzustellen. Dieser Schein macht indessen das Weitere überflüssig."

Da faltete Lady Liberty die harten, arbeitgewohnten Hände. Dann sprach sie aus übervoller Brust:

„So sei mir doppelt gesegnet in deinem fernen Grabe, mein armer Florentin, mein Ältester. Als rechtschaffener Mann hast du an deinem braunen Weibe und deinem Kinde gehandelt, und das mag deinen Kindeskindern tausendfach zum Segen gereichen. Ich hab's geglaubt, als du mir es sagtest; um es auch andere glauben zu machen, lebtest du nicht lange genug. Dein Andenken ist rein und makellos wie das Sonnenlicht, auch für diejenigen, die deiner Enkelin das Tröpfchen wildes Blut zur Schande rechneten."

Sie reichte Walkort die Hand.

„Herr Walkort," fuhr sie bewegt fort, „was Sie an mir und den Meinigen getan haben, nun — ich dächte, Sie haben einen reichen Lohn dafür gewonnen, ohne daß Sie selber ihn,

wie mancher an Ihrer Stelle getan hätte, auf Umwegen suchten. Möchten Sie mit dem Kinde, der Grace, auf der Farm meines Ältesten so glücklich werden, wie ich es von ganzem Herzen wünsche."

„Aber Florence" — hob Walkort an, als die greise Patriarchin zuversichtlich einfiel:

„Sorgen Sie nicht um meine Hanik. Die gehört zu mir mit Leib und Seele, und wer zu mir gehört, kann ruhig in die Zukunft schauen. Nur etwas mögen Sie noch für sie tun, ich meine, hinter ihrem Rücken, damit sie nie erfährt, was die Menschen an ihr aussetzten; es möchte sich sonst zu tief in ihr Gedächtnis einprägen. Aber auch hinter meinem Rücken, weil die Angelegenheit mich bereits mehr als zu tief gekränkt hat. Sie sollen nämlich das Schriftstück allen zeigen, denen daran gelegen ist, sich noch besonders zu überzeugen. Und Sie," wendete sie sich an Wilm, „was wir hier erlebten, braucht vor meiner Hanik nicht verheimlicht zu werden; nur auf den Grund wollen wir der Sache vor ihr nicht gehen. Sie sind ja ein verständiger Mann. Packen Sie indessen den Plunder da wieder zusammen, damit meine Hanik ihn zum Angedenken aufbewahre. Auch Sie haben Großes an den Meinigen getan, und das mag Gott Ihnen dadurch segnen, daß er Ihren Waldwinkel zu seiner Zeit von einer guten Anzahl lustiger Kinderstimmen widerhallen läßt."

Sie trat neben die Einfriedigung hin, und über diese hinweglangend, brach sie von der nächsten Maisstaude ein breites grünes Blatt.

„Nun geht Euren Geschäften nach," fertigte sie Walkort und Wilm ab, „ich selber werde mit Tiptoe hier bleiben, und der ist mir Hilfe genug. Der Reverend muß bald kommen, um der armen Alten einen guten christlichen Segen mit auf den Weg zu geben."

Ehrerbietig verabschiedeten sich die beiden Männer.

Bevor sie auf dem Pfade hinter den Maisstauden verschwanden, sahen sie noch einmal zurück. Lady Liberty hatte sich im Schatten der Eiche auf den Grabhügel gesetzt und schwang das Maisblatt um das Haupt der Sterbenden, ihr

Kühlung zufächelnd und den lästigen Fluginsekten wehrend. Hinter ihr stand Tiptoe. Klug die Rangverhältnisse berücksichtigend, hatte er der Blätter drei gebrochen, um seiner Gebieterin denselben Dienst zu erweisen, dessen die wilde Hanik sich von ihrer Hand erfreute.

Feierliche Stille herrschte auf der kleinen Stätte und in deren weiterer Umgebung. Die Wirkung der Sonne machte sich fühlbar. Im Wipfel der Eiche saß ein Blaukehlchen. Wie um der Seele den Abschied von dem altersmorschen, gänzlich aufgeriebenen Körper zu erleichtern, sandte es seine einfachen Melodien zu der wilden Hanik nieder.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

In den Hafen der Ruhe.

Der Pony hatte in seinem muntersten Trott Florence nach dem Pfarrhause hinübergezogen, ohne daß sie, in tiefernste Gedanken versunken, sich viel um Zügel und Peitsche gekümmert hätte. Nachdem er einmal auf den Weg gebracht worden war, kannte der kurzbeinige alte Bursche sein Ziel genau; und so ereignete es sich, daß als er plötzlich stillstand, Florence wie aus einem Traum erwachte. Erstaunt sah sie empor; zugleich vernahm sie den herzlichen Willkommengruß der Frau Morton, die auf das Rollen des Wagens vor die Tür geeilt war, um sie zu empfangen.

Leicht sprang Florence zur Erde. Die Zügel warf sie über das zu solchem Zweck seitwärts von der Tür errichtete Pfahlgerüst. Als sie darauf vor Frau Morton hintrat, da erschrak diese über die Wandlung, die seit ihrem jüngsten Beisammensein in dem holden Antlitz stattgefunden hatte. Um Jahre schien es gealtert zu sein, in so hohem Grade prägten sich schmerzliche Erregung und ängstliche Spannung darin aus. Dann aber, als sie nach dem Reverend Mac Kinney fragte, raubte Verwirrung ihr fast die Sprache.

„Lady Liberty läßt ihn bitten, sogleich zu ihr zu kommen," fuhr sie, wie um dadurch ihre Befangenheit zu besiegen, dringlich fort, sobald sie von der sie erstaunt beobachtenden Freundin erfuhr, daß er im Garten weile, „wir haben ja so viel erlebt seit gestern abend —"

„So ist der Familienrat nicht günstig verlaufen?" fiel Frau Morton von bösen Ahnungen ergriffen ein.

„So günstig wie möglich," antwortete Florence hastig, „nur Glück, Freude und Versöhnung sind aus ihm hervorgegangen, unbeschreibliches Glück: unsere sanfte Grace ist Walforts Braut —"

Und wiederum unterbrach Frau Morton sie mit einem Ausruf der aufrichtigsten Freude. Indem sie aber noch, sichtbar besorgt, in ihren ernsten Zügen zu lesen suchte, fuhr Florence mit verkürztem Atem fort:

„So viel Glück, aber auch manches, was mich bis ins Mark hinein erschütterte. Die Mutter meiner Großmutter, eine hochbetagte Indianerin, ist im Bienenkorb eingetroffen. Sie ist sehr, sehr krank; das Ärgste steht zu befürchten; da eilte ich auf Lady Libertys Geheiß hierher."

Schmerzlich fühlte Frau Morton sich durch diese Kunde in Florences Seele betroffen. Einige Sekunden dauerte es, bevor sie mit dem unglaublich Erscheinenden sich einigermaßen vertraut gemacht hatte.

„So wollen wir keinen Augenblick säumen," erklärte sie darauf mit mütterlicher Sorglichkeit, indem sie an Florences Seite den Weg nach dem Garten einschlug; „mein Bruder bedarf nur kurzer Zeit, um sich reisefertig zu machen, dann fahren Sie schnell genug nach dem Bienenkorb hinüber."

Da Florence nichts entgegnete, schwieg auch sie bedachtsam. So erreichten sie die Gartenpforte. Florence spähte heimlich hinüber und wurde Mac Kinneys ansichtig, der sich mit dem Aufbinden von Rosengesträuch beschäftigte.

Nach dem früheren, sie tief beunruhigenden Gespräch mit seiner Schwester hatte sie schon bei der ersten Zusammenkunft mit ihm und dem Einfluß seines liebevollen, Vertrauen erweckenden Wesens unterworfen, ihre Befangenheit schwinden

gefühlt. Der rege heitere Verkehr zwischen dem Bienenkorb und dem Pfarrhause hatte daher keine Wandlung erlitten. Jetzt aber blieb sie bei seinem Anblick wie von plötzlicher Erschöpfung befallen stehen.

„Ich kann nicht weiter," bat sie, die großen dunklen Augen mit dem Ausdruck der Ratlosigkeit zu Frau Morton erhebend, „es war solche schreckliche Nacht — ich bringe nicht alles über meine Lippen — wie soll ich ihm die durch Hunger und Elend abgezehrte Frau, meine eigene nächste Verwandte, schildern —"

„Ich versetze mich in Ihre Lage, empfinde Ihre Sorgen mit Ihnen," unterbrach Frau Morton sie tröstlich, „aber gänzlicher Entmutigung dürfen Sie sich nicht hingeben. Sie müssen sich ermannen — doch bleiben Sie hier, ich will für Sie ausrichten, was Ihnen vielleicht peinlich —"

„Nein, nicht peinlich," nahm Florence einfallend wieder das Wort, „allein das Herz möchte mir brechen bei dem Gedanken an die unsäglichen Qualen, denen die Ärmste während eines langen, langen Lebens heimatlosen Umherschweifens unterworfen gewesen ist."

„Um schließlich von einem freundlichen Geschick vor Ihre Tür geführt zu werden," versetzte Frau Morton, das geängstigte Mädchen zärtlich auf die Stirn küssend, „doch die Zeit eilt — warten Sie einige Minuten — ich rufe meinen Bruder," und mit den letzten Worten schritt sie davon.

Florence trat dicht an die Pforte. Starren Blickes sah sie Frau Morton nach. Mit tödlicher Spannung beobachtete sie, wie jene Mac Kinney einige flüchtige Mitteilungen machte. Aber beruhigt atmete sie auf, als dieser alles, was er in den Händen hielt, zur Seite warf und seiner Schwester voraus eiligst auf sie zuschritt. Je näher er kam, um so deutlicher erkannte sie auf seinem guten Antlitz, daß nur allein noch der Freund der Bedrängten in ihm vorherrschte, keine anderen Regungen mehr Platz fanden neben dem heiligen Eifer, zu helfen und aufzurichten, wo man seinen Beistand anrief.

Ermutigt erblickte sie zu ihm auf, als er ihre beiden Hände ergriff und, anstatt einen Gruß voraufzuschicken, mit inniger Wärme anhob:

„Ein guter Gott hat Ihnen einen köstlichen Schatz an erhebenden Rückerinnerungen für Ihr ganzes Leben zugedacht. Er sandte Ihnen eine vom Geschick hart verfolgte Angehörige, um deren letzte Tage freundlich zu erhellen. Doch wo jemand leidet, wo es gilt, heilige Pflichten zu erfüllen, da kann das kleinste Versäumnis verhängnisvoll werden. Steigen Sie daher auf, Florence — binnen kürzester Frist bin ich an Ihrer Seite —" und davon schritt er mit derselben Hast, mit der er sich eben ihr zugesellt hatte.

Gleich darauf trat Frau Morton neben sie hin. Ihre Hand ergreifend, schlug sie mit ihr die Richtung nach dem Wagen ein.

„Mut. Florence, fassen Sie Mut," suchte sie in herzlichem Liebeston zu trösten, „und wäre der Ärmsten weiter nichts mehr beschieden, als mit einem letzten Blick auf ihre Urenkelin die Augen zu schließen, so wöge das für sie ein langes Leben der Entbehrungen und trauriger Vereinsamung auf."

Die Freundin küßte sie hastig, nahm die Zügel von dem Gerüst und schwang sich nach dem Wagen hinauf.

Mit derselben Hast folgte ihr Mac Kinney. Er hatte kaum neben ihr Platz genommen, als sie den Pony antrieb.

Florences Blicke hingen fest an den Mähnenborsten des Pony. Auf ihrem charakteristischen Antlitz regte sich dagegen fortgesetzt ein gewaltsames Ringen nach jener Ruhe, die man bisher als unzertrennlich von ihr hätte bezeichnen mögen. Mac Kinney beobachtete sie mit inniger Teilnahme. Rührung erweiterte seine Brust. Ihm blieb nicht verborgen, wie es hinter der ernsten Stirn kämpfte. Wie hätte es anders sein können nach den ergreifenden Erfahrungen der verflossenen Nacht, nach der erschütternden Begegnung mit einer schwer heimgesuchten wilden Eingeborenen, an die sie die nächsten verwandtschaftlichen Beziehungen knüpften? Wie mit Himmelsgewalt trieb es ihn, sie zu trösten, das geliebte Haupt an seine Brust zu ziehen; wie mit Himmelsgewalt ihr zu beteuern, daß sie bei ihm eine Stätte finde, wo Leid und Trübsal weit hinter ihr zurückbleiben, ihre Sorgen die seinigen, ihr Seelenfriede sein Glück sein sollten.

Schweigend und jeder seinen eigenen Gedanken nach-

hängend, hatten sie eine erhebliche Strecke des Weges nach dem Bienenkorb zurückgelegt, als Mac Kinney glaubte, in Florences marterndes Brüten eingreifen zu müssen, und in seiner einfachen, herzgewinnenden Weise hob er an:

„Mit Bedacht, teure Florence, ließ ich Sie ungestört sich mit dem beschäftigen, was Ihnen in dieser Stunde am nächsten liegen muß. Über eine gewisse Grenze hinaus dürfen Sie indessen damit nicht gehen. Wir nähern uns schnell unserm Ziele, und da ist es schon um anderer willen Pflicht, daß Sie dem trüben Nachdenken Einhalt gebieten. Bewähren Sie Ihre so oft rühmlich anerkannte Willenskraft. Beweisen Sie, daß die Voraussetzung, oft die stärksten Gemüter unter plötzlich hereinbrechenden herben Prüfungen sich am tiefsten beugen zu sehen, auf Sie keine Anwendung findet. Fragen Sie sich, ob Sie das, was Sie in jüngster Zeit erfuhren, was Sie erschütterte, lieber nicht erlebt haben möchten —"

„Nein, nein," unterbrach Florence ihn hastig, „nein, Herr Mac Kinney, nicht um die Welt möchte ich es aus meinem Gedächtnis gestrichen haben. Aber zu bedenken, daß zu derselben Zeit, in der jene arme, hinfällige Greisin gegen die bitterste Not und schreckliches Elend kämpfte, ich selbst die Tage sorglos an mir vorüberziehen ließ, leichtfertig mit vollen Händen den Überfluß ausstreute, der mir unverdient und mühelos in den Schoß fiel — ach, das macht mich unglücklich, sehr unglücklich. Die arme Frau, meine eigene Urgroßmutter in ihrem entsetzlichen Elend —".

„In dieser Voraussetzung dürfen Sie nicht zu weit gehen," schnitt Mac Kinney Florences Klagen liebreich ab, „Sie müssen sich vergegenwärtigen, daß auch sie Zeiten der Freude und der Zufriedenheit erlebt hat. Welcher Mensch dürfte am Abend seiner Tage vermessen behaupten, daß sein Erdenwallen ein gänzlich schattenloses gewesen, nie die Hand eines wetterwendischen Geschickes schwer auf ihm lastete, herbe Täuschungen nie seinen Frohsinn trübten? Was an warmem Sonnenschein auf den Pfad der armen Pilgerin fiel, dürfen wir freilich nicht nach unsern Begriffen von irdischem Glück abwägen; aber sicher war sie einst jung, sicher erfreute sie sich

einst aller Vorzüge und Reichtümer, die innerhalb der Grenzen ihres Gesichtskreises lagen. Sie wählte ihren Gatten und gewiß jubelnden Herzens; sie liebte ihre Kinder und sorgte nach bestem Wissen und Können für sie. Brach aber endlich ein böses Verhängnis auf sie herein, so war ihr doch etwas geblieben, was die schweren Schläge leichter ertragen ließ, weil es eben durchaus mit ihren angestammten Neigungen im Einklang stand: frei konnte sie von Ort zu Ort wandern, ihr zeitiges Heim jedesmal da wählen, wo die Naturumgebung ihre Sinne, wenn auch ihr selbst wohl unbewußt, fesselte und dem arbeitgewohnten Weibe Erleichterung für seine einfache Lebensaufgabe bot. Dann, bei der Last der Jahre nicht in Zweifel über ihr nahes Ende, empfindet sie die Sehnsucht nach den Stätten, auf denen sie ihre glückliche Jugendzeit verlebte, die Sehnsucht nach dem Grabe ihres Gatten. Sie erreicht ihr Ziel, wenn auch zum Sterben erschöpft. Doch wo sie glaubt, nur an Tod und Grab erinnert zu werden, da findet sie neu erblühendes Leben, findet sie eine Enkelin ihrer Tochter, und zwar im Vollgenuß aller Vorzüge gesitteter Nationen. Wie da wohl das arme Mutterherz vor Wehmut und Freude gezittert haben mag! Denn ob es unter einer farbigen oder unter weißer Haut schlägt: das Mutterherz verleugnet sich in seinen heiligen Regungen nie. Was die arme Pilgerin in ihrem Leben erduldet haben mag: einen glücklichen Abschluß erhält ihr Dasein; für sie doppelt glücklich, weil ein solches Ereignis zu weit außerhalb des Bereiches ihrer verwegensten Ahnungen lag. Und nun spricht sie zu Ihnen, wenn auch nicht in Worten, so doch durch ihre äußere Erscheinung, durch Blicke stummer Klage: ‚Siehe, ich bin mühselig und beladen; ich komme zu dir, daß du mein Hort und mein Heil sein, mich trösten und aufrichten sollst.' Ja, teure Florence, das ist für Sie ein ewiger Segen. Unvergeßlich wird Ihnen dies Bild bleiben; tröstlich wird es Ihnen vorschweben immerdar und noch in den spätesten Tagen Ihnen eine Träne der Wehmut ins Auge locken."

Bei den letzten Worten entdeckte Mac Kinney, daß ein schwerer Tropfen über Florences ihm zugekehrte Wange rollte.

In seiner schmerzlichen Erregung ergriff er gleichsam unwillkürlich die Hand, die das Tuch wieder nach dem Antlitz heben wollte. Doch bevor er noch Florences Absicht erriet oder in seiner Bestürzung ihrem Tun zu wehren vermochte, hatte sie seine Hand an ihre Lippen gepreßt. Dann aber, wie über sich selbst erschrocken, nahm sie hastig die Zügel in die linke Hand, und mit der rechten zur Peitsche greifend, trieb sie den Pony an.

Einen Blick bangen Erstaunens warf Mac Kinney auf das ernste Gesicht der lieblichen Gefährtin. Seine Brust hob und senkte sich schwer. Leise, wie ein schmerzlicher Seufzer entwand der Atem sich den leicht geöffneten Lippen. Die dem treuen Seelsorger in heftiger Gemütsbewegung dargebrachte Huldigung hatte das Herz des Mannes warm berührt. Er ahnte nicht, welchen tiefen, freundlich beruhigenden und entscheidenden Nachhall seine Worte in der Brust des von einem reinen, heiligen Willen durchdrungenen Mädchens fanden.

Endlich ermannte er sich.

„Wie der Bienenkorb friedlich daliegt," hob er an, „und wie der junge Morgensonnenschein auf den ihn beschattenden, noch taufeuchten Baumwipfeln lagert. Eine traute Heimstätte für diejenigen, die im Vollgefühl einer kräftigen Gesundheit; eine freundliche Zufluchtsstätte für solche, die der Hilfe und des Beistandes anderer bedürftig sind."

„Nicht im Bienenkorb weilt sie," ging Florence schnell auf das Gespräch ein, doch vermied sie, Mac Kinneys Blicken zu begegnen; „am Grabe ihres Gatten suchte sie Zuflucht. Dort fanden wir sie. Weder meine, noch Lady Libertys Vorstellungen vermochten die arme Dulderin zu bewegen, sich ins Haus bringen zu lassen."

„Wie ich kaum anders erwartete," versetzte Mac Kinney, „es liegt etwas Ergreifendes in dieser Anhänglichkeit, die ebenso sicher göttlichen Ursprungs ist, wie die anderer Menschen, denen die Segnungen höherer Gesittung zuteil geworden. Ich würde es als einen Fehler betrachten, in einem andern Sinne, als dem ihr eigentümlichen, auf sie einwirken zu wollen."

Der Wagen rollte vor den Bienenkorb hin. Der herbeieilenden Mary übertrug Florence die Sorge für den Pony, dann trat sie an Mac Kinneys Seite, worauf sie ungesäumt den Weg nach der Grabstätte einschlugen. Bis dahin wechselten sie kein Wort. Was bisher Florence wie Mac Kinney bewegt haben mochte: jetzt kannten sie nur allein noch die Sorge um eine Sterbende. —

Unendlich milde berührt durch den Eifer, mit dem die hochbetagte Lady Liberty der wilden Hanik Kühlung zufächelte und Tiptoe die drei Maisblätter oberhalb des Hauptes seiner Gebieterin schwang, bahnten Mac Kinney und Florence sich ihren Weg durch die schmale Öffnung der Einfriedigung. Auf den ersten Blick erkannte der Reverend, daß die wilde Hanik noch lebte, ihr Ende dagegen nahe bevorstehe.

Leise trat er neben Lady Liberty hin. Diese sah zu ihm empor und neigte grüßend das Haupt. Zugleich wies sie auf die Sterbende. Indem sie aber das Fächeln einstellte, schlug diese die Augen auf. Unstät, bereits halb erloschen, wanderten sie im Kreise, bis sie endlich Florence fanden, und noch einmal leuchteten ihre Blicke wie in neu erwachender Lebenskraft.

„Ich sehe die junge Hanik," sprach sie kaum noch verständlich, und als sie die Arme nach Florence ausstreckte, kniete diese neben sie hin, ihr die Hände reichend, die alsbald von der wilden Hanik mit krampfhaftem Druck umschlossen wurden.

„Jetzt ist alles gut," fuhr sie fort, „die braunen Menschen sterben, die Weißen mehren sich, wie die Sterne am Himmel. Die Haniks leben in den Weißen."

Sie schloß die Augen, und leiser noch entwanden sich in kurzen Pausen die Worte ihren Lippen:

„Ich sehe den großen Hanik Wisah — ich sehe alle Haniks — alle Kaskaskias — sie rufen mich — meine Kinder — ich sehe alle — sie rufen mich —" sie lehnte das Haupt zurück, als hätte sie in der aufrechten Stellung den Himmel betrachten wollen. Ihre Augen blieben aber geschlossen; ihr Antlitz erstarrte.

Florence hielt noch immer ihre Hände. Traurig sah sie auf das Jammerbild der sterbenden Greisin nieder. Traurig blickte Lady Liberty, traurig der alte Tiptoe.

Da trat Mac Kinney neben die wilde Hanik hin. Sanft legte er seine Hand auf deren Haupt, indem er mit feierlicher Würde sprach:

„Gesegnet sei dein Ausgang und dein Eingang. Was gilt die Form, was gilt die äußere Hülle, wenn Glaube, Liebe und Hoffnung sich einen! Dein Glaube raubt dem Tode den Stachel; deine Liebe heiligt dein Ende; deine Hoffnung auf ein Wiedersehen bahnt dir den Weg zu demjenigen, vor dem es keinen Unterschied der Person gibt, keinen Unterschied des Ranges oder äußerer Merkmale. Gehe ein in Frieden. Für das, was hinter dir liegt, bist du nicht verantwortlich. Du hast gelebt, wie es dir von einem höheren Willen vorgeschrieben worden ist; und hättest du nur die Liebe besessen, so würde dein Ende ein seliges sein."

Noch einmal schlug die wilde Hanik die Augen auf. Ihre Sehkraft schien erloschen zu sein.

„Hanik Wisah!" rief sie mit ersterbender Stimme aus. Der Griff, mit dem sie Florences Hände hielt, erschlaffte; die Arme sanken nieder. Das arme Geschöpf hatte die heiß ersehnte Ruhe gefunden.

Florence erhob sich. Tränenden Auges blickte sie auf die Tote nieder. Gleich ihr standen Mac Kinney, Lady Liberty und Tiptoe schweigend da. Einige Minuten verrannen. Dann ergriff Lady Liberty Florences Hand, sie sanft mit sich fortziehend.

„Komm, Hanik," sprach sie zärtlich, „dies ist kein Ort mehr für dich. Die alte Frau soll geehrt werden, wie es ihr schon allein um deinetwillen gebührt. Komm, komm, Hanik —"

Florence entwand der greisen Patriarchin ihre Hand und kehrte sich Mac Kinney zu, dessen Blicke mit inniger Teilnahme auf sie ruhten.

„Nur noch eine Minute," bat sie, halb zu Lady Liberty gewendet, während der letzte Blutstropfen aus ihrem ernsten Antlitz zurücktrat; „nur noch eine Minute," und ihren ganzen Mut zusammenraffend, fuhr sie zu Mac Kinney mit fester Stimme fort:

„Was Sie Ihrer Schwester einst anvertrauten; was Frau

Morton mir schilderte: Angesichts dieser Gestorbenen," und sie wies auf die stille Frau zu Häupten des Grabhügels, „und hier in Gegenwart der Lady Liberty, frage ich Sie: Denken Sie jetzt noch, wie in jener Stunde, in der Sie Ihrer Schwester ein Geheimnis anvertrauten, so will ich Ihnen folgen, glücklichen Herzens will ich Ihnen dienen —"

Sie konnte nicht weitersprechen; die Stimme versagte ihr.

Mac Kinney aber war dicht vor sie hingetreten. Sein gutes Antlitz hatte sich tief gerötet, entzückt blickten seine Augen. So ergriff er Florences beide Hände.

„Florence," sprach er, und seine Stimme bebte in tiefer, beseligender Erregung, „du mein guter Engel, mein Himmelstrost. Das ist des Glückes zuviel! Du aber sei mir gesegnet, du liebes, treues Kind; indem du dich mir versprichst. Sei mir gesegnet für und für in deinen Sorgen, in deinen freundlichen Hoffnungen, in deinem Zagen, in deinem mutigen, Entscheiden. Mein Glauben, mein Hoffen ruht in dir, meine Stärke, mein Glück."

Florence, erschüttert durch die Empfindungen, die sich in Mac Kinneys Stimme verrieten, hatte seine Hand an ihre Lippen gepreßt. Heiliger Friede war in ihre Brust eingezogen, endloses Dankgefühl gegen ein versöhntes Geschick. Mac Kinney legte seinen Arm um sie und küßte sie. Unter dem Eindruck der Verwirklichung seines stillen Sehnens schien er keine Worte finden zu können. Aber was seine Seele überwältigend erfüllte, wie jubelnde Grüße aus Himmelshöhen in seinem Innern nachhalte, das offenbarte sich in dem verklärten Blick, mit dem er, Florences Hand in der seinigen haltend, sich Lady Liberty zukehrte.

Diese stand noch immer, wie ihren Sinnen nicht trauend. Mehr und mehr aber gelangte auf dem ehrwürdigen Antlitz freudiges Erstaunen zum Ausdruck, indem sie ihre nächtliche Unterredung mit Florence und deren rätselhafte Andeutungen in Beziehung zu dem eben Beobachteten brachte.

„Durch Lebende und Tote ist diese Stätte geweiht," hob Mac Kinney in ernster Begeisterung an, während Florence ängstlich Lady Libertys Augen suchte, „lassen Sie uns nicht

ohne das Bewußtsein von dannen gehen, daß Ihr Segen uns in den Hafen der Ruhe begleitet."

Da seufzte Lady Liberty tief auf und ihre klaren Augen umflorten sich.

„Das krönt meinen späten Lebensabend; jetzt kann ich ruhig sterben," sprach sie, und ihre Stimme bebte vor Rührung. Bevor sie aber fortfahren konnte, hing Florence weinend an ihrem Halse.

„Lady Liberty," raunte sie ihr kaum verständlich zu, „es hat alles so kommen sollen. Ein neuer Tag des Glückes und des Friedens ist für mich angebrochen, hinter mir versinken die drohenden Schatten."

„Gut, gut, Hanik," antwortete die greise Patriarchin bewegt, und Florences Armen sich sanft entwindend, überließ sie sie wieder dem sie entzückt beobachtenden Mac Kinney, „du bist ein starkes, ein mutiges, aber auch ein treues Kind, und das wird dir viel Freude im Leben eintragen. Ja, mein teurer Reverend, hier auf dieser durch Tote und Lebende geweihten Stätte sage ich Ihnen: Nehmen Sie das Mädchen hin mit meinem besten Segen. Ihnen brauch' ich nicht zu raten, daß Sie es in Ehren halten mögen." Sie nickte dem triumphierend dareinschauenden Tiptoe verständnisvoll zu. Einen letzten langen Blick warf sie auf die anscheinend schlafende wilde Hanik, und durch die schmale Pforte der Einfriedigung ins Freie hinaustretend, fuhr sie mit ihrer gewohnten energischen Ruhe fort: „Kommt, kommt, der Toten sollen wir eingedenk sein, aber auch dessen, was wir den Lebenden schulden. Tiptoe, laufe hinüber zu Herrn Walkort und erzähle ihm alles. Sage ihm, er möchte sofort Leute schicken, vor allem den Wilm und seine junge Frau, damit sie mir ein wenig zur Hand gehen. Sage ihm, er müsse Sorge dafür tragen, daß eine mir nahestehende Tote noch vor Einbruch der Nacht zur letzten Ruhe gebettet werde. Nichts darf versäumt werden. Mit den flinksten Pferden soll jemand zur Stadt fahren und das zur Beerdigung erforderliche herbeischaffen. Und nun fort mit dir," befahl sie dem neben ihr einherschreitenden Schwarzen streng.

„Exactly, Madam," antwortete Tiptoe bereitwillig, fügte indessen leise, wie verschämt hinzu: „Darf ich's verraten, von wegen unserer Hanik und dem Reverend? Es ist zu erstaunlich."

„Natürlich, Tiptoe," entschied Lady Liberty, sich eilfertig zwischen den Weizenhalmen und Maisstauden einherbewegend, „verkünde es jedem, dem du begegnest, vor allem dem Kinde, der Grace. Ja, schreie es aus, so laut du kannst; und nun nimm deine Füße in die Hand."

In der Nähe der Haustür blieb Lady Liberty stehen. Einen unbeschreiblichen Blick der Zärtlichkeit senkte sie in Florences Augen. Ein Blick des herzlichsten Wohlwollens galt Mac Kinney. Wehmut und Freude kämpften auf den verwitterten Lippen um den Vorrang. Um die schmalen Lippen spielte mildes Lächeln, während sie anhob:

„Jetzt mag ich's schon in der Hanik Gegenwart aussprechen, mein teurer Reverend, ohne dadurch den Teufel des Hochmuts und der Eitelkeit in ihr wachzurufen: sie hat doch recht viel von mir," und die ihm auf den Lippen schwebende Erwiderung abschneidend, wies sie nach der Gartenpforte hinüber, indem sie sanft fortfuhr: „Geht, geht; ich muß ein wenig allein sein. Macht alles, wie ich's anordnete. Einige der besten Blumen laßt stehen. Die arme alte Hanik darf nicht zu kurz kommen," und festen Schrittes trat sie in den Bienenkorb ein.

Ein wenig später, da saß sie vor dem Kamin des kleinen Wohnzimmers auf ihrem roh gezimmerten Armstuhl. Ein ähnlicher Stuhl stand auf der rechten Seite neben ihr, ein schweres Holzbänkchen auf der linken. Es waren dieselben Stühle, die ihr John vor mehr als sechzig Jahren eigenhändig zusammenfügte, dieselben Stühle, von denen aus sie vor mehr als sechzig Jahren Seite an Seite heiteren Sinnes nach vollbrachtem, schweren Tagewerk so manches liebe Mal in die lodernden Flammen schauten. Regungslos sah sie auf die kalte Feuerstelle nieder. Die harten Hände hatte sie auf den Knien gefaltet. Was hinter dem stillen Antlitz wirkte, was Träne auf Träne aus den klaren, blauen Augen über die gefurchten Wangen niedersandte, es wäre nicht schwer zu er-

raten gewesen. Hin und wieder regten sich ihre Lippen, als hätte sie zu jemand gesprochen.

Draußen sangen unterdessen die Vögel, jeder auf seine Art, ihre lustigsten Melodien in den goldigen Morgensonnenschein hinaus. Friedlich schlief die wilde Hanik. Im Garten reihte man, feierlich bewegt, die lieblichsten Blumen aneinander, reihte man aneinander, wie Blüten zu farbenreichen Gewinden, freundliche Hoffnungen für die kommenden Tage des Glückes und der Zufriedenheit.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Schluß.

Ja, der Schluß! Warum zögerte ich jedesmal nach Beendigung einer neuen Arbeit, von Menschen mich zu verabschieden, mit denen ich geistig so lange Hand in Hand ging und deren Bilder mich sogar in meine Träume hineinbegleiteten? Warum erzählte ich gern weiter von ihnen, nachdem ich sie wohlbehalten in den Hafen der Ruhe führte? Warum möchte ich ausführlich schildern, wie deren Tage sich in stiller Zufriedenheit, in Dankbarkeit gegen ein versöhntes Geschick abspinnen? Ich weiß es: nach dem Leben habe ich meine Gestalten gezeichnet; jede neue Erzählung birgt in sich ein erhebliches Stück der eigenen Lebenskraft."

„Freiheit und Gerechtigkeit" lautet der guten Lady Liberty Wahrspruch, und den mache ich mir im weitesten Umfange zunutze. Die Freiheit des Gedankenfluges ist ein unveräußerliches kostbares Gut; Gerechtigkeit aber lasse ich walten, indem ich, scheidend, auch derjenigen noch einmal gedenke, an die sich düstere Erinnerungen knüpfen. —"

Als Walkort und Wilm an jenem ereignisreichen Morgen von der sterbenden Hanik nach der Farm unseres Ältesten zurückkehrten, trafen sie gerade früh genug ein, um Graham in demselben Einspänner abreisen zu sehen, der ihn tags zuvor

von der Stadt herausgebracht hatte. Von Frederik vor die Tür begleitet, war er eben im Begriff, den Wagen zu besteigen, als Walkort neben ihn hintrat.

„Ich hoffe," redete dieser ihn an, „Sie nehmen die Überzeugung mit von hier fort, daß keine Zweifel mehr über die Stellung des Fräulein Blenfeld in der Familie walten."

Graham heftete einen feindseligen Blick auf ihn und bemerkte mit bitterem Hohne:

„Ich beugte mich unter den Willen anderer. Bliebe die Angelegenheit dem Gutachten eines sich auf die Gesetzesparagraphen stützenden Gerichtshofes überlassen, so würde die Entscheidung schwerlich nach Ihrem Geschmack lauten."

„Bitte, lesen Sie das," erwiderte Walkort höflich, Grahams Gehässigkeit scheinbar übersehend und überreichte ihm den in dem Zauberranzen aufgefundenen Trauschein.

Graham überflog letzteren anscheinend geringschätzig und gab ihn achselzuckend mit den Worten zurück:

„Die Echtheit würde immerhin erst nach einer sorgfältigen Prüfung anerkannt werden können."

„Um den Preis, auch Ihre letzten Zweifel zu beseitigen, bin ich bereit, Sie nach der Mission zu begleiten, wo das Original dieser Abschrift sich vorfinden muß," versetzte Walkort mit einem durchdringenden Blick in Grahams finsteres Antlitz.

Dieser, sichtbar betroffen, sah in eine andere Richtung und bemerkte erzwungen gleichmütig:

„Ich habe kein Interesse mehr an der ganzen Geschichte. Handeln Sie nach Belieben," und zu seinem Sohne: „Es bleibt bei der Verabredung."

Beim letzten Wort schwang er sich nach dem Wagen hinauf und mit einem heftigen Peitschenschlag trieb er das Pferd an.

Frederik entfernte sich geräuschlos, wogegen Walkort dem Scheidenden kopfschüttelnd nachblickte. Als er sich darauf dem Hause zukehrte, eilte unsägliches Entzücken über sein gutes Antlitz. Vor ihm stand Grace, die liebliche Grace, prangend im zarten Purpur holder, jungfräulicher Verschämtheit und Glückseligkeit. —

In dem Salon saß vereinsamt Frau Emilia Barnard.

Wie Lady Liberty vor ihrem Kamin, starrte auch sie grübelnd vor sich nieder. Ihre Gestalt schien kleiner geworden zu sein. — —

Der Tag endigte mit der Bestattung der wilden Hanik. Mit allen Ehren wurde sie neben den toten Häuptling in die Erde hinabgesenkt. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne beleuchteten ein ansehnliches Trauergefolge. Die ganze ältere männliche Nachkommenschaft der Lady Liberty drängte sich um die einsame Grabstätte. Sie beleuchteten den Reverend Mac Kinney, der mit ergreifenden Worten der heimgegangenen Pilgerin und ihrer Beziehung zu Florence und zu ihm selber gedachte. Sie beleuchteten Florence, die, neben ihm stehend, mit jeder neuen Kundgebung sich inniger und fester an ihn gekettet fühlte. Sie beleuchteten Grace und Walkort, die, Hand in Hand, kaum einen Blick von Florences anmutiger Gestalt wendeten; sie beleuchteten endlich die greise Patriarchin, die die erste Handvoll Erde auf den dumpf dröhnenden Sarg hinabwarf.

Dann aber, nachdem die zahlreiche Gesellschaft auf den Vorplatz des Bienenkorbes zurückgekehrt war, öffneten sich alle Herzen weit. Manch bärtiger Mund preßte sich auf der still beglückten Florence Lippen, und Mac Kinneys Hände wurden von den Hünen, die ihn beglückwünschten, fast aus den Gelenken gedreht.

Frau Emilia Barnard war auch heute zu erschöpft gewesen, sich zu der abendlichen Zusammenkunft einzustellen; dagegen fühlte sie sich folgenden Tages kräftig genug, in Frederiks Begleitung die Heimreise nach Neuorleans anzutreten. Ihr Abschied war allerseits ein kühler gewesen. Nur als sie Grace, die wieder nach dem Bienenkorb übersiedelte, zum letzten Male küßte, rief es den Eindruck hervor, als ob ihre majestätische Haltung erschlaffe, ihre ernste Fassung sie zu verlassen drohe. —

In Neuorleans, wo Frederik sich alsbald von ihr trennte, harrte ihrer ein neuer Schlag, der am wenigsten geeignet war, ihre tiefe Verbitterung zu mildern. Mit Graham, der ihr vollstes Vertrauen besessen hatte, war auch ihr letzter Vermögens-

rest verschwunden, außerdem der Teil des Erbes ihres Gatten, den in ihrem Namen flüssig zu machen ihm möglich gewesen. Rechnete Graham darauf, daß sie keine Verfolgung gegen ihn einleiten würde, so hatte er sich nicht getäuscht. Ihr Hochmut verbot ihr, einen Verwandten, mit dem sie eine halbe Lebenszeit auf dem freundschaftlichsten Fuße gestanden hatte, öffentlich als einen Verräter zu kennzeichnen. Dräuende Not konnte sie zähneknirschend ins Auge fassen, jedoch nimmermehr sich vor den Menschen beugen.

Auf Umwegen gelangte die Kunde nach dem Bienenkorb. In der Überzeugung, daß die stolze Südländerin in ihrem unheilvollen Haß gegen die ganze Menschheit nie etwas auch nur entfernt einem Almosen Ähnliches von ihr annehmen würde, fand Lady Liberty einen Ausweg, in dem bisherigen Leben der Witwe ihres Ältesten keine Wandlung eintreten zu lassen. Sie vermittelte nämlich durch Walkort die richterliche Entscheidung, daß Frau Emilia Barnard bis an ihr Lebensende die Hälfte der Zinsen des ursprünglichen Vermögens ihres verstorbenen Gatten, also von siebenzigtausend Dollars, zu beziehen habe. Von der anderen Hälfte hatte Graham überhaupt nur einen kaum nennenswerten Rest übriggelassen. —

Vom Standpunkt der praktischen Lady Liberty und ihrer nicht minder praktischen Angehörigen aus galt ein längerer Brautstand als verlorene Zeit. Mit den Vorbereitungen zu der Doppelhochzeit wurde daher nicht gesäumt. Dem Übelstande, daß Mac Kinney sich schicklicher Weise nicht selber trauen konnte, half man dadurch ab, daß rechtzeitig einem Geistlichen aus der Stadt geschrieben wurde, und so konnte denn bald die Feier mit allem verfügbaren Pomp eingeleitet und vollzogen werden. Es war dies einer jener großen Tage, an denen nicht einmal das jüngste und hilfloseste Familienmitglied fehlen durfte, und Lady Liberty stolz auf eine Nachkommenschaft von sechzig und einigen Häuptern jeglichen Alters herabsah. —

Die Hand rastet. Süßer, erquickender Duft umschwebt mich. Er entströmt fernen blumenreichen Prairien, Hainen und

Wäldern und Gewässern aller Art. Mit grünem Gerank spielt der Wind; er spielt mit Rauchwölkchen, die den Schornsteinen abgesondert liegender friedlicher Heimstätten entquellen. An trauten häuslichen Herden einen sich glückliche Menschen. Ich sehe den durch Waldmauern geschützten Winkel, in dem Wilm gemeinschaftlich mit Lude überreiche Fruchtschätze dem dankbaren Erdreich entwindet, wogegen Hanna ihre Aufmerksamkeit zwischen häuslichen Verrichtungen und einem mit kräftigen Lungen begabten jungen Weltbürger teilt.

Auf Walkorts Farm, wie die herrenlose Besitzung jetzt heißt, grünt und blüht es, als ob mit der Namensänderung noch ein besonderer Segen verbunden gewesen wäre. Doch lieblicher als alles blüht Grace an der Seite ihres Gatten, ihres treuen Beschützers und Beraters, seitdem sie ihm zum ersten Male zutraulich ihr zartes Händchen zur gemeinsamen Wanderung durch Wald und Moor reichte. —

Holder Friede und anheimelnde Ruhe lagern auf dem Pfarrgehöft und dessen Umgebung. Klingendes Lachen ertönt in dem berankten Hause, schallt aus dem Garten oder vom Hühnerhofe herüber. Es ist ein Lachen des Glücks und der Zufriedenheit. Das wilde Blut ist besänftigt, der Junker Florentin und seine Koboldstreiche leben nur noch in Sagen. Selten geht der Reverend Mac Kinney allein, wenn es gilt, hier oder dort zu erfreuen, zu trösten und zu ermutigen. An seiner Seite befindet sich gewöhnlich Florence. Ihre milde Hand, ihr heiterer Blick, ihr liebevoller Zuspruch erleichtern ihm seine Aufgaben, ketten ihn immer noch inniger an seinen Beruf. Ihr Scharfsinn und die eigentümliche Gabe, ihr Wesen dem anderer Vertrauen erweckend anzupassen, öffnet ihr den Weg zu allen, selbst zu den schüchternsten Herzen. Es ist, wie die Gesellschaft der Recken an dem Beerdigungsabend behauptete: ‚Wohin sie kommt, verbreitet sie Licht und Wärme.‘ Sie ist sehr glücklich, wie sie oft genug der guten Lady Liberty zuraunt. —

Süßer, erquickender Duft strömt von Prärie, Wald und Hain zu mir herüber. Mit dem Gerank des Bienenkorbes spielt der Wind. Still liegt die alte Heimstätte, seitdem das

frische fröhliche Jugendleben ausschwärmte. Um so lebhafter vermittelt der Pony zwischen dem Bienenkorb, Walforts Farm und dem Pfarrgehöft.

Tiptoe führt unabänderlich Zügel und Peitsche. Er ist noch gefallsüchtiger gekleidet, als früher. Statt der in jener verhängnisvollen Nacht geknickten einen Pfauenfeder, nicken deren jetzt drei von seinem Hute. Sie sind ein Geschenk Florences zum Andenken an die drei Maisblätter, die er einst zu Lady Libertys Frommen als Fliegenwedel benutzte. Zwei schielen mit ihren grünen Augen wohlgefällig nach links, also während des Fahrens auf Lady Liberty, während die dritte nach rechts in die weite Welt hinausstiert.

Die Beratungsfahrten haben keine Unterbrechung erlitten. Nach alter Weise sitzt Lady Liberty auf der vorderen Bank neben ihrem schwarzen, riesenhaften Leibkutscher.

Heuchlerisch trabt der dickhalsige, borstenmähnige, kurzbeinige Pony einen seiner bekannten Wege.

„Tiptoe," eröffnet Lady Liberty nach einer Pause des Schweigens ein neues Gespräch, „da ist denn endlich die ganze Geschichte in der alten Welt abgewickelt. Die Besitzung der jungen Lady Hanik — eine neue Bezeichnung für Florence seit ihrer Verheiratung — hat einen Liebhaber gefunden. Viel brachte sie nicht ein, aber doch etwas. Die fünftausend Dollars sind an die Frau in Neuorleans zurückgezahlt worden; sie kann das Geld gebrauchen, außerdem ist sie berechtigt dazu gewesen, weil ihre Pläne in die Brüche gingen."

„Exactly, Madam."

„Die fünfhundert Dollars sind dem Kehlabschneider, ich glaube Ottke heißt er, geblieben. Mag er's böse genug im Sinne gehabt haben, so läßt sich doch nicht leugnen, daß Lady Hanik in seinem Hause gut gedieh, und dafür sind wir ihm zu Dank verpflichtet."

„Exactly, Lady Liberty," billigte Tiptoe und gravitätisch nickt er Beifall und ebenso gravitätisch nicken die drei Pfauenfedern.

„Auch der alte Waldmensch drüben, der getreue Freund unserer Lady Hanik, hat geschrieben," fährt die greise Stamm-

mutter fort. „Ein halbes Dutzendmal las Lady Hanik mir den Brief vor, und Gott mag wissen, wie oft ich ihn noch zu hören bekomme. Segen über Segen sendet er dem Kinde und allen, die zu ihm gehören. Und dann den Dank für den Ballen Tabak und den echten Rum, den Lady Hanik ihm schicken ließ. Er meint, um das zu verbrauchen, müßte er mindestens noch fünfundzwanzig Jahre leben. Auch wolle er, so schreibt er, die dreihundert Dollars, die Lady Hanik ihm für die ärmeren Dorfleute zuwendete, auf Ehre und Gewissen verteilen. Ich finde, die Verheiratung hat Lady Hanik nicht verändert; sie hat heute noch sehr viel von mir."

„Erstaunlich viel, Lady Liberty; zum Verwechseln," beteuerte Tiptoe.

„Du meinst von wegen der Dankbarkeit und dem Herzen für ihren Nächsten?"

„Exactly, Madam."

Es folgte eine Pause des Schweigens.

„Tiptoe," hebt Lady Liberty wieder an, „der Mensch ist nie zufrieden. Immer bleibt ihm noch etwas zu wünschen und zu hoffen, und wenn er so alt wird wie Methusalem."

„Exactly, Madam."

„Nun sage mir, Tiptoe, weißt du, was eine Generation ist?"

„Exactly, eine Generation ist eine Institution."

„Richtig, Tiptoe, eine Institution ist es, und du bist der gescheiteste Schwarze, der jemals eine weiße Haut verdiente. Wenn ich also von mir und meinem John rede, so sind wir die erste Generation. Unser Ältester und dessen Brüder und Schwestern sind die zweite Generation. Deren Kinder bilden die dritte, und deren Kinder dann wieder, wozu Lady Grace und Lady Hanik zählen, die vierte, und alle Generationen haben etwas von der ersten, also von meinem John und von mir. Verstanden?"

„Exactly, Madam."

„Gut, Tiptoe. Was nun zu erwarten steht, wäre also die fünfte Generation; und da wünsche und hoffe ich, trotz meines hohen Alters, mit eigenen Augen mich zu überzeugen, ob die fünfte Generation ebenfalls etwas von der ersten hat."

Da richtet Tiptoe sich stolz empor; sein Gesicht erhält einen triumphierenden Ausdruck, und ohne es von dem trottenden Pony abzuwenden, schiebt er, um einen Anblick seiner Gebieterin zu gewinnen, die dicken Augäpfel nach links:

„Gott segne meine gute Lady Liberty," entwindet es sich gleichsam frohlockend der breiten Brust, „das dauert ja nicht mehr lange."

Lady Liberty neigt zustimmend ihr ehrwürdiges Haupt. Eine unendliche Milde breitet sich über das harte verwitterte Antlitz aus. Ein neckisches Lächeln spielt um die schmalen Lippen; träumerisch spricht sie:

„Tiptoe, Kinder und Narren sprechen die Wahrheit, und ich wiederhol's: Du bist der scharfsinnigste Schwarze, der je eine weiße Haut verdiente."

„Exactly. Gott segne meine gute Lady Liberty."

In heuchlerischem Trab verfolgt der Pony seinen Weg. Mit den beiden Pfauenaugen um die Wette schielt der ehrliche Tiptoe stolz auf die in Nachdenken versunkene Greisin.

Süßer, erquickender Duft strömt von Prairie, Wald und Hain zu mir herüber. Befreundete Gestalten verschleiern sich in der Ferne. Mein letzter Blick fällt auf einen schwarzen Riesen.

„Exactly, Tiptoe!" rufe ich ihm in Junker Florentins lustiger Weise nach, „du bist der pfiffigste Schwarze, der je verdiente, weiß angestrichen zu werden:

Gott segne die gute Dame Liberty!"

Ende.

H. Schobert (Baronin von Bode): Weil ich euch liebe

Militärroman

Preis geheftet Mk. 3.—, elegant gebunden Mk. 4.—

Die bekannte Verfasserin bietet hier dem Leser wirklich etwas Vorzügliches und Spannendes. Die scharfe Charakteristik der Personen ist von einer Lebendigkeit und Treue, wie sie kaum übertroffen werden kann. Die Verfasserin besitzt ein feinsinniges Verständnis menschlicher Eigenart.

Paul Oskar Höcker: Fräulein Doktor

Humoristischer Roman. 4. Auflage

Preis geheftet Mk. 3.—, elegant gebunden Mk. 4.—

Der Verfasser spendet mit diesem neuaufgelegten Roman einen ungezwungenen erfreulichen Humor. Ungezwungen ist die Verknüpfung der verwirrend zahlreichen Fäden, deren noch nie einer der sicheren Hand des Erzählers entgleitet, ungezwungen sind die komischen Bewegungen, die an ein gutes Lustspiel gemahnen. Wahre Perlen der Erzählungskunst schmücken das Werk.

Robert Heymann: Frau Sehnsucht

Künstlerroman. Preis geh. Mk. 3.—, elegant geb. Mk. 4.—

Vielleicht das zehnte Werk, das sein Schöpfer mit dem gleichen Namen in die Welt gesendet; sicherlich aber das spannendste und zugleich literarisch wertvollste, das dieses für Dichter jeder Art unerschöpfliche Thema behandelt. Die Charakterisierung der Personen sowohl wie der Aufbau der Handlung sind bestens gelungen; ein geringer sensationeller Einschlag tut im guten Sinne seine Wirkung. „Deutsche Nachrichten", Berlin.

N. v. Eschstruth: Die Roggenmuhme

Humoristischer Roman. 11.—12. Tausend.

Preis geh. Mk. 4.—, elegant geb. Mk. 5.—

. . . Mit ihrem köstlichen Werk „Die Roggenmuhme" gewinnt N. von Eschstruth aufs neue alle Herzen, denn ihr wunderbarer Humor, die unbezahlbaren Einfälle, die von jeher den Stil der Dichterin so bezaubernd gestalteten, kommen auch hier zu voller Geltung. Es ist ein Buch, geeignet, jedermann in die frohste Laune zu versetzen, und übt es, im Gegenhalte zu so vielen Auswüchsen der modernen Literatur über die neue Frau, mit den so natürlich gezeichneten beiden Mädchengestalten eine überaus wohltätige Wirkung aus. So erfüllt dieses Buch neuerdings wieder in herzlichster Art seine Aufgabe als veredelnde Lektüre für die junge Frauen- und Mädchenwelt. Phantasie und Wirklichkeit einen sich in der vorliegenden Erzählung zum harmonischen Verein. „Laibacher Schulzeitung."

Max Kretzer: Berliner Sittenbilder

Polizeiberichte · Der alte Andres · Die Zweiseelenmenschen

Preis geheftet . . Mk. 2.—, elegant gebunden . . Mk. 3.—

„Polizeiberichte" und „Der alte Andreas" sind packende Darstellungen des Berliner Großstadtlebens mit seinen Versuchungen und Schattenseiten, wie sie nur Max Kretzer schreiben kann. Ein inhaltreiches, vielsagendes Buch!

Balduin Möllhausens Illustrierte Romane

gelten seit langem als die besten und gediegensten Reise-Romane!

Balduin Möllhausens hochinteressante und spannende Erzählungen spielen meistens in zwei Welten, in Europa und Amerika. Sie zeigen dem Leser bald den Ozean in seinen verschiedenartigsten Stimmungen von regungsloser Stille bis zum rasenden Toben, bald die Tropendickichte in Panama, die Wirren des Sezessionskrieges, das Leben und die Kämpfe der Indianer, der Fallensteller, bald eine Idylle in deutschen Forsten und auf heimischen Landsitzen; immer finden sich in Möllhausens Romanen frische, lebendige Handlung, gesunder Humor und eine fast unerschöpfliche Phantasie.

Theodor Fontane schreibt über Möllhausens Romane: „Möllhausen ist Erzähler pur sang, und weil er es ist, ist er in einem seltenen Grade populär. Er unterhält, er spannt, er befriedigt. Dabei nichts von Frivolität; seine Schriften durchweht vielmehr ein sittlicher Hauch, der wohltuend berührt, erhebt und läutert."

Zwei Serien. Jede Serie ist vollständig in 10 Bänden
In eleganter Kassette je M. **42.**—
Jeder Band geheftet M. **3.**—, elegant gebunden M. **4.**—

Inhalt der ersten Serie:

Band 1. Der Fährmann am Kanadian.
Band 2. Die beiden Jachten.
Band 3. Um Millionen.
Band 4. Haus Montague.
Band 5. Der Piratenleutnant.
Band 6. Der Hochlandpfeifer.
Band 7. Die Töchter des Konsuls.
Band 8. Das Loggbuch des Kapitäns Eisenfinger.
Band 9. Vier Fragmente.
Band 10. Die Familie Melville.

Inhalt der zweiten Serie:

Band 1. Die Söldlinge.
Band 2. Der Halbindianer.
Band 3. Der Flüchtling.
Band 4. Der Majordomo.
Band 5. Der Spion.
Band 6. Die Traders.
Band 7. Das Mormonenmädchen.
Band 8. Die Mandanenwaise.
Band 9. Der Talisman.
Band 10. Die Kinder des Sträflings.

Mit zahlreichen Illustrationen der bekanntesten Künstler. Auch in wöchentlichen Lieferungen zu 30 Pfg. erhältlich.

Vor kurzem erschien komplett die neue interessante Roman-Serie:

Marie Bernhard

Illustrierte Romane

Flotter Erzählerton, interessante Darstellungsweise, spannende Handlung, oft ein erquickender Humor gestalten Marie Bernhards Schriften zu einer fesselnden Unterhaltungslektüre, deren ungetrübte Reinheit es gestattet, sie jedem Familiengliede vertrauensvoll in die Hand zu legen. Marie Bernhard hat sich durch ihre in den bedeutendsten Familienblättern erschienenen Romane sowie die in vielen Tausenden verbreiteten Erzählungen, wie Sonnenwende, Schule des Lebens, Eine unverstandene Frau, Vogel Phönix, Die Perle, Die heilige Cäcilie usw. schon längst den Namen einer der **bedeutendsten Schriftstellerinnen der Gegenwart** erworben.

Vollständig in 10 Bänden, geheftet je M. **3.**— elegant geb. je M. **4.**—, in Kassette M. **42.**—

Inhalt der ersten Serie:

Band 1. Sonnenwende.
Band 2. Eine unverstandene Frau.
Band 3. Schule des Lebens.
Band 4. Die Perle.
Band 5. Ein Gottesmann.
Band 6. Die heilige Cäcilie.
Band 7. Vogel Phönix.
Band 8. Opfer.
Band 9. Forstmeister Reichardt.
Band 10. Pallas Athene.

Mit ca. 700 Illustrationen erster Künstler.

Ein weiterer Liebling der Frauenwelt ist H. Schobert mit ihren modernen Gesellschaftsromanen:

H. Schobert (Baronin von Bode)

Illustrierte Romane

Die Kritik schreibt: „Im Sturmschritt hat sich die beliebte Romanschriftstellerin H. Schobert (Baronin von Bode), jetzt eine der gelesensten modernen Autorinnen, die Gunst der Lesewelt erobert, und so dürfte allerorten die jetzt vorliegende neue Ausgabe der besten ihrer gesammelten Werke, die in einer herrlich ausgestatteten, sorgfältig redigierten „Illustrierten Romanserie" die Schöpfungen der geistvollen Frau zu einem schönen Ganzen vereint, aufs lebhafteste, ja freudigste begrüßt und gern als passendes Geschenk für unsere Frauen- und Mädchenwelt verwendet werden.

Jeder Band geheftet m. farb. Umschlagbild M. 3.—
elegant gebunden M. 4.—, in Kassette je M. 42.—

Inhalt der ersten Serie:

Band 1. Das Kind der Straße.
Band 2. Fürstlich Blut.
Band 3. Flecken auf der Ehre.
Band 4. Deklassiert.
Band 5. Künstlerblut.
Band 6. Auf der großen Landstraße.
Band 7. Spekulanten.
Band 8. Moderne Ehen.
Band 9. Tradition.
Band 10. Arme Königin.

Inhalt der zweiten Serie:

Band 1. Die Brillanten der Herzogin.
Band 2. Eine verrufene Frau.
Band 3. GemischteGesellschaft
Band 4. Die Kinder der Geschiedenen.
Band 5. Eine Häßliche.
Band 6. Der Platz an der Sonne
Band 7. Durch eigene Schuld.
Band 8. Art zu Art.
Band 9. Denn wir sind jung.
Band 10. Ulanenliebe. — Das Größte auf Erden. — Künstlergewissen.

Mit zusammen ca. 1400 Illustrationen erster Künstler.

Nataly v. Eschstruth

Illustrierte Romane und Novellen

Die jetzt vollständig vorliegende Gesamtausgabe der Eschstruthschen Romane, geschmückt mit bald 3000 Illustrationen hervorragender Künstler, ist eine Zierde für jede Hausbibliothek. Nataly von Eschstruths Romane sind Kunstwerke im wahren Sinne des Wortes, wir brauchen nur an „Gänseliesel", „Hofluft", „Polnisch Blut" und „Jung gefreit" zu erinnern an die genußreichen Stunden der Eschstruthschen Roman-Lektüre wachzurufen.

I. Serie = 11 Bände in Kassette M. **42.**—
II. Serie = 11 Bände in Kassette M. **42.**—
III. Serie = 11 Bände in Kassette M. **42.**—
IV. Serie = 11 Bände in Kassette M. **42.**—
V. Serie = 9 Bände in Kassette M. **35.**—

I. Serie. 11 Bände

Bd. 1, 2. Hofluft. Bd. 3. Sternschnuppen. Bd. 4, 5. In Ungnade. Bd. 6. Johannisfeuer. Bd. 7, 8. Der Stern des Glücks. Bd. 9. Spukgeschichten u. and. Erzählungen. Bd. 10, 11. Jung gefreit.

II. Serie. 11 Bände.

Bd. 1, 2. Der Majoratsherr. Bd. 3, 4. Frühlingsstürme. Bd. 5, 6. Die Regimentstante. Bd. 7. Verbotene Früchte. Bd. 8, 9. Polnisch Blut. Bd. 10, 11. Komödie.

III. Serie. 11 Bände

Bd. 1, 2. Gänseliesel. Bd. 2. Der Irrgeist des Schlosses. Bd. 4, 5. Von Gottes Gnaden. Bd. 6. Erlkönig. Bd. 7, 8. Nachtschatten. Bd. 9. Potpourri. Bd. 10, 11. Hazard.

IV. Serie. 11 Bände.

Bd. 1, 2. Die Bären von Hohen-Esp. Bd. 3, 4. Der verlorene Sohn. Bd. 5, 6. Ungleich — Wolfsburg. Bd. 7. Der Mühlenprinz. Bd. 8, 9. Am Ziel. Bd. 10, 11. Im Schellenhemd.

V. Serie. 9 Bände

Bd. 1, 2. Frieden. Bd. 3. Am See. Bd. 4. Heidehexe. Bd. 5, 6. Jedem das Seine. Bd. 7. Humoresken. Bd. 8. Katz' und Maus. Bd. 9. Aus vollem Leben.

Jeder Band ist einzeln käuflich zum Preise von M. **2.75** geheftet, M. **3.75** elegant gebunden

Max Kretzers Romane

gehören zu den charaktervollsten und eigenartigsten Romanen der Neuzeit

Die Kritik nennt sie Meister- und Musterstücke realistischer Darstellung, wirklich künstlerische Werke voll feinster Naturbeobachtung und unerbittlicher Wahrheit

10 Bände in eleganter Kassette zum Vorzugspreise von M. 42.—

Meister Timpe.

Sozialer Roman. Vierte Auflage. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—.

Das Gesicht Christi.

Roman aus dem Ende des 19. Jahrhunderts. Fünfte Auflage. Geheftet M. 4.—. elegant gebunden M. 5.—.

Warum?

Roman. Zweite Auflage. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—.

Die gute Tochter.

Roman. Zweite Auflage. Geheftet M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—.

Die Madonna vom Grunewald.

Roman. Geheftet M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—.

Die Buchhalterin.

Roman. Zweite Auflage. Geheftet M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—.

Die beiden Genossen.

Sozialer Roman. Vierte Auflage. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—.

Die Betrogenen.

Berlin. Roman. Fünfte Auflage. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—.

Die Bergpredigt.

Roman aus der Gegenwart, Vierte Aufl. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—.

Ein verschlossener Mensch.

Sozialer Roman. Zweite Auflage. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—.

Josephine Siebe,
Durchgerungen.

Roman. Zweite Auflage. Elegant gebunden M. 3.50.

Die im deutschen Leserkreise bereits aufs vorteilhafteste bekannte Verfasserin bietet im vorliegenden Band einen Roman, der neben dem allgemeinen großen Lesepublikum von ganz besonderem Interesse für alle Musikfreunde sein wird. In flüssigem, elegantem Stil geschrieben, hochinteressant und spannend, findet der Leser darin Charaktere gezeichnet, die ihn anheimeln, ihm sympathisch sind und ihn fesseln bis zur letzten Seite des Bandes. Der Roman wird jegliches Interesse, das ihm entgegengebracht wird, voll und ganz rechtfertigen.

Wilhelm Jensen,
Tamms Garten.

Roman. Zweite Auflage. Elegant gebunden M. 4.—.

Jensen ist der Gegensatz der modernen Realisten; er hat sich in seinen Arbeiten nie den jeweils herrschenden Zeitströmungen angepaßt. Ein echter Dichter, der er im wahrsten Sinne des Wortes ist, bietet er in seinen Werken dem Leser immer reichhaltige Anregung und Belehrung.

Jensens großes Talent offenbart sich auch in dem vorliegenden Roman, dessen Figuren so lebenswahr und charakteristisch geschildert sind, daß der Leser die handelnden Personen zu sehen und zu hören glaubt.

Rudolph Hirschberg-Jura,
Möblierte Zimmer.

Roman. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—.

„Vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt" wird eine wohlhabende Familie durch den Zusammenbruch einer bekannten großen Bank. Die Kinder lassen aber den Mut nicht sinken: im Ernst des Lebens zeigen sie, daß durch Erziehung ein guter Kern gelegt ist, der sich auch in schwerer Zeit bewährt.

Nina Meyke,
Namenlos.

Roman in zwei Bänden. Geh. M. 5.—, elegant gebd. M. 7.—.

Die bereits bestens bekannte Verfasserin sucht hier auf gesellschaftliche Schäden hinzuweisen, besonders auf den einen, dessen verderbliche Folgen den Mann kaum berühren, während die volle Schwere seiner Konsequenz auf das liebende Weib zurückfällt.

Praktisches Lehrbuch der Graphologie

von **J. Crépieux-Jamin.**

Herausgegeb. v. Hans H. Busse,

Inhaber vom Institut für wissenschaftl. Graphologie München.

Fünfte neubearbeitete Auflage mit 204 Handschriftenproben und einem Anhang.

Preis geh. M. 4 —, geb. M. 5.—.

Neue Hamburger Zeitung: „... Das Buch ist wirklich ein praktisches Buch geworden, das auf der Höhe der neuesten Forschungen steht, und es kann dem Gebildesten sehr wohl dienen, der sich mit der Graphologie befassen will".

Handschriften namhafter Persönlichkeiten des XIX. Jahrhunderts.

Ein Handbuch für Graphologen und Liebhaber der Graphologie.

Preis M. 1.—.

Handschrift u. Charakter

von **J. Crépieux-Jamin.**

Mit ca. 250 Handschriftenproben.

Unter Mitarbeit von Hertha Merckle herausgegeb. und mit einem Anhange versehen von Hans H. Busse.

Inhaber vom Institut für wissenschaftl. Graphologie, München.

Preis geh. M. 6.—, geb. M. 7.50.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Ztg.: „Mit Freuden ist dies Werk zu begrüßen, das in der stetig wachsenden Spezialliteratur eine erste Stelle mit einnehmen wird".

Der psychologische und pathologische

Wert der Handschrift

von **Magdalene Thumm-Kintzel.**

208 Seiten Quartformat mit 450 Schriftproben.

Preis geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Posener Zeitung: „Das Buch ist für Ärzte, Lehrer und Erzieher, sowie wie für alle Menschenkenner und solche, die es sein möchten, von hohem Interesse".

Einen untrüglichen Blick in die Zukunft ermöglicht das

Seni-Horoskop

mit 72 Sternbildern auf 36 Karten nebst Erläuterungen.

Preis in eleg. Ausstattung mit besonderer Tasche für 36 Karten M. 2.—

Die Zeitung „Frauen-Bund" Frankfurt a. M.: „Eine gewiß seltene Gabe! Jedermann vermag durch sie sein eigener Sterndeuter zu sein, sich einen Blick in die Zukunft zu ermöglichen. Fein ausgestattet mit leicht faßlichen Erklärungen ist das Horoskop, das einstens dem berühmten Astrologen Seni zu so großen Erfolg verhalf" usw.

H. Schobert,

Ich gehe meine Straße.

Roman.

Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—.

Hildegard v. Hippel,

Des Nächsten Ehre.

Roman.

Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—.

Paul Oskar Höckers Romane

Fräulein Doktor.
Humoristischer Roman. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—.

Die Frau Rat.
Roman. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—.

Es blasen die Trompeten.
Roman. Geheftet Mark 3.—, elegant gebunden M. 4.—.

Letzter Flirt.
Roman. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—.

Weisse Seele.
Roman. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—.

Zersprungene Saiten.
Novellen und Erzählungen. Geheftet M. 2.—, elegant gebd. M. 3.—.

Nataly v. Eschstruth, **Die Ordre des Grafen von Guise.** Geheftet M. 1.—, gebunden M. 1.50.

do. **Die Roggenmuhme.** Humoristischer Roman. Geheftet M. 4.—, gebd. M. 5.—.

A. Oskar Klaußmann, **Berliner Gauner.** Kriminalgeschichten. Zweite Aufl. Geheftet M. 1.50, elegant gebunden M. 2.—.

Paul Burg, **Da ist Heimat.** Roman. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—.

do. **Das Lied der Eisenbahn.** Roman. Geheftet M. 2—, elegant gebunden M. 3.—.

Dietrich Theden, **Rätsel der Liebe.** Roman. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4. —.

Soeben erschien:

Richard Küas:

Vom Baum der Erkenntnis.

Deutscher Kolonialroman.

Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—.

Leipziger Buchbindery-A.-G. vorm. Gustav Fritzsche.